

Das Zeit-Wissen
medizinisch-psychologischer Fallgeschichten
um 1800

Epistemische Schreibweisen
bei Marcus Herz, Christian Heinrich Spieß und Heinrich von Kleist

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt von

Martina Kliem

aus Gräfelfing

2017

Erstgutachterin Prof. Dr. Annette Keck

Zweitgutachter Prof. Dr. Stephan Kammer

Datum der mündlichen Prüfung 5. Juli 2017

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	4
2	Medizinisch-psychologische Fallgeschichten, Zeit-Wissen und epistemische Schreibweise(n)	19
3	Kontexte: der Fall um 1800	45
3.1	Den geheimen Triebfedern auf der Spur: der Fall in der literarischen Ästhetik und Poetik des 18. Jahrhunderts	45
3.2	Sammlung, Serie, Sensation: die mediale Praxis des Falls	67
4	Medizin – Zeit – Darstellung	77
4.1	Die neue Zeitlichkeit	77
4.1.1	<i>Deep time</i> und <i>time's arrow</i> : Temporalisierungstendenzen	77
4.1.2	„Das goldene Zeitalter, das einen Tag dauerte“: die Medizin der Klinik	86
4.1.3	Blickwechsel: die verborgenen anatomischen und psychischen Zeichen ...	97
4.2	Darstellungslogiken medizinischer Fallgeschichten	108
4.2.1	Spurensuche: Traditionen medizinischer Falldarstellung	108
4.2.2	A. E. Büchners ‚Poetik‘ für die „Krankheits=Geschichte“	115
4.2.3	Psychiatrische Fall-Texte	128
5	Marcus Herz (1747–1803)	135
5.1	„Umherwandeln in den Grenzfällen“: zwischen Philosophie, Medizin und Psychologie	135
5.1.1	Von Koryphäen und Monddoktoren, von Beobachtung und Experiment: Herz' medizinischer Standpunkt	143
5.1.2	Das Zusammenspiel von Körper und Seele: der <i>Versuch über den Schwindel</i> über Vorstellungen, Zeit und Raum	150
5.1.3	„Digressionen“ zur Vollkommenheit: der <i>Versuch über Geschmack über Ästhetik und Medizin</i>	157

5.2	Marcus Herz' Fallgeschichten	171
5.2.1	<i>Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg</i> (1783)	172
5.2.2	<i>Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz Krankengeschichte</i> (1798) ..	192
5.2.2.1	Das dynamische Protokoll	198
5.2.2.2	Tod als Therapie	204
6	Christian Heinrich Spieß (1755–1799)	214
6.1	„Der Rasenden Reporter“ und seine Geister: Erfolg und Erfahrungsseelenkunde	214
6.1.1	Unter der Geißel der Leidenschaften: Spieß' <i>Biographien der Selbstmörder</i> und <i>Biographien der Wahnsinnigen</i>	225
6.1.2	Der Wahnsinn als pathologische Störung in Spieß' <i>Biographien</i>	237
6.2	Christian Heinrich Spieß' Fallgeschichte <i>Jakob W***r</i> (1796)	257
6.2.1	Das Fenster in der wahnhaften Brust: die Verwandlung des Ökonomen	257
6.2.2	Das Rad der Einbildungskraft und die Zergliederung des Verlaufs	266
7	Heinrich von Kleist (1777–1811)	283
7.1	Kleists „unerklärlicher Drang“ zur Wissenschaft	283
7.1.1	Im „Schlagraum“ der Elektrizität	289
7.1.2	Von Nervenfasern und Halbleitern: Kleists medizinisch-psychologisches Wissen	298
7.2	Heinrich von Kleists Trauerspiel <i>Penthesilea</i> (1808)	321
7.2.1	„Blutumschäumtes Mordgetümmel“ und „ferne Flammenkreise“: zwischen Raserei und Wahn	326
7.2.2	Die illusorische Idylle der „wüthenden Megäre“	348
8	Schluss	364
9	Siglenverzeichnis	369
10	Literatur- und Vortragsverzeichnis	372

1 Einleitung

Als sich Dr. P. von seinem Gesprächspartner und seiner Frau verabschiedet, sieht er sich nach seinem Hut um, fasst plötzlich mit beiden Händen den Kopf seiner Gattin – und versucht, ihn hochzuheben, um ihn sich auf das eigene Haupt zu setzen. Der Gesprächspartner, der diese ungewöhnliche Szene beobachtet, ist Oliver Sacks, der behandelnde Arzt von Dr. P. Als Paradebeispiel für visuelle Agnosie, Seelenblindheit, verewigte er seinen Patienten in der titelgebenden Fallgeschichte seines millionenfach verkauften Bestsellers *The Man Who Mistook His Wife for a Hat* (1985).¹ Darin sammelte der im Jahr 2015 verstorbene britische Neurologe erzählerisch aufbereitete Fälle aus seiner medizinischen Praxis. Sacks war ein Star seines Fachs; die Gründe dafür liegen in seinem exaltierten Lebenswandel inklusive Hells-Angels- und LSD-Vergangenheit, seinem halblegalen L-DOPA-Experiment an *encephalitis lethargica*-Patienten in den 1960ern und dem schriftstellerischen Erfolg.² Seine novellistisch anmutenden Studien inszenieren den Arzt als Protagonisten neben seinen Patienten und verwehren sich auch nicht der leisen Komik, die den neurologischen Fällen eignet:

For not only did Dr P. increasingly fail to see faces, but he saw faces when there were no faces to see: genially, Magoo-like, when in the street, he might pat the heads of water-hydrants and parking-meters, taking these to be the heads of children; he would amiably address carved knobs in the furniture, and be astounded when they did not reply.³

Oliver Sacks, der mit seinen Fallgeschichten an einen der Väter der Neurologie, den Russen A. R. Lurija, anknüpft, erläutert im Vorwort zu *The Man Who Mistook His Wife for a Hat*, warum er für eine ausgereifte klinische Erzählpraxis plädiert: „[...] we must deepen a case history to a narrative or tale: only then do we have a ‚who‘ as well as a ‚what‘, a real person, a patient, in relation to disease – in relation to the physical.“⁴

Ähnlich argumentierte bereits Emil Kraepelin (1856–1926),⁵ wenngleich aus anderen Beweggründen. Der Psychiater gilt als „Architekt der modernen psychiatrischen Nosologie“⁶, auf dessen Klassifikationssystem noch die heute gängigen Diagnose-Manuale wie das aktuelle DSM-5 beruhen. In den 1880er Jahren veröffentlichte er Lehrbücher,

¹ Vgl. Oliver Sacks: *The man who mistook his wife for a hat*. London: Picador 2011, S. 9–24.

² Willi Winkler: „Der menschenfreundlichste Arzt seit Sigmund Freud.“ In: *Süddeutsche Zeitung* [31.08.2015]; Burkhard Müller: „Zeit des Erwachens.“ In: *Süddeutsche Zeitung* [06./07.06.2015].

³ Sacks: *The man who mistook*, S. 9.

⁴ Sacks: *The man who mistook*, S. x (*Preface*).

⁵ Vgl. Bernhard Pauleikhoff: „Emil Kraepelin (1856–1926).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 299–322.

⁶ Michaela Ralser: „Der Fall und seine Geschichte. Die klinisch-psychiatrische Fallgeschichte als Narration an der Schwelle.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 115–126, hier: S. 120.

wie *Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende [sic!] und Aerzte* (1889), mit Darstellungen medizinischer Fälle, die narrativ ausgestaltet sind. Sie kennzeichnet eine elaborierte Umgangssprache, die weit vom zeitgenössischen Ideal eines nüchtern-deskriptiven Wissenschaftsdukus entfernt ist.⁷ Sie ist nicht nur blumig, sondern vermengt auch Beobachtendes, Deutendes und Wertendes. Dahinter steht zunächst die didaktische Überlegung, dass sich dem Leser ein nachhaltiges Bild der Krankheit desto stärker einprägt, je anschaulicher ihre Schilderung ausfällt.⁸ Sie zielt darauf ab, den Rezipienten „in eine Erkenntnishaltung [zu; MK] versetzen, die die Wahrnehmung von klinischen Fällen präformiert.“⁹

Charakteristisch für Kraepelins Fallgeschichten ist zudem, dass der Psychiater in die Verlaufserzählung eingreift. Er sortiert die einzelnen Elemente hinsichtlich ihrer Abfolge neu, baut Anachronien und iterative Momente ein. Zudem verzichtet er auf *verba dicendi*, wechselt damit in den dramatischen Modus und verwendet mittels Gedankenberichten oder erlebter Rede einen weit unmittelbareren Modus als etwa sein Kollege Richard von Krafft-Ebing (1840–1902).¹⁰ Dieser nutzt ausschließlich eine faktografische Erzählweise, wie sie in Krankenakten um 1900 üblicherweise zu finden ist. Interessanterweise wenden sich Kraepelins Darstellung genau dann der literarisierten Narration zu, als er die temporale Ordnung der Krankheit – Dauer, Beginn, Verlauf – zur Klassifikation heranzieht.¹¹ Der spezifische Verlauf der Krankheit dient ihm dazu, psychische Störungen zu systematisieren – ein Novum in der Psychiatrie um 1900.¹² Da für ihn Krankheit „ein *Geschehen* [meint; MK], das durch eine spezifische Abfolge von

⁷ Yvonne Wübben: „Ordnen und Erzählen. Emil Kraepelins Beispielgeschichten.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 381–395, hier: S. 387. Meist nutzte Kraepelin eine ungeordnete Zettelsammlung mit sogenannten Zähl- und Forschungskarten. Diese Formulare dienten dazu, Patienten- und Krankheitsdaten zu statistischen Zwecken zu sammeln. Allerdings mussten hierbei Details zu Diagnose, Symptomen und dem Krankheitsverlauf auf wenige Sätze beschränkt bleiben, weshalb Kraepelin in der Didaktik einen anderen Weg wählte (Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 383).

⁸ Kraepelin nennt als Referenz Quintilian, dessen Augenscheinlichkeitspostulat den Stil der Lehrbuch-Fälle bedinge: Er wende die textuelle Imaginationsstrategie der antiken Rhetorik, *sub oculos subiecto*, an, die das vor Augen stellen will, was nicht gesehen werden kann. Anschaulichkeit dient demnach zur Evidenzerzeugung (Yvonne Wübben: „Mikrotom der Klinik. Der Aufstieg des Lehrbuchs in der Psychiatrie (um 1890).“ In: Dies.; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 149–175, hier: S. 173).

⁹ Wübben: Mikrotom der Klinik, S. 174. Kraepelins Kasuistik zielt nicht auf eine abwägende Beobachtungs-, sondern eine Erkenntnishaltung ab: Indem Kraepelin über einen Selektionsprozess vermeintlich real existierende, aber abstrakte Typen kreiert (Yvonne Wübben: *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts*. Paderborn: Konstanz University Press 2012, S. 117), zeigt er am Einzelfall die charakteristischen Zeichen der Krankheit, sodass die Leser seines Lehrbuchs theoretisch in der Lage sind, auch selbst jene Zeichen am Patienten zu erkennen.

¹⁰ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 387f. Vgl. Wübben: Mikrotom der Klinik, v. a. S. 166–175; Wübben: *Verrückte Sprache*, v. a. S. 114–126.

¹¹ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 392.

¹² Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 391. S. a.: Wübben: *Verrückte Sprache*, S. 74.

Symptomen gekennzeichnet ist“¹³, strukturiert Kraepelin das Krankheitsbild von einer größtenteils synchronen Entität in eine diachrone um, die nun auch auf die zeitliche Entwicklung der Krankheitsmerkmale passt.¹⁴ Werden Krankheiten nach Art ihrer Entstehung, ihres Verlaufs, ihrer Stadien und Abschlüsse voneinander unterschieden und klassifiziert, wird das Prinzip der Zeitlichkeit nosologisch verankert.

Angesichts ihrer aufwendigen Textgestalt werfen Kraepelins Lehrbuch-Fallgeschichten die Frage nach dem Verhältnis von Nosologie und Narration auf.¹⁵ Wie Yvonne Wübben gezeigt hat, sortiert Kraepelin in seinen Darstellungen die Abfolge der Einzel-elemente um – der *discours* seiner Fallgeschichten weicht von der *histoire* ab. Über Analepsen kann der Psychiater so den Krankheitsbeginn vom aktuellen Zustand scheiden, was es ihm ermöglicht, Krankheiten also auch in der Nosografie, ihrer Beschreibung, gezielt nach ihrem Verlauf zu differenzieren.¹⁶

Der Verlauf als „wesentliche[r] Pfeiler des taxonomischen Systems“¹⁷ in der Psychiatrie gerät bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Fokus. Johann Christian Heinroth (1773–1843) zeigt in seinem *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens* (1818), wie sich der Verlauf einer psychischen Krankheit in der Falldarstellung konturrieren lässt. Dem traditionellen Muster von *coctio* – *crisis* – *lysis* folgend, arbeitet Heinroth in der Beschreibung des Wahnsinns drei Stadien der Seelenstörung heraus.¹⁸

¹³ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 391; Hervorheb. im Orig. S. a. Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Ungekürzte Ausgabe*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2011, S. 104f. Pauleikhoff schränkt Kraepelins Fokus auf das Verlaufsgeschehen insofern ein, als er zwar zum einen die „schon von Kahlbaum erhobene Forderung, nicht nur Symptome, sondern vielmehr ‚das Gesamtbild [sic!] eines Krankheitsfalles in seiner Entwicklung von Anfang bis zum Ende‘ zu berücksichtigen“, ausdrücklich unterstreiche, sich dann aber selbst nicht daran halte, wenn es um die Differenzierung von Katatonie und Hebephrenie gehe (Pauleikhoff: Emil Kraepelin, S. 308).

¹⁴ Stephanie Kiceluc: „Der Patient als Zeichen und Erzählung: Krankheitsbilder, Lebensgeschichten und die erste psychoanalytische Fallgeschichte.“ In: *Psyche* 1993, Bd. 47/Heft 9, S. 815–854, hier: S. 829. Kraepelin stellte schon in den 1880ern entsprechende Reformbemühungen an, eben indem er Krankheit nicht mehr ausschließlich hinsichtlich ihrer Ätiologie definiert und im Gegensatz zu seinen Vorgängern versucht, Krankheitseinheiten zu zeichnen (Pauleikhoff: Emil Kraepelin, S. 301). Die Verlaufsgroupierung hat zur Folge, dass die klinische Kasuistik systematisch ausgeweitet wird, indem Fälle bearbeitet und überarbeitet werden, bis sie später schließlich paradigmatischen Status erhalten (Wübben: Verrückte Sprache, S. 6).

¹⁵ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 385.

¹⁶ Indem er skizziert, wo sie ihren „lebensbiographische[n] Beginn“ (Wübben: Verrückte Sprache, S. 125) nehmen und in welchem Zeitraum sich das jeweilige Krankheitsbild voll entwickelt, grenzt er – wie Wübben herausarbeitete – die Konzepte der *Dementia praecox* und der Paranoia von anderen Formen der Geisteskrankheit ab: „Die Frage des Beginns wird damit zu einem differentialdiagnostisch relevanten Kriterium, das auf der Ebene der Erzählung durch die Analepse reflektiert wird.“ (Wübben: Verrückte Sprache, S. 125)

¹⁷ Yvonne Wübben: Büchners Lenz – ein psychiatrischer Fall? Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18491 [20.01.2017].

¹⁸ Bei Heinroth – bekannt auch aufgrund seiner Beteiligung am Gerichtsprozess Johann Christian Woyzecks, der historischen Vorlage für Büchners *Woyzeck* – taucht erstmals der Begriff ‚Psychosomatik‘ auf, den Schmaus in Zusammenhang mit Büchners Drama diskutiert (Marion Schmaus: Georg Büch-

Um sie voneinander zu scheiden, nutzt er spezifische Erzählweisen, welche die jeweilige Symptomatik in ihrem Charakter – ob sukzessive oder intervallartig beispielsweise – erfassen. Auf diese Weise erhebt Heinroth den zeitlichen Verlauf auch im Text zum Unterscheidungskriterium, denn aufgrund der Symptom-Abfolge kann die einzelne Seelenstörung nicht nur hinsichtlich der ihr eigenen Stadien, sondern auch von anderen Störungen differenziert werden,¹⁹ womit er Kraepelins Systematik vorweg nimmt.

Am Potenzial textueller Inszenierung, nosografische Momente abbilden zu können, setzt auch diese Studie an, allerdings richtet sie den Fokus neu aus: Denn was Heinroth vorgeführt und Kraepelin benannt hat, ist die Tatsache, dass „die Krankheit selber eine Geschichte hat und erzählt [...] Die Narration, die Geschichte und Geschichtlichkeit geht nun in die Krankheit selbst ein und wird zum ausgezeichneten Instrument ihrer Erkennung.“²⁰ Bemerkenswerterweise offenbart ein Blick ins 18. Jahrhundert, dass eine von der Forschung bislang kaum beachtete Abhandlung des Mediziners Andreas Elias Büchner (1701–1769) bereits einen Vorstoß in diese Richtung wagt. In seinem *Medicus*-Traktat (1762)²¹ fordert A. E. Büchner, dass der Arzt „die bey denen Patienten vorkommende[n] Umstände in einen richtigen Zusammenhang bringe, und daraus eine deutliche und vollständige Historie der Krankheit formire [alles sic!]“ (Med I, S. 41). Schließlich bestehe die „Geschichte einer Krankheit [...] ordentlicher Weise in einer

ners dramatische Lehre vom ganzen Menschen. ‚Woyzeck‘ als ästhetischer Kommentar zu Entwicklungen in Psychiatrie, Medizin, Wissenschaft, Militär und Justiz. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18502 [20.01.2017]).

¹⁹ S. a. in Bezug auf Georg Büchners Erzählung *Lenz*: Yvonne Wübben: *Büchners Lenz. Geschichte eines Falls*. Paderborn: Konstanz University Press 2016, S. 15–110. Medizinhistorisch ist die Taktik, die Stadien durch verschiedene Erzählweisen voneinander abzugrenzen, allerdings eine Interimslösung: Denn „mit dem Aufkommen statistischer Erfassungsmethoden – mit Fragebögen, Datenbanken oder gezielten Katamnese-Studien – wird eine exaktere Verlaufsforschung möglich und die auf Einzelbeobachtungen basierenden Beschreibungen [werden; sic!] durch statistisch ermittelte Verläufe ersetzt.“ (Wübben: *Lenz* – ein psychiatrischer Fall)

²⁰ Ralser: *Der Fall und seine Geschichte*, S. 120. Die Erkenntnis, dass die Krankheit eine Geschichte hat und erzählt, die Ralser als Leistung Kraepelins herausstreicht, schränkt Kiceluc dagegen etwas ein: Da Kraepelin vor allem die Narration der Lebensgeschichte, ihre Ausdruckweisen also, interessierte, sah er die Biografie des Patienten ausschließlich als Möglichkeit, anhand von Verlaufs- und Fortschrittsmerkmalen die Krankengeschichte aufzudecken (Kiceluc: *Der Patient als Zeichen*, S. 828).

²¹ Der erste und für die vorliegende Arbeit entscheidende Band erschien im Jahr 1762 unter dem Titel *Der in schweren und verwirrten Krankheiten vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus: oder gründlicher Unterricht, wie in solchen wichtigen Fällen besonders von jungen Ärzten Consilia Medica am sichersten können theils eingeholet, theils auch fürnehmlich nach Hofmannischen und Boerhavischen Grundsätzen klüglich ertheilet werden*. Insgesamt führen in Deutschland derzeit [Stand Januar 2017] nur sieben Bibliotheken diesen Titel: Neben der Marienbibliothek in Halle sind dies die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, die Universitätsbibliotheken Freiburg, Erlangen-Nürnberg und Bamberg, die Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf sowie die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. Als Zitationsgrundlage dient hier das Freiburger Exemplar (Andreas E. Büchner: *Der in schweren und verwirrten Krankheiten vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus: oder gründlicher Unterricht, wie in solchen wichtigen Fällen besonders von jungen Ärzten consilia medica am sichersten können theils eingeholet, theils auch fürnehmlich nach Hofmannischen und Boerhavischen Grundsätzen klüglich ertheilet werden*. Bd. 1. Erfurt: Weber 1762), im Folgenden im Text mit der Sigle Med I und der entsprechenden Seitenzahl zitiert. S. a. Kap. 4.2.2.

deutlichen und zusammenhängenden [sic!] Erzählung aller dererjenigen Umstände, Veränderungen und Zufälle, welche von Anfang derselben sind wahrgenommen worden“ (Med I, S. 43). Erst die Erzählung stellt also den Kausalnexus zwischen Ereignissen her und trennt tatsächliche Krankheitsursachen von kontingentem Geschehen;²² die Krankheit erhält ihre Geschichte und damit die ihr eigene Symptomatik und ihren spezifischen Verlauf.²³

Wenn A. E. Büchners Poetik der Krankheitsgeschichte²⁴ von den Medizinern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Selektion und Komposition fordert, nennt sie eben jene Mittel, über welche im Text begrifflich noch nicht reflektierte Differenzen aufgezeigt, Krankheitskonzepte in ihren Konturen vorgezeichnet und pathologische Aspekte erfahrbar gemacht werden können. Das muss umso mehr für Wissensbereiche gelten, die um 1800 im Entstehen begriffen sind: Indem sie Fälle notierten, erschrieben sich Karl Philipp Moritz und die Pioniere der Erfahrungsseelenkunde ihr Fach, aus dem die institutionalisierten Disziplinen der Psychologie und Psychiatrie erwachsen sollten. Da sie über die verschiedenen Darstellungs- und Argumentationsformen ein Werkzeug der nosografischen Differenzierung zur Hand hatten, wie es bereits A. E. Büchners ambitionierte Poetik vorschlug, muss die heterogene Gestalt von Fall-Texten neu bewertet werden. Narrative Strategien, wie die Reduktion von Mittelbarkeit,²⁵ gehen über ihre rhetorische Funktion hinaus, den Fokus auf einen spezifischen Punkt in der Erzählung, wie die Heilung, auszurichten. Es kann nicht ausreichen, Elemente wie dramatische Versatzstücke, die auch Karl Philipp Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* (1783–1793) aufweist, ausschließlich damit erklären zu wollen, dass sie zum Repertoire populärer Literatur zählen oder dass sich die Protagonisten damit am besten charakterisieren lassen,²⁶ wie bislang meist geschehen. Eine solche Argumentation greift schon allein deshalb zu kurz, weil im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend problematisiert

²² Carsten Zelle: „Die Geschichte bestehet in einer Erzählung“. Poetik der medizinischen Fall Erzählung bei Andreas Elias Büchner (1701–1769).“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 301–316, hier: S. 311.

²³ Vgl. Med I, S. 83f. S. a.: Carsten Zelle: „Fall und Fall Erzählung in Friedrich Hoffmanns *Medicina Consultatoria* (1721–1739).“ In: Yvonne Wübben; Ders. (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 348–373, hier: S. 370f.

²⁴ Vgl. Zelle: A. E. Büchner.

²⁵ Vgl. Holger Korthals: *Zwischen Drama und Erzählung. Ein Beitrag zur Theorie geschehensdarstellender Literatur*. Berlin: Erich Schmidt 2003, v. a. S. 100–108; zu ‚Mittelbarkeit‘ im 18. Jahrhundert: Rolf Tarot: „Drama – Roman – Dramatischer Roman. Bemerkungen zur Darstellung von Unmittelbarkeit und Innerlichkeit in Theorie und Dichtung des 18. Jahrhunderts.“ In: Linda Dietrick; David G. John (Hg.): *Momentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy*. Waterloo/Ontario, Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 241–269.

²⁶ Wolfgang Promies: „Nachwort.“ In: Christian Heinrich Spieß: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966, S. 317–332, hier: S. 327.

wird, wie sich psychisches und physisches Innenleben an körperlichen Zeichen lesen und deuten lässt.²⁷

Stattdessen ist das Anliegen dieser Studie zu zeigen, dass und wie die Textstrategien und Schreibweisen von Fall-Texten aus dem um 1800 interdiskursiven Dreieck von Medizin, Psychologie und Psychiatrie epistemische Aufgaben übernehmen. Dabei werden die wertvollen Analyseansätze von Yvonne Wübben und Michaela Ralser, die in Bezug auf die Kraepelinschen und Heinrothschen Fallgeschichten wie skizziert wichtige Ergebnisse lieferten,²⁸ für Falldarstellungen an der Wende zum 19. Jahrhundert nutzbar gemacht und entscheidend variiert. Wie zu zeigen sein wird, ist das Prinzip der Verzeitlichung schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die treibende Kraft, die hinter den textuellen Strategien steht und welche die heterogene Gestalt von medizinisch-psychologischen Fallgeschichten als Unternehmen ausweist, Erzählform und erzählten Inhalt zu verknüpfen.

Gestützt wird diese Argumentationslinie durch wissenschaftstheoretische Umschichtungsprozesse im 18. Jahrhundert: Während sich Zeitlichkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts als das kardinale Klassifikationsmerkmal in der Psychiatrie etabliert, steigt ihre Bedeutung schließlich bereits ein Jahrhundert zuvor in der Medizin entscheidend. Wie Foucaults Studie *Die Geburt der Klinik* (1963) erörtert, werden beim Wandel von klassifizierender Medizin zur Medizin der Klinik und schließlich zur anatomisch-pathologischen Medizin die Grenzen zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem neu ge-

²⁷ Wolfgang Schäffner: „Die Zeichen des Unsichtbaren. Der ärztliche Blick und die Semiotik im 18. und frühen 19. Jahrhundert.“ In: Inge Baxmann; Michael Franz; Ders. (Hg.): *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert* (LiteraturForschung, 2). Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 480–510, hier: S. 481. In diesem Kontext ist auch das ‚Enthüllungstheater‘ des bürgerlichen Trauerspiels zu sehen, das sich mit seinem Bestreben, das unsichtbare Innere des Menschen an der Körperoberfläche sichtbar zu machen, von den inszenierten Affekten des Barocktheaters abgrenzt. Lessings Sara Sampson mutiert unter diesen Vorgaben zum Beobachtungsobjekt auf der Bühne (ebd., S. 480f.).

²⁸ Siehe Wübbens ausführliche Arbeit hierzu, insbesondere Wübben: Büchners Lenz; Wübben: Ordnen und Erzählen; Wübben: Verrückte Sprache; Wübben: Mikrotom der Klinik; Yvonne Wübben: „Die kranke Stimme: Erzählinstanz und Figurenrede im Psychiatrie-Lehrbuch des 19. Jahrhunderts.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 151–170. Vgl. in Bezug auf die Vorwegnahme einer definitorischen Unterscheidung zwischen Halluzination und Illusion bei Pinel und die ‚irre Rede‘ im Kontext des Objektivitätsanspruchs bei Kraepelin: Wübben: Die kranke Stimme; Wübben: Verrückte Sprache, siehe v. a. S. 114–125. Auch Ralser betont, dass bei Kraepelin die Ordnung der Krankheit als ‚Syntax der Zeichen in der Zeit‘ und die diachrone Erzählung des Krankheitsverlaufs bedeutsam werden. Darin sieht sie den Beginn der entwicklungsgeschichtlichen Denkweise im Rahmen der Psychiatrie (Michaela Ralser: *Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900*. Paderborn/München: Fink 2010, S. 46f.); Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 388. Kraepelin hat die Fallsammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts nachweislich konsultiert, weshalb eine Anlehnung an stilistische Traditionen daher durchaus möglich ist. Doch der entscheidende Grund für die spezifische narrative Ausrichtung seiner Fallberichte liegt im Fokus auf den Verlauf der Krankheit, worauf Wübben zu Recht hinweist (Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 389).

zogen, was eine epistemologische Neuorganisation der Krankheit darstellt. Da die räumlich konzipierte Medizin der Arten durch die dezidiert zeitliche Lektüre der Medizin der Klinik abgelöst und diese anschließend wiederum zur anatomisch-pathologischen Medizin variiert wird, ist die Krankheit nun ein „endliches, körperliches Netz von Symptomen“²⁹, welche der ärztliche Blick in deren räumlicher und zeitlicher Dimension freilegen kann. Der Tod wird in den Körper eingefügt und so erstmals als eine dem Körper inhärente Möglichkeit verstanden. Aufgrund dieses epistemologischen Einschnittes sind für Foucault die Jahre zwischen 1775 und 1825 der entscheidende Zeitraum, in dem sich die Wissenschaftsgeschichte der Moderne zuwendet und die medizinische Erfahrung einen grundlegenden paradigmatischen Wandel erfährt. Vorbereitet wurde er in der Klinik, welche durch neue Erfahrungsmodi Krankheitsfälle in Serie und damit große Datenmengen hervorbrachte. Da sich aus ihnen wiederum einzelne Fälle herausheben und zu Falldarstellungen verdichten ließen, beeinflusste die Klinik zudem die Entstehung der modernen Fallgeschichte.³⁰

Angesichts der Beobachtungen von Foucault liegt der Schluss nahe, dass sich der epistemologische Umbruch hin zu einer Verzeitlichung als dem dominanten Prinzip in Medizin, Psychologie und Psychiatrie in fallbasierte Texte um 1800 einschreibt. Daraus erwachsen folgende auf- und auseinanderfolgende Thesen: Spezifische inszenatorische Verfahren der Selektion und Komposition, wie sie A. E. Büchner für die medizinische Fallgeschichte fordert, resultieren, so meine Überlegung, in der Mischung von narrativen und dramatischen Schreibweisen. Gezielt eingesetzt, um temporale Aspekte zu akzentuieren, sind es die ineinander geschalteten Darstellungsmodi, dank derer entscheidende nosografische Momente im Text erfahrbar gemacht werden. Wie zu zeigen sein wird, gilt dies eben nicht nur für Fall-Texte der wissenschaftlichen Notation, sondern für Fallgeschichten unterschiedlichen Gepräges, die zwischen sich die medizinisch-psychologisch orientierte Schreibpraxis ihrer Zeit auffächern: Ein Beispiel für den ‚vernünftigen Arzt‘ der Aufklärung und fachdisziplinären Vertreter gibt Marcus Herz

²⁹ Foucault: Die Geburt der Klinik, Frontispiz; im Folgenden mit der Sigle GK und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

³⁰ Das ‚Zum-Fall-Machen‘ praktiziert die Medizin am kranken Menschen nicht erst seit der Klinik, es ist seit jeher die zentrale Operation der medizinischen Wissenschaft – den Gegensatz von Individuum und Reihe kennt man seit jeher – und definiert damit die Funktion der Fallgeschichte (Volker Hess: „Observatio und Casus: Status und Funktion der medizinischen Fallgeschichte.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 34–59, hier: S. 37; Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 116). Foucault selbst betont, dass es zu kurz greife, die klinische Methode auf Fallgeschichten und die Organisation der Klinik auf die Entdeckung des individuellen Faktums in der Medizin zu beschränken. Schließlich seien die Fallgeschichten bereits seit den Sammlungen der Renaissance als medizinische Tradition etabliert (GK, S. 72f.).

(1747–1803) ab. Der Leiter des Jüdischen Hospitals in Berlin stand in regem Austausch mit Immanuel Kant und Moses Mendelssohn. Als Vorreiter einer ‚medizinischen Psychologie‘ bemühte er sich um die Vernetzung von philosophischen und humanwissenschaftlichen Anliegen, so auch in seinen Fallberichten über die eigene Krankheit sowie die seines Patienten Karl Philipp Moritz. Ihm zur Seite gesellt sich mit Christian Heinrich Spieß (1755–1799) einer der meistgelesenen Schriftsteller der Zeit. Als Verfasser ‚bloßer Unterhaltungsliteratur‘ vom klassischen Kanon bislang ausgeschlossen, verkörpert Spieß mit seinen Bestsellern *Biographien der Selbstmörder* und *Biographien der Wahnsinnigen* besser als jeder andere den populärwissenschaftlichen Ansatz der Epoche, der insbesondere an der Fallgeschichte über Jakob W. exemplifiziert werden soll. Abgerundet wird das Trio durch Heinrich von Kleist (1777–1811), über dessen Affinität zu Wissenschaft und Fall in der Forschung Konsens herrscht. Sein Trauerspiel *Penthesilea* bringt als dramatische Auseinandersetzung mit dem Fall eine aufschlussreiche neue Perspektive in die Diskussion um Schreibweisen der Psychopathologie ein.

Wie zu argumentieren sein wird, beschränkt sich die Mischung von Darstellungsmodi nämlich eben nicht auf narrative Fallgeschichten, die bislang im Fokus des akademischen Interesses standen. Auch im Drama, so die begründete Vermutung, resultiert aus der breit aufgefächerten textuellen Zeit-Inszenierung eine Vermengung dramatischer und narrativer Schreibweisen, welche selbst wieder epistemische Kraft besitzt. Entsprechend lässt sich die Darstellungsform der Fallgeschichte, ungeachtet ihrer Gestalt, selbst als eine epistemische Schreibweise begreifen.³¹ Das bedeutet selbstredend weder, die medizinisch-psychologischen Fallgeschichten um 1800 als Programmatiken einer psychiatrischen Verlaufs-Nosologie *avant la lettre* lesen zu wollen, noch, in ihnen die Eins-zu-eins-Umsetzung eines innovativen Wissenskonzepts auszumachen. Stattdessen hat sich diese Studie zum Ziel gesetzt, Texte um 1800, die sich mit psychopathologischen Phänomenen auseinandersetzen,³² auf ihre Darstellungsstrategien und poetischen Ver-

³¹ Vgl. zuletzt mit Fokus auf literarische Fallgeschichten: Nicolas Pethes: *Literarische Fallgeschichten: Zur Poetik einer epistemischen Schreibweise*. Konstanz: Konstanz University Press 2016.

³² Psychopathologischen Phänomenen wohnt ein gesteigertes zeitreflexives Potenzial inne, was insbesondere am Trauma augenfällig wurde (Michael Osthheimer: Zeit in Worte gefasst. Johannes Pause untersucht Temporalitätskonzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17933 [11.08.2015], der trotz der Studie von Harald Fricke (Harald Fricke: *Das hört nicht auf. Trauma, Literatur und Empathie*. Göttingen: Wallstein 2004) im Zusammenhang von temporaler Desorientierung und Traumaforschung ein narratologisches Desiderat markiert sieht.). Auf protokollarische Temporalreferenzen, nosologische Lexeme wie die ‚Krise‘, die Zeitlichkeit implizieren, oder eine Metaphorik, die zum Beispiel den Ausbruch der Krankheit inszeniert, verweist Britt-Marie Schuster: *Auf dem Weg zur Fachsprache. Sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939)* (Reihe germanistische Linguistik, 286). Berlin: De Gruyter 2010, S. 169f.

fahren zu überprüfen, die sie als Reflexionsmedien eines Zeit-Wissens ausweisen, das sich im Umbruch befindet.

Um aufspüren zu können, wie Fall-Texte Wissen über Körper und Psyche des Menschen und insbesondere das Zeit-Wissen von Medizin, Psychologie und Protopsychiatrie inszenieren, hat die Studie zunächst die analytischen Prämissen zu klären. Sie situert sich dabei im interdisziplinären Spannungsfeld von Wissenspoetik respektive einer Poetologie des Wissens, das sich mit Schreibweisen des Falls auseinandersetzt. Das Potenzial von Texten, diskursive Konstellationen auffangen zu können, wird hinsichtlich der Frage nach epistemisch verankertem Zeit-Wissen vor dem Hintergrund der zeitlichen Signatur von Fall-Texten untersucht. Auf diese Weise wird einer der aktuellsten Forschungsansätze, das Verhältnis von Zeit, Wissen und Darstellung zu denken, auf medizinisch-psychologische Diskurse zugespitzt. Ist in dieser Studie die Rede von ‚medizinisch‘, ‚psychologisch‘ und ‚psychiatrisch‘, dann wird dieses Vokabular stets in seinem historisch-kulturell-relativen Sinne gebraucht. Angesichts der Heterogenität der Fall-Texte, an der sich die Fallgeschichtsforschung abarbeitet, gerät die begriffliche Kontroverse um das Phänomen der Gattungsmischung und mit ihr die Ansätze der transgenerischen Narratologie in den Blick. Ihr wird ein Plädoyer für das Analysewerkzeug ‚Schreibweise‘ gegenübergestellt (Kap. 2).

Die darauf folgenden Kapitel widmen sich den Interdependenzen von literarischer Ästhetik und Poetik, der medialen Praxis des Falls und dem epistemologischen Kontext. Zusammen prägen sie die Schreibweisen von Fallgeschichten (Kap. 3 und 4). Zunächst soll zur Sprache gebracht werden, inwiefern der Fall-Begriff im ästhetischen Diskurs eine Rolle spielt. Dass sich Seelenlehre, Ästhetik und Poetik um 1800 annähern, zeigt der Blick auf Henry Home, Moses Mendelssohn und Johann Jacob Engel. Die Lösungsansätze, welche die literarische Ästhetik beim Versuch, die geheimen Triebfedern der Seele aufzudecken, vorträgt, führen mitten in die zeitgenössische Diskussion um gemischte Modi der Darstellung. Den zentralen poetologischen Positionen dieser gerade im späten 18. Jahrhundert prävalenten Streitfrage und ihren Umsetzungen sei an jener Stelle etwas Raum gegeben. Schließlich treffen hier die Vorstöße, narrative und dramatische Schreibweisen zu verbinden, auf entschiedenen Widerstand. Dieser führt ausgerechnet das Argument der Zeit ins Feld, wie an Johann Wolfgang von Goethes und Friedrich Schillers Briefwechsel deutlich wird. Den poetologischen Positionen wird die literarische Praxis der Autoren am Beispiel der vom Forschungsinteresse bereits reich-

lich bedachten Kriminalfallgeschichten gegenübergestellt, wobei auch die Traditionslinien des Erzählens aufgezeigt werden, die sich in ihnen finden lassen (Kap. 3.1).

Darstellungen des Falls stehen darüber hinaus in engem Zusammenhang mit dessen medialer Praxis, also den Produktions-, Publikations- und Rezeptionsbedingungen, die der enorm wachsende Buch- und Zeitschriftenmarkt am Ende des 18. Jahrhunderts aufstellt. Bezüglich der medialen Selektion und Transformation von Beobachtungen wird *Magazin*-Herausgeber Moritz als Galionsfigur erfahrungsseelenkundlicher Fallsammlungen zu Wort kommen. Etablierte Wissensbestände zu überprüfen und neue zu erschließen, hat in der Geschichte der Fallsammlungen Tradition, wie gezeigt wird. Zum Charakteristikum des Falls als Teil einer Sammlung gesellt sich im 18. Jahrhundert das Kennzeichen der Serie: Dem erfüllten Anspruch, als Schnittstelle für den dynamischen Wissensaustausch zu dienen, und der Lust an der Sensation verdanken die periodisch erscheinenden Publikationsformen ihren ausnehmenden Erfolg. Das Prinzip der Verzeitlichung wird hier zum entscheidenden Mittel, den rasanten Wissenszuwachs zur Jahrhundertwende zu bewältigen. Inwiefern die mediale Praxis die disparaten Textformen bestimmt, sei abschließend an medizinischen Fallsammlungen sowie psychologischen und protopsychiatrischen Zeitschriften thematisiert (Kap. 3.2).

Um ihren Schreibweisen gerecht zu werden, müssen zudem die spezifischen epistemischen Kontexte berücksichtigt werden, in denen medizinisch-psychologische Fallgeschichten um 1800 agieren und mit denen sie in einem konstitutiven Verhältnis stehen. Dieser Aufgabe widmet sich daher der Block zu den Umbrüchen, welche die Sattelzeit ausmachen. Generelle Temporalisierungstendenzen, wie sie die Konzepte der *deep time* und des *time's arrow* verkörpern, werden einführend beleuchtet, bevor mit Foucaults medizinhistorischer Studie *Die Geburt der Klinik* die grundlegende Umstrukturierung der Krankheit um 1800 im Fokus stehen wird. Es sind diese vielschichtigen Verschiebungen und Verflechtungen in der Medizin hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Aspekt der Zeit, die den notorischen Untersuchungszeitraum ‚um 1800‘ für die hier verfolgte Fragestellung validieren. Sie kommen in ihrem Wechselspiel der Prinzipien ‚Verräumlichung‘ und ‚Verzeitlichung‘ zur Sprache. Die Verbindung soll von naturgeschichtlicher Taxonomie und nosologischer Klassifikation in der Medizin der Arten zu den Veränderungen gezogen werden, die der Blick auf Epidemien, Milieu und Serie in die Heilkunst einträgt (Kap. 4.1.1). Im Kontext der entstehenden klinischen Medizin werden die Schwierigkeiten beleuchtet, welche die Symptome und Zeichen für den beobachtenden, deutenden und notierenden Mediziner aufwerfen. Dazu kommen die wich-

tigste Gewährsleute für empirische Datengewinnung und deren Verarbeitung wie Boerhaave, Sydenham sowie Hoffmann und Stahl zu Wort. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt auch die medizinische Semiotik, in der sich die Beziehung zwischen Symptom und Zeichen verschiebt. Schließlich wandert hier die Zeit in die Medizin ein; das gestärkte Interesse an den Verlaufsformen der Krankheiten bestimmt die ärztliche Perspektive und die zeitliche Logik rückt im späten 18. Jahrhundert, akzentuiert durch den *Krisis*-Begriff, in den Vordergrund (Kap. 4.1.2). Wie der ärztliche Blick in der klinischen Medizin jedoch durch die verborgenen anatomischen und psychischen Zeichen zunehmend verunsichert wird, was in der Neuausrichtung der anatomisch-pathologischen Wahrnehmung als raum-zeitliches Netz resultiert, wird das Folgekapitel darlegen. Es zeigt auf, inwiefern die Grenzen zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem neu gezogen werden, sich dadurch die Bewertung der Krankheit und des kranken Individuums fundamental wandelt und daraus letztlich ein neuer, dynamischer Naturbegriff entsteht. Einer der führenden Köpfe der pathologischen Anatomie, Xavier Bichat (1771–1802), dient als Kontrastfolie für Philippe Pinel (1745–1826), der als klinischer Mediziner seine semiologische Methode auf dem Gebiet der Geistesstörungen einzusetzen sucht. Skizziert wird hier, wie sich der Wechsel von Wort und Blick in der Anfangsphase der Psychiatrie in den beiden separaten Paradigmen – narrativ und semiologisch – aufspalten sollte (Kap. 4.1.3).

Mit diesen Ausführungen ist ein stabiles Fundament gelegt, das es erlaubt, die Erscheinungsformen und Darstellungsstrategien von medizinischen Fall-Texten einzuordnen. Über ihre Bandbreite soll das vierte Kapitel Aufschluss geben. Die Spurensuche nach Notationstraditionen führt vom hippokratischen Vorbild über die Ausdifferenzierung der Darstellungsformen in der Frühen Neuzeit, ihre Neuausrichtung bei Sydenham und die Hoffmannsche Topik der Krankengeschichte bis zum aufklärerischen Mediziner A. E. Büchner (1701–1769) (Kap. 4.2.1). Mit seinem *Medicus*-Traktat legt Büchner wie erwähnt einen Text vor, der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ungewöhnlich ausgereift mit der medizinischen Fallgeschichte beschäftigt und erstmals eine Art Poetik vorlegt, weshalb ihm besondere Aufmerksamkeit gebührt. Inwiefern Büchner für eine Selektion und Komposition der Fallgeschichte plädiert, wird mit Querverweisen auf die aristotelische Poetik und die rhetorische *evidentia*-Tradition aufgefächert und kontextualisiert (Kap. 4.2.2). Hierbei wird deutlich zu Tage treten, dass, wie Büchner postuliert, die ‚Geschichte der Krankheit in einer Erzählung‘ besteht, was die Krankheit in ihrer Spezifik hinsichtlich Symptomatik und Verlauf hervortreten lässt. Relevant ist

dies insbesondere für psychologisch-psychiatrisch ausgerichtete Fallgeschichten. Struktur und Stilistik früher psychiatrischer Texte sind eng mit etablierten Notationsprinzipien der Medizin verbunden, doch erhalten sie entscheidende Impulse, wie die Falldarstellungen von Pinel und Heinroth aufzeigen. Wie sich die wissenschaftlichen Textsorten im Laufe des 19. Jahrhunderts verändern und sprachlich professionalisieren, wird knapp skizziert, um mit einem kurzen Verweis auf Kraepelin und Freud den Abriss zu Darstellungsvarianten medizinisch-psychologischer Fallgeschichten abzurunden und den Kreis zum Ausgangspunkt dieser Arbeit zu schließen (Kap. 4.2.3).

Mit den Kapiteln 2 bis 4 sind damit die entscheidenden Felder aufgefaltet, an die sich eingehende Textanalysen anschließen lassen (Kap. 5 bis 7). Sie schicken sich an, nach Strukturen, Narrativen, Denkfiguren und Reflexionsstellen zu suchen, die auf ein medizinisches Zeit-Wissen der Texte verweisen und die Fallgeschichten anhand der Vermengung von Darstellungsmodi als epistemische Schreibweise konturieren. Es ist das konstitutive Verhältnis, in dem Zeit, Medizin und Text zueinanderstehen, das dazu führt, dass die jeweils dominante Schreibweise – narrativ oder dramatisch – unterlaufen oder, zuweilen zutreffender, ‚überschwärmt‘³³ wird. Überprüft werden soll diese Vermutung schließlich durch eine präzise Lektüre der Fall-Texte von Marcus Herz, Christian Heinrich Spieß und Heinrich von Kleist.

Den Anfang macht Marcus Herz, der ‚Wandler in den Grenzfürtern‘ Philosophie, Medizin und Psychologie. Seine Auseinandersetzung mit den sich verändernden Theorien Immanuel Kants (Kap. 5.1) prägt sein Selbstverständnis als Arzt sowie seine medizinischen Positionen, die vorgestellt und im zeitgenössischen Kontext verortet werden (Kap. 5.1.1). Die beiden wichtigsten theoretischen Schriften Herz’, der *Versuch über den Schwindel* (1786) sowie der *Versuch über Geschmack* (1776), falten zwischen sich die kardinalen Positionen seines medizinisch-philosophischen Theoriegebäudes auf. Im *Versuch über den Schwindel* umreißt Herz seine medizinische Psychologie und nähert sich über die Begrifflichkeiten Kants dem Leib-Seele-Problem. Da sie erläutert, wie Herz die seelische Verarbeitung von Vorstellungen, deren Verhältnisse und ihre möglichen Störungen denkt, ist diese Schrift entscheidend für den Mediziner. Immerhin ist eines seiner zentralen Anliegen, zu verfolgen, wie sich durch gezielt hervorgerufene Veränderungen in der Seele physische Krankheiten heilen lassen und vice versa (Kap. 5.1.2). Herz’ Befunde hierzu finden sich in seinen Fallgeschichten wieder. Der *Versuch über den Geschmack* beschäftigt sich mit dem Verhältnis von Ästhetik und

³³ Vgl. Anthony Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘. Zur Problematik der Zeit in Kleists *Penthesilea*. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften 2005 und Kap. 7 hier.

Medizin, wie es Herz begreift. Er untersucht darin die Beziehung von Teil und Ganzem sowie von Ursache und Wirkung auf erkenntnis- und medizintheoretischem Fundament und macht sie über den Begriff der ‚Haltung‘ beziehungsweise des ‚Haltungsgefühls‘ für den Arzt in seiner Funktion als Diagnostiker, Therapeut und Protokollant fruchtbar (Kap. 5.1.3). Beispiele dafür liefern Herz’ eigene Fall-Texte, deren komplexe Struktur sie von kontemporären fallbasierten Darstellungen abhebt. Ein Blick auf Herz’ medizinische Publikationen allgemein und die darin aufscheinenden Traditionslinien (Kap. 5.2) bietet den Rahmen für die exakte Analyse der *Psychologischen Beschreibung seiner eigenen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg* (1783). An ihr wird deutlich, dass Herz die theoretisch ausgearbeiteten Zusammenhänge am konkreten Fall nachzeichnet und die Ätiologie wahnhafter Vorstellungen darstellt, indem er narrative Eingriffe vornimmt und die aristotelischen Kategorien der *synthesis* aufruft. Damit leistet die Fallgeschichte noch weit mehr als durch ihren ohnehin schon bemerkenswerten Streich, eine herkömmliche medizinische Krankheitsgeschichte mit einer psychologischen zu ergänzen (Kap. 5.2.1). In seinem Versuch, die verschiedenen Krankheitsphasen kenntlich zu machen, geht der Bericht über Moritz, der im Jahr 1798 als *Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz [sic!] Krankengeschichte* veröffentlicht worden ist, dann noch einen Schritt weiter. Als dynamisches Protokoll demonstriert er zudem, wie ein theoretisches Wissen über psychophysische Zusammenhänge im Rahmen der Therapie nutzbar gemacht werden kann. Dass seine Textstrategien samt Moduswechsel dem Versuch geschuldet sind, neuartige Theorien der medizinischen Psychologie zu skizzieren und innovative Therapiepraktiken vorzustellen, strukturiert als Leitthese die Untersuchung dieser Fallgeschichte (Kap. 5.2.2).

Daran anschließend soll der analytische Blick über die szientifisch ausgerichteten Texte des Mediziners Herz hinausgehen und sich auf die Erzählungen von Christian Heinrich Spieß richten. In das Gewand moralisch-erfahrungsseelenkundlicher Fallgeschichten gehüllt beschäftigen sie sich mit den zentralen wissenschaftlichen Faszinosa der Zeit, insbesondere den Spielformen des Wahnsinns. Entgegen seines Rufs weiß Spieß, der mit seinen dramatischen Arbeiten und seiner Schauerliteratur enorme Erfolge auf der Bühne und dem Buchmarkt feierte, durchaus, wie die Feder zu führen ist (Kap. 6.1). Er nutzt die Vorteile poetischer Techniken in den *Biographien der Selbstmörder* (1785–1789) und den *Biographien der Wahnsinnigen* (1795/1796), zwei seiner Fallsammlungen, in denen Spieß auch die Zusammenhänge von sozialen Normen und bürgerlichen Konventionen mit Leidenschaften und Unzurechnungsfähigkeit behandelt

(Kap. 6.1.1). Wie gezeigt wird, geht Spieß durchaus über die bloße Anwendung moralischer Kategorien hinaus und fertigt in seinen *Biographien* hinsichtlich Ätiologie und Genese differenzierte Skizzen psychischer Störungen an. In ihnen kommen psychophysische Wechselwirkungen ebenso zur Sprache wie die Unzuverlässigkeit wahnsinniger Rede, pathologische Körperwahrnehmungen oder Therapieversuche in den Irrenhäusern (Kap. 6.1.2). Ausnehmend komplex ist die Fallgeschichte von *Jakob W***r*, die 1796 im ersten Band der *Biographien der Wahnsinnigen* erscheint. In ihr zeichnet Spieß ein detailliertes Bild der fixen Idee, eine Brust aus Glas zu haben. Bei der Analyse des Textes wird der zu einem Forschungstopos erstarrte Vorwurf zur Debatte stehen, dass Spieß' Fallgeschichten nichts über den zeitlichen Verlauf der berichteten Krankheiten zu sagen vermögen. Dieser Stoßrichtung soll die Argumentation entgegengesetzt werden, dass der von unterschiedlichen Schreibweisen geprägte Text die psychische Störung, zeitgenössisch als *mania metamorphosis* bestimmt, als spezifischen Krankheitsverlauf inszeniert (Kap. 6.2).

Der finale Analyseblock widmet sich Heinrich von Kleist. Er gerät ins Visier dieser Untersuchung, da seine Werke nicht nur einen ausgeprägten Fall-Charakter besitzen, sondern auch eine komplexe Zeit-Struktur aufweisen und für ihre Vermengung von narrativen und dramatischen Schreibweisen bekannt sind (Kap. 7.1). Kleist an das Ende der Betrachtungen zu setzen, motiviert sich nicht nur aus den hinsichtlich ihres Veröffentlichungsdatums chronologisch angeordneten Werken, die es zu analysieren gilt, sondern vor allem aus einer Weiterentwicklung der bisher verfolgten Argumentationslinie: Sie fragt nach dem Potenzial des Dramas als epistemische Schreibweise. Es wird überprüft, ob auch in *Penthesilea* (1808), einem Trauerspiel, das sich mit psychischen Ausnahmezuständen befasst, Darstellungsstrategien zum Tragen kommen, denen ein nosografisches Moment eignet. Kleist ist als aufmerksamer Zeuge der gravierenden wissenschaftlichen Umwälzungen seiner Zeit fest in deren zeitgenössischen Diskursen verwurzelt. Wie am Prinzip der Polarität offenkundig wird, weiß Kleist Phänomene der Elektrizität auch in poetologischer Hinsicht fruchtbar zu machen. Der Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* zeigt auf, wie unter dem Grundsatz der Erregung Elektrizitätslehre und Nervenphysiologie eingeführt werden (Kap. 7.1.1). Dass Kleists Interesse zunehmend von medizinischen, psychologischen und psychiatrischen Sachverhalten gefangen genommen wird, skizziert das Anschlusskapitel. Seine Vertrautheit mit den Paradigmen sowie den Protagonisten des Animalischen Magnetismus respektive Somnambulismus wie Mesmer, Puységur, Gmelin und Schubert lässt

sich ebenso eindeutig belegen wie ihre poetologische Relevanz für Kleists Werk. Ganz besonders gilt dies für die Nervenlehre von Johann Christian Reil. Da dessen Unterscheidung zwischen Ganglien- und Cerebralnervensystem bei der Analyse der *Penthesilea* bedeutsam werden wird, sollen Reils Vorstellung des Nervensystems sowie seine Auslegung von psychopathologischen Zuständen wie der ‚Zerstreuung‘, der ‚Vertiefung‘ und der Raserei ebenfalls kurz dargelegt werden (Kap. 7.1.2). Inwiefern Kleists Trauerspiel *Penthesilea*, geprägt durch eine ‚Dramaturgie des Zwischen‘ und eine komplexe temporale Organisation, den Verlauf der pathologischen Zustände seiner Figuren als dynamisches Geschehen konturiert, soll die exakte Textarbeit zu Tage fördern. Das Augenmerk gilt der Art und Weise, wie die Wendepunkte jeweils durch Wechsel des Modus markiert, einzelne Zustände als Bestandteile eines zeitlich auf- und auseinanderfolgenden psychopathologischen Prozesses ausstellt und als distinkte Krankheitsbilder eines allgemein gebrauchten Wahnsinnsbegriffs voneinander abgrenzt werden. Die strukturelle Komposition eines Neben- und zugleich Gegeneinanders korrespondiert im Drama mit inhaltlichen Akzenten, nämlich den psychopathologischen Zuständen, die durch motivische und syntaktische Gestaltung sowie die Montage von narrativen und dramatischen Schreibweisen voneinander differenziert werden. Ob sich der Verdacht erhärtet, dass das Trauerspiel durch seine Darstellungsstrategie die eigenen heterogenen Schreibweisen perpetuierend unterläuft, wird nach der Analyse des Stücks zu beantworten sein (Kap. 7.2).

Zugespitzt formuliert handelt die vorliegende Arbeit also vom Zeit-Wissen medizinisch-psychologischer Fallgeschichten und von epistemischen Schreibweisen. Bei genauerer Betrachtung dieses argumentativen Gerüsts wird allerdings deutlich, dass jedes seiner Elemente genauer bestimmt werden muss: Was ist Wissen? Und was Zeit-Wissen? Was versteht man unter Fall? Und was unter der ‚Fallgeschichte‘? Wie wird ‚medizinisch-psychologisch‘ definiert und wie epistemische Schreibweise(n)? Die folgenden Ausführungen werden diese Fragen beantworten und damit die theoretischen und methodischen Prämissen der Untersuchung offenlegen sowie einen Überblick über die relevante Forschung geben.

2 Medizinisch-psychologische Fallgeschichten, Zeit-Wissen und epistemische Schreibweise(n)

Die Möglichkeiten, ‚Wissen‘ zu definieren, reichen von Michel Foucaults Auslegung von ‚Wissen‘ als Elemente, die von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildet werden und für die ‚Konstitution einer Wissenschaft‘ unerlässlich sind,¹ bis zum von Foucault hergeleiteten, aber ausgeweiteten Konzept des ‚Wissens‘ als „Matrix aller Aussagen“.² Einen Mittelweg suchen zwei weitere Deutungen: Die eine akzeptiert all das als Wissen, „was in der jeweils untersuchten Zeit und von den behandelten Autoren mit Gründen für wahr gehalten wurde oder wird.“³ Dagegen bestimmen Karl Richter, Jörg Schönert und Michael Titzmann ‚kulturelles Wissen‘ als die Gesamtmenge der Aussagen respektive Propositionen, „die die Mitglieder eines räumlich und zeitlich begrenzten soziokulturellen Systems (‚Epoche‘, ‚Kultur‘) *für wahr halten* – [...] unabhängig davon, ob im System der Proposition der *epistemische Modus des Wissens* [...] oder *des Glaubens* zugeschrieben wird [...]“.⁴ Dieser Wissensbegriff scheint insofern am vielversprechendsten zu sein, als er die historisch-kulturelle Relativität berücksichtigt, denn er

[...] umfasst unterschiedliche Arten von ‚Wissen‘ und unterschiedliche Grade epistemischer Gewissheit – wissenschaftliches oder wissenschaftskonstituierendes Wissen ebenso wie Alltagswissen, Norm- und Orientierungswissen, anthropologisches Wissen und allgemein deklaratives wie prozedurales Wissen, persönlich reflektiertes, individuelles Wissen ebenso wie unpersönliche Informationen.⁵

Wie sich neue Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche konstituieren, muss stets mit ihren Darstellungsformen in Beziehung gebracht werden,⁶ wie Joseph Vogl prominent

¹ Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 259.

² Nicolas Pethes: „Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers.“ In: Gabriele Brandstetter; Gerhard Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 26). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 341–372, hier: S. 344; s. a. Joseph Vogl (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999, S. 7–16; Joseph Vogl: „Einleitung.“ In: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999, S. 7–16, hier: S. 10–13.

³ Daniel Fulda: Poetologie des Wissens. Probleme und Chancen am Beispiel des historischen Wissens und seiner Formen: 15. Göttinger Workshop zur Literaturtheorie. Seminar für deutsche Philologie Arbeitsstelle für Theorie der Literatur, Göttingen [20.06.2008]. Unter: http://www.simonewinko.de/fulda_text.htm [28.06.2015], siehe dort Unterpunkt III („Das Wissen der Wissenspoetik“).

⁴ Karl Richter et al.: „Literatur – Wissen – Wissenschaft. Überlegungen zu einer komplexen Relation.“ In: Ders.; Jörg Schönert; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 9–36, hier: S. 12; Hervorheb. im Orig. Ob eine solche Proposition im Rahmen unseres heutigen Wissens als wahr gilt oder nicht, ist dabei ebenfalls irrelevant (ebd.).

⁵ Rüdiger Zymner: „Das ‚Wissen‘ der Lyrik.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 109–120, hier: S. 111.

⁶ Philippe Weber: „Schwellen der Wissenschaftlichkeit. Einleitung.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Ders. (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 85–

in seinem Plädoyer für eine ‚Poetologie des Wissens‘⁷ hervorhob: Diese folgt der These, dass „jede historische Wissensordnung bestimmte Inszenierungsweisen ausbildet, und sie interessiert sich entsprechend für die Regeln und Verfahren, nach denen sich ein Redezusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellungen dirigiert, in denen er seine performative Kraft sichert.“⁸ Vogls Ansatz stieß eine seit den 1990ern dominante Debatte an, in der sich „die Adaption der französischen Epistemologie (der Nachweis, wie Wissen ‚poetologisch‘ entworfen wird, das heißt auf welchen Performanzen es beruht) mit dem komplementären Projekt des *New Historicism* (die Untersuchung, wie Literatur auf der Zirkulation von Wissen basiert)“⁹ vermischt.

Als *rhetoric of science* gedacht, widmet sich die ‚Poetologie des Wissens‘ den rhetorischen Strategien wissenschaftlicher Texte.¹⁰ Dass die literaturwissenschaftliche Forschung „die Relevanz singulärer Evidenzen, medialer Aufzeichnungspraktiken und narrativer Strukturen für die moderne Wissenschaftskommunikation“¹¹ zu würdigen beginnt, ist dem Eingang der Kultur- in die Literaturwissenschaft¹² und dem wiederer-

90, hier: S. 87. Vgl.: Lutz Danneberg; Jürg Niederhauser (Hg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie im Kontrast*. Tübingen: Gunter Narr Verlag 1998.

⁷ Joseph Vogl: „Für eine Poetologie des Wissens.“ In: Karl Richter; Jörg Schönert; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 107–125. S. a.: Vogl: Poetologien des Wissens; Joseph Vogl: „Mimesis und Verdacht. Skizze zu einer Poetologie des Wissens nach Foucault.“ In: François Ewald; Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken* (Edition Suhrkamp, 640). 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 193–204.

⁸ Vogl: Für eine Poetologie, S.122; Vogl: Einleitung Poetologien, S. 13.

⁹ Nicolas Pethes: „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2003, Bd. 28/Heft 1, S. 181–231, hier: S. 209f. Mit diesen beiden sich ergänzenden Paradigmen sind die Möglichkeiten des Transfers zwischen Literatur und Wissenschaft skizziert (Vgl. Pethes: Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, hier v. a. S. 210–228).

¹⁰ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 349.

¹¹ Susanne Düwell, Nicolas Pethes: „Fall, Wissen, Repräsentationen – Epistemologie und Darstellungsästhetik von Fallnarrativen in den Wissenschaften vom Menschen.“ In: Dies. (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 9–33, hier: S. 9.

¹² Vgl. Manfred Engels reflektierte Skizze der Beziehung von Literatur- und Kulturwissenschaften mit Blick auf Diskursanalyse, *New Historicism* und *Cultural Studies*: Manfred Engel: „Kulturwissenschaft/en – Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft.“ In: *KulturPoetik* 2001, Bd. 1/Heft 1, S. 8–36. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621621> [20.01.2017]. S. a.: Manfred Engel, Uwe Spörl: „Auswahlbibliographie zur kulturgeschichtlichen Literaturwissenschaft. Teil 1: Theorie und Methodendiskussion.“ In: *KulturPoetik* 2001, Bd. 1/Heft 1, S. 141–158. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621627> [20.01.2017] und Walter Erhart: „Editorial.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 144–157. Ein solcher kulturwissenschaftlicher Ansatz ist mit Engel als ‚Baukastenmodell‘ zu verstehen: „[...] kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft tritt vielmehr als ein Verfahren neben andere, als eine – höchst willkommene und vielversprechende – zusätzliche Option, als ein Set von Fragestellungen und Analyse- und Deutungsverfahren, das keineswegs auf alle Texte angewendet werden muss.“ (Engel: Kulturwissenschaft/en, S. 21; Hervorheb. im Orig.) S. a.: Richter et al.: Überlegungen; Brigitte Winklehner (Hg.): *Literatur und Wissenschaft. Begegnung und Integration: Festschrift für Rudolf Baehr* (Romanica et comparatistica, 6). Tübingen: Stauffenburg 1987;

wachten wissenschaftsgeschichtlichen Interesse¹³ an der literarischen Anthropologie des ‚ganzen Menschen‘¹⁴ geschuldet. Dank ihnen geraten anthropologische ‚Fälle‘ in den Blick. Das Konzept des Falls gilt auf epistemologischer Ebene als ein methodisches, induktiv oder qualitativ verfahrenendes Vorgehen, auf der Ebene der Repräsentation benennt der Fallbegriff eine spezifische mediengestützte Form der Darstellung. Beide Aspekte müssen zusammengedacht werden, wenn vom ‚Fall‘ die Rede ist.¹⁵

Ambig ist der Fall auch schon allein deshalb, da er als *casus* und als *lapsus* gedacht werden kann.¹⁶ Beide Male ist das Signum der Zeit konstitutiv für den Fall; als *lapsus hominis*, der anfängliche Sündenfall, ist der Fall gar die temporale Signatur des Menschen schlechthin. Umschriften des *lapsus*¹⁷ verbinden dessen Semantiken und Bewegungsgesten des Sturzes, des Bruchs oder des Sprungs mit denen des *casus*, verstanden als Vorfall, Zufall oder Unfall.¹⁸ Der *casus* als Einzelfall, an dem ein Wissen über die Natur des Menschen gewonnen werden soll, verweist auf das widersprüchliche Verhält-

vgl. den aktuellen Überblick zum Forschungsfeld ‚Literatur und Wissen‘: Monika Schmitz-Emans: „Literatur und Wissen: Neuere Beiträge zu einem Forschungsfeld.“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 2015, Bd. 107/Heft 1, S. 108–135.

¹³ Michael Bies et al.: „Einleitung.“ In: Ders.; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 7–18, hier: S. 18. S. a. bzgl. der wissenschaftshistorischen Forschung S. 205–210 des ausführlichen Forschungsberichts von Nicolas Pethes (Pethes: *Literatur- und Wissenschaftsgeschichte*).

¹⁴ Prägend: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposium 1992*. Stuttgart: J.B. Metzler 1994; Wolfgang Iser: *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Berlin: Suhrkamp 1993; Martina Wagner-Egelhaaf: „Traum – Text – Kultur. Zur literarischen Anthropologie des Traumes.“ In: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*. Stuttgart: J.B. Metzler 1997, S. 123–144.

¹⁵ Düwell et al.: *Epistemologie*, S. 13.

¹⁶ Vgl. o. V.: „Fall [Art].“ In: Jakob Grimm; Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3. 16 Bände (in 32 Teilbänden) 1854–1961, Sp. 1271–1276. Unter: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=fall> [25.01.2017].

¹⁷ Inka Mülder-Bach, Michael Ott: Der Fall des Anfangs. Teilprojekt der DFG-Forschergruppe ‚Anfänge (in) der Moderne‘ – Theoretische Konzepte, literarische Figurationen, historische Konstruktionen. Unter: <http://www.forschergruppe-anfaenge.uni-muenchen.de/teilprojekte/teilprojekte/muelderbachindex.html> [15.01.2017]; Inka Mülder-Bach, Michael Ott: Symposium ‚Was der Fall ist‘ (15.–17.12.2011). Internationales Symposium. Unter: <http://www.forschergruppe-anfaenge.uni-muenchen.de/veranstaltungen/archiv/20091/fall/index.html> [15.01.2017]. Der Mythos der Übertretung in Gen. 3 wird vielfach bearbeitet und so „die biblische Erzählung in ein Denkmodell anthropologischer und geschichtlicher Ursprünge und eine Textfigur narrativer Anfänge transformiert. Im Zentrum stehen dabei die metaphysischen und geschichtsphilosophischen Implikationen des Falls [...], seine epistemologischen, anthropologischen und psychologischen Folgen (als Aufgang oder Einbruch des Wissens und des Bewußtseins, des Begehrens und der Scham) sowie seine temporale und logische Struktur (als Augenblick und kontingente Unterscheidung).“ (Inka Mülder-Bach: „Am Anfang war ... der Fall. Ursprungsszenen der Moderne.“ In: Dies.; Eckhard Schumacher (Hg.): *Am Anfang war ... Ursprungsfiguren und Anfangskonstruktionen der Moderne* (Anfänge). 1. Aufl. Paderborn: Fink 2008, S. 107–129, S. 108f.)

¹⁸ Inka Mülder-Bach, Michael Ott: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 9–31, hier: S. 11–15; zur Mehrfachsemantik des Falls s. a.: Nicolas Pethes: „„sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen“. Epistemologie, Moral und Topik des ‚Falls‘ in Jakob Michael Reinhold Lenz’ ‚Zerbin‘.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 330–345; Pethes: *Literarische Fallgeschichten*, S. 38f.

nis von Individuellem und Allgemeinem, von Abweichung und Norm, das dem ‚Fall‘ an sich inhärent ist: Jeder Fall ist zugleich eine Ausnahme von der Regel, sonst wäre er kein ‚Fall‘. Das Individuum wird erst zum beachtenswerten Fall, wenn es eine Abweichung von der Norm darstellt. Und doch soll es gleichzeitig als Exempel fungieren, das auf die anderen Individuen schließen lässt.¹⁹ Giorgio Agamben präzisiert in *Homo sacer* (1995) Ausnahme und Beispiel als die beiden Modi, mittels derer eine spezifische Menge die eigene Kohärenz herzustellen und zu erhalten sucht. Dabei ist die Ausnahme eine ‚einschließende Ausschließung‘, während das Beispiel eine ‚ausschließende Einschließung‘ ist. Die Ausnahme dient dazu, das einzuschließen, was ausgestoßen wird, das heißt, sie selbst ist in den Normalfall eingeschlossen, gerade deswegen, weil sie nicht dazugehört. Das Beispiel dagegen ist aus dem Normalfall ausgeschlossen, eben weil es seine Zugehörigkeit zur Menge zur Schau stellt.²⁰ Niklas Luhmann paraphrasierend, bringt es Marcus Krause auf den Punkt: „Jedes Individuum ist einzigartig und diese Einzigartigkeit ist die Allgemeinheit, welche es den anderen Individuen gleich macht. Gleichzeitig lässt sich in jedem besonderen Individuum die Allgemeinheit der Welt wiederfinden.“²¹ Die Ausnahme als Beispiel „hebt sich in dem Moment als solches auf, in dem es [...] zur Veranschaulichung individualisiert“,²² was Christiane Frey zu Recht an Goethes vielzitierte Maxime erinnert: Die Poesie spreche „ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.“²³

Ein ganzheitlicher Anspruch und ein partikularisierendes Verfahren stehen stets im Konflikt miteinander, geht es darum, von der Beobachtung des Einzelfalls zu einer generellen Theorie zu gelangen. Nirgends wird dies deutlicher als an den beiden diametralen Grundpostulaten der aufklärerischen Anthropologie: Das Bestreben, den ‚ganzen‘

¹⁹ Susanne Lüdemann: „Literarische Fallgeschichten. Schillers ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘ und Kleists ‚Michael Kohlhaas‘.“ In: Jens Ruchatz; Stefan Willer; Nicolas Pethes; Safia Azzouni (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007, S. 208–223, hier: S. 208f.

²⁰ Giorgio Agamben: *Homo sacer* (Erbschaft unserer Zeit, 16). Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 31f.

²¹ Marcus Krause: „Zu einer Poetologie literarischer Fallgeschichten.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 242–273, hier: S. 249.

²² Christiane Frey: „Ist das nicht der Fall der Krankheit?“. Der literarische Fall am Beispiel von Goethes *Werther*.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 317–329, hier: S. 329.

²³ Johann W. v. Goethe: „Maximen und Reflexionen.“ Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Hans Joachim Schrimpf. In: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 12. Band- und textidentische Taschenbuchausgabe der im Verlag C.H. Beck erschienenen Hamburger Ausgabe. Hg. v. Erich Trunz. München: dtv 1982, S. 365–768, hier: S. 471.

Menschen mit all seinen physischen, moralischen und kulturellen Eigenschaften zu erforschen, kollidiert mit dem empirischen Ansatz, in einer Serie von Experimenten die einzelnen Funktionen von Körper und Geist zu untersuchen. Sämtliche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstehenden Wissenschaften vom Menschen versuchen diese paradoxen Ansprüche in fallbasierten Darstellungsformen zu versöhnen.²⁴

Der Versuch von André Jolles, den Fall als eigenes Genre in den Blick zu nehmen, zeigt diesen Widerspruch des ‚Falls‘ als wesentlich auf. Jolles definiert den ‚Kasus‘²⁵ als ‚einfache Form‘²⁶ und charakterisiert ihn „als Divergenz oder [...] als Streuung der Normen“.²⁷ Damit grenzt er ihn vom Exempel („der besondere Fall einer praktischen Regel“), vom Beispiel („die theoretische Darstellung eines Begriffs“) und der Novelle als Erweiterung des Kasus ab.²⁸ Die Zielsetzung des Kasus bestehe darin, eine implizite Norm in ihrer Geltung zu problematisieren „und aus der artikulierten Besonderheit des Beobachteten heraus auf ihre Revidierbarkeit hin offen zu halten.“²⁹ Zugeschnitten auf die juristische Kasuistik wird Jolles’ Bestimmung in der literaturwissenschaftlichen Forschung zu rechtlichen Sachverhalten oft als gewinnbringend beurteilt³⁰ und hat sich dank des ausgeprägten Interesses an der Kriminalerzählung ihre Relevanz bewahrt.³¹

²⁴ Nicolas Pethes: „Der Mensch als epistemisches Ding? Forschungsprogramm und Forschungspraxis im Fallgeschichten-Anhang zu Johann Gottlob Krügers *Versuch einer Experimental-Seelenlehre*.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 544–551, hier: S. 545f., der nahelegt, dass eben diese widersprüchliche Konstellation zur Wahl der ‚Fallgeschichte‘ als Darstellungsform führte (ebd.).

²⁵ Referenzcharakter besitzt auch John Forresters substanzieller Aufsatz: John Forrester: „If p, then what? Thinking in cases.“ In: *History of the Human Sciences* 1996, Bd. 9/Heft 3, S. 1–25, in dem er sich mit der Geschichte und Epistemologie der *cases* mit Blick auf Foucault auseinandersetzt. S. a.: John Forrester: „Wenn p, was dann? In Fällen denken.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 139–168.

²⁶ André Jolles: *Einfache Formen: Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2006; zum Kasus v. a. S. 141–164.

²⁷ Jolles: *Einfache Formen*, S. 148. „Das [...] zeigt den eigentlichen Sinn des Kasus: in der Geistesbeschäftigung, die sich die Welt als ein nach Normen Beurteilbares und Wertbares vorstellt, werden nicht nur Handlungen an Normen gemessen, sondern darüber hinaus wird Norm gegen Norm steigend gewertet.“ (ebd.)

²⁸ Jolles: *Einfache Formen*, S. 148.

²⁹ Rudolf Behrens, Carsten Zelle: „Vorwort.“ In: Dies. (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. VII–XII, hier: S. VIII.

³⁰ Stellvertretend: Alexander Košenina: „Fallgeschichten. Von der Dokumentation zur Fiktion. Vorwort.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 282–287, hier: S. 282.

³¹ Die Forschung Alexander Košeninas sticht hierbei hervor, der sich wiederholt mit diesem Konnex auseinandersetzt, u. a. in Alexander Košenina: „Tiefere Blicke in das Menschenherz: Schiller und Pitaval.“ In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 2005, Heft 35, S. 383–395; ders.: „Schiller’s Poetics of Crime.“ In: Nicholas Martin (Hg.): *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Schiller: National Poet – Poet of Nations* (61). Amsterdam: Rodopi 2006, S. 201–217; ders.: „Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner und Spieß.“ In: Alice Stašková (Hg.): *Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte* (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 238). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007, S. 119–139; ders.:

Doch ebenso häufig erntet sie Kritik. Diese gilt nicht nur der Begrenzung auf juristische Normenkonflikte und damit dem Bezug auf die kasuistische Tradition, die das moderne Konzept des Falls im humanwissenschaftlichen Verständnis verfehle.³² Beanstandet wird vor allem auch „die essentialistische und überhistorische Konzeption ‚einfacher Formen‘ [die; MK] mehr als fragwürdig“³³ ist und der historischen und disziplinären Varianz von Falldarstellungen nicht gerecht werde.

Um der Beschränkung durch den Kasuistik-Begriff zu entgehen, hat sich die jüngere literaturwissenschaftliche Forschung der Bezeichnung ‚Fallgeschichte‘ und ihren Derivaten verschrieben. Die Rede von ‚der Fallgeschichte‘ als Textsorte begriffen kommt erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf, als sich die aus der angelsächsischen Fachliteratur übersetzten Begriffe zu *case history* und *case study* in den Komposita ‚Fallbericht‘, ‚Fallstudie‘, ‚Fallerzählung‘, ‚Fallbeispiel‘ oder ‚Fall-Text‘ allmählich durchsetzen.³⁴ Der Grund dafür, warum der Begriff ‚Fallgeschichte‘ sowohl auf fiktionale fallförmige Texte als auch auf wissenschaftlich ausgerichtete, empirisch begründete Fall-Texte anwendbar ist und daher auch im Folgenden gleichwertig eingesetzt werden soll, liegt darin, dass ihnen dasselbe Grundverfahren eignet, das den ‚Fall‘ zum ‚Fall‘ macht: nämlich die „mediale Konstruktion eines Falls durch das Ziehen einer Unterscheidung zu allen anderen möglichen Erzählungen“, in der sich fiktionale „Entwürfe von Welt in dieser Hinsicht nicht von wissenschaftlichen Fallberichten“³⁵ unterscheiden. Allerdings

„Juristische Fallgeschichte: Theodor Lessings ‚Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs‘ (1925).“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 83–94; ders.: „Anthropologische Kriminalfallgeschichte. Karl Müchlers ‚Diebstahl aus kindlicher Liebe‘ und Goethes Ferdinand-Erzählung.“ In: Ders.; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 255–270; ders.: „Kriminalanekdote. Literarisiertes Rechtswissen bei Kleist, Meißner und Mückler.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 96–108.

³² Susanne Düwell: „Erfahrungsseelenkunde als ‚innere Geschichte des Menschen‘. Marcus Herz’ ‚Beschreibungen seiner eigenen Krankheit‘ und die Anfänge psychologischer Falldarstellungen.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 74–95, hier: S. 80; Krause: Zu einer Poetologie, S. 261, Anm. 49.

³³ Düwell et al.: Epistemologie, S. 21. Vgl. Krauses Kritik: „Da die theoretischen Voraussetzungen von Jolles’ Beschreibung ‚einfacher Formen‘ mehr als problematisch sind und es sich beim Kasus zudem gerade um keine Fallgeschichte, sondern eine wesentlich elementarere Skizze eines Problems, die Miniatur des einem Fall zugrundeliegenden Normenkonflikts handelt, werden Jolles’ Überlegungen hier nicht berücksichtigt.“ (Krause: Zu einer Poetologie, S. 261, Anm. 49)

³⁴ Stefan Goldmann: „Kasus – Krankengeschichte – Novelle.“ In: Sheila Dickson; Ders.; Christof Wingertzahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 33–64, hier: S. 44f. S. a.: Carsten Zelle: „Einleitung.“ In: Ders. (Hg.): *Casus. Von Hoffmanns Erzählungen zu Freuds Novellen. Eine Anthologie der FachprosaGattung ‚Fallerzählung‘* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 7). Hannover: Wehrhahn 2015, S. 7–28.

³⁵ Beide Zitate: Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 33.

suggeriert die Rede von ‚den Fallgeschichten‘ eine trügerische Einheit, insbesondere wenn sie historischen Textformen gilt, projiziert sie doch ein heutiges Verständnis zum Beispiel auf Texte des 18. Jahrhunderts, das den Begriff ‚Fallgeschichte‘ (abgesehen von seiner selten gebrauchten Bedeutung als *lapsus*) nicht kennt.³⁶

Zwar wurde versucht, übergeordnete formale Gemeinsamkeiten festzulegen,³⁷ um die Fallgeschichte als Textsorte festzuschreiben,³⁸ doch müssen solche Definitionen angesichts der mannigfaltigen textuellen Ausprägungen des ‚Falls‘ derart offen formuliert werden, dass sie in Bezug auf ihren Anwendungsnutzen an ihre Grenzen geraten.³⁹ Mangelnde Sensitivität für die heterogenen, historisch relativen Erscheinungsformen des ‚Falls‘ legen auch disziplinspezifische Deutungsversuche an den Tag. Obwohl die Humanwissenschaften die Darstellungsform ‚Fallgeschichte‘ bisweilen nutzen, stehen sie ihr als wissenschaftlichem Instrument heute beinahe ausnahmslos kritisch gegenüber.⁴⁰ Der *Dorsch*, das *Lexikon der Psychologie*, kennt die Fallstudie vor allem als

³⁶ Stefan Goldmann: „Kasus und Konflikt. Zur Wechselbeziehung zwischen Krankengeschichte und Novelle mit einem Blick auf Johann Ludwig Caspers *Klinische Novellen* (1863). Ein Werkstattbericht.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 407–431, hier: S. 407.

³⁷ „Eine Fallgeschichte ist eine narrative Darstellung eines Ereignisses im Rahmen einer individuellen Lebensgeschichte, welche in diese Lebensgeschichte in Gestalt einer Krise oder eines Konflikts eine signifikante Zäsur setzt. Ziel einer solchen Darstellung ist erstens, einen interpretativen Zusammenhang zwischen Ereignis und Lebensgeschichte herzustellen, in dem einerseits das Ereignis aus biographischen Umständen zumindest teilweise hergeleitet bzw. erklärt werden kann und andererseits das Ereignis generalisierende Aussagen über die Lebensgeschichte erlaubt. Zweites Ziel der Darstellung ist die Herstellung eines Bezugs dieses Ereignis/Lebensgeschichte-Komplexes zu über diesen hinausgehenden Strukturen, Gesetzen, Normen etc. bzw. das Arrangement dieses Komplexes zu einer paradigmatischen Situation, die auf andere Fälle potentiell übertragbar ist.“ (Krause: Zu einer Poetologie, S. 262f.)

³⁸ Vgl. das Handbuch *Literatur und Wissen* (Christiane Frey: „Fallgeschichte [Art.]“ In: Roland Borgards (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 282–287) sowie das Lexikon *Literatur und Medizin*, das die Fallgeschichte wie folgt definiert: „Die F. als Erzählform behandelt die Anwendung von Regeln auf Einzelfälle und die Ausweitung von Einzelfällen zu Regeln. Ihren erkenntnistheoretischen Ort hat sie in der Kasus-Lehre des Römischen Rechts, das hinsichtlich der Setzung juristischer Normen ein Wechselverhältnis von Fall und Regel anlegt, sowie in der Kasuistik als einer moraltheologischen (insbesondere jesuitischen) Argumentationstechnik.“ (Stefan Willer: „Fallgeschichte [Art.]“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 231–235, hier: S. 231) S. a.: Dieter Janz (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999.

³⁹ Vgl. Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 14, der einschränkend auf Krauses Definition verweist.

⁴⁰ Krause: Zu einer Poetologie, S. 260. S. a. Goldmann: Kasus und Konflikt, S. 410, der kritische Reaktionen aus dem 19. Jahrhundert zitiert. Eine differenzierte zeitgenössische Sicht nimmt Hunter an, die in ihrer Studie die Bedeutung von Narration in der medizinischen Praxis herausstreicht: Kathryn M. Hunter: *Doctors' stories. The narrative structure of medical knowledge*. Princeton/NJ: Princeton University Press 1991. S. a. Kathryn M. Hunter: „Making a case.“ In: *Literature and medicine* 1988, Bd. 7, S. 66–79, und die Reaktion auf Hunters erstgenannte Studie in Joanne Trautmann Banks; Anne Hunsaker Hawkins (Hg.): „The Art of Clinical Case History.“ Sonderheft *Literature and medicine* 1992, Bd. 11/Heft 2, sowie den Sammelband Ulrich Stühr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993 mit den Beiträgen von Horst Kächele: „Der lange Weg von der Novelle zur Einzelfallanalyse“, S. 32–42; von Gerd Overbeck: „Die Fallnovelle als literarische Verständigungs- und Untersuchungs-

Untersuchungsmethode in der Persönlichkeits- und der Klinischen Psychologie. Er räumt zwar einigen historischen Fallstudien den Verdienst ein, fruchtbare Impulse hinsichtlich Forschung und Theoriebildung gegeben zu haben, betont aber, dass sie mit ihrem Experiment-ähnlichen Charakter ohne die daraufhin angestellten, tiefergehenden Arbeiten nicht aussagekräftig gewesen seien.⁴¹ Ähnlich klingt der Eintrag im *Wörterbuch der Soziologie*, der Fallgeschichten einen heuristischen und didaktischen Wert zuschreibt, aber herausstreicht, wie sehr eine Verallgemeinerung von Einzelfallstudien gegen wissenschaftliche Prinzipien verstoße.⁴²

Selbst der psychoanalytische Diskurs, seit jeher mit einer Tradition der Fallgeschichte assoziiert, nennt sie ein unzeitgemäßes Konzept und führt dies auf ihre Literarizität zurück, wie das *Handbuch der psychoanalytischen Grundbegriffe* zeigt:⁴³

Die Fallgeschichte ist ein narrativer Bericht über Krankheiten und Behandlungen, verfasst von Experten oder den Betroffenen selbst. [...] In der Gestalt von ‚Geschichten‘, d. h. narrativen Erzählungen, werden klinische Erfahrungen mit einzelnen Patienten, die vom Autor als exemplarische ‚Fälle‘ wahrgenommen und dargestellt werden, an Fachkollegen oder an ein nicht-psychoanalytisches Publikum vermittelt. Da diese ‚Geschichten‘ zuweilen eher an Literatur als an Wissenschaft erinnern, spricht man oft auch von Fallnovellen und bezieht sich dabei, allerdings meist unreflektiert, auf die literaturwissenschaftliche Bezeichnung ‚novela‘, d. h. eine Prosaerzählung geringeren Umfangs, in der ein ungewöhnliches, ‚neues‘ Ereignis berichtet wird.⁴⁴

methode. Ein Beitrag zur Subjektivierung“, S. 43–60 mit dem Plädoyer für ‚dichterische‘ Fallgeschichten à la Freud, das er in einer angreifbaren Argumentation mit dem emotionalen Einbezug des Rezipienten begründet; von Adolf-Ernst Meyer: „Nieder mit der Novelle als Psychoanalyse-darstellung – Hoch lebe die Interaktionsgeschichte“, S. 61–84 mit dem Vorschlag, novellistische Krankengeschichten durch Interaktionsgeschichten, welche aus unzensierten Interviewprotokollen verdichtet werden, zu ersetzen; sowie von Ingrid Kerz-Rühling: „Die Methode der Überprüfung in der Fallgeschichte“, S. 106–119 mit der Abgrenzung der psychoanalytischen Krankengeschichte.

⁴¹ Dirk Revenstorff, Franz Caspar: „Fallstudie [Art.]“. In: Markus Wirtz (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von Janina Strohmmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014, S. 527. Unter: <https://portal-1hogrefe-1com-1dorsch.emedia1.bsb-muenchen.de/dorsch/fallstudie/> [28.06.2015].

⁴² Dass die Fallgeschichten ausschließlich Einzelfälle thematisieren, disqualifizierte sie in der wissenschaftstheoretischen Diskussion als Instrument der Theoriebildung: Fallstudien seien nicht verallgemeinerbar, zu beschränkt in ihrem Geltungsbereich und damit für eine übergreifende Ordnung letztlich ohne Belang (Johannes Süßmann: „Einleitung: Perspektiven der Fallstudienforschung.“ In: Ders.; Susanne Scholz; Gisela Engel (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007, S. 7–28, hier: S. 9). Süßmann nennt hier auch noch drei weitere gegen die Fallstudie vorgebrachten Einwände: „sie sei als Aussageform zu holistisch, als Erhebungsmethode zu subjektiv, als Deutung zu unbegrifflich [...]“, was letztlich die Wissenschaftlichkeit der Methoden und Darstellungsformen in Disziplinen wie Sozialwissenschaft und Psychoanalyse in Frage stellt (ebd.).

⁴³ Lüdemann: Literarische Fallgeschichten, S. 208f.

⁴⁴ Krause: Zu einer Poetologie, S. 260. S. a.: Helmuth P. Huber: „Einzelfallanalyse.“ In: Theo Herrmann; Peter R. Hofstätter; Helmuth P. Huber; Franz E. Weinert (Hg.): *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*. München: Kösel 1977, S. 115–122; Gerhard Kunz: „Einzelfallstudie.“ In: Wilhelm Berndorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1972/1973, S. 178–179.

⁴⁴ Marianne Leuzinger-Bohleber: „Fallgeschichte [Art.]“. In: Wolfgang Mertens (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. 4. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 2014, S. 246–253, hier: S. 246.

Ein solches Verständnis der Fallgeschichte, das Literatur und Wissenschaft kategorisch trennt, muss aus wissenspoetologischer Perspektive zwangsläufig scheitern, sei sie nun nach einer ‚Poetologie des Wissens‘ in der Tradition Vogls oder einer ‚Wissenspoetik‘ ausgerichtet, die sich epistemischen Kontexten fiktionaler Texte widmet.⁴⁵ Ansätze, die an Wissenspoetik interessiert sind, gehen den Möglichkeiten literarischen Schreibens nach, Wissensformationen aufzurufen und Darstellungsformen spezifischer Wissensdisziplinen mit Fiktionalisierungsstrategien zu koppeln. Aber auch die Kontingenz von Wissenskonzepten und die Frage, wie Wissen durch historisch-kulturelle, diskursive und mediale Parameter bedingt ist, umfasst eine Untersuchung von Verfahrensweisen, durch die literarische Schreibweisen auf die Historie von Wissensdiskursen rekurrieren.⁴⁶

Da Literatur eine spezifische Wissensform sowie zugleich Gegenstand, Funktionselement und letztlich Produkt einer Wissensordnung ist,⁴⁷ stehen der literarische Text und die Wissensordnung in keiner prädiktablen Relation zueinander, sondern verknüpfen sich „in einem uneindeutigen Modus der Disparatheit.“⁴⁸ Insofern Literatur „auf geschichtliche Wissensdiskurse und -gegenstände von einem wiederum historischen Standort her reagiert, der nicht der des verhandelten Wissensfeldes sein muss“⁴⁹, zeichnet sie sich durch einen mehrfachen Historizitätsindex aus. Ihr wohnt das Potenzial inne, „komplexe Diskurskonstellationen gleichsam wie in einem Brennspeigel aufzufangen und auf ihre Veränderungen seismographisch zu reagieren.“⁵⁰ Der literarischen Form, als Darstellungsweise verstanden, „die komprimiert Komplexität wahrnehmbar und vermittelbar macht [...], eignet somit eine spezifische, historisch verfasste und von Zeitstrukturen durchdrungene Semantik.“⁵¹ Bemerkenswert ist dabei, dass die Texte „ihre epistemologische Kraft oftmals gerade in jenen Zonen [entfalten; MK], in denen

⁴⁵ In der analytischen Praxis erfolgt diese Grenzziehung, wie sie Pethes jüngst postulierte (Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 10, Anm. 5), jedoch nicht immer so exakt. Der Klappentext von Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013 gibt als Ziel des Sammelbandes aus, die Funktion, welche die rhetorischen Bedingungen und literarischen Gattungszugehörigkeiten für die Hervorbringung, Verarbeitung und Darstellung von Wissen einnehmen.

⁴⁶ Schmitz-Emans: Literatur und Wissen, S. 110.

⁴⁷ Vogl: Poetologien des Wissens, S. 15.

⁴⁸ Vogl: Poetologien des Wissens, S. 15.

⁴⁹ Schmitz-Emans: Literatur und Wissen, S. 110.

⁵⁰ Michael Niehaus, Hans-Walter Schmidt-Hannisa: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 7–13, hier: S. 11f.

⁵¹ Michael Gamper: „Zukünfte schreiben. Experimentale Eigenzeitlichkeit frühneuzeitlicher Futurologie.“ In: Ders.; Helmut Hühn (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 317–347, hier: S. 14. Vgl. Peter Szondi: *Theorie des modernen Dramas*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1963.

ein Diskurs auseinander zu brechen [sic!] droht oder gar aussetzt; an den Stellen, an denen bewährte und disziplinär etablierte Darstellungssysteme verlassen werden müssen oder aber dort, wo eine epistemische Ordnung in eine andere übergeht [...]“⁵². Dass dies auch für die Medizin, Psychologie und Psychiatrie gilt, wird die vorliegende Arbeit zeigen. Wenn im Folgenden von ‚medizinisch‘ die Rede ist, dann meint der in seinem historisch-kulturell-relativem Sinn gebrauchte Begriff das weiter gefasste ‚medikal‘, bezieht sich also auf sämtliche Äußerungen zu Körperorganisation, Krankheits- und Gesundheitskonzepten sowie Therapieformen, unabhängig davon, ob und wie diese fachlich fundiert und institutionell akzeptiert sind.⁵³ Nur ein solches Verständnis wird einem Untersuchungsgegenstand mit der zeitlichen Einordnung ‚um 1800‘ gerecht, da es ermöglicht, auch heute ausdifferenzierte Teilgebiete oder unabhängige Disziplinen, wie die Psychologie und Psychiatrie, miteinzubeziehen.⁵⁴

Indem die Literaturwissenschaft diskutiert, wie medizinisches Wissen in bestimmten Epochen generiert, im kulturellen Kontext rezipiert und in literarischen Narrativen transformiert wird,⁵⁵ stiftet sie fruchtbare Beziehungen zur Medizinhistorie. Dabei ist sie, geprägt von Foucaults Studie *Die Geburt der Klinik*, längst über eine bloße Motivgeschichte von Krankheit in fiktionalen Texten hinausgewachsen. Sie bleibt auch nicht auf die kanonisierten Fall-Texte der deutschen Literatur, wie Goethes *Werther*, Georg Büchners *Lenz* und *Woyzeck* oder Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre*,⁵⁶ reduziert.

⁵² Jeannie Moser: „Poetologien/Rhetoriken des Wissens. Einleitung.“ In: Arne Höcker; Dies.; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 11–16, hier: S. 12.

⁵³ Nicolas Pethes, Sandra Richter: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008, S. 1–11, hier: S. 8.

⁵⁴ Die Verwendung des Ausdrucks ‚psychische Krankheiten‘ ist der wissenschaftsgeschichtlichen Stoßrichtung dieser Studie geschuldet und legitimiert sich aus seinem medizinhistorischen Gebrauch. Heute hat man sich in der klinischen Psychologie und Psychiatrie auf die Formulierung ‚psychische Störung‘ geeinigt.

⁵⁵ Heinz-Peter Schmiedebach: „Dazwischen – Medizingeschichte im weiten Feld von Medizin und Literaturwissenschaft.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 196–206, hier: S. 203. Vgl.: Frank Degler; Christian Kohlross (Hg.): *Epochen/Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie* (Wissen der Literatur, 1). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2006; Dietrich v. Engelhardt: *Medizin in der Literatur der Neuzeit, 1: Darstellung und Deutung* (Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur, 2). 1. Aufl. Hürtgenwald: Guido Pressler 1991; Dietrich v. Engelhardt: *Medizin in der Literatur der Neuzeit, 2: Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur: 1800–1995* (Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur, 2). 1. Aufl. Hürtgenwald: Guido Pressler 1991. Dreht man diese Blickrichtung um, kann anhand von medizinischen Fallbeschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts zum Beispiel der Einfluss zeitgenössischer literarischer Schreibweisen untersucht und nach den Ursachen für eine zunehmende Entsubjektivierung medizinischer Texte geforscht werden (Schmiedebach: *Dazwischen*, S. 203).

⁵⁶ Johannes F. Lehmann: „Erfinden, was der Fall ist: Fallgeschichte und Rahmen bei Schiller, Büchner und Musil.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 361–380, hier: S. 365; Roland Borgards: „Woyzeck als Experiment.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): *„Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!“*. *Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010, S. 1–12, hier: S. 1.

Die Prämisse lautet, dass es „eine Schnittmenge zwischen dem medizinischen und literarischen ‚Schreiben‘ von Krankheit“⁵⁷ gibt, die gerade deshalb existiert, weil sich die medizinische Praxis literarisch niederschlägt – und zwar als Erforschung von Krankheiten und als deren Dokumentation in Falldarstellungen.⁵⁸

Für fallbasiertes Schreiben als Darstellungsform wissenschaftlicher Kommunikation, das nicht mehr nur als bloßer Beleg bestehender Theorien fungiert, sondern, geleitet von der nicht-systematisierenden Beobachtung,⁵⁹ neue Wissensgebiete erforscht, hat Gianna Pomata das wissenschaftstheoretische Konzept des *epistemic genre* geprägt.⁶⁰

Epistemic genres give a literary form to intellectual endeavour, and in so doing they shape and channel the cognitive practice of attention. Some may provide, for instance, a framework for gathering, describing and organizing the raw materials of experience [...]

gen: Wallstein 2010, S. 140–156; Rüdiger Campe: „Johann Franz Woyzeck. Der Fall im Drama.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 209–236; mit Blick auf das Verhältnis von nihilistischer Rahmenhandlung der Geisteskrankheit und transzendtem Kunstgespräch: William Collins Donahue: „The Aesthetic ‚Theology‘ of Büchner’s Lenz.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 113–134; Bernhard Greiner: „Lenz’ Doppelgesicht: Büchners Spaltung der Figur als Bedingung der Kohärenz der Erzählung.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 91–111; Wolfram Schmitt: „Psychisch Kranke und ihre Helfer am Ende des 18. Jahrhunderts. Pfarrer Oberlin und der Dichter Lenz.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 41–59; Wübben: Büchners Lenz; Pethes: Literarische Fallgeschichten, v. a. S. 110–128. Dass die differenzierten Fallgeschichten Büchners, verglichen mit Goethe, durch ein verändertes Verhältnis von Literatur und Wissenschaft kennzeichnet, hat Karl Richter nachgewiesen: Karl Richter: „Literatur als Korrektiv.“ In: Ders.; Jörg Schöner; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 131–138, hier: S. 132f. Als einer der ersten Erzähltexte der deutschsprachigen Literaturgeschichte, der als Fall-Text angelegt ist, gilt Jakob Michael Reinhold Lenz’ Erzählung *Zerbin* (1776) (vgl. Johannes F. Lehmann: „Was der Fall war: Zum Verhältnis von Fallgeschichte und Vorgeschichte am Beispiel von Lenz’ Erzählung *Zerbin*.“ In: Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 73–87; Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 43).

⁵⁷ Nicolas Pethes: „Fall, Fälle, Zerfall. Zur medizinischen Schreibweise in Thomas Bernhards Romanen *Frost und Verstörung* (mit einem Exkurs zu Adalbert Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters*).“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 458–476, hier: S. 459. Vgl. dazu Bettina v. Jagow, Florian Steger: *Was treibt die Literatur zur Medizin? Ein kulturwissenschaftlicher Dialog*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009, welche die aktuellen Tendenzen im Forschungsbereich Literatur und Medizin ausleuchten. S. a.: Nicolas Pethes; Sandra Richter (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008; Pethes et al.: Einleitung Medizinische Schreibweisen.

⁵⁸ Pethes: Fall, Fälle, Zerfall, S. 459. S. a. Wübben: Lenz – ein psychiatrischer Fall.

⁵⁹ Düwell et al.: Epistemologie, S. 19.

⁶⁰ Vgl. Carsten Zelle: „Einleitung.“ In: Yvonne Wübben; Ders. (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 277–282, hier: S. 277f., der den Begriff deskriptiv wendet und über gelehrte Gebrauchsformen hinausgehend verallgemeinert, um auch das gattungsspezifische Wissen der Literatur miteinzubeziehen. Die jüngste Forschung befasst sich intensiv mit den Spielarten des *epistemic genre*, vgl. zuletzt die von Gianna Pomata und Yvonne Wübben organisierte Konferenz: „Towards a History of Epistemic Genres: Textbook and Commentary, Case and Recipe in the Making of Medical knowledge“ in Berlin von 26.–27.06.2015.

or an avenue for thinking along unconventional lines [...] By focusing on epistemic genres, we pay attention to the forms of literacy in which cognitive practices are inscribed.⁶¹

Pomata versteht das *epistemic genre* also als ein tradiertes Textwerkzeug, um einen primär kognitiven Inhalt auszudrücken und zu kommunizieren.⁶² Sich an einem *genre* zu beteiligen, bedeutet, sich bewusst in eine Gemeinschaft einzugliedern; *epistemic genres* schaffen einen gemeinsamen Raum für die wissenschaftliche Arbeit.⁶³

Richtet sich ein wissenspoetologischer Analyseansatz auf sie, darf das Wort ‚Poetik‘ in ‚Wissenspoetik‘ im Sinne der griechischen Etymologie mit *poieîn* (ποιεῖν ‚machen‘, ‚schaffen‘) wörtlich genommen werden, denn ein solcher Ansatz verfolgt, wie wissenschaftliche Fakten geschaffen werden.⁶⁴ Deren Repräsentation ist damit als „ein Prozess der Sichtbarmachung und *Poïesis* zu verstehen, von dem die Existenz eines Objekts in essentieller Weise abhängt.“⁶⁵ Entsprechend führt das interdisziplinäre Handbuch *Literatur und Wissen* an, dass „Fallberichte als schriftliche und narrativ vermittelte Dokumente von der epistemischen Relevanz poetischer oder ästhetischer Verfahren [...] zeugen.“⁶⁶ Demgemäß arbeitet sich die jüngere Wissenschaft an der Darstellungslogik von Fallgeschichten ab, denn sie gilt nach wie vor als Forschungsdesiderat,⁶⁷ auch wenn die Fallgeschichtsforschung gerade in den letzten Jahren stark geworden ist.⁶⁸

⁶¹ Gianna Pomata: „Sharing Cases: The *Observationes* in Early Modern Medicine.“ In: *Early Science and Medicine* 2010, Bd. 15/Heft 3, S. 193–236, hier: S. 197.

⁶² Pomata: *Sharing Cases*, S. 197.

⁶³ Gianna Pomata: „Fälle mitteilen. Die *Observationes* in der Medizin der Frühen Neuzeit.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 20–63, hier: S. 24.

⁶⁴ Vogl: Für eine Poetologie, S. 115; Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 349.

⁶⁵ Moser: *Poetologien/Rhetoriken*, S. 12.

⁶⁶ Frey: *Fallgeschichte* [Art.], S. 8f.; die Aussparung oben lautet: „[...] oder, genauer, von der oft schwierigen Unterscheidbarkeit von Wissen und Literatur [...]“.

⁶⁷ Süßmann: *Einleitung Fallstudien*, S. 23: „Die Narratologie der Fallstudie bleibt ein dringendes Desiderat. [...] für die aktuelle Kontroverse um die Fallstudie in den Sozialwissenschaften und in der Psychoanalyse hätte sie wissenschaftstheoretische Bedeutung. Rhetorik wie Erzähltheorie könnten mit einer solchen Arbeit erhebliche transdisziplinäre Wirkung erzielen.“ S. a. den Befund wiederholend Sheila Dickson et al.: „Vorwort.“ In: Dies.; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 7. Vgl. die Feststellung, dass eine narratologische Theorie der Fallgeschichte auch 2012 noch fehlt, bei Nicolas Pethes: „Er ist ein interessanter casus, Subjekt Woyzeck“. Büchners *Fallgeschichten*.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 211–230, hier: S. 219; wobei Pethes sich jüngst eindeutig gegen derartige Forschungsbemühungen positioniert hat: Pethes: *Literarische Fallgeschichten*, S. 14.

⁶⁸ Zu den wichtigsten Sammelbänden jüngeren Datums zählen: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011 und dessen Rezension bei Stefanie Retzlaff: „Fallbasierte Wissensproduktion im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793) [Rez.]“. In: *IASOnline* 2012. Unter: http://www.iasonline.de/index.php?vorgang_id=3596 [03.10.2015]; Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell, Susanne

Wenn „anthropologisches Wissen narrativ verfasst ist und erzählt werden muss“⁶⁹, gilt das auch für ein Wissen von Zeit, denn jedes „Wissen von Zeit ist an eine Zeitlichkeit dieses Wissens und eine Zeitlichkeit seiner Darstellung gebunden, und jede Darstellung produziert durch ihre Zeitlichkeit ein Wissen von Zeit.“⁷⁰ Dass zwischen Zeit und Darstellung per se ein konstitutives Verhältnis herrscht, liegt zuallererst an der zeitlichen Organisation eines jeden Darstellungsprozesses, der durch die temporale Ausdehnung seine Eigenheit gewinnt.⁷¹ Nach Martínez und Scheffel ist das zeitliche Nacheinander das distinkte Merkmal eines jeden narrativen Textes, das aufgrund der unvermeidlichen Linearität sprachlicher Äußerungen sowohl für das Erzählen, als auch für das Erzählte gilt, das *per definitionem* ein temporaler Verlauf ist.⁷² Die Zeitfolge ist das Gebiet des Dichters, heißt es in Gotthold Ephraim Lessings *Laokoon* aus dem Jahr 1766, denn während die darstellende Kunst Körper im Raum in einem Zeit-Punkt prä-

Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014; Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006; Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012; Bies et al.: *Gattungs-Wissen*; Thomas Klinkert; Monika Neuhofer (Hg.): *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie, Epistemologie, komparatistische Fallstudien* (Spectrum Literaturwissenschaft, 15). Berlin, New York: De Gruyter 2008; David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009; Alexander Košenina; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011; Jens Ruchatz; Stefan Willer; Nicolas Pethes et al. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007; Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013; Jörg Schönert; Konstantin Imm; Joachim Linder (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991; Johannes Süßmann; Susanne Scholz; Gisela Engel (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007; Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.). Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts: *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012; Thomas Wegmann; Martina King (Hg.): *Fallgeschichte(n) als Narrativ zwischen Literatur und Wissen*. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe, 84) 1. Aufl. Innsbruck: Innsbruck University Press 2016; Lucia Aschauer; Horst Gruner; Tobias Gutmann (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015; Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014.

⁶⁹ Yvonne Wübben: „Fall und Fallgeschichte – Der Mensch als Sache anthropologischer Diskurse: Einleitung.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 521–524, hier: S. 522.

⁷⁰ Michael Gamper, Helmut Hühn: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 7–23, hier: S. 13.

⁷¹ Paul Ricœur: „Narrative Funktion und menschliche Zeiterfahrung.“ In: Volker Bohn (Hg.): *Romantik – Literatur und Philosophie. Internationale Beiträge zur Poetik* (Edition Suhrkamp, 1395 = N.F., 395). 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 45–79; Gamper et al.: Einleitung *Zeit der Darstellung*, S. 7.

⁷² Matias Martínez, Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C. H. Beck 2005, S. 32.

sentieren kann, bedarf die Wortkunst, um Handlung darzustellen, der Sequenzialisierung in der Zeit.⁷³

Literatur beruht darauf, Ereignisse zu verknüpfen und in der Zeit zu verorten, womit sie im Zuge des Erzählens selbst Zeit gestaltet und modelliert.⁷⁴ Wie sich Zeit und Darstellung zueinander verhalten und wie es um das Potenzial von Literatur bestellt ist, Zeitverhältnisse herzustellen und zu semantisieren, untersucht ein gängiger Forschungsansatz der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. Jüngst ist die Frage, wie Zeit und Darstellung zueinander stehen, epistemisch gerahmt worden. Schließlich, so konstatieren Bies und Gamper, konnte der wissenspoetologische Ansatz, der den Darstellungsbegriff als grundsätzlichen analytischen Zugang für die Untersuchung aller Wissensbereiche wirkmächtig etabliert hat, ihn noch nicht systematisch für die den Wissensordnungen inhärenten und sie strukturierenden Zeitdimensionen fruchtbar machen.⁷⁵ Wenn Literatur Zeitkonzepte, -bewusstsein und -prozesse performativ abbilden, darstellen oder präformieren kann,⁷⁶ dann stellt sich die Frage, ob über die Analyse von Darstellungsprozessen das Ineinandergreifen der unterschiedlichen Formen von Verzeitlichung und das im Text generierte Zeit-Wissen⁷⁷ erfasst werden können. Die Wissensgeschichte im Blick, kann eine solche Analyse aufzeigen, wie sich epistemisch verankerte Zeitlichkeit ‚darstellt‘.⁷⁸ Mit der Überlegung, inwiefern Literatur „Zeit vor dem Hintergrund der in den unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen geführten Diskurse“⁷⁹ reflek-

⁷³ Bianca Theisen: „Simultaneity. A Narrative Figure in Kleist.“ In: *MLN* 2006, S. 514–521, s. a.: Heide Volkening: „Schreien, verbissen. Zu Ethos und Pathos bei Lessing und Schiller.“ In: Cornelia Zumbusch (Hg.): *Pathos Zur Geschichte einer problematischen Kategorie*. Berlin: Akademie Verlag 2010, S. 83–97, die darauf aufmerksam macht, dass Lessing diese Unterscheidung selbst nochmals differenziert hat, indem er „auf das narrative Potential der Malerei und die räumliche Dimension der Körper als Handlungsträger in der Dichtung hingewiesen“ (ebd., S. 85) hat. – Bachtin erkennt bekanntlich in Lessings *Laokoon* erstmalig sein Prinzip der Chronotopie (Michail M. Bachtin: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1989, S. 201).

⁷⁴ Johannes Pause: *Texturen der Zeit. Zum Wandel ästhetischer Zeitkonzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Köln: Böhlau 2012, S. 29; Stephanie Wodianka: „Zeit – Literatur – Gedächtnis.“ In: Astrid Erll; Ansgar Nünning et al. (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft: Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Berlin: De Gruyter 2005, S. 179–202, hier: S. 184.

⁷⁵ Michael Bies; Helmut Hühn (Hg.): *Was sind Ästhetische Eigenzeiten?* Hannover: Wehrhahn 2014, S. 14.

⁷⁶ Vgl. Wodianka: Zeit – Literatur – Gedächtnis,; vgl. zur Relevanz *Tristram Shandys* als einem der „radikalsten Zeitroman[e]“ bzgl. literarischen Zeitdarstellung: Jens M. Gurr: „Geschichte(n) erzählen: Zeitstrukturen und narrative Sinnstiftung in Lawrence Sternes *Tristram Shandy* zwischen Aufklärungs- und Metahistorie.“ In: Stefanie Stockhorst (Hg.): *Zeitkonzepte. Zur Pluralisierung des Zeitdiskurses im langen 18. Jahrhundert*. Wallstein 2006, S. 193–206, hier: S. 194.

⁷⁷ Gamper et al.: Einleitung Zeit der Darstellung, S. 12.

⁷⁸ Gamper et al.: Einleitung Zeit der Darstellung, S. 10; Bies et al.: Was sind Ästhetische Eigenzeiten, S. 18.

⁷⁹ Ostheimer: Zeit in Worte gefasst, Abs. 2. Vgl. zu Zeitdiskursen in der Gegenwartsliteratur von Ralf Kühn (Ralf Kühn: *TempusRätsel zum TempusWechsel – Moderne Zeitdiskurse und Gegenwartsliteratur zwischen Berechnung und Verrätselung der Zeit*. Dissertation. Eberhard Karls Universität Tü-

tiert, verfolgt die neueste literaturwissenschaftliche Forschung eine der vielversprechendsten Möglichkeiten, das Verhältnis von Zeit und Darstellung zu denken.

Dem zeitreflexiven Potenzial von Texten widmet sich derzeit insbesondere das umfangreiche DFG-Programm ‚Ästhetische Eigenzeiten‘,⁸⁰ wobei sich die in diesem Projekt gebündelten Herangehensweisen an den Komplex der Zeitdarstellung breit auffächern.⁸¹ Strukturelle oder motivische Erscheinungsformen von Temporalität, die derzeit wissenschaftlichen Analysen unterzogen werden, reichen von innerem Zeitbewusstsein und Erinnerung, die Zeit der Natur⁸² sowie die soziale Zeit mit der ihr inhärenten Spannung von Freiheit und bürgerlicher Zeitordnung über die geschichtliche Zeit samt krisenhafter Umbruchsepoche bis hin zu metaphysischen Entwürfen eines Anderen der Zeit.⁸³ Oft stand und steht die Zeit des Politischen⁸⁴ dabei im Fokus und zwar unter der

bingen, Tübingen 2005. Unter: http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/frontdoor.php?source_opus=1569&la=de [05.01.2013]), von dem sich Johannes Pause in seiner Studie zu ‚Zeit-Romanen‘ der letzten beiden Jahrzehnte unseres Jahrhunderts absetzt (Pause: *Texturen der Zeit*). S. a.: Dietmar Goltschnigg (Hg.): *Phänomen Zeit. Dimensionen und Strukturen in Kultur und Wissenschaft*. Tübingen: Stauffenburg 2011, v. a. den Beitrag von Federico Celestini: „Zeit und Bewusstsein in der Musik zwischen Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts.“ In: Dietmar Goltschnigg (Hg.): *Phänomen Zeit. Dimensionen und Strukturen in Kultur und Wissenschaft*. Tübingen: Stauffenburg 2011, S. 339–342.

⁸⁰ Bies et al.: Was sind Ästhetische Eigenzeiten; Michael Gamper; Helmut Hühn (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014; Michael Gamper; Eva Geulen; Johannes Grave et al. (Hg.): *Zeit der Form – Formen der Zeit* (Ästhetische Eigenzeiten, 2). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2016; s. a.: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de> [20.01.2017]. ‚Ästhetische Eigenzeiten‘, so präzisieren die Organisatoren, „werden als exponierte und wahrnehmbare Formen komplexer Zeitgestaltung, -modellierung und -reflexion verstanden, wie sie einzelnen Gegenständen bzw. Subjekt-Ding-Konstellationen eigen sind.“⁸⁰ So können Kunstwerke, aber auch Artefakte der materiellen Dingkultur „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anders [formieren; MK], als sie in der linearen Zeit erscheinen. Es werden so Zeitdimensionen mobilisiert, die zur Funktionszeit quer liegen, umgekehrt können ästhetische Eigenzeiten aber auch auf als ‚chaotisch‘ erfahrene Zeiterscheinungen ordnend und strukturiertend reagieren.“ (Bies et al.: Was sind Ästhetische Eigenzeiten, S. 24)

⁸¹ Eine Herangehensweise setzt beispielsweise beim einzelnen Kunstwerk an, um von diesem aber in seine historischen Kontexte und Interdependenzen auszugreifen, diese wiederum auf den Text respektive das Bild zurückzubeziehen und so die Unverwechselbarkeit der ästhetischen Zeitökonomie zu bestimmen (siehe bspw. Peter Schnyder: „Die Zeit bringt Rath.“ Schillers Wilhelm Tell als Drama der Temporalität.“ In: Michael Gamper; Helmut Hühn (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 245–269; Gurr: Geschichte(n) erzählen). Ein konzeptbestimmter Ansatz geht von einem allgemeinen Phänomen, einem Zeit-Konzept, einem Zeitbegriff, einer Zeitfigur oder einem Gegenstand/einer Praxis aus, die jeweils in den einzelnen konkreten Ausprägungen untersucht werden (siehe bspw. Gamper: Zukünfte schreiben).

⁸² Zur physikalischen Zeit der Natur: Michael Gamper: „Ästhetische Eigenzeiten der Physik“. ELINAS Centre for Literature and Natural Sciences. Inaugural Conference of ELINAS: Physics and Literature: Theory – Popularization – Aestheticization at the Friedrich-Alexander-Universität Erlangen 29.05–01.06.2014, Erlangen [31.05.2014]. Unter: elinas.fau.de/videoSites/inauguralVideos.html [21.10.2016]. Zum Nicht-Wissen der Natur: Peter Schnyder: ProDoc ‚Das unsichere Wissen der Literatur. Natur, Recht, Ästhetik‘. Forschungsmodul I: ‚Natur. Die Geschichte der Erde und des Lebens zwischen Literatur und Wissenschaft‘. Unter: <http://www.unsichereswissen.ch/fileadmin/pdfs/unsichereswissen-Natur.pdf> [11.08.2015].

⁸³ Vgl. die gelisteten Teilprojekte auf <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de> [20.01.2017]; für 2016 geplante Sammelwerke, die im Jahr 2017 erscheinen werden: Filippo Carlà-Uhink; Florian Freitag; Sabrina Mittermeier et al. (Hg.): *Time and Temporality in Theme Parks* (Ästhetische Eigenzeiten, 4). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2017; Michael Ostheimer; Sabine Zubarik (Hg.): *Inseln und*

Leitperspektive, wie politische Handlungen und Ereignisse thematisiert werden und dadurch die veränderten Rhythmen und Zeitstrukturen unter den Bedingungen der gattungsspezifischen Zeitverhältnisse des Dramas inszeniert und reflektiert werden.⁸⁵ Auch die Gegenwart an sich⁸⁶ und das Klima als Gegenstand literarischer Reflexion und ästhetischer Zeit-Darstellung⁸⁷ geraten aktuell in den Blick.

Was in der literaturwissenschaftlichen Forschung dagegen noch marginalisiert worden ist, ist das Zeit-Wissen in Verbindung mit Medizin.⁸⁸ Das überrascht insofern, als zu den drei bevorzugten Untersuchungszeiträumen bezüglich Zeit, Wissen und Darstellung neben unserer Gegenwart⁸⁹ und dem Wechsel vom 19. ins 20. Jahrhundert gerade auch der Zeitraum zwischen 1750 und 1850 zählt. Für ihn hat Michel Foucault in *Les mots et les choses* (1966) einen Paradigmenwechsel in der abendländischen Episteme festgestellt – nämlich die Historisierung des Wissens –, was intensiv und einflussreich rezipiert wurde. Es entstand die Annahme eines Wandels in der Zeitwahrnehmung und Zeitvorstellung, der sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts vollzog.⁹⁰ Der Historiker

Insularitäten. Ästhetisierungen von Heterochronie und Chronotopie seit 1960 (Ästhetische Eigenzeiten, 3). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2017.

⁸⁴ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘; Michael Gamper, Peter Schnyder: Dramatische Eigenzeiten des Politischen. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 ‚Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne‘. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/politisch/beschreibung/> [11.08.2015].

⁸⁵ Gamper et al.: Dramatische Eigenzeiten des Politischen.

⁸⁶ Johannes F. Lehmann: Aktualität – zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 ‚Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne‘. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/aktualitaet/beschreibung/> [11.08.2015].

⁸⁷ Eva Horn: Die Zeit des Klimas. Zur Verzeitlichung der Natur in der literarischen Moderne. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 ‚Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne‘. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/klima/beschreibung/> [11.08.2015].

⁸⁸ Einen Überblick über die verschiedenen Ansätze der Forschung zu Literatur und Medizin bietet Sandra Pott: ‚Literatur und Medizin im 18. Jahrhundert: von der erneuerten Fortschrittskritik bis zum ‚Medical Writing‘.‘ In: *Gesnerus* 2006, Jg. 63, S. 127–143. Im Auge zu behalten wäre auf jeden Fall das aktuelle Projekt von Maximilian Bergengruen, das er im Rahmen der zweiten Förderphase des Programms ‚Ästhetische Eigenzeiten‘ zwischen 2017 und 2020 verfolgen wird, denn es wird sich mit psychopathologischen Eigenzeiten in der deutschen und französischen Literatur vom ausgehenden 19. bis zum mittleren 20. Jahrhundert beschäftigen.

⁸⁹ Vgl. die Flut an aktuellen ‚Zeit-Romanen‘ (Kühn: *TempusRätsel, Pause: Texturen der Zeit*). S. a. Tanja van Hoorn (Hg.): *Zeit, Stillstellung und Geschichte im deutschsprachigen Gegenwartsroman*. 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2016.

⁹⁰ Vgl. Celestini: *Zeit und Bewusstsein*. Die dominanten Untersuchungsperspektiven, geprägt von Koselleck, Foucault, Luhmann, Lepenies, Toulmin/Goodfield und Gould – um die Klassiker zu nennen –, etablierten und bestätigten in den letzten Jahrzehnten (wissens-)geschichtlicher Forschung die These einer generellen ‚Verzeitlichung der Zeit‘ bzw. ‚Historisierung der Zeit‘ im ausgehenden 18. Jahrhundert: Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979; Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971, siehe v. a. S. 165–210; Detlef Krause (Hg.): *Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann. Mit über 600 Lexikoneinträgen einschließlich detaillierter Quellenangaben*. 4. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius 2005, S. 162 (‚Individuum‘ [Art.]); Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel*

Reinhart Koselleck,⁹¹ der den Begriff ‚Sattelzeit‘ für die Periode zwischen Früher Neuzeit und Moderne prägte, konstatierte einen Prozess der Verzeitlichung und Beschleunigung aller Lebensbereiche,⁹² der im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr Gebiete menschlicher Erfahrung und Erwartung erfasste. So führten etwa die kleinen Taschenuhren dazu, dass der Umgang mit Zeit – verglichen mit der Zeitregulierung durch Naturrhythmen, durch die Kirche im Mittelalter oder durch das kaufmännische Leben in den darauffolgenden Jahrhunderten – individualisiert wurde. Besonders deutlich wird der Wandel an Modellen der Natur: Bis zum 18. Jahrhundert war alles Existente als lückenlose Kette der Wesen organisiert, in der vom Anorganischen über den Menschen bis hin zu Gott alles seinen festgelegten Platz hatte. Als aber sedimentierte Zeugnisse eines Millionen Jahre alten Lebens auftauchten, wurde die temporale Dimension der Naturgeschichte erforscht und der biblische Geschichtsbericht durch eine szientifische Geologie abgelöst.⁹³

Was aber führte zu einer solch umfassenden Verzeitlichung? Wie der Soziologe Wolf Lepenies⁹⁴ ausführte, gründete die veränderte Temporalstruktur in einem wachsenden Erfahrungsdruck und Zwang zur Empirie, die auf den Wissenschaften des

kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts (Hanser Anthropologie). München: C. Hanser 1976; Stephen Toulmin, Jane Goodfield: *Entdeckung der Zeit. Mit 12 Abbildungen auf Tafeln und im Text*. München: Wilhelm Goldmann 1970, Stephen J. Gould: *Time's Arrow, Time's Cycle. Myth and Metaphor in the Discovery of Geological Time* (The Jerusalem-Harvard lectures). Cambridge/Massachusetts u. a.: Harvard University Press 1987; Hartmut Rosa: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008; „die Arbeiten von Reinhart Koselleck, der im tiefgreifenden Erfahrungswandel der ‚Revolutionszeit‘ im weiteren Sinne einen ‚Umwandlungsprozeß zur Moderne‘ erkannte und dabei auf umfassendere Debatten des 17., 18. und frühen 19. Jahrhunderts wie die *Querelle des anciens et des modernes* und ihre weitverzweigten Folgen verweisen konnte, die in verstärktem Maße ein distinktes Epochenbewusstsein und historistische Sichtweisen erkennen ließen und so die ‚Moderne‘ als spezifisch neue Ära innovativer Zeitwahrnehmung und -reflexion modellierten.“ (Bies et al.: Was sind Ästhetische Eigenzeiten, S. 19f.)

⁹¹ Vgl. Koselleck: *Vergangene Zukunft*.

⁹² Vgl. Ingrid Oesterle: ‚Es ist an der Zeit!‘ Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/oesterle_zeit.pdf [25.01.2017]. Dieser Prozess radikalisierte die moderne Zeitwahrnehmung und Beschleunigungserfahrung um 1900, vgl. Annette Simonis: *Moderne Zeiterfahrung und Globalisierung. Zeitbilder und -konzepte in der Literatur und Kultur der europäischen Avantgarden*. Unter: <http://www.komparatistik-online.de/20112012-1-5> [11.08.2015]. Zur Entschleunigung in der Moderne am Beispiel epischen Erzählens bei Döblin: Sabine Schneider: ‚Entschleunigung. Episches Erzählen im Moderneprozess.‘ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 247–264.

⁹³ Fotis Jannidis: *Das Individuum und sein Jahrhundert: Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs ‚Bildung‘ am Beispiel von Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 56). Tübingen: Max Niemeyer 1996, S. 65–72; s. a.: Stefanie Stockhorst: ‚Zur Einführung: Von der Verzeitlichungsthese zur temporalen Diversität.‘ In: Dies. (Hg.): *Zeitkonzepte. Zur Pluralisierung des Zeitdiskurses im langen 18. Jahrhundert*. Wallstein 2006, S. 157–164. In Kapitel 4.1.1 werden die entscheidenden Positionen, insofern sie für den medizinischen Kontext relevant sind, nochmals vorgestellt.

⁹⁴ Vgl. Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*.

18. Jahrhunderts lasteten. Bis 1750 wurde Wissen vor allem räumlich organisiert, über Klassifikationen, Taxonomien und Systematiken, was problematisch wurde, als das Wissen zu komplex und unüberschaubar zu werden drohte. Die Konsequenz lag darin, Wissen in temporalisierter Form zu verwalten.⁹⁵ Auch im Bereich der Medizin, deren Entwicklung Foucault in *Die Geburt der Klinik* (1963)⁹⁶ mit Blick auf die Institution ‚Klinik‘ nachzeichnete, entstanden aus der Krise der gängigen Nosologien Tendenzen zur Verzeitlichung, woraus sich an der Wende zur medizinischen Moderne „ein positives Moment der Erkenntnis [..., nämlich; MK] unsere heutige zeitliche Struktur der Krankheiten“⁹⁷ ergibt. Dabei ist selbstverständlich nicht die Zeit an sich neu im medizinischen Diskurs – sie wird seit Hippokrates berücksichtigt –, „neu aber ist sie als eine quantifizierbare Größe, als Zeit, deren exakte Beobachtung (Messung) Aufschluß gibt über die Veränderungen des Pathologischen, die seine Entstehung aus dem Normalen heraus verfolgen und begreifen lassen.“⁹⁸

Folgt man den bisher vorgezeichneten Argumentationslinien, müssen angesichts der epistemischen Umbrüche medizinisch-psychologische Fallgeschichten um 1800 bezüglich eines Zeit-Wissens von ausnehmendem analytischem Interesse sein. Für Fälle aus dem medizinischen Diskurs ist das Merkmal der Zeit schließlich gleich in mehrfacher Hinsicht konstitutiv: Zunächst ist der Wandel von ‚normal‘ zu ‚anormal‘, von ‚gesund‘ zu ‚krank‘ im Rahmen einer Lebensgeschichte per se ein Prozess, kein statischer Zustand.⁹⁹ Eine Geschichte des ‚Falls‘ erzählt diesen Vorgang der Abweichung,¹⁰⁰ wobei sie an der Differenz von Ausgangs- und Endzustand des behandelten Individuums einsetzt. Erst die Andersartigkeit des Lebenslaufs initiiert das Erzählen des ‚Falls‘. Zu ei-

⁹⁵ Dirk Oschmann: „Bewegung als ästhetische Kategorie im späten 18. Jahrhundert.“ In: Matthias Buschmeier; Till Dembeck (Hg.): *Textbewegungen 1800/1900*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 144–164, hier: S. 158f.

⁹⁶ Michel Foucaults Studie *Die Geburt der Klinik* (franz. *Naissance de la clinique*), welche die Ablöse der naturgeschichtlichen durch die klinische Medizin um 1800 ansetzt, letztere durch einen Fokus auf das Individuum charakterisiert und daran eine Neuausrichtung des ärztlichen Blickes festmacht, wird in Kap. 4.1.1/4.1.2 eingehender betrachtet werden.

⁹⁷ Thomas Henkelmann: *Zur Geschichte des pathophysiologischen Denkens: John Brown (1735–1788) und sein System der Medizin*. Berlin u. a.: Springer 2013, S. 72f. Wie lange eine Krankheit andauert, wann die Symptome auftreten, wann sie abklingen und wie ihre spezifische zeitliche Verknüpfung aussieht, stellen nun die zentralen Fragen dar. Damit wird die Anamnese wirklich historisch und die exakte Krankengeschichte Regel und Pflicht (ebd., S. 72).

⁹⁸ Henkelmann: John Brown, S. 73.

⁹⁹ An dieser Stelle sei auf das Gesundheits-Krankheits-Kontinuum von Aaron Antonovsky verwiesen: Nach dem salutogenetischen Ansatz des Medizinsoziologen schließen sich Gesundheit und Krankheit nicht als dichotomische, statische Zustände aus, sondern sind die Eckpunkte, zwischen denen sich ein Kontinuum aufspannt.

¹⁰⁰ Zum menschlichen Individuum in Schwellensituationen als Gegenstand liminaler Anthropologien vgl. Roland Borgards: „Liminale Anthropologien. Skizze eines Forschungsfeldes.“ In: Jochen Achilles; Ders.; Brigitte Burrichter (Hg.): *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 9–12.

nem Fall wird das Individuum, da sein Endzustand eine Verschlechterung zur ursprünglichen Situation darstellt.¹⁰¹ Im Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts ist der ‚Zufall‘ das medizinische Symptom, der *casus* die „ganze Beschreibung und Theorie einer Kranckheit [sic!].“¹⁰² Da „die ‚Geschichte als Mittel der Erfahrung in der Zeit‘ zur Bestimmung der Krankheit und ihrer Verlaufsform“¹⁰³ herangezogen werden kann, kommt der Falldarstellung der Rang eines Erkenntnismittels zu. Das heißt, dass der medizinische Fall – ohnehin erst durch das temporale Signum dazu gemacht – von einem spezifischen medizinischen Zeit-Wissen spricht, welches in seiner Darstellung impliziert ist. Die Notationsformen medizinischer Fälle¹⁰⁴ stehen also stets der zentralen Frage gegenüber, wie die *histoire* zum *discours* wird:

The *case* in medicine, as in law and in ethics as well as in criminal investigation, is a narrative genre. Certainly it is not science – although the investigator [...] may employ scientific methods. Nor is it ordinarily or accidentally fiction. It is still a third thing: history, the narrative representation of action in the phenomenal world. [...] Narrative is the imposition of structure on selected events, or the shaping of plot from story, and it is common to both history and fiction.¹⁰⁵

Eben diesem *shaping of plot from story* eignet ein Zirkelschluss: Die logische Struktur des Falles bedingt den *discours*, während zugleich der *discours* umgekehrt den ‚Fall‘ hervorbringt.¹⁰⁶ Es sind die narrativen Verfahren, die aus „einzelnen Kranken konsistente Krankheitsfälle [...] generieren [...] und; MK] aus einzelnen Krankengeschichten *Fallgeschichten* von Gewicht [...] schöpfen.“¹⁰⁷ Die narrative Inszenierung in medizinischen Fall-Texten ist also nie beliebig: Sie konturiert epistemologische Sachverhalte, richtet das pathologische Ereignis in seiner distinkten Form ein und bringt durch jeweils spezifisches Erzählen die Stimme des Arztes hervor.¹⁰⁸

¹⁰¹ Pethes: Lenz’ ‚Zerbin‘, S. 332.

¹⁰² o. V.: „Casus [Art].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden* (1732–1754), Bd. 5: C–Ch, S. 711/Sp. 1391. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=52684&bandnummer=05&seitenzahl=0711&supplement=0&dateformat=1%27> [30.06.2016].

¹⁰³ Die Unterscheidung anhand des distinkten Verlaufs der Krankheiten und dem zeitlichen Auftreten der Symptome steht zur bloß raumgreifenden Nosologie der Arten in Kontrast (Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 30. S. a.: Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 78–87). Vgl. Kap. 4.

¹⁰⁴ Zu den Schreibweisen von Krankheit vgl. Janz: Krankengeschichte; Kiceluc: Der Patient als Zeichen; Wübben: Ordnen und Erzählen. S. a.: Zelle: A. E. Büchner, S. 313.

¹⁰⁵ Hunter: Making a case, S. 68; Hervorheb. im Orig.

¹⁰⁶ Bekannt ist dieser Mechanismus aus literarischen Gattungen wie der Tragödie oder der Novelle. Wenn sie zum Beispiel mit den Motiven eines moralischen oder politischen Falls arbeiten, für den der Sturz Phaetons oder der Titanen die mythologische Blaupause bilden, stehen Gattungen stets in Wechselwirkung mit den poetologischen Charakteristika – es sei an die ‚Fallhöhe‘ des Helden bzw. den novellistischen ‚Vorfall‘ erinnert (Goldmann: Kasus und Konflikt, S. 407).

¹⁰⁷ Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 24; Hervorheb. im Orig.

¹⁰⁸ Wübben: Die kranke Stimme, S. 153.

Spätestens seit Julia Epsteins Studie *Altered conditions*¹⁰⁹ wird die Narrativität von medizinischen Fall-Texten – das *storytelling* und die narrativen Konventionen¹¹⁰ – daher in Analysen berücksichtigt. In jüngster Zeit taten sich hier vor allem diverse Forschungsprojekte am *Center for Anthopoetic Studies* der Ruhr-Universität Bochum¹¹¹ und die mit ihm assoziierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hervor, dank denen das Ungleichgewicht zwischen juristischer Kasuistik und der von der Literaturwissenschaft bislang vergleichsweise stiefmütterlich behandelten medizinisch ausgerichteten Fallstudie¹¹² ausbalanciert wurde. Wenn letztere in der Vergangenheit untersucht wurde, konzentrierten sich die wichtigsten Forschungstendenzen meist in Reaktion auf Gianna Pomatas Thesen auf medizinische Texte der Frühen Neuzeit¹¹³ oder aber auf die psychoanalytischen Fallberichte des 20. Jahrhunderts.¹¹⁴ Schließlich hat kein

¹⁰⁹ Julia Epstein: *Altered conditions. Disease, medicine, and storytelling*. New York: Routledge 1995.

¹¹⁰ Vera Nünning, Ansgar Nünning: „Produktive Grenzüberschreitungen: Transgenerische, intermediale und interdisziplinäre Ansätze in der Erzähltheorie.“ In: Dies. (Hg.): *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Trier: WVT, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002, S. 1–22, hier: S. 16.

¹¹¹ Das MERCUR-Forschungsprojekt (2012–2013/15) „Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne“ vereint verschiedene Teilprojekte, die sich unter anderem mit dem ärztlichen Fallbericht in Frankreich, den Darstellungsformen anthropologischen Wissens in Zeitschriften des späten 19. Jahrhunderts und dem Fall als ästhetischer Kategorie auseinandersetzen. Vgl. das DFG-Projekt „Probleme der Darstellung anthropologisch-medizinischen Wissens in der Moderne“: <http://www.darstellung.rub.de/index.html> [20.01.2017].

¹¹² Zelle: A. E. Büchner, S. 304. Die interdisziplinäre Forschung dagegen hat gerade in den letzten Jahren entscheidende Vorstöße gemacht, die Frage nach Form, Gestalt und Funktion von Fallgeschichten aus verschiedensten Perspektiven zu beleuchten: Hess: *Observatio und Casus*, der die medizinische Fallgeschichte im Gefüge medialer Techniken und sozialer Praktiken, also in Bezug auf die der jeweiligen Fallgeschichte zugrundeliegenden *paper technology* betrachtet; Fabian Krämer: „Faktoid und Fallgeschichte. Medizinische Fallgeschichten im Lichte frühneuzeitlicher Lese- und Aufzeichnungstechniken.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 525–536, der die Konsequenzen diskutiert, welche die Verwendung humanistischer Lese- und Aufzeichnungstechniken für die konkrete Gestalt medizinischer Fall-Texte der Frühen Neuzeit hatten; Pethes: *Fall, Fälle, Zerfall*, der in der medialen Dimension der Medizin das Potenzial sieht, eine literarische Form des Schreibens von Krankheit zu generieren. Wübben: *Verrückte Sprache bzgl. der materiellen Dimension spezifischer Schreibverfahren*. Mit Schreibpraktiken und Aufzeichnungsverfahren befasst sich auch der Sammelband Wübben et al.: *Krankheit schreiben*.

¹¹³ Vgl. Johanna Geyer-Kordesch: „Medizinische Fallbeschreibungen und ihre Bedeutung in der Wissensreform des 17. und 18. Jahrhunderts.“ In: David E. Wellbery (Hg.): *Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch-Stiftung*. Bd. 9. Stuttgart 1990, S. 8–19; Michael Stolberg: „Formen und Funktionen medizinischer Fallberichte in der Frühen Neuzeit (1500–1800).“ In: Johannes Süßmann; Susanne Scholz; Gisela Engel (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007, S. 81–95.

¹¹⁴ Vgl. Kiceluc: *Der Patient als Zeichen*; die Beiträge in Stuhr et al.: *Die Fallgeschichte sowie in Höcker et al.: Wissen, Erzählen. Die innerdisziplinäre Auseinandersetzung mit der Geschichte der medizinischen Fallgeschichte*, was ihre Form und Gestalt betrifft, fällt meist rudimentär und oberflächlich aus. Sie beschränkt sich auf folgenden bekannten Dreischritt: Die bereits vorgestellte Moritzsche Sammlung, als Leitbeispiel für das 18. Jahrhundert, wird als aufklärerisch und unsystematisch abgetan, im 19. Jahrhundert werde mit Freud die Fallgeschichte zum literarisch gestalteten Werkstattbericht, der den Beweis liefere, wie empirische Beobachtungen und theoretische Annahmen zu verbinden seien, und das 20. Jahrhundert begeben sich schließlich auf den Weg hin zur theoriegeleiteten Interpretation (siehe exemplarisch Gerd Rudolf: „Aufbau und Funktion von Fallgeschichten im Wandel der Zeit.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 17–31).

Geringerer als Sigmund Freud dargelegt, warum in Fallgeschichten mit der Art der Personendarstellung, mit Innerlichkeit, Kausalität und dialogischen Gestaltungsmitteln, experimentiert wird.¹¹⁵

[...] es berührt mich selbst noch eigenthümlich, dass die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und dass sie sozusagen des ernststen Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muss mich damit trösten, dass für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe; Localdiagnostik und elektrische Reaktionen kommen bei dem Studium der Hysterie eben nicht zur Geltung, während eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewöhnt ist, mir gestattet, bei Anwendung einiger weniger psychologischer Formeln doch eine Art von Einsicht in den Hergang einer Hysterie zu gewinnen.¹¹⁶

Wenn in der heterogenen Form „einer Krankengeschichte das Drama, einer anderen die Tragödie, in wieder anderen einen ganzen Roman oder nur etwa eine Anekdote“¹¹⁷ oder eben wie bei Freud eine Novelle wahrgenommen wird, verhindern postulierte Erklärungen wie die des Wiener Psychoanalytikers den Blick auf mögliche epistemische Dimensionen. Darüber hinaus gerät eine terminologische Schwierigkeit ins Blickfeld, der sich die Fallgeschichtsforschung gegenüberstellt. Eben dadurch, dass sie sich auf die unterschiedlichsten Wissensgebiete und -modelle beziehen und zwischen szientifischen und literarischen Text- und Diskurs-Traditionen oszillieren, stößt das übliche Analysebesteck an seine Grenzen. Die unterschiedlichen Bestandteile von Fall-Texten als ‚literarische Bausteine‘ im Sinne von kodifizierten Gattungen und tradierten Gattungsgrenzen zu definieren, kann kein Verfahren sein, das den Darstellungsweisen des Falls gerecht wird.¹¹⁸

Um Phänomene heterogener Textgestaltung, welche sich nicht in jene Festschreibungen einfügen wollen, wie sie Gattungssystematiken für gewöhnlich vornehmen, begrifflich umreißen zu können, wird über Termini wie ‚Interferenz‘, ‚Hybridität‘ oder ‚Gattungsmischung‘ diskutiert.¹¹⁹ Damit diese Begriffe allerdings charakterisiert wer-

¹¹⁵ Zelle: A. E. Büchner, S. 301.

¹¹⁶ Sigmund Freud: „Beobachtung V. Fr. Elisabeth v. R... (Freud).“ In: Ders.; Joseph Breuer (Hg.): *Studien über Hysterie*. Leipzig, Wien: Franz Deuticke 1895, S. 116–160, hier: S. 140.

¹¹⁷ Dieter Janz: „Einführung.“ In: Ders. (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 7–10, hier: S. 8. Wenn Janz ausführt, dass diese Wahrnehmung mehr bedeute „als nur eine formale Analogie oder nur eine allegorische Sprechweise“ (ebd.), zeigt er auf den entscheidenden Punkt, verkennt aber den Kern desselben. Eine oberflächliche Zuschreibung bekannter literarischer Muster anhand menschlicher Leiden und Leidenschaften, wie er sie angelehnt an Viktor von Weizsäcker denkt (eine Krankheitsgeschichte mit komischem Charakter à la Molière beispielsweise) wird den Wechselbeziehungen der Diskurse nicht gerecht, was insbesondere für Fallgeschichten des 18. Jahrhunderts gilt (ebd., S. 8f.).

¹¹⁸ Schmitz-Emans: *Literatur und Wissen*, S. 126.

¹¹⁹ Eckhard Schumacher: „... eine noch zu entwickelnde Form des Essays“. Gattungsexperimente um 1968.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetolo-*

den können – und das ist das methodologische Dilemma –, ist eine Systematisierung unumgänglich – selbst wenn sich ihr manche Erscheinungsformen entziehen und sie daher stets defizitär bleiben muss. Wie zuletzt eine Fachtagung am *Freiburg Institute for Advanced Studies* offenbarte,¹²⁰ darf ein solches Beschreibungsinventar jedoch nicht auf zu starren Modellen beruhen. Skalare Modelle, welche die unterschiedlichen Ausprägungen von Hybridisierung berücksichtigen, scheinen hier produktiver zu sein. Sie differenzieren zwischen der Verschmelzung von Gattungsmerkmalen am einen Ende der Skala und der augenfälligen Heterogenität, etwa einem Gattungswechsel, am anderen Ende.¹²¹ Um einer solchen Flexibilität gerecht zu werden, werden Begriffe wie ‚generische Kontaminationen‘, ‚Kontiguität‘, ‚Mischformen unterschiedlicher Texte‘ und ‚generische Unbestimmtheit‘ ins Feld geführt. Das oft gebrauchte Wort ‚Hybridität‘¹²² gerät dagegen in den Verdacht, als terminologischer Joker¹²³ eingesetzt zu werden, um die Spezifik des entsprechenden Textes nicht erläutern zu müssen. Der Begriff der ‚Gattungsmischung‘ ist da schon präziser, weil er neutraler und dynamischer ist: Er konstatiert nicht nur einen Istzustand, sondern schließt den Prozess des Entstehens mit ein.¹²⁴

gie und literarische Form. Göttingen: Wallstein 2013, S. 361–373, hier: S. 361. Eine „Ergänzung und Ausweitung von Gattungsbegriffen“ fordert auch Vogl: Einleitung Poetologien, S. 15.

¹²⁰ Die Tagung „Poetik der Gattungsmischung“ fand zwischen dem 27. und 29.03.2014 am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg in Kooperation mit der Ludwig-Maximilians-Universität München in Freiburg im Breisgau statt; vgl. Martina Kliem, Eva M. Reichert: „Poetik der Gattungsmischung (Tagung; 27.03.–29.03.2014).“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2014, Bd. 24/Heft 3, S. 633–635. S. a. Cornelia Rémi: „Grenze und Grenzüberschreitung. Gattungshybridität und literarischer Wandel“. Tagung „Poetik der Gattungsmischung“ (27.03.–29.03.2014). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Ludwig-Maximilians-Universität München. Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Freiburg im Breisgau [27.03.2014].

¹²¹ Dieses Modell wurde auf Anregung von Monika Gymnich, die sich auf Klaudia Seibels Vorschläge berief, auf besagter Tagung als gewinnbringend diskutiert (Monika Gymnich: „Gattungshybridität im britischen Roman des 21. Jahrhunderts – Konsolidierung oder Dynamisierung des Gattungsspektrums?“. Tagung „Poetik der Gattungsmischung“ (27.03.–29.03.2014). Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Ludwig-Maximilians-Universität München, Freiburg im Breisgau [29.03.2014]).

¹²² Janine Moser verweist in ihrer Einleitung zum Sammelband *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften* auf Bruno Latours Definition von ‚Hybrid‘ als „etwas, das symbolische Zuschreibungen in sich aufnimmt, dessen Faktizität damit jedoch nicht ausgelöscht oder ignoriert werden kann.“ (Moser: Poetologien/Rhetoriken, S. 13) In diesem Sinne, als Hybrid, versteht sie die Objekte, mit denen die Wissenschaft umgeht: „gleichzeitig naturgegeben und kulturell verfertigt, eigendynamisch und extern determiniert [und damit] nicht kontradiktisch, sondern komplementär.“ (ebd.)

¹²³ Als solchen würden viele Untersuchungen den Begriff ‚Hybridität‘ gebrauchen, wie Rüdiger Zymner kritisierte (Rüdiger Zymner: „Gattungsmischung als conceptual blending. Zu einer kognitionswissenschaftlichen Theorie der Gattungsmischung“. Tagung „Poetik der Gattungsmischung“ (27.03.–29.03.2014). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Ludwig-Maximilians-Universität München. Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Freiburg im Breisgau [27.03.2014]).

¹²⁴ Allerdings zählt er zu einer Nomenklatur, die das Konzept der festumrissenen Gattung als Ausgangspunkt sämtlicher Überlegungen setzt. Wenn aber schon die literarische Gattung (Vgl. Klaus W. Hempfer: „Gattung.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 651–655) an sich eine umstrittene Kategorie ist – impliziert sie doch ein durchaus angefechtbares Normativitätspostulat – was ist dann unter ‚Gattungsmischung‘ zu verstehen? Die gegenwärtige Forschung wählt für die Beantwortung dieser Frage verschiedene Zugänge. Zum ei-

Vor dem Hintergrund des *narrative turn*¹²⁵ in den *Humanities* hat sich zudem ein transgenerischer Ansatz ausgebildet,¹²⁶ um produktive Grenzüberschreitungen, die sich zwischen narrativen Genres und anderen, bislang als nicht-narrativ eingeordneten Gattungen wie Lyrik und Drama ergeben, nachvollziehen zu können.¹²⁷ Er stützt sich auf einen erweiterten Narrativitätsbegriff:¹²⁸ Wird eine enge Definition von Narrativität angelegt, können nur solche Textsorten als ‚narrativ‘ bezeichnet werden, die eine *story* und zugleich das Merkmal der erzählerischen Vermittlung vorweisen. Die transgenerische Narratologie aber geht davon aus, dass auch vermeintlich nicht-narrative Genres wie Dramen, Filme oder Comics eine Geschichte erzählen.¹²⁹ Die sogenannte

nen wird der Gattungsbegriff selbst großzügig ausgelegt (John Frow: „Reproducibles, Rubrics, and Everything You Need“: Genre Theory Today.“ In: *PMLA* 2007, Bd. 122/Heft 5, S. 1626–1634, hier: S. 1633), zum anderen wendet sich der akademische Blick in die Vergangenheit, dessen Vorteile Hayden White prominent herausgestrichen hat: „The historical approach lets you simply *show* the ways genre works in different times and places in the development of literature, without having to raise the vexing *theoretical* question of the *value* typically assigned to specific genres, various notions of genre, and the idea of a hierarchy of genres in both culture and society at large.“ (Hayden White: „Anomalies of Genre: The Utility of Theory and History for the Study of Literary Genres.“ In: *New Literary History* 2003, Bd. 34/Heft 3, S. 597–615, hier: S. 599; Hervorheb. im Orig.) Zum ‚crossing‘ of genres in altgriechischer und römischer Dichtung vgl. Joseph Farrell: „Classical Genre in Theory and Practice.“ In: *New Literary History* 2003, Bd. 34/Heft 3, S. 383–408, hier: S. 392, dort auch zum späten 18. und frühen 19. Jahrhundert als Epoche der „genre instability“ (ebd., S. 599).

¹²⁵ „Turns‘ werden bekanntlich nur dort ausgerufen, wo ein in den Fokus kollektiven Interesses gerückter Sachbereich als generatives Prinzip erkennbar wird“, erläutert Ritzer und nennt neben dem *linguistic turn* und dem *iconic turn* den *spatial turn* (Monika Ritzer: „Poetiken räumlicher Anschauung.“ In: Martin Huber; Christine Lubkoll; Steffen Martus; Yvonne Wübben (Hg.): *Literarische Räume. Architekturen – Ordnungen – Medien*. Berlin: Akademie Verlag 2012, S. 19–37, hier: S. 20f.). Zum *spatial turn* als *local turn* siehe auch: Dirk Rose: „Die Verortung der Literatur. Präliminarien zu einer Poetologie der Lokalisation.“ In: Martin Huber; Christine Lubkoll; Steffen Martus; Yvonne Wübben (Hg.): *Literarische Räume. Architekturen – Ordnungen – Medien*. Berlin: Akademie Verlag 2012, S. 39–57). Raum und Zeit sind diejenigen Aspekte, die, ungeachtet dessen, welcher ‚turn‘ gerade ausgerufen ist, eine entscheidende Rolle in literaturwissenschaftlichen Analysen spielen; nicht zuletzt seit Michail Bachtins Chronotopos „takes the lead in merging the two [that is, temporal and spatial parameters of narrative analysis; MK] into an intersection of time and space“ (Marija B. Vukanović, Lovorka G. Grmuša: *Space and time in language and literature*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars 2009, S. 9).

¹²⁶ Im Zuge dessen verfolgt die narratologische Forschung intermediale Ansätze und wendet sich anderen Disziplinen, wie *cognitive theory*, Geschichtswissenschaften und Psychologie, zu (Vgl. Sandra Heinen, Roy Sommer: *Narratology in the age of cross-disciplinary narrative research*. New York, Berlin: De Gruyter 2009; vgl. Literaturhinweise bei Aiko Onken: „Wilhelm Schapp – Dr. phil. et jur. Eine (kleine) Spurensuche nach den juristischen Wurzeln der Geschichtenphilosophie.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 50–58, hier: S. 50, Anm. 2).

¹²⁷ Nünning et al.: Produktive Grenzüberschreitungen, S. 3f.

¹²⁸ Er unterscheidet sich damit also von der strukturalistischen Narratologie basierend auf Gérard Genette als auch der Erzähltheorie nach Franz Stanzel und der anglo-amerikanischen Forschung, z. B. durch W. C. Booth. Vgl. Martínez et al.: Einführung in die Erzähltheorie, S. 47–67; Korthals: Zwischen Drama und Erzählung.

¹²⁹ Nünning et al.: Produktive Grenzüberschreitungen, S. 5–7. Dem Einwand, dass ein Drama ohne Vermittlungsinstanz auskommt, begegnet sie mit dem Argument des „abstract/implicit author“: „[...] selection, segmentation, combination and focus of the scenes presented imply the existence of a superordinate mediating instance [...]“ (Peter Hühn, Roy Sommer: „Narration in Poetry and Drama.“ In: Ders.; John Pier; Wolf Schmid; Jochen Schöner (Hg.): *Handbook of narratology*. New York, Berlin: De Gruyter 2009, S. 228–241, hier: S. 229).

„Narratologie des Dramas“ hat es sich beispielsweise zum Ziel gesetzt, die narrativen Phänomene im Drama systematisch zu analysieren, ohne die Dramenspezifika zu vernachlässigen.¹³⁰ Solche epischen¹³¹ Elemente im Drama sind:

(a) elements that relate to drama's narrativity, i. e. the existence of a fictional world, of characters, of plot; (b) elements in the fictional world of the play that relate to narration – messenger reports, characters telling one another stories; (c) elements in plays that introduce a narrator figure or narratorial frame into the play; (d) elements of plays that display a mediational function, such as prologues and epilogues or, if one looks at the dramatic text, stage directions; as well as (e) metadramatic features [...]¹³²

Natürlich gibt es auch den umgekehrten Fall: die Adaption dramatischer Techniken durch Erzähltexte,¹³³ von der Übernahme des Monologs über den extensiven Gebrauch von Dialog, wie er im Dialogroman seinen Höhepunkt erfährt, und dramatische Einschübe im Roman, bis hin zur Gestaltung des Textes als szenischer Einschub.¹³⁴ Eine transgenerische Narratologie nimmt auch diese Phänomene in den Blick.¹³⁵ Allerdings

¹³⁰ Ansgar Nünning, Roy Sommer: „Drama und Narratologie: Die Entwicklung erzähltheoretischer Modelle und Kategorien für die Dramenanalyse.“ In: Vera Nünning; Ansgar Nünning (Hg.): *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Trier: WVT, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002, S. 105–128, hier: S. 108. Vertreter der „Narratologie des Dramas“ stützen sich auf die empirischen Belege aus der Dramengeschichte (Nünning et al.: *Drama und Narratologie*, S. 106), die auch abseits von Bertolt Brecht epische Tendenzen in dramatischen Werken nachweisen. Bzgl. der Dramen Shakespeares siehe: Ansgar Nünning, Roy Sommer: „The Performative Power of Narrative in Drama: On the Forms and Functions of Dramatic Storytelling in Shakespeare's Plays.“ In: Greta Olson (Hg.): *Current trends in narratology*. Berlin, New York: De Gruyter 2011, S. 200–231.

¹³¹ Auf das Problem der Terminologie aus komparativer Sicht weist Fludernik bezüglich des englischen Worts *narrative* hin: „Perhaps it is this terminological quagmire which has so long stood in the way of including drama in narrative studies – the absence of an equivalent of the German adjective *episch* or *narrative* for 'having narrativity' (e.g. in a *narrative poem*) in contrast to the noun *Erzählung* (a *narrative*).“ (Monika Fludernik: „Narrative and Drama.“ In: John Pier; José Á. García Landa (Hg.): *Theorizing narrativity*. Berlin: De Gruyter 2008, S. 355–384, hier: S. 366). „Episch“ wird hier als klassifikatorischer Sammelbegriff verstanden, der die Menge der erzählenden Texte bezeichnet, also weder eng gebraucht nur für Epos und Roman, noch historisch gewendet für die Gattung des Epos (vgl. Matias Martínez: „Episch.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 465–468, hier: S. 465). „Dramatisch“ wird dagegen in seiner schon historisch angelegten Ambivalenz – als Bezeichnung poetischer Darbietungsweise und zugleich typologische Qualität ausdrückend – verwendet (Martin Ottmers: „Dramatisch.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 397–399, hier: S. 398).

¹³² Fludernik: *Narrative and Drama*, S. 367; Hühn et al.: *Narration*, S. 235. S. a.: Eike Muny: *Erzählperspektive im Drama. Ein Beitrag zur transgenerischen Narratologie*. München: Iudicium Verlag 2008; Ute Berns: „The Concept of Performativity in Narratology.“ In: *European Journal of English Studies* 2009, Bd. 13, Heft 1, S. 93–108. Zur vorgeschlagenen Unterscheidung von mimetischer und diegetischer Narrativität vgl. Ansgar Nünning, Roy Sommer: „Diegetic and Mimetic Narrativity: Some further Steps towards a Transgeneric Narratology of Drama.“ In: John Pier; José Á. García Landa (Hg.): *Theorizing narrativity*. Berlin: De Gruyter 2008, S. 331–354, hier: S. 338.

¹³³ Der indirekte Einfluss des dramatischen *plots* auf den Roman etwa sei beträchtlich gewesen, so Fludernik: „[...] the compositional structures of the Elizabethan stage served as a model for the tightening of romance.“ (Fludernik: *Narrative and Drama*, S. 373)

¹³⁴ Fludernik: *Narrative and Drama*, S. 373–377.

¹³⁵ Wie gewinnbringend das sein kann, hat Stephens an den Erzähltexten Kleists bewiesen, ohne sich freilich formal einer transgenerischen Narratologie zu verpflichten (Anthony Stephens: „Zur Funktion der ‚Schauspiele‘ in Kleists Erzählungen.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 102–119).

eignet ihr ein entscheidendes Problem: Obgleich sie sich als Ansatz versteht, der gegen die tradierte, normative Gattungspoetik gerichtet ist, tendiert sie jedoch selbst ebenfalls wieder dazu, einzuengende Systematiken zu schaffen.

Für den Untersuchungsgegenstand der Fallgeschichte aber eignet sich ein Analyseinstrument besser, das nicht darauf ausgerichtet ist, formale oder strukturelle Eigenschaften festzusetzen. Ein solches ist der Begriff der Schreibweisen. Sie sind „die medien-spezifischen – auf Schrifttexte bezogenen – Ausprägungen allgemeiner, gestaltgebender oder prägender Verfahren, die an und für sich auch in anderen medialen Kontexten vorkommen können.“¹³⁶ Da der Begriff ‚Schreibweise‘ unterhalb der Ebene von Gattungen, Textsorten, Genres oder Texttypen ansetzt,¹³⁷ ist er hier in dreifacher Hinsicht besonders geeignet: Die Bestandteile der Fallgeschichten, welche der Erzähl- und der Dramentradition entstammen, können als narrative respektive dramatische Schreibweisen verstanden werden, die als poetische Verfahren innerhalb eines Textes auftreten, ohne als ‚das Narrative‘ oder ‚das Dramatische‘ „damit und dadurch notwendig eine bestimmte Gattung zu bilden.“¹³⁸ Der Begriff ‚Schreibweise‘ ist demnach ein dynamisches Analysewerkzeug, mit dessen Hilfe sich die Form der sprachlichen Inszenierung von Fallgeschichten durch eine erzählerische Instanz beschreiben lässt, welche die Elemente gezielt nachträglich arrangiert und sie durch jeweils spezifische Mittel auf eine distinkte Art und Weise darbietet.¹³⁹ Um die Schreibweisen der Fallgeschichten kontextualisieren zu können, lohnt ein Blick auf die von der dichterischen Praxis herausgeforderte zeitgenössische theoretische Diskussion um generische Mischformen im 18. Jahrhundert,¹⁴⁰ wie sie in Kapitel 3.1 umrissen wird. Ist dort von ‚Gattungen‘ die Rede, geschieht dies im Bewusstsein der historischen Gepflogenheiten des zeitgenössischen poetologischen Kontextes.

Zudem bewährt sich mit Blick auf die zu analysierenden Fallgeschichten mit medizinischer und psychologischer Stoßrichtung der Begriff ‚Schreibweise‘ auch insofern, als „er hinreichend neutral gegenüber den erst nachmals ausdifferenzierten Systemen Wissenschaft und Literatur ist und die Analyse der Erzählstruktur einer Fallgeschichte un-

¹³⁶ Rüdiger Zymner: „Texttypen und Schreibweisen.“ In: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 25–80, hier: S. 25.

¹³⁷ Nicolas Pethes: „Epistemische Schreibweisen. Zur Konvergenz und Differenz naturwissenschaftlicher und literarischer Erzählformen in Fallgeschichten.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 1–22, hier: S. 9.

¹³⁸ Zymner: Texttypen und Schreibweisen, S. 25.

¹³⁹ Martínez et al.: Einführung in die Erzähltheorie, S. 20–26; Wübben: Die kranke Stimme, S. 153.

¹⁴⁰ Sven Gesse: ‚Genera mixta‘. *Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997, S. 12.

abhängig von ihrer entsprechenden Zuordnung erlaubt.“¹⁴¹ Die Analyse einer Schreibweise nimmt die Art und Weise in den Blick, wie der empirische oder fiktionale Fall selbst entworfen und wie er innerhalb eines Textes „konkretisiert, ausdifferenziert oder modifiziert wird.“¹⁴² Zuletzt können Fall-Texte aufgrund ihres medizinisch-psychologischen Wissens selbst als Schreibweise verstanden werden: Die Fallgeschichte ist eine epistemische Schreibweise.¹⁴³ Wenn im Folgenden davon gesprochen wird, den Schreibweisen der Fallgeschichten nachzuspüren, dann sind diese drei Dimensionen des Begriffs stets mitzudenken.

Um den Schreibweisen jener Fallgeschichten näher zu kommen, die im Umfeld der medizinischen Psychologie und Protopsychiatrie relevant werden, sind insbesondere drei kontextuelle Fäden zu verfolgen: Der wissenschaftliche Diskurs, die ästhetischen sowie poetologischen Reflexionen und die mediale Praxis der Zeit formieren ein vielschichtiges Beziehungsgefüge, das die Fallgeschichten kennzeichnet. Bevor deren epistemologische Kontexte und Prinzipien im vierten Kapitel ausdifferenziert werden, sollen zunächst die Anforderungen an die literarische Ästhetik im Fokus stehen, denen sich diese beim Versuch, die Triebfedern der Seele aufzudecken, gegenüber sieht. Ihre Lösungsansätze führen mitten in eine der hitzigsten poetologischen Debatten der Zeit, die Frage nach der Mischung von dramatischen und narrativen Darstellungsmitteln. Danach sei ein Blick auf die Medien geworfen, denen sich die aufstrebenden Wissenschaften vom Menschen bedienen, um ihre Fälle zu publizieren und damit die Dynamiken des im Umbruch begriffenen Buchmarktes am Ausgang des 18. Jahrhunderts bestimmen.

¹⁴¹ Pethes: Lenz' ‚Zerbin‘, S. 331. Ihre Narration umfasst „stets die Dimension der Zeit, ob linear oder fragmentarisch, der Perspektive, ob auktorial oder figural-personal, und schließlich die Ereignis-Bedeutungs-Relation“ (Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 22, Anm. 34). Eine solche Definition wendet sich ausdrücklich gegen die Argumentationslinie, das Kriterium der Narrativität als Beweis für eine ‚Unwissenschaftlichkeit‘ des repräsentierten zeitgenössischen Wissens zu missbrauchen – was schon allein dadurch unzulässig wird, wenn Wissenschaftlichkeit als spezifisch zu einem historischen Abschnitt zugeordneten Status verstanden wird. Legitim ist dagegen die Überlegung, welche wissenschaftliche Ordnung durch Narrativität in Frage gestellt wird (vgl. Ansatz bei Weber: Schwellen der Wissenschaftlichkeit. Einleitung, S. 87).

¹⁴² Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 34.

¹⁴³ Vgl. Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 15; Wübben: Büchners Lenz, S. 47, die in Anlehnung an Pomata von epistemischen Genres spricht, wenn diese mit kognitiven Praktiken, mit der Klassifikation oder Beobachtung einhergehen, und sie von literarischen unterscheidet: „Zwar sind auch literarische Genres zuweilen mit epistemischen Praktiken verbunden, sie sind allerdings kein notwendiges Element der Literatur.“ (ebd.)

3 Kontexte: der Fall um 1800

3.1 Den geheimen Triebfedern auf der Spur: der Fall in der literarischen Ästhetik und Poetik des 18. Jahrhunderts

„Was für ein Feld ist es, wohin sich meine unsicheren Schritte wagen; welche unbetretne Pfade, welche Dunkelheit, welch ein Labyrinth!“¹, fragt Karl Philipp Moritz im Vorwort seiner Zeitschrift *Gnōthi sautón oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte* aus dem Jahr 1783. Der heutigen Psychologie gilt die Erfahrungsseelenkunde als vorwissenschaftliche Konzeption für die psychologischen Bemühungen im Aufklärungszeitalter, die sich vor allem um Menschenbeurteilung, die Sammlung von Daten zu normalem und pathologischem Verhalten, Psychografien und Selbstbekenntnissen drehte.² Der *Zimbardo*, das Standardeinführungswerk für Psychologie-Studenten, verknüpft die historischen Grundlagen der Disziplin extrem, auch wenn er entschuldigend das bekannte Zitat von Hermann Ebbinghaus (1908–1973) anführt: „Die Psychologie besitzt eine lange Vergangenheit, aber nur eine kurze Geschichte.“³ Nach dem Verweis auf die philosophischen Grundlagen bei Platon und Aristoteles springt die Darstellung unverzüglich zu Wilhelm Wundt, der 1879 in Leipzig das erste Labor für experimentelle Psychologie gründete, woraufhin sich die Psychologie als eigenständige Disziplin etablierte. Über die Vorgänger, wie die Erfahrungsseelenkunde, erfährt der angehende Psychologe hier nichts. Dabei hat gerade das *Magazin der Erfahrungsseelenkunde* als erste psychologische Zeitschrift⁴ die Entwicklung der Psychologie hin zu einem eigenen Fach entscheidend geprägt, indem es durch die dokumentierten Fallgeschichten einen unschätzbaren Quellenfundus bot.⁵

¹ Karl P. Moritz; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Digitale Edition* herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingertszahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. 10 Bände, 1783–1793. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [09.10.2015], hier: S. 1.

² o. V.: „Erfahrungsseelenkunde [Art.]“ In: Markus Wirtz (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von Janina Strohmmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014, S. 482. Unter: <https://portal-1hogrefe-1com-1dorsch.emedia1.bsb-muenchen.de/dorsch/erfahrungsseelenkunde/> [28.06.2015].

³ Philip G. Zimbardo; Richard J. Gerrig (Hg.): *Psychologie*. Unter Mitarbeit von Ralf Graf. 18. Aufl. München, Boston u. a.: Pearson Studium 2008, S. 8. Vgl. Georg Eckardt; Matthias John; Temilo van Zantwijk et al. (Hg.): *Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft*. Köln: Böhlau 2001.

⁴ o. V.: Erfahrungsseelenkunde [Art.].

⁵ Sheila Dickson: „Die internationale Rezeption der Fallgeschichten im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.“ In: Dies.; Stefan Goldmann; Christof Wingertszahn (Hg.): *„Fakta, und kein moralisches Geschwätz“. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 256–276, hier: S. 260f. Dickson bietet in ihrem Aufsatz einen detaillierten Überblick über die internationale Rezeption der Moritzschen Fallgeschichten. Vgl. Andreas Gailus: „A Case of Individuality: Karl Philipp Moritz and the Magazine for Empirical Psychology.“ In: *New*

Moses Mendelssohn ist es zu verdanken, dass sich der Begriff der ‚Erfahrungsseelenkunde‘ durchsetzte: Er riet dem Herausgeber, ihn statt des von Moritz zunächst gewählten Terminus ‚Experimentalseelenlehre‘⁶ zu verwenden, und sich bei der Einteilung der Seelenkunde in Physiologie, Pathologie, Semiotik und Diätetik der Seele an der Medizin zu orientieren. Diese Gliederung entlehnte Moritz dem *Grundriß der Arzneiwissenschaft* (1782) von Marcus Herz,⁷ der später einige der bemerkenswertesten Falldarstellungen des *Magazins* liefern sollte. Ihnen wird sich die Analyse widmen.

Gnōthi sautón sammelt die Grenzfälle des Menschlichen, „die vordem nur als das Jenseits einer vorweg gegebenen Normalität verhandelt wurden“,⁸ zu einem anthropologischen Gesamtbild, ohne ihnen eine bestimmte Systematik zugrunde zu legen oder sich in ausufernden Deutungen zu ergeben.⁹ Moritz’ erfahrungsseelenkundliches Lesebuch ist „a messy archive [...] outside established institutions of power and knowledge“¹⁰, das Fremd- und Selbstbeobachtungen neben Tagebuchaufzeichnungen und Briefe sowie Notizen zu Träumen und Erinnerungen stellt. Dass das heterogene, narra-

German Critique 2000, Bd. 79, S. 67–105; Robert Leventhal: „Kasuistik, Empirie und pastorale Seelenführung. Zur Entstehung der modernen psychologischen Fallgeschichte, 1750–1800.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 13–40. Als „wenig nachhaltig“ (Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 67) beurteilt dagegen Pethes die Rolle von Moritz’ Projekt hinsichtlich der Institutionalisierung der Psychologie als Wissenschaft, was er auf die Tatsache zurückführt, dass die Fallgeschichten die von ihnen postulierte Evidenz beständig unterlaufen (ebd.).

⁶ Johann Gottlieb Krüger (1715–1759) legte 1756 seinen *Versuch einer Experimental-Seelenlehre* vor, wobei er unter Experimentalseelenlehre „einen Spezialteil der empirischen Psychologie [versteht; MK], deren Spezifikum in einer bestimmten Art und Weise der Datenerhebung besteht“, nämlich der des Experiments (Carsten Zelle: „Experimentalseelenlehre und Erfahrungsseelenkunde. Zur Unterscheidung von Erfahrung, Beobachtung und Experiment bei Johann Gottlob Krüger und Karl Philipp Moritz.“ In: Ders. (Hg.): *Vernünftige Ärzte. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 173–185, hier: S. 178). Wie Zelle aber darlegt, schränkt Krüger indirekt den Wert des Experiments zugunsten der Beobachtung wieder ein, wenn er in den medizinischen Fallsammlungen die Datengrundlage seiner Experimentalseelenlehre sieht. Statt zu experimentieren, gilt es, Wahrnehmungen zu sammeln, die medizinische Fallbeschreibung wird aufgewertet. Damit steht er Moritz’ Erfahrungsseelenkunde näher, als es die Forschung für gewöhnlich darstellt, vor allem weil auch Moritz ebensowenig wie Krüger auf psychologische Experimente setzte. Mendelssohn empfiehlt mit ‚Erfahrungsseelenkunde‘ schlicht den umfassenderen Begriff, da der Oberbegriff Erfahrung sowohl Beobachtung als auch Experiment einschließt (Zelle: Experimentalseelenlehre, S. 181–184). Siehe dazu auch: Matthew Bell: *The German tradition of psychology in literature and thought, 1700–1840* (Cambridge studies in German). New York: Cambridge University Press 2005, S. 94: „An approach like Krüger’s implied a closed scientific system and an agreed (and dangerously materialistic) view of mind-body relations.“

⁷ Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 33; Bell: The German tradition, S. 94.

⁸ Maximilian Bergengruen et al.: „Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800. Einleitung.“ In: Ders.; Roland Borgards; Johannes F. Lehmann (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 7–14, hier: S. 9.

⁹ Rudolf: Aufbau und Funktion, S. 19; Alexander Košenina: „Gefährliche Sachbücher: Jean Pauls *Feldprediger Schmelzle* scheitert durch naturwissenschaftliches Halbwissen an Phobien.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2010, Bd. 20/Heft 3, S. 494–507, hier: S. 497.

¹⁰ Gailus: A Case of Individuality, S. 69.

tiv organisierte Textkorpus faktuale mit fiktionalen Erzählweisen verbindet,¹¹ erklärt sich aus dem zentralen Anliegen der Erfahrungsseelenkunde: Die ‚Dunkelheit‘, in welche die gänzlich ‚unbetreten Pfade‘ ihres Forschungsfeldes Pioniere wie Moritz und seine Zeitgenossen führen, hüllt die geheimen Triebfedern der Seele ein, deren Mechanismen sie auf der Spur sind. Sie aufzudecken und darzulegen ist die Aufgabe, vor der die Fallgeschichten des Magazins stehen. Moritz’ Wortwahl verweist auf das Bemühen, Unsichtbares sichtbar zu machen – ein Bestreben, das auch die Ästhetik des ausgehenden 18. Jahrhunderts bewegt. Um das Problem der Darstellung zu lösen, erwog sie die Mischung literarischer Gattungen.¹² Sich ausschließlich auf dieses Argument zu stützen und epistemische Dimensionen außer Acht zu lassen, reicht nicht aus, um den historischen Darstellungsweisen des ‚Falls‘ gerecht zu werden, wie die vorliegende Arbeit argumentieren wird. Dennoch ist die zeitgenössische Ästhetik von elementarer Relevanz, um Licht auf die Konstruktionslogik von Fall-Texten zu werfen, weshalb sie im Folgenden insbesondere im Hinblick auf eine Mischung von narrativen und dramatischen Schreibweisen untersucht werden soll.

Zunächst einmal ist die zeitgenössische Gattungstheorie selbst mit dem Konzept des ‚Falls‘ befasst,¹³ wie Gotthold Ephraim Lessings *Abhandlung über die Fabel* von 1759 zeigt. Dort fordert er den Wirklichkeitsbezug der Fabel, die sich auf einen einzelnen, spezifischen Vorfall richtet. Auch in ihrer fiktionalen oder allegorischen Form impliziert die Fabel also stets den individuellen Fall.¹⁴ Dass sich ein grundsätzlicher Bezug von Darstellungen auf konkrete empirische Ereignisse etabliert, sie sich also am Einzelfall orientieren, war eine der Folgen, welche die Abkehr der literarischen Ästhetik von rhetorischen Vorgaben ab 1750 mit sich brachte und das literaturtheoretische Potenzial

¹¹ Yvonne Wübben: „Vom Gutachten zum Fall. Die Ordnung des Wissens in Karl Philipp Moritz’ Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 140–158, hier: S. 140. Zum Charakter des Magazins als narrative Kasuistik siehe Nicolas Pethes: „Vom Einzelfall zur Menschheit. Die Fallgeschichte als Medium der Wissenspopularisierung zwischen Recht, Medizin und Literatur.“ In: Gereon Blaseio; Hedwig Pompe; Jens Ruchatz (Hg.): *Popularisierung und Popularität* (Mediologie, 13). 1. Aufl. Köln: DuMont 2005, S. 63–92, hier: S. 74. Vgl. heutige Definition von Kasuistik in der Medizin: „engl. *case reports*; Beschreibung von Krankheitsfällen (erläuternd in Veröffentlichungen)“ (Dagmar Reiche (Hg.): *Roche-Lexikon Medizin*. 5., neu bearb. und erw. Aufl. München, Jena: Elsevier; Urban & Fischer 2003. Unter: <https://www.tk.de/rochelexikon/> [28.06.2015]).

¹² Vgl. in Bezug auf Spieß: Promies: Nachwort BdW, S. 327.

¹³ Deutlich wird, dass „das wissenschaftstheoretische Problem der Induktion – der Schluss vom kasuistischen Einzelfall auf die generelle Regel – in gleicher Weise für die Gattungstheorie gilt. Auch der Begriff der Gattung ergibt sich nur aus der Charakterisierung einzelner Textbeispiele.“ (Nicolas Pethes: „Ästhetik des Falls. Zur Konvergenz anthropologischer und literarischer Theorien der Gattung.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 13–32, hier: S. 25)

¹⁴ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 28f.

des Begriffs ‚Fall‘ begründet: Tatsächliche, einzigartige Begebenheiten lösen antike Stoffe und topische Konstellationen ab,¹⁵ die Beziehbarkeit auf die empirische konkrete Wirklichkeit verdrängt die Ausrichtung an abstrakten Idealen.¹⁶ Als Schreibweise des Falls sind literarische Texte also dann zu verstehen, wenn sie „an die Stelle allgemeiner Normen – wie z. B. einer allegorisch codierten Moral – individuelle Wirklichkeiten (bzw. wirkliche Individuen) in all ihrer Kontingenz und Inkommensurabilität treten lassen.“¹⁷ So stößt laut Christian Friedrich Blanckenburg in seinem *Versuch über den Roman* (1774) der ‚Vorfall‘ das Erzählen an, auf den zu konzentrieren demnach auch die zentrale Aufgabe der Romanliteratur sei: „Dieses einzelne [sic!] Bild eines allgemeinen Falls, gewährt uns allein [...] die Kenntniß des Menschen, indem wir die *bestimmten* Aeüßerungen und Gestalten sehen, die der Mensch in den angenommenen Fällen haben kann.“¹⁸ Auch Friedrich Schiller bestätigt in seiner 1796 publizierte Schrift *Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen* die Vorzüge des Fokus auf das konkrete Besondere:¹⁹ „Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentieren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen.“²⁰

Die literarische Ästhetik des späten 18. Jahrhunderts sieht sich demnach ebenso im Zeichen des ‚Falls‘ stehend, wie es die neuen anthropologischen Wissenschaften tun, und richtet die Kunst auf das konkrete Besondere aus.²¹ Gemeinsam ist Ästhetik und

¹⁵ Pethes: Ästhetik des Falls, S. 26. Zum Anspruch auf Exemplarität in der literarischen Tradition von Gleichnissen, Fabeln und Exempla vgl. Ethel de Matala Mazza: „Offene Magazine für Erfahrungswissen. Sprichwörter, Fabeln und Exempel.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 265–284. Pierre Mattern verweist auf den interessanten Fakt, dass in der *Darstellung der rechtlichen Imputationen* des Juristen Ludwig Harscher von Almendingen, also seiner Strafrechtslehre von 1803, Erzählungen als Beispiele genannt werden, die gezielt das Exempel mit der Reisebeschreibung aus dem außereuropäischen Raum vermischen, also gezielt zwei Gattungen miteinander kombiniert werden. Dadurch erhielten die außereuropäischen Kulturen eine mythische Funktion, „denn man kann die Wirksamkeit der Gesetze *bei uns* voraussetzen, insofern *bei ihnen*, den fremden Kulturen, die Gesetze in fürchterlichen Geschichten ihre subjektive Wahrheit erhalten.“ (Pierre Mattern: „Zur Genealogie des Fanatikers. Der Fall Sand.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 189–208, hier: S. 200; Hervorheb. im Orig.).

¹⁶ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 28.

¹⁷ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 37.

¹⁸ Friedrich v. Blanckenburg: *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. Hg. v. Eberhard Lämmert. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 1965, S. 501; Hervorheb. im Orig.

¹⁹ Pethes: Ästhetik des Falls, S. 27.

²⁰ Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert. Hg. v. Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel. München: C. Hanser 2004, S. 676.

²¹ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 31.

Anthropologie um 1800 auch das Interesse an psychologischen Strukturen, welches sich zur Jahrhundertwende hin in beiden Gebieten gleichermaßen entfachte. Schließlich erfasste es auch die Debatten um die Gattungen der Dichtung, nachdem die Frühaufklärung sich vornehmlich mit normativ-systematischen Poetiken befasst hatte.²² Die konkrete Verbindungslinie zwischen ästhetischer Theorie und einem psychologisch orientierten Erklärungsmodell ziehen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Henry Home und Moses Mendelssohn. Beide arbeiten an einer Ästhetik der ‚Ideenreihe‘ und untersuchen, wie Vorstellungen im Bewusstsein verknüpft sind, auf welche Art von Erscheinungen sie verweisen oder ob sie rein bewusstseinsimmanent bleiben.²³ Homes Werk *Elements of Criticism* (1762–65), inspiriert vor allem von der Assoziationspsychologie John Lockes, legt im einleitenden Kapitel des ersten Bandes das Konzept der *perceptions and ideas in a train* dar.²⁴ Mit der britischen Ästhetik und John Locke hat sich auch Mendelssohn, einer der wichtigsten Ästhetik-Theoretiker der Zeit, auseinandergesetzt und sich dadurch deren psychologischen Betrachtungsweisen angenähert. Er analysiert heterogene Empfindungen und Bewusstseinszustände, erstellt eine Theorie der ‚vermischten Empfindungen‘ und entwickelt damit „ein reichhaltiges Instrumentarium für die Ästhetik und Literaturtheorie [...], von dem [...] vor allem Johann Jacob Engel profitiert.“²⁵

Engel greift auf Mendelssohns Modell zurück, das die Tätigkeit des Geistes betont und die ästhetische Illusion als alternierenden Counterpart der Vernunft in der Vorstellungsfolge deutet.²⁶ Über dieses Phänomen der Vorstellungsfolge, der ‚Ideenverbin-

²² Zymner: Texttypen und Schreibweisen, S. 29. Siehe dazu auch Werner Michler: „Klassifikation und Naturform. Zur Konstitution einer Biopoetik der Gattungen im 18. Jahrhundert.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 35–50, der für das 18. Jahrhundert einen Kurzschluss zwischen Naturgeschichte und Poetik konstatiert und diesen anhand der unterschiedlichen biologischen Klassifikationssysteme Carl von Linnés und Georges-Louis Leclerc de Buffons erläutert, die er in Korrelation mit Poetik- und Gattungsreflexionen von Justus Möser, Gottsched, Herder und Goethe setzt. Eggers nennt Linné darüber hinaus den Erfinder der ‚Monographie‘; der Begriff tauche erstmals in seiner Schrift *Bibliotheca Botanica* von 1736 auf, wo er als biologische Klasse einzelne Pflanzengattungen und -arten beschreibe (Michael Eggers: „Wissenschaft, Satire und die ‚schwierigste Sprache der Welt‘. Balzacs ‚Physiologien‘ und ‚Monographien‘ in gattungs- und begriffsgeschichtlicher Perspektive.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 203–226, hier: S. 221f.).

²³ Stefan Trappen: *Gattungspoetik. Studien zur Poetik des 16. bis 19. Jahrhunderts und zur Geschichte der triadischen Gattungslehre*. Heidelberg: C. Winter 2001, S. 153. S. a.: Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 46.

²⁴ Henry Home: *Elements of criticism. Edited and with an Introduction by Peter Jones*. 6. Aufl. 2 Bände (Major works of Henry Home, Lord Kames, 1). Indianapolis: Liberty Fund 2005. Unter: <http://oll.libertyfund.org/titles/1430> [28.06.2015], hier: S. 21–31.

²⁵ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 36. Gesse liefert eine sehr differenzierte Betrachtung von Mendelssohns und Engels mitunter widersprüchlichen Bemühungen um Mischformen: Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 35–58.

²⁶ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 45f.

‘, tauscht sich Johann Jacob Engel nun brieflich mit Mendelssohn aus und adaptiert in der Folge dessen Psychologie in seiner eigenen Gattungstheorie.²⁷ So heißt es in der überarbeiteten Fassung von *Über Handlung, Gespräch und Erzählung* (1774/1802):²⁸

Rede ist Ideenreihe in Worten [...]. Die Ideenreihe ist wie wir aus der Seelenlehre wissen, dreifach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder sie hält den Gang der Vernunft, oder sie richtet sich nach dem Gesetze der Phantasie. Das erste giebt Beschreibungen; das zweite teils didaktische, teils pragmatische Stücke; das dritte lyrische Stücke.²⁹

Damit legt Engel in einer psychologisch-wirkungsästhetischen Analyse der Dichtarten³⁰ nicht nur eine bestimmte Ideenreihe für jede Gattung fest, sondern nimmt sich quasi selbst vorweg: 1783 stellt er die rhetorische Frage, was Dichtkunst anderes als ein abgerissener Teil der Seelenlehre sei,³¹ denn er sieht Ästhetik und Poetik als Arbeitsbereiche der Psychologie an.³²

Doch Engels Reflexionen über die beiden zentralen Kategorien für alle poetischen Formen, nämlich ‚Materie‘ – gemeint ist die ‚Ideenreihe‘ – und ‚Form‘, bei der er zwischen einer ‚darstellenden‘ und einer ‚berichtenden‘ Poesie unterscheidet, führen ihn zum Problem der Gattungsmischung. Zum einen stellt Engel nämlich fest, dass es einen hinsichtlich der ‚Materie‘ homogenen poetischen Text kaum geben dürfte; zum anderen befürwortet er den gelegentlichen Wechsel der ‚Form‘, der gerade dann zu verzeichnen sei, wenn sich der poetische Text durch ‚Lebhaftigkeit‘ auszeichnen will.³³ ‚Lebhaftig‘ wird ein Text, wenn aus ihm, so Moses Mendelssohn, die „ächte Sprache der Leiden-schaften“³⁴ spricht.

²⁷ Im Austausch mit Mendelssohn führt Engel den psychologischen Aspekt in die gattungspoetologische Diskussion ein (Trappen: Gattungspoetik, S. 164).

²⁸ Vgl. dazu das ausführliche Nachwort von Voss im Faksimiledruck der ersten Fassung: Ernst T. Voss: „Nachwort.“ In: Johann J. Engel: *Über Handlung, Erzählung und Gespräch*. Faksimiledruck der ersten Fassung von 1774 aus der ‚Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaft und der freyen Künste‘. Hg. v. Ernst T. Voss. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 1964, S. 2–171.

²⁹ Johann J. Engel: „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung. Geschrieben im J. 1774.“ In: Ders.: *Johann Jakob Engel's Schriften. Band 2*. Digitalisat der Österreichischen Nationalbibliothek. Berlin: in der Myliussischen Buchh. 1802, S. 101–266. Unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ155815408> [20.01.2017], hier: S. 111f. S. a. Foucault: Die Geburt der Klinik, S. 79f.: Foucault erinnert daran, dass sich Ende des 18. Jahrhunderts die Pädagogik als System der Bildungsnormen unmittelbar an die Theorie der Ideenverkettung anschloss und verortet auch den Bildungsroman im Kontext einer Methode des Lernens und Sehens.

³⁰ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 13.

³¹ Johann J. Engel: *Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt*. 2. Aufl. Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek. Berlin u. a.: bei Friedrich Nicolai 1804. Unter: <http://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV012169103/ft/bsb11009583?page=7> [20.01.2017], hier: S. IX.

³² Trappen: Gattungspoetik, S. 157.

³³ Trappen: Gattungspoetik, S. 168.

³⁴ Moses Mendelssohn: „166. Brief [Über Rousseau's Neue Heloise].“ In: Ders.: *Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften*, Bd. 4. Hg. v. G. B. Mendelssohn. Leipzig: F. A. Brockhaus 1844, S. 260–262, hier: S. 261.

In seiner Schrift *Über Handlung, Erzählung und Gespräch* erarbeitet Engel den progressiven „Nachweis der wechselseitigen Durchdringung der mimetischen Formprinzipien“³⁵, doch bemerkenswerterweise „fällt Engel dort in normative Gattungstheorien zurück, wo er sich anschickt, sein Mischformsystem zu formulieren.“³⁶ Engel spricht nämlich eben dann vom Modus der ‚Darstellung‘, wenn sich das Seelenleben direkt in der poetischen Sprache abbildet: Empfindungen, Absichten, alles, was die Seele bewegt, werde in dieser Form unmittelbar dargeboten und findet daher in der ‚Gegenwart‘ statt. Dagegen seien beispielsweise abstrakte Reflexionen nicht ‚darstellbar‘, für sie gilt der Modus des ‚Berichts‘, der sich der Vergangenheit und einem Verlauf der Dinge widmet.³⁷ Engel recurriert damit auf die tradierte Unterscheidung von dramatischen Texten, in denen der Dialog unmittelbar sinnlich vorgestellt wird, und der Wiedergabe von Ereignissen durch eine Erzählinstanz.³⁸ Die Dichotomie von ‚darstellendem‘ und ‚berichtendem‘ Modus beruht auf einer Differenzierung Aristoteles’, nach der sich die einzelnen Gattungen „in dreifacher Hinsicht voneinander [unterscheiden; MK]: entweder dadurch, daß sie durch je verschiedene Mittel, oder dadurch, daß sie je verschiedene Gegenstände, oder dadurch, daß sie auf je verschiedene und nicht auf dieselbe Weise nachahmen.“³⁹

Der Aspekt der Nachahmung geht wiederum zurück auf Platons Dreiteilung nach dem Kriterium der Rede, das die Dichterrede (*genus narrativum*) von der Rede der Personen (*genus dramaticum*) und der Mischform der beiden, *genus mixtum*, trennt.⁴⁰ Eben dieses Redekriterium, verbreitet durch die erste einigermaßen vollständige Gattungspoetik des spätantiken Grammatikers Diomedes,⁴¹ scheidet bei Aristoteles das Epos vom Drama. Bei ihm sind sie insofern angenähert, als sie sich beide als Nachahmung einer Handlung deklarieren lassen. Je weiter sich der Erzähler im Epos zugunsten der sprechenden und agierenden Figuren zurückzieht, desto deutlicher tritt das Kriterium der

³⁵ Klaus R. Scherpe: *Gattungspoetik im 18. Jahrhundert. Historische Entwicklung von Gottsched bis Herder*. Stuttgart: J.B. Metzler 1968, S. 151.

³⁶ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 58.

³⁷ Trappen: Gattungspoetik, S. 164.

³⁸ Trappen: Gattungspoetik, S. 164f.

³⁹ Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 2005, S. 5. Fortan im Text zitiert mit der Sigle AP und der entsprechenden Seitenzahl.

⁴⁰ Georg Jäger: „Das Gattungsproblem in der Ästhetik und Poetik von 1780 bis 1850.“ In: Jost Hermand; Manfred Windfuhr (Hg.): *Zur Literatur der Restaurationsepoche. Forschungsreferate und Aufsätze*. Stuttgart: J.B. Metzler 1970, S. 371–404. Zitiert nach der redaktionell neu eingerichteten Online-Version unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/jaeger_gattungsproblem.pdf [20.01.2017], hier: S. 4. Platon bezieht sich mit *genus mixtum* „auf die Verbindung von Komödie und Tragödie einerseits sowie älterem Dithyrambus, dem Kultlied auf Dionysos, andererseits in der epischen Dichtkunst.“ (Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 11; Hervorheb. im Orig.)

⁴¹ Trappen: Gattungspoetik, S. 59. Seit Diomedes ist der Begriff *genus mixtum* als Umschreibung für ‚Epos‘ kanonisch (Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 11).

Nachahmung hervor; das Epos wird dabei charakterisiert als Synthese von Personen- und Dichterrede, während die dramatische Dichtung auf die direkte Rede der Figuren beschränkt bleibt.⁴² Bis ins 18. Jahrhundert bleibt diese Ansicht poetologischer Konsens,⁴³ wobei er langsam brüchig wird, wie Engels widerstreitende Positionen belegen. Schließlich wandelt sich das Verständnis von ‚Darstellung‘ aufgrund eines zunehmend dynamisierten und individualisierten Menschenbilds.⁴⁴ Da die literarische Ästhetik das menschliche Individuum in seiner lebensgeschichtlichen Konkretion entdeckt,⁴⁵ rückt es in den Mittelpunkt (auto-)biografischer Vertextung,⁴⁶ es wird zum ‚Zeichen-Fall‘.⁴⁷ Mit ihm beschäftigt sich eine lebendige dichtungstheoretische Debatte, die sich mit der Poetik einzelner Gattungen auseinandersetzt.⁴⁸

Unter dem Einfluss der englischen *moral weeklies* und den daraus entwickelten *Moralischen Wochenschriften*, die das Ziel der Bildung von Verstand und Herz eint, ist das Interesse an geeigneten erzählerischen Mitteln seit den 1740ern stetig gewachsen. Die tugendhaften Charaktere der *moral weeklies* aber geraten bald in Kritik und die Forderung wird laut, ‚kleine Begebenheiten‘ und psychologisch ausdifferenzierte Personen darzustellen. Sowohl Blanckenburg in seinem *Versuch über den Roman*⁴⁹ als auch Engel verlangen den Fokus auf „das Seyn des Menschen, sein[en] innre[n] Zustand“.⁵⁰ Für den Philosophen Christian Garve ist der moderne Dichter „eine Art Metaphysiker“, da er die Empfindungen zergliedert und damit auch die Gedanken zum Ausdruck bringt,

welche bloß dunkel in seiner Seele zum Grunde lagen, und in der Leidenschaft sich äußerten, ohne von dem Verstande bemerkt zu werden. [...] Die modernen Dichter; MK] lassen die geheimern kleinern [sic!] Triebfedern einzeln vor unsern Augen spielen, die die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeigt.⁵¹

⁴² Scherpe: Gattungspoetik, S. 10.

⁴³ Jäger: Das Gattungsproblem, S. 4.

⁴⁴ Košenina: Schiller's Poetics of Crime, S. 210.

⁴⁵ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 22.

⁴⁶ Birgit Nübel: „Autobiographik als Menschenwissenschaft.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 51–73, hier: S. 67. Die Wendung der Literatur ins Biografische hat ihr Gegenstück in der Wendung des Biografischen ins Schriftliche (Annette Keck: „Literale Anatomien. Buchstabenmenschen – Menschenbuchstaben.“ In: Dies.; Nicolas Pethes (Hg.): *Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen*. Bielefeld: transcript 2001, S. 61–79, hier: S. 64), vgl. am Beispiel von Moritz' Anton Reiser: Annette Keck: *Buchstäbliche Anatomien. Vom Lesen und Schreiben des Menschen – Literaturgeschichten der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 24–38.

⁴⁷ Harald Neumeyer: „Ich bin einer von denjenigen Unglückseligen [...]“. Rückkopplung und Autoreferenzen. Zur Onaniedebatte im 18. Jahrhundert.“ In: Maximilian Bergengruen; Roland Borgards; Johannes F. Lehmann (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 65–96, hier: S. 81f.

⁴⁸ Trappen: Gattungspoetik, S. 179.

⁴⁹ Blanckenburg: Versuch über den Roman, S. 147.

⁵⁰ Blanckenburg: Versuch über den Roman, S. 147.

⁵¹ Beide Zitate: Eberhard Lämmert (Hg.): *Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland 1620–1880* (Neue wissenschaftliche Bibliothek, 41). Köln: Kiepenheuer & Witsch 1971, S. 137.

Wie nun aber psychologische Sachverhalte und Probleme vorgeführt und poetisch gelöst werden, entwickelt sich im späten 18. Jahrhundert zur zentralen Streitfrage. Die Antworten, die darauf gefunden werden, variieren zwischen „den Extremen einer radikalisierten Ästhetik des Disparaten“⁵² im Umfeld des Sturm und Drang und resystematisierenden Tendenzen im klassisch-romantischen Bereich“.⁵³

Mitte des 18. Jahrhunderts gewinnen zunächst die Möglichkeiten des ‚selbst erzählens‘⁵⁴ der Figuren an Bedeutung,⁵⁵ zum Beispiel in Form von Briefen. Im Briefroman ist eine Form gefunden, die eine Darstellung von Unmittelbarkeit und Innerlichkeit in höchstem Maße erlaubt. In ihr, so Johann Carl Wezel 1780, seien alle Mittel vereinigt, die einem Dichter gestattet sind, „Erzählung und Dialog, worunter man auch den Brief rechnen muß, der eigentlich ein Dialog zwischen Abwesenden ist.“⁵⁶ Der Erfolg, der den Briefromanen Samuel Richardsons beschieden ist, scheint dies ebenso zu belegen wie der Herausgeber der *Franckfurtischen Gelehrten Zeitungen*: Er bekennt in einer Rezension zu *Tom Jones* 1749, dass „uns noch kein Buch zu Gesichte gekommen, worin die geheimen Triebfedern des menschlichen Hertzens [sic!], so einnehmend beschrieben sind, als in diesem Buche.“⁵⁷

Die dialogische Struktur der Briefromane wusste das geweckte Interesse der Leser an der psychologischen Komposition der Figuren zu befriedigen⁵⁸ – der Dialogroman, der gegen Ende des Jahrhunderts als ‚dramatischer Roman‘ aufkommt,⁵⁹ wird dieses Prinzip

⁵² Als solche sieht Gesse Jakob Michael Reinhold Lenz’ Gattungspoetik des Dramas. Lenz suche nach einer zeitgenössischen Dramenpoetik, indem er tragische Ausdrucksformen in der Komödie erprobt (Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 123), um dadurch schließlich die ‚Utopie der Tragödie‘ in ‚echte, reine‘ Tragik umzuwandeln (ebd., S. 129/133). Dabei seien Tragödie und Komödie von Lenz weiterhin als ‚reine‘, freilich nur prototypische Formen gesehen, „weil er die Formentgrenzung als Durchgangsstufe von einem inferioren zu einem superioren Formbewußtsein versteht“ (Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 134; Hervorheb. im Orig.).

⁵³ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 13.

⁵⁴ Lämmert: Romantheorie, S. 100.

⁵⁵ Lämmert: Romantheorie, S. 69.

⁵⁶ Lämmert: Romantheorie, S. 162. Vgl. zum Briefroman als Experimentierfeld für Theater im Text: Martin Huber: *Der Text als Bühne. Theatrales Erzählen um 1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, v. a. S. 92–99.

⁵⁷ Lämmert: Romantheorie, S. 80.

⁵⁸ Lämmert: Romantheorie, S. 80.

⁵⁹ Jutta Heinz: *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall: Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung*. Berlin: De Gruyter 1996, S. 145. Für weitere wirkungsästhetische Betrachtungen zur Dialogisierung des Romans siehe ebd., Kap. 3.3. Heinz versucht in Anschluss an Jürgen Schings in ihrer Studie zum ‚anthropologischen Roman‘ einen erweiterten Gattungsbegriff desselben zu etablieren, der auch den ‚dramatischen Roman‘ umfasst. Der ‚anthropologische Roman‘ etablierte sich Anfang der 1770er Jahre und erfahre vom Anfang bis zur Mitte der 80er Jahre seine Blütezeit und bei Johann Karl Wezel und Friedrich Traugott Hase seine stärkste Ausprägung (ebd., S. 337). Er verknüpfe dabei den „dokumentarischen Anspruch der Fallgeschichte mit dem analytischen Erklärungsansatz der Wissenschaft vom Menschen [...]“ (ebd., S. 339), das heißt, er bezieht das anthropologische Wissen von der menschlichen Psyche mit ein und bietet einen Kausalnexus, der „bis hin zum Typus der exakten medizinischen Fallgeschichte verstärkt werden“ (ebd.) kann. Dafür testet

noch weiter treiben, indem er den Dialog zum besten aller Darstellungsmittel erhebt.⁶⁰ Für Henry Home ist der Dialog der „Ausdruck der Empfindungen“, weshalb für ihn klar ist: „Scribenten von Genie, welche wissen, daß das Auge der beste Zugang zum Herzen ist, stellen jedes Ding so vor, als ob es vor unsern Augen vorgienge, und verwandeln uns gleichsam aus Lesern oder Zuhörern in Zuschauer.“⁶¹

Seit Johann Jakob Bodmer regen Theoretiker immer wieder an, die szenische Darstellung von Personen auf den Roman anzuwenden. Karl Friedrich Troeltsch erinnert an die *Nutzen der Schauspiels-Regeln bei den Romanen* [alles sic!], wie er die Vorrede zur *Geschichte einiger Veränderungen des menschlichen Lebens, In dem Schicksale* [sic!] *der Herren Ma**** (1753) titelte. Die Rührung des Zuschauers durch den vorgestellten Dialog sei auch im Roman von Vorteil: „Man lässet da die Leute gemeiniglich selbst erzählen, und man kann dabei ofte die lebhaftesten Ausdrücke anwenden [alles sic!]“⁶². Da der Romanschreiber sich nicht auf die geschickte Darstellung der Schauspieler verlassen könne, welche ihren Teil zur Rührung der Rezipienten beitrage, müsse er eine gesteigerte Kenntnis des menschlichen Herzens besitzen. Nur so ließen sich die Charaktere nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit angemessen vorstellen. Um die Aufmerksamkeit und Empathie des Zuschauers zu sichern, sei zudem auch im Roman die für das Drama charakteristische Verwicklung der Handlung sowie die Auflösung des Knotens von größtem Nutzen. Dabei habe der Romanschreiber stärker auf die Regeln der Wahrscheinlichkeit und weniger auf die der Einheit von Zeit und Ort zu achten.⁶³ Auch für

er, wie eben im ‚dramatischen Roman‘, neue Muster der Gattungsmischung, die am stärksten in Werken zu Tage treten, die „sich sowohl auktorialer wie personaler Erzählformen bedienen und durch die Einbeziehung von Tagebüchern, Gesprächsberichten oder gar pragmatischen Textsorten zu einer Art Collage geraten.“ (ebd., S. 341) Statt anthropologische Phänomene rein deskriptiv zu beschreiben oder moralisch zu bewerten, formt der ‚anthropologische Roman‘ – und darin sieht Heinz seine größte Leistung – innovative dialogische Erzählformen aus. Karl Philipp Moritz’ *Anton Reiser* dagegen zählt sie trotz seiner dezidiert anthropologischen Thematik nicht gänzlich zum anthropologischen Roman, da Moritz zum einen „eine eher popularphilosophische Sonderrichtung der Anthropologie“ vertritt und zum anderen das Erzählschema seines Romans „dem autobiographischen Schema auf der einen Seite und der medizinischen Fallgeschichte auf der anderen weit mehr verpflichtet [sei; MK] als den hier dargestellten Formen polyperspektivischen, personalen und dialogischen Erzählens, wie sie sich meiner Meinung nach aus dem strengen anthropologischen Paradigma ergeben.“ (ebd., S. 338)

⁶⁰ Tarot: Drama – Roman – Dramatischer Roman, S. 247/249.

⁶¹ Beide Zitate: Lämmert: Romantheorie, S. 132. Vgl. zu Theatralität und narrativer Inszenierung: Huber: Der Text als Bühne, S. 60–78, und Achim Küpper: „Einleitung. Zum theatralischen Erzählen um 1900.“ In: Belgischer Germanisten- und Deutschlehrerverband (BGDV) (Hg.): *Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur* (Theatralisches Erzählen um 1900. Narrative Inszenierungsweisen der Jahrhundertwende, 37/1). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011, S. 5–19.

⁶² Lämmert: Romantheorie, S. 100.

⁶³ Lämmert: Romantheorie, S. 100f. Vgl. Johann Carl Wezel, der 1780 in der Vorrede von *Herrmann und Ulrike* entsprechendes dramentheoretisches Vokabular verwendet: „Jedes poetische Ganze hat zween Theile – die Anspannung, Verwicklung und Entwicklung der Fabel: die Exposition und stufenweise Entwicklung des Hauptcharakters oder der Hauptcharaktere. [...] wie er die Scenen stellen

den anonymen Verfasser des Aufsatzes *Ueber den dramatischen Roman* aus dem Jahr 1791 reicht eine einfache Adaption szenischer Darstellung nicht aus, um die Psychologie der Personen adäquat abzubilden:⁶⁴

Allein was gewinnen wir durch eine auch noch so lange und noch so mannichfaltige Reihe von dialogischen Szenen, wenn sie uns nicht zuletzt, wie im Drama, zu einem befriedigenden Aufschlusse führen, oder, mit andern Worten, wenn wir im Roman nicht eben so gut, wie dort, etwas werden sehen?⁶⁵

Um ‚etwas werden sehen‘ – oder wie es bei Engel 1774 schon heißt: ‚die Veränderungen werden sehen‘⁶⁶ – zu können, müssen die inneren Dispositionen mit den äußeren gesellschaftlichen, räumlichen und zeitlichen Einflüssen in Relation gestellt werden.⁶⁷ Die Situations- und Lebensgeschichte des Individuums geriert sich zum erzählerischen Rahmen, der den Menschen und seinen ‚Fall‘ fasst.⁶⁸ Für eine gelungene Darstellung einer Biografie ist die „erzählende und malerische Manier mit der dialogirenden“⁶⁹ zu verbinden, wobei sich der Dichter nicht gegen „die Natur des Stoffes“⁷⁰ stellen und ihr insgesamt eine dramatische Form aufzwingen darf, wohl aber darf er „die interessanten Situationen in dem Leben eines merkwürdigen Mannes“⁷¹ dramatisch gestalten. Als Qualitätskriterium gilt neben Objektivität nun Plastizität, weshalb dem *showing* Vorzug gegenüber dem *telling* gegeben wird.⁷²

soll, daß die vorhergehenden die folgenden mittelbar oder unmittelbar vorbereiten, und alle auf den Hauptzweck losarbeiten [...]“ (ebd., S. 162).

⁶⁴ Lämmert: Romantheorie, S. 163.

⁶⁵ Lämmert: Romantheorie, S. 167f.

⁶⁶ Engels „call for dramatization and dialogisation of prose“ macht den Rezipienten zum Zeugen von „[...] the gradual taking shape of their [the characters’; MK] thoughts and actions [...]“ (Košena: Schiller’s Poetics of Crime, S. 211).

⁶⁷ Heinz: Wissen vom Menschen, S. 158.

⁶⁸ Lehmann: Fallgeschichte und Rahmen, S. 364. Die unerhörte Begebenheit, die zugleich das Merkmal des Neuen trägt und als Ausschnitt auf das größere Ganze verweist, der markante Wendepunkt, die Krise und der Konflikt sowie das thematisierte Verhältnis des Besonderen und des Allgemeinen – sie sind nicht nur die Kennzeichen der Fallgeschichten, sondern auch eben jene primären Gattungsmerkmale, die Friedrich Theodor Vischer und Paul Heyse in ihrer klassischen Definition der Novelle erarbeiten. Seit Boccaccios Werk gilt der unerhörte, neuartige Vorfall als Charakteristikum der Novelle; eine Boccaccio-Übersetzung, die Mitte des 16. Jahrhunderts erscheint, übersetzt den Begriff ‚Novelle‘ mit ‚Neue Zeitung‘. Der novellistische Vorfall unterscheidet sich damit nicht von den Neuigkeiten, die das Zeitungswesen des 18. Jahrhunderts in seinen unzähligen Falldarstellungen aufnimmt. Begriffe wie Novellen, Relationes, Zeitung und Exemplum verschmelzen unter dem Leitbegriff der *curiositas* (Ingo Breuer: „Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte“. Tradition der Novelle und Theatralität der Historia bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberg (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 196–225, hier: S. 203). Während die Falltexte im 18. Jahrhundert eine intensive Wechselbeziehung mit der Novelle führen, verwandelt sich diese im 19. Jahrhundert schließlich in ein Konkurrenzverhältnis, als die Verwissenschaftlichung der Fachdiskurse eine Abgrenzung von novellistischen Schreibweisen forderte (Goldmann: Kasus und Konflikt, S. 410). Vgl. Kap. 4.2.3.

⁶⁹ Lämmert: Romantheorie, S. 167f.

⁷⁰ Lämmert: Romantheorie, S. 169.

⁷¹ Lämmert: Romantheorie, S. 171.

⁷² Augustinus P. Dierick: „Im Drama der Held, im Roman die Welt“. Another Look at the Contrast Epic/Dramatic in Nineteenth-Century Novel Theories.“ In: Linda Dietrick; David G. John (Hg.): *Mo-*

Gegen solche Vorstöße, narrative und dramatische Schreibweisen zu verbinden,⁷³ regt sich heftiger Widerstand, geäußert von den prominentesten Namen der Zeit. Sie verlangen, wie Goethe in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) der Figur Serlo in den Mund legt, dass sich Epik und Dramatik „in den Grenzen ihrer Gattung halten“⁷⁴, und streben danach, wieder feste Regeln für die Begründung und Einteilung der Dichtarten zu finden.⁷⁵ Gotthold Ephraim Lessing gilt hierbei oft als theoretischer Vorreiter, betont er doch bereits 1756 Moses Mendelssohn gegenüber, dass sich die ‚Arten der Gedichte‘ nicht verwirren sollten.⁷⁶ Andere sehen in ihm „einen der ersten Streiter gegen die klassizistische Gattungstheorie, ohne Gattungen generell abzulehnen.“⁷⁷ Unbestritten ist, dass Lessings Haltung zutiefst ambivalent ist. Im 48. Stück seiner *Hamburgischen Dramaturgie* (1767–1769) etwa verteidigt er die Vermengung von Epos und Tragödie, die er zuvor noch abgelehnt hat.⁷⁸ Für eine Mischung der Form innerhalb der dramatischen Dichtung argumentiert Lessing zunächst auf rezeptionspsychologischer Grundlage und fragt, wie sich durch die Kombination von heterogenen Elementen die Wirkung eines Schauspiels steigern lässt.⁷⁹ Er bezieht sich hinsichtlich der Vermengung auf Mendelssohns Theorie der ‚vermischten Empfindungen‘ und legitimiert die Komödie insofern als dramatische Mischgattung, als sie sowohl zum Lachen als auch zur Rüh-

mentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy. Waterloo, Ontario/Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 271–287, hier: S. 275.

⁷³ In die Debatte, bei der es schließlich um die Relevanz von Regelpoetiken geht, schaltet sich auch Sulzer ein. Indem er Affekte und Passionen, die bei der Kunstbetrachtung wirken, aufwertet, entwertet er damit die klassische Gattungslehre. Diesen Ansatz radikalisieren Klopstock und Gerstenberg noch mit ihrer Emotionsästhetik, in der weder Gattungen noch Mischgattungen eine tragende Rolle spielen (Walter Tschacher: „Rezension: ‚Genera Mixta‘. Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik by Sven Gesse.“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 1999, Bd. 91/Heft 4, S. 551–553, hier: S. 552). Auch Johann Gottfried Herder ist an dieser Diskussion beteiligt. Er argumentiert mit Shakespeare gegen Gotthold Ephraim Lessing: „Während Lessing das Drama noch auf einen gegenüber dem Klassizismus veränderten Begriff dramatischer Mimesis verpflichtet, der – mit Einfühlung in die Figuren und Ausdruck des Intimen als Maximen des bürgerlichen Trauerspiels – auf psychologische Wahrscheinlichkeit der Handlung und moralischen Nutzen für den Zuschauer abzielt, erklärt Herder, daß Shakespeares Stücke selbst Natur seien und psychophysiologische Wirkungen vorführten, angesichts deren die Regelpoetiken belanglos würden.“ (Armin Schäfer: „Mord im politischen Affekt. Zu Friedrich Schillers *Die Räuber. Ein Schauspiel* (Fünfter Akt. Zweyte Scene).“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert.* Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 157–188).

⁷⁴ Johann W. v. Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (Hamburger Lesehefte, 195). Husum: Hamburger Lesehefte Verlag 2008, Fünftes Buch, Siebtes Kapitel, S. 252.

⁷⁵ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 36.

⁷⁶ So etwa bei Matala Mazza: *Offene Magazine*, S. 270.

⁷⁷ Tschacher: Rezension: ‚Genera Mixta‘, S. 552.

⁷⁸ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 18. Gesse plädiert dafür, die „gelegentliche[n] Verdikte gegen die (partielle) Auflösung der Gattungsgrenzen im Sinne seiner Poetik der Mischform und nicht als Rückfall in früh-aufklärerische Theoreme aufzufassen“ (ebd., S. 23).

⁷⁹ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 13. Siehe dazu auch Voss: Nachwort, S. 9.

nung anstiftet.⁸⁰ Damit rückt er sie während seines Briefwechsels mit Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai wiederholt in die Nähe der Tragödie.⁸¹ Die hervorgerufenen Affekte ruft er zugleich auch auf, um die Dramatik von der Epik zu scheiden. Das Re-dekriterium zum alleinigen Unterscheidungsmerkmal zu erheben reiche schließlich nicht; vielmehr bestehe dieses im evozierten Affekt und dessen Auslöser. Während das Unglück des tragischen Helden aus seinem Charakter resultiere, stamme das des epischen Helden aus dem Verhängnis⁸² – eine Differenzierung, die sich als weit weniger folgenreich erwies als diejenige aus der Feder der Klassiker Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller.

Sie nämlich begründen ihre Unterscheidung auf dem Kriterium der Zeit.⁸³ Seit der aristotelischen Feststellung, dass die Tragödie im Gegensatz zum zeitlich unbeschränkten Epos versuche, sich in der Ausdehnung der Handlung innerhalb eines Sonnenumschlags zu halten,⁸⁴ ist das Kriterium der Zeit Gegenstand kritischer Reflexion. Nach der Zuspitzung der Aussage Aristoteles' zu einer poetologischen Forderung in der französischen Klassik und deren Übernahme als Einheit der Zeit durch Johann Christoph Gottsched, berühren sämtliche gattungstheoretische Auseinandersetzungen die Problematik der Zeit. An ihr lässt sich die Dramatik von der Epik scheiden. Während die Kunst des Erzählens Lücken füllen sowie in der Beschreibung springen kann, besitzt der Dialog schließlich andere Qualitäten. So führt der anonyme Verfasser des Texts *Ueber den dramatischen Roman* aus: „Langsam und Bedächtig geht er von Moment zu Moment fort, und eben durch dieß stufenweise Vorrücken wird die dramatische Darstellung einer Handlung [...] höchste Vergegenwärtigung [alles sic!].“⁸⁵ Seine Auffassung, die Bedeutung des Zeitlichen in gattungstheoretischen Reflexionen zu akzentuieren, teilen Goethe und Schiller; gegen den Vorstoß, narrative und dramatische Schreibweisen zu vermen-

⁸⁰ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 24f. Später beschäftigt sich Lessing damit, die zeichentheoretische Dimension der Wirkungsästhetik herauszuarbeiten (ebd.).

⁸¹ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 26.

⁸² Jäger: Das Gattungsproblem, S. 6.

⁸³ Das Prinzip, Schreibweisen anhand von Zeit zu unterscheiden, ist in den Händen prominenter Gattungstheoretiker wie Goethe und Schiller kanonisch und von der klassischen Erzähl- und Dramenanalyse als Konstituens aufgenommen worden. So gründet sich das vormoderne Drama nach Pfister auf das beständige, chronologische Fortschreiten der Handlungsabläufe: Indem Zeiträume von handlungsloser, zustandshafter Länge zwischenszenisch ausgeklammert werden, wirkt die Zeit dort nicht wie von statischer Dauer, sondern wie eine progressive Entwicklungsfolge (Manfred Pfister: *Das Drama. Theorie und Analyse*. München: Fink 2000, S. 376). S. a.: Peter Szondi: *Poetik und Geschichtsphilosophie II. Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik*; *Schellings Gattungspoetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974; zur Krise des Dramas um 1900 durch den Widerspruch von epischer Stoffwahl und dramatischer Form: Szondi: *Theorie des modernen Dramas*; Klaus L. Berghahn: „Peter Szondi, Theorie des modernen Dramas. (1956).“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 2009, Bd. 101/Heft 3, S. 307–313.

⁸⁴ Aristoteles: *Poetik*, S. 17.

⁸⁵ Anonym in Lämmert: *Romantheorie*, S. 169.

gen, setzen die beiden Dichter aber mit ihrem Briefwechsel vom Frühjahr 1797 einen entschiedenen Kontrapunkt.⁸⁶ Aus Unsicherheit über die formalen Kriterien der eigenen Werke *Hermann und Dorothea* und *Wallenstein*⁸⁷ entwickeln sie eine normative Regelpoetik, die sich auf die Abgrenzung von Epik und Dramatik konzentriert und die spezifische Zeitgestaltung als Argument ins Feld führt.

Am 19. April 1797 initiiert Goethe eine entsprechende Diskussion mit seiner Beobachtung, dass die Haupteigenschaft des epischen Gedichts sei, „daß es immer vor und zurück geht, daher sind alle retardierenden Motive episch.“⁸⁸ Schiller antwortet zwei Tage später von Jena aus, um Goethes Gedanken zu ergänzen: „Die bloße, aus dem Innersten herausgeholte *Wahrheit* ist der Zweck des epischen Dichters“, weshalb er auch nicht ungeduldig zu einem Ziele hin eile, sondern mit Liebe bei jedem Schritte verweile und so die höchste Freiheit des Gemüts erhalte (Bw I, S. 324; Hervorheb. im Orig.).⁸⁹ Am 22. April versucht Goethe wiederum sein „Gesetz der Retardation“ (Bw I, S. 325) auf das Prinzip zurückzuführen, „daß man von einem guten Gedicht den Ausgang wissen könne, ja wissen müsse, und daß eigentlich das *Wie* bloß Interesse machen dürfe“, nicht jedoch die Neugierde (ebd.; Hervorheb. im Orig.). In diesem Zusammenhang betont er zudem die Relevanz der Exposition, die im epischen Gedicht auch nachgetragen werden kann, während sich ihre Verortung für den Dramatiker aufgrund der Forderung des „ewigen Fortschreiten[s]“ (ebd.) als problematischer erweist. Schiller plädiert in diesem Kontext für Nachsicht mit dem Dramatiker, der im Gegensatz zum Epiker schließlich auf die Folge und das Ende seiner Dichtung fokussiert sei. Daher habe er auch die Freiheit, die einleitende Exposition, also „den Anfang mehr als Mittel zu behandeln.“ (Bw I, S. 330) Am 25. April variiert Schiller die Aussage Goethes über die ausschließliche Dominanz des ‚Wie‘: „Beide, der Epiker und d[er] Dramatiker, stellen uns eine Handlung dar, nur daß diese bei dem letztern der Zweck, bei ersterem bloßes Mittel zu einem absolutern ästhetischen Zwecke ist.“ (Bw I, S. 328) Aus diesem Grund könne er sich vollständig erklären, warum der tragische Dichter rascher und direkter fortschreite als der epische, für den der zögernde Gang geeigneter sei. Goethe ergänzt

⁸⁶ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 136, der darauf hinweist, dass die Argumentation der beiden weniger stringent und nicht ganz so widerspruchsfrei ist, wie ihr nachgesagt wird; vgl.: Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 135–151.

⁸⁷ Trappen: Gattungspoetik, S. 208.

⁸⁸ Siegfried Seidel (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Erster Band. Briefe der Jahre 1794–1797*. München: C. H. Beck 1984, S. 323. Im Folgenden im Text mit der Sigle Bw I und entsprechender Seitenzahl zitiert. Die Passage zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller rekurriert auf die Ausführungen in der Magisterarbeit der Verfasserin.

⁸⁹ Kayser sieht in den Worten Schillers ein ‚episches Gesetz‘ formuliert (Wolfgang Kayser: *Das Sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*. Bern: A. Francke 1948, S. 351).

diese kompositionstechnischen Beobachtungen in einem Nachtrag einen Tag später um einen weiteren Aspekt: Denn wo im Trauerspiel das Schicksal walten und der Held des Verstandes nicht mächtig sein darf, sind im Epos dagegen „bloß der Verstand [...] oder eine zweckmäßige Leidenschaft [...] epische Agentien.“ (Bw I, S. 332)

Am 26. Dezember 1797 kommt Schiller nochmals auf die Unterscheidung von Epik und Dramatik zurück und veranschaulicht sie folgendermaßen: „Die dramatische Handlung bewegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst, und sie scheint gleichsam stillezustehen.“ (Bw I, S. 462) Damit sei für ihn das Charakteristikum der jeweiligen Dichtung erfasst, denn das Drama erlaube durch die Vorführung der Handlung keinerlei Zurücksehen oder Nachdenken, während die epische Dichtung Vor- und Rückgriffe zulasse (ebd.).⁹⁰ „Daß der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe“ (Bw I, S. 463), leuchte Schiller ein, rekuriert sie doch auf die tradierte Kategorie der Redeform.⁹¹ Eben dieses Zitat extrahieren die beiden Klassiker auch aus ihrem Briefwechsel, dessen Hauptthesen im Aufsatz *Über epische und dramatische Dichtung* (1797) nochmals kondensiert werden. Die primären Motive des Dramas sind „*vorwärtsschreitende*, welche die Handlung fördern“, die des epischen Gedichts „*rückwärtsschreitende*, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen.“⁹² Der „Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, [...] der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht [...], er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln“⁹³, während der Dramatiker auf die ultimative sinnliche, das Nachdenken verhindernde Wirkung abziele. Dem Aufsatz liegt ein Brief Goethes bei, in dem er erklärt, dass er nun verstehe, warum „wir Modernen die Genres so sehr zu vermischen geneigt sind, ja daß wir gar nicht einmal im Stande sind, sie von einander zu unterscheiden.“ (Bw I, S. 470) Um die Nachahmung als wahr darzustellen, dränge neuerdings alles zum Drama, „zur Darstellung des *vollkommen Gegenwärtigen*“ (ebd.) sich hin, man denke nur an die

⁹⁰ Dass dem nicht so ist, wird insbesondere die Analyse von Kleists Drama *Penthesilea* aufzeigen; vgl. Kap. 7.

⁹¹ Wie bereits erwähnt, erwuchs die von Platon eingeführte, von Aristoteles aufgenommene und von Diomedes verbreitete Kategorie der Redeform zum Unterscheidungskriterium der Gattungen (Trappen: Gattungspoetik, S. 213).

⁹² Friedrich Schiller: „Über epische und dramatische Dichtung.“ In: Klaus L. Berghahn (Hg.): *Vom Pathetischen und Erhabenen. Schriften zur Dramentheorie*. Stuttgart: Reclam 2005, S. 101–103, hier: S. 102; Friedrich Schiller, Johann W. v. Goethe: „Über epische und dramatische Dichtung.“ In: Friedrich Schiller: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 21. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1943–<2013>, S. 57–59, hier: S. 58; Hervorheb. im Orig.

⁹³ Schiller: *Über epische und dramatische Dichtung*, hier: S. 103; Schiller et al.: *Über epische und dramatische Dichtung*, S. 59; Hervorheb. im Orig.

Briefromane und Richardson. Diesen „eigentlich kindischen, barbarischen, abgeschmackten Tendenzen“ (ebd.) habe der Künstler zu widerstehen – was Goethe selbst aber anscheinend auch nicht gelungen ist; schließlich betont er im Anschluss das dramatische Moment seines epischen Gedichts *Hermann und Dorothea*.⁹⁴ Dreißig Jahre später wird Goethe im Aufsatz *Naturformen der Dichtung* zwar weiterhin von reinen ‚Naturformen‘ der Poesie ausgehen, Mischformen aber zumindest akzeptiert haben.⁹⁵

Im Gegensatz zu seinem mit Goethe erarbeiteten Standpunkt ist Schiller noch wenige Jahre zuvor offen für eine Mischung von Schreibweisen. Seine Aufgeschlossenheit wurzelt in einer Ausrichtung am erfahrungsseelenkundlichen „Enthüllungstheater eines neuen Wissens vom Menschen“⁹⁶ und einem Interesse an psychopathologischen Störungen, die im juristischen Kontext relevant, also Kriminalfälle sind: In seiner Exposition des Kriminalberichts *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786) vertritt Schiller die Ansicht, dass in „der ganzen Geschichte des Menschen [...] kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen“⁹⁷ ist. Je stärker der „Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter“ (NA 16, S. 7) tritt das „geheime Spiel der Begehrungskraft“ (ebd.) hervor, das in Kriminalfallgeschichten vor Augen gestellt werden soll. Um in den Texten psychische Prozesse darzustellen, also nach Johann Georg Sulzer „helle Aussichten auf das Innere des menschlichen Herzens“⁹⁸ zu geben, muss auch Schiller bestimmte textuelle Strategien zur Evidenzerzeugung und zur Perspektivierung berücksichtigen.⁹⁹

Aufschlussreich sind hierbei vor allem Schillers poetologische Äußerungen in den Vorworten zu den *Räubern* (1781) und dem *Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786) sowie dem Aufsatz *Über tragische Kunst* (1792). Im unterdrückten Vorwort der *Räuber* bricht Schiller noch ganz explizit eine Lanze für die Mischung von Gattungen.¹⁰⁰

⁹⁴ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 147. Laut Tschacher beweisen die beiden Autoren letztlich ihre intellektuelle Offenheit, wenn sie sich schließlich die Unmöglichkeit von reinen Gattungen eingestehen (Tschacher: Rezension: ‚Genera Mixta‘, S. 552).

⁹⁵ Gesse: ‚Genera mixta‘, S. 150.

⁹⁶ Schöffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 481.

⁹⁷ Friedrich Schiller: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte.“ In: Ders.: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 16. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlau Nachf. 1943–<2013>, S. 7–29, hier: S. 7; fortan im Text unter der Sigle NA 16 und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

⁹⁸ Sulzer nennt dies freilich als gute Eigenschaft des Dramas (Johann Georg Sulzer: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste: in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt* (1: Von A bis J). Leipzig: Weidmann/Reich 1771. Unter: <http://reader.digital-sammlungen.de/resolve/display/bsb10903915.html> [28.06.2015], hier: S. 277).

⁹⁹ Pethes: Ästhetik des Falls, S. 28.

¹⁰⁰ Damit, so folgert Armin Schäfer, „erteilt Schiller den Gattungsregeln des Klassizismus eine Absage.“ (Schäfer: Mord im politischen Affekt, S. 162) Für Susanne Lüdemann verfolgt Schiller mit der Innen-

Schließlich will er seine „dramatische[] Methode, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen“, nicht länger in „die Schranken eines Theaterstücks [sic!]“¹⁰¹ verwiesen wissen: „Ich kann demnach eine Geschichte Dramatisch [sic!] abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heißt: Ich schreibe einen *dramatischen* Roman, und kein theatralisches Drama.“ (NA 3, S. 244) Durch die Innensicht des Delinquenten, wie bei Schillers Sonnenwirt,¹⁰² könne „der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, [...] manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.“ (NA 16, S. 7)

Indem er die Vorteile dramatischer Inszenierung in seinen eigenen Kriminaltexten nutzt, forciert Schiller auch den Übergang der juristischen Fachprosa vom Dokumentarischen ins Fiktionale:¹⁰³ Verglichen mit dem Traditionsstrang der protokollarischen *species facti*,¹⁰⁴ in denen der rechtliche Sachverhalt schriftlich festgehalten wird, kennzeichnet die Kriminalfallgeschichte eine Erzählstrategie, die nicht primär nach der Tat selbst fragt, sondern nach deren Vorgeschichte, der Motivation und den Umständen, die den Täter dazu bewogen haben könnten, um auf diese Weise das Gerichtsurteil auf literarischem Wege abermals aufzurollen.¹⁰⁵ Die *species facti* wandeln sich durch die nar-

sicht auf seine Fälle ein aufklärerisches Programm, das ganz im Sinne von Schillers Dramentheorie operiert (Lüdemann: Literarische Fallgeschichten, S. 214).

¹⁰¹ Friedrich Schiller: „Die Räuber. Vorrede zur ersten Auflage.“ In: Ders.: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 3. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlau Nachf. 1943–<2013>, S. 5–8, hier: S. 5. Vgl. die „verstohlensten Operationen“ in der unterdrückten Vorrede (Friedrich Schiller: „Die Räuber. Unterdrückte Vorrede.“ In: Friedrich Schiller: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 3. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlau Nachf. 1943–<2013>, S. 243–246, hier: S. 243). Beide Vorreden werden fortan unter der Sigle NA 3 mit entsprechender Seitenzahl zitiert.

¹⁰² Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 84.

¹⁰³ Košenina: *Schiller's Poetics of Crime*, S. 202.

¹⁰⁴ „Species facti (lat., Thatbericht), Erzählung des Thatbestandes bei einem Rechtsfall, namentlich der bei einer militärgerichtlichen Untersuchung von dem mit Strafgewalt ausgestatteten Vorgesetzten des Angeschuldigten an den Gerichtsherrn erstattete Bericht, welcher die dabei in Betracht kommenden Thatumstände darlegt.“ (o. V.: „Species facti [Art.].“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 1885–1892. 4. Aufl. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 15, S. 112)

¹⁰⁵ Zelle: A. E. Büchner, S. 303. Einen Kausalnexus zwischen Seelen- und Lebensgeschichte herzustellen ist dabei im Übrigen auch die Strategie des Kriminalpsychologen um die Jahrhundertwende, der möglichst weit in der Lebensgeschichte des Angeklagten zurückgehen soll, um sich optimal über die Umstände zu informieren (Johannes F. Lehmann: „Lebensgeschichte und Verbrechen. E.T.A. Hoffmanns *Die Marquise de la Pivardiere* und die Gattungsgeschichte der Kriminalerzählung.“ In: Wilfried Barner; Christine Lubkoll; Ernst Osterkamp; Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Göttingen: Wallstein 2005. Bd. 49, S. 228–253, hier: S. 237; der Kriminalpsychologe ist selbstredend zu diesem Zeitpunkt noch nicht institutionalisiert.) Eingeschränkt gilt dies auch für das Inquisitionsverfahren, bei dem es darum geht, die Grundlage für die Verurteilung eines Inquisiten zu schaffen. Das Verfahren *per inquisitionem*, „wie es auf deutschem Boden bis ins 19. Jahrhundert in Gebrauch war, ist ein schriftliches Verfahren“ (Michael Niehaus: „Krankheit umschreiben.“ Protokoll

rative Ausgestaltung und den damit einhergehenden Spannungsaufbau in ausgeformte Kriminalerzählungen.¹⁰⁶ Schillers Ansichten, wie ein Maximum an Spannung zu erreichen ist, decken sich dabei mit denen von Christian Garve, der in *Einige Gedanken über das Interessierende* (1771) ausführt, dass das Komplementärpaar von Antizipation und Aussparung für die Erzeugung von Spannung maßgeblich ist.¹⁰⁷ Indem wichtige Details gerade zu Beginn der Erzählung verschwiegen werden, lässt sich die Spannung möglichst lange und intensiv erhöhen, bis die Tatsachen schließlich enthüllt werden.¹⁰⁸ Antizipation und Aussparung sind Spiele mit Informationsvermittlung und Zeit, die auch die medizinisch-psychologischen Fallgeschichten beherrschen und daher bei den Textanalysen eingehender betrachtet werden.

Dass eine kriminalistische Geschichte spannend sein soll und zugleich Rechtskenntnisse zu vermitteln hat, betonen Schillers Auslassungen zu einer „psychologischen Poetik der Verbrechensdarstellung“¹⁰⁹, die sich im Vorwort zu einer Neuausgabe des größten Archivs strafrechtlicher Fallbeispiele findet. Für ihre Sammlung zeichnet der französische Jurist François Gayot de Pitaval (1673–1743) verantwortlich; sie gilt als eines der prominentesten Exempel des Genres der *histoires tragiques*, den seit der Renaissance beliebten Geschichten tragischer und grausamer Begebenheiten.¹¹⁰ Der erste Band der *Causes célèbres et intéressantes, avec les jugements qui les ont décidées* erscheint 1734. Im Jahr 1743 sind bereits 20 Bände publiziert, auf die zahlreiche weitere

eines Inquisitionsverfahrens.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 303–324, hier: S. 303) und stützt sich insbesondere auf die Verhörprotokolle der Angeklagten und Zeugen. Das sogenannte ‚artikulierte Verhör‘, das den Schlusspunkt der Untersuchung markiert, hat den Zweck, bekannte Umstände zusammenzufassen. Gegliedert werden diese durch vorab festgesetzte ‚Fragepartikel‘, welche die aus richterlicher Sicht relevanten Momente des Falls in eine chronologische Ordnung bringen sollen und damit „eine Art ‚Erzählung‘ des Falls aus der Sicht des Gerichts“ (Niehaus: *Krankheit umschreiben*, S. 315) konstruieren. Dabei kann das Inquisitionsprotokoll mitunter die Frage nach dem Verhältnis von Fall und Krankheit aufwerfen, etwa wenn es um krankheitsbedingte Zurechnungsfähigkeit des Delinquenten geht oder darum, die Spuren der Krankheit in den Gerichtsakten festzuhalten. Aus diesem Blickwinkel lassen sich die Inquisitionsakten als Umschrift einer Krankengeschichte lesen (ebd., S. 323). Niehaus unterscheidet diese beiden Fragen nach der Krankheit, mit denen sich das Gericht auseinandersetzen muss, als Krankheit ‚um‘schreiben und als Krankheit um,schreiben‘ (ebd., S. 305).

¹⁰⁶ Košenina: Schiller und Pitaval, S. 388f. Auch die ‚unerhörte Begebenheit‘ in der Novelle wird seit Ende des 18. Jahrhunderts in Bezug auf die Lebensgeschichte erzählt, was insbesondere für die Kriminalnovellen gilt: Sie koppeln Lebensgeschichte und Verbrechen und übernehmen damit ein narratives Modell, das bei den Kriminalfallgeschichten von Moritz und Pitaval vorgeprägt ist (Lehmann: *Lebensgeschichte und Verbrechen*, S. 236).

¹⁰⁷ Košenina: Schiller’s Poetics of Crime, S. 208.

¹⁰⁸ Košenina: *Kriminalanekdote*, S. 100.

¹⁰⁹ Košenina: *Anthropologische Kriminalfallgeschichte*, S. 256. Auch die von Schiller eingeleitete Ausgabe des Pitaval „folgt wie andere Bearbeitungen dem Trend zur gefälligen Literarisierung.“ (Košenina: Schiller und Pitaval, S. 394)

¹¹⁰ Alexander Košenina: „Ratlose Schwestern der Marquise von O...: Rätselhafte Schwangerschaften in populären Fallgeschichten – von Pitaval bis Spieß.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 45–59, hier: S. 46.

„Pitavals“ folgen, denn der Name steht bis heute metonymisch für derartige Kollektionen.¹¹¹ Die von Carl Wilhelm Franz und Friedrich Immanuel Niethammer ins Deutsche übertragene und von Friedrich Schiller herausgegebene Auswahl der *Causes célèbres* mit dem Titel *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Schiller* (1792–1795), Paul Johann Anselm von Feuerbachs *Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle* (1808–1811 bzw. 1828/29, 2. Aufl.) und *Der neue Pitaval* von Julius Eduard Hitzig und Willibald Alexis (1842–1890)¹¹² sind nur die bekanntesten Werke, die die Tradition der Strafrechtsfall-Sammlungen weiterführen.¹¹³ In ihnen werden Fragen der Zurechnungsfähigkeit, das psychologische Verhör und Normalisierung im Strafvollzug verhandelt, womit sie eine Hinwendung zur „psychologischen Ausrichtung des Systems ‚Delinquenz‘“¹¹⁴ dokumentieren.

Das gilt insbesondere für August Gottlieb Meißners Kriminalgeschichten in seinen *Skizzen* (1778–1796), einem zeitgenössischen Bestseller, der Fabeln, Schwänke und kleine Stücke über Geschichte, Moral und Geister nebeneinanderstellt.¹¹⁵ Die wohlwollende Rezension in Nicolais *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* hat ihr Übriges dazu beigetragen, dass Meißner als Begründer des Genres der Kriminalfallgeschichte geadelt wird: „In jeder Hinsicht ist das Buch ein interessanter Beytrag zur Psychologie und Kenntniß des menschlichen Herzens.“¹¹⁶ Schon die Pitavalschen Fallgeschichten be-

¹¹¹ Alexander Košenina: „Nachwort.“ In: August Gottlieb Meißner: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Hg. v. Alexander Košenina. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2003, S. 91–112, hier: S. 96.

¹¹² Roland Berbig: „Hitzig, Julius Eduard.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.2702> [28.06.2015]. Zur zeitgenössischen Bewertung des *Neuen Pitaval* in der juristischen Praxis siehe: Joachim Rückert: „Zur Rolle der Fallgeschichte in Juristenausbildung und juristischer Praxis zwischen 1790 und 1880.“ In: Jörg Schöner; Konstantin Imm; Joachim Linder (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991, S. 285–311.

¹¹³ Auch in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts gibt es noch Versuche, den ‚Pitaval‘ wiederaufleben zu lassen, wie Košenina am Serientitel *Außenseiter der Gesellschaft. Die Verbrechen der Gegenwart*, herausgegeben von Rudolf Leonhard, zeigt: Košenina: Juristische Fallgeschichte.

¹¹⁴ Harald Neumeyer: „‚Schwarze Seelen‘. Rechts-Fall-Geschichten bei Pitaval, Schiller, Niethammer und Feuerbach.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2006, Bd. 31/Heft 1, S. 101–132, hier: S. 108. Eine Abgrenzungsbewegung der Juristen gegen alles Externe wie Psychologisches oder Philosophisches bemerkt Rückert in den 1840er Jahren, vgl. Rückert: Zur Rolle der Fallgeschichte, S. 303f.

¹¹⁵ Košenina: Nachwort Meißner, S. 95.

¹¹⁶ Cu.: „Skizzen von A. G. Meißner [Rez.]“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1797, Bd. 31/ 1.Stück, S. 187–189. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015]. S. a.: Gunhild Berg: „Der Prozeß der ‚anthropologischen Zwänge‘ (Michel Foucault).

schreiten den Weg zur Neuausrichtung des Strafrechtssystems,¹¹⁷ doch ist dies weniger dem Original als Schillers Lesart der Pitavalschen Fallgeschichten zu verdanken.¹¹⁸

Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des *geistlichen* sowohl als *weltlichen* Betrugers wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbar hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschen-Herz zu thun.¹¹⁹

Während „die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt,“¹²⁰ offenbaren erst jene tieferen Blicke im Rahmen des „umständlichere[n] Rechtsgang[s]“¹²¹ die Motive hinter der Tat. Pitavals Rechtsfallgeschichten sind nach Schiller also immer Erzählungen über einen juristischen und einen psychologischen Fall;¹²² sie geben demnach am Ausnahmefall der Psyche Aufschluß darüber, wie diese im Normalfall funktioniert.¹²³

Dank ihres Interesses an der Verbrechenssanktionierung, an psychischen Prozessen und an wissenschaftlichem Fortschritt wurden die Trauer- und Mordgeschichten Georg Philipp Harsdörffers im *Schauplatz jämmerlicher Mord-Geschichte* (1649/50) als Fallgeschichten des Barocks gedeutet.¹²⁴ Wie die Pitavalschen Geschichten zählen sie zu

Juristische, moralische und psychologische Verhandlungen am Beispiel der spätaufklärerischen Kriminalerzählung August Gottlieb Meißners.“ In: Maximilian Bergengruen; Johannes F. Lehmann; Hubert Thüring (Hg.): *Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*. München: Fink 2005, S. 195–216.

¹¹⁷ Zum Zusammenhang von Rechtsgeschehen und seinen literarischen Verarbeitungen und der Rolle der Pitaval-Geschichten darin: Jörg Schöner: „Zur Einführung in den Gegenstandsbereich und zum interdisziplinären Vorgehen.“ In: Ders.; Konstantin Imm; Joachim Linder (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991, S. 11–55.

¹¹⁸ Vgl. Neumeyer: Rechts-Fall-Geschichten. Schiller bezieht sich dabei im Übrigen nicht auf die von Pitaval besorgte Sammlung, die ab 1747 ins Deutsche übertragen wird, sondern auf die von François Richer herausgegebene Neuauflage der *Causes Célèbres*, von Carl Wilhelm Franz ab 1782 ins Deutsche übertragen, sowie deren Überarbeitung durch Friedrich Immanuel Niethammer ab 1792. Er rekurriert also auf einen ‚Pitaval‘, den Richer narrativ strukturierte und zusammenstrich und der dann wiederum von Niethammer überarbeitet und gekürzt wurde (Neumeyer: Rechts-Fall-Geschichten, S.110f.).

¹¹⁹ Friedrich Schiller: „Vorrede.“ In: François G. Pitaval; Friedrich I. Niethammer; Ders. (Hg.): *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschen 1792*, S. 2–6, hier: S. *3f.

¹²⁰ Schiller: Vorrede Pitaval, S. *3f.

¹²¹ Schiller: Vorrede Pitaval, S. *3f.

¹²² S. a. Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 66.

¹²³ Neumeyer: Rechts-Fall-Geschichten, S. 106.

¹²⁴ Ingo Breuer: „Barocke Fallgeschichten? Zum Status der Trauer- und Mordgeschichten Georg Philipp Harsdörffers.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 288–300; zu den ‚barocken Fallgeschichten‘ siehe v. a. ab S. 293. S. a.: Stefan Manns: *Grenzen des Erzählens. Konzeption und Struktur des Erzählens in Georg Philipp Harsdörffers ‚Schauplätzen‘* (Deutsche Literatur: Studien und Quellen, 14). Berlin: Akademie Verlag 2013.

den *histoires tragiques*. Deren Erzählformen sind zu diesem Zeitpunkt in keiner Regelpoetik etabliert, weshalb sie ihre eigene Legitimation in der strukturellen Bezugnahme auf die fest umrissene Gattung des Dramas suchen. Durch den gemeinsamen Gegenstand der tragischen Handlungen, die als didaktisch wirksame Abschreckung gelten, setzen sie sich in Analogie zur hohen Tragödie und nobilitieren sich damit.¹²⁵ Im Fokus der Harsdörfferschen Mordgeschichte steht zudem der Mensch ‚mittlerer Gattung‘, wie ihn bereits Aristoteles in seiner *Poetik* mit Blick auf die Dramaturgie einer Tragödie fordert.¹²⁶ Auch den Effekt der theatralen Anschaulichkeit wissen die *histoires tragiques* zu nutzen: Die deutsche Version der Sammlung *Histoires tragiques de nostre temps* von François Rosset trägt den Titel *Theatrum Tragicum* – ein klarer Verweis auf die bühnenhafte Anschaulichkeit¹²⁷ und

speziell auf die dramatische Parallelgattung der Tragödie, deren Poetik und Wirkungsästhetik offenbar auf die tragischen Geschichten übertragen wird und dadurch diese [...] narrative Gattung mit ihrem häufig niederen Personal – als ‚bürgerliche Trauerspiele‘ *avant la lettre* – legitimieren soll.¹²⁸

Das bürgerliche Trauerspiel verankert den eher unglücklichen als lasterhaften Dramenheld von mittlerer Stellung, wie ihn Gottscheds *Versuch einer Critischen Dichtkunst* von 1730 kennt, schließlich im literarischen Diskurs.¹²⁹ Damit bereitet es die anthropologischen Deutungsmuster des Verbrechers als ‚Mensch wie Du und Ich‘ vor, welche

¹²⁵ Breuer: Barocke Fallgeschichten, S. 292f. S. a.: Morris Vos: „Dramatic Narration: The Speech Criterion in Seventeenth-Century German Narration Theory.“ In: *Neophilologus* 1991, Bd. 75/Heft 1, S. 112–118.

¹²⁶ Vgl. Aristoteles’ Ausführungen zum Helden, der weder zu den „makellose[n] Männern“ noch zu den „Schufte[n]“ zu zählen ist, sondern „zwischen den genannten Möglichkeiten steht und wegen eines Fehlers den Umschlag ins Unglück erlebt (AP, S. 39).

¹²⁷ In diesem Kontext ist die Theatralität des Gerichts bereits so oft in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt, dass hier nur eine kleine Auswahl an entsprechender Literatur möglich ist: Marianne Willems beschäftigt sich mit dem ‚Schauspiel der Hinrichtung‘ (Marianne Willems: Der Verbrecher als Mensch. Zur Herkunft ‚anthropologischer‘ Deutungsmuster der Kriminalgeschichte des 18. Jahrhunderts. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/willems_verbrecher.pdf [31.08.2013]), Gerhard Neumann mit dem Kreuzverhör und dem Sprechakt bei Kleist (Gerhard Neumann: „Das Stocken der Sprache und das Straucheln des Körpers. Umrisse von Kleists kultureller Anthropologie.“ In: Ders. (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994, S. 13–29, hier: S. 21), Anke van Kempen mit der Rede vor Gericht (Anke van Kempen: *Die Rede vor Gericht. Prozess, Tribunal, Ermittlung: Forensische Rede und Sprachreflexion bei Heinrich von Kleist, Georg Büchner und Peter Weiss*. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2005) und Jürgen Joachimsthaler mit der In-Szene-Setzung der Rechtsfindung vor Gericht (Jürgen Joachimsthaler: „Rechtsfiktionen, Gerichtsaufführungen und das ‚als ob‘ der Gesetze: Die juristische Textur als literarische Kunstform.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 31–49).

¹²⁸ Breuer: ‚Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte‘, S. 214f.

¹²⁹ Damit wird der Mensch ‚mittlerer Gattung‘ im Übrigen auch „nicht – wie in der Forschungsliteratur zur Kriminalgeschichte behauptet – um 1780 zugleich mit der sich ausbreitenden Erfahrungsseelenkunde durch die Hinwendung zur Empirie entdeckt.“ (Willems: Der Verbrecher als Mensch, S. 14)

die Kriminalerzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts beanspruchen.¹³⁰ Nun ist der ‚Fall‘ eine Tragödie *en miniature*, welche „die traditionelle Ständeklausel der Fallhöhe bereits durch den Abgrund ersetzt hat, der in jedem Menschen klafft.“¹³¹

Ähnlichkeiten zur Konstruktionslogik des Dramas weisen auch die Fallgeschichten zu Giftmorden auf, welche die menschlichen Leidenschaften und Verstrickungen in ihren psychologischen Abläufen sichtbar machen.¹³² Als kriminalistischer Prototyp der ver- und bestrickenden Giftmischerinnen firmiert die 1679 hingerichtete Marquise von Brinvillier, deren Fall im ersten Band von Pitavals *Causes Célèbres* festgehalten ist.¹³³ Mit einer Geschichte, die bis zu Medea zurückreicht, verwundert die Nähe der Giftmischerinnen-Figur zum Drama nicht. Das Verstricken der Opfer, die intriganten Verwicklungen, die Schiller im bereits aufgeführten Vorwort zum *Pitaval* als Charakteristikum der kriminalistischen Fallgeschichte nennt,¹³⁴ brauchen in ihrer Drastik den Vergleich mit den antiken Königsdramen nicht zu scheuen.¹³⁵ Sie zitieren deren dramatischen Knoten: Das giftmörderische ‚Gespinst‘ ist hier nicht nur als Metapher der Intrige zu verstehen,¹³⁶ sondern verweist auch auf die Dichtung als „Knotenkunst“¹³⁷ und die Relevanz von Knoten in der Tragödienpoetik: Aristoteles leitet den Dichter von Tragödien „vor allem in der Kunst der Verschlingung und des Zusammenbindens an. Er räumt der ‚Desis‘ – der Verknüpfung – den ersten und entscheidenden Anteil am Aufbau einer dramatischen Handlung ein, so wie er diese in einer *ploke* – einem Knoten – eingipfeln läßt.“¹³⁸ Diesen Knoten zu lösen, ist die Aufgabe der *lysis*, der Lösung, die, eingeleitet durch die Peripetie, das gesponnene Gewebe entwirren kann.¹³⁹ Nichts anderes ist Sinn und Zweck der Kriminalfallgeschichte.

¹³⁰ Willems: Der Verbrecher als Mensch, S. 10. Wie Willems darlegt, sind sie es auch, die beständig auf den authentischen Charakter ihrer Geschichten verweisen, um dann doch in der Beschreibung der Nebenumstände einen lockeren Umgang mit den geschichtlichen und faktischen Details zu pflegen. Darin ähneln sie den Tragödiendichtern, denen ebenfalls die Historie den Stoff liefert und denen die traditionellen Poetiken einen erfinderischen Zugang zu den Nebenumständen erlaubt (ebd., Anm. 39).

¹³¹ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 42.

¹³² Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 66.

¹³³ Michael Niehaus: „Die Figur der Giftmischerin als Fall der Literatur.“ In: *KulturPoetik* 2005, Bd. 5/Heft 2, S. 133–149. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621736> [20.01.2017], S. 157.

¹³⁴ Siehe dazu auch Neumeyer: Rechts-Fall-Geschichten.

¹³⁵ Vgl. Michael Niehaus: „Schicksal sein. Giftmischerinnen in Falldarstellungen vom *Pitaval* bis zum *Neuen Pitaval*.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2006, Bd. 31/Heft 1, S. 133–149.

¹³⁶ Juliane Vogel hat auf diese Bedeutung in Goethes *Iphigenie auf Tauris* hingewiesen (Juliane Vogel: „Verstrickungskünste. Lösungskünste. Zur Geschichte des dramatischen Knotens.“ In: *POETICA* 2008, Jg. 40/Heft 3–4, S. 269–288, hier: S. 286).

¹³⁷ Vogel: Verstrickungskünste, S. 269.

¹³⁸ Vogel: Verstrickungskünste, S. 270.

¹³⁹ Vogel: Verstrickungskünste, S. 273.

Und nichts anderes ist auch das Ziel medizinisch-psychologisch interessierter Falldarstellungen. Angesichts der Detailfülle, die sich aus allen Umständen, Veränderungen und Zufällen während einer Erkrankung ergibt, stehen auch sie vor der Aufgabe der Selektion und (Re-)Konstruktion, wie A. E. Büchners *Medicus*-Traktat in Kapitel 4.2.2 aufzeigen wird. Mehrfach spricht Büchner darin von ‚Verwicklungen‘ und ‚Mannigfaltigkeiten‘, die es zu bändigen gilt, damit die Krankengeschichte „zu einer genauen Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Krankheit“ (Med I, S. 83) führt.

Wenn die Literaturästhetik fiktionale Erzähltexte zur Ausrichtung am besonderen Fall verpflichtet, dann lässt sie diese an der ästhetischen Wirkung der vielfältigen fallbasierten Darstellungsformen teilhaben, die in engem Bezug zu den Produktions-, Publikations- und Rezeptionsbedingungen des expandierenden Buch- und Zeitschriftenmarkts des ausgehenden 18. Jahrhunderts steht, auf dem sensationsheischende Stoffe um die Aufmerksamkeit der Leser buhlen.¹⁴⁰

3.2 Sammlung, Serie, Sensation: die mediale Praxis des Falls

Um „die *Geschichte* gleichsam *zurückleben*“¹⁴¹ und das Gewesene zum Gegenwärtigen machen zu können, plädiert Moritz als Herausgeber erfahrungsseelenkundlicher Fallsammlungen für einen erzählerischen Zugang zur eigentlich nicht zu beobachtenden empirischen Vergangenheit. Dabei verlangt er „Fakta“,¹⁴² und kein moralisches Geschwätz, keinen Roman, und keine Komödie“¹⁴³ als Grundlage einer künftigen Ordnung des Wissens. Sie soll aus zusammengesammelten Fallgeschichten erst erwachsen:¹⁴⁴

¹⁴⁰ Vgl. Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 31.

¹⁴¹ Karl P. Moritz (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Vierter Band, Erstes bis Drittes Stück, 1786*. 1. Aufl. (Karl Philipp Moritz. Die Schriften in dreißig Bänden. Herausgegeben von Petra und Uwe Nettelbeck). Nördlingen: Greno 1986, 3. Stück, S. 200; Hervorheb. im Orig.

¹⁴² Auf die ambivalente Definition von ‚Fakta‘ bei Moritz selbst haben u. a. Wübben und Leventhal hingewiesen: Wübben: Vom Gutachten zum Fall, S. 140; Robert Leventhal: „Die Fallgeschichte zwischen Ästhetik und Therapeutik.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 65–83, hier: S. 67.

¹⁴³ Karl P. Moritz: „[ohne Titel].“ In: Ders.; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 1/1. Stück (1783), S. 1–3. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [09.10.2015], S. 2.

¹⁴⁴ Christiane Frey: „Von Menschen, Fällen und Paratexten. Friedrich Hoffmann bis Karl Philipp Moritz‘ Anton Reiser.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 560–573, hier: S. 568.

Alle diese Beobachtungen erstlich unter gewissen Rubriken in einem dazu bestimmten Magazine gesammelt, nicht eher Reflexionen angestellt, bis eine hinlängliche Anzahl an Fakta da sind, und dann am Ende dies alles einmal zu einem zweckmäßigen Ganzen geordnet, welches ein wichtiges Werk für die Menschheit könnte dieses werden!¹⁴⁵

Moritz weiß, dass die „Beobachtungen aus der wirklichen Welt“¹⁴⁶ einer medialen Selektion und Transformation bedürfen, um von einem bloßen Ereignis im großen Archiv der Humanwissenschaften zu einem berichtenswerten Fall zu werden.¹⁴⁷ Einzelne Beobachtungen müssen zunächst schriftlich fixiert werden, bevor diese Dokumente für eine Publikation zusammengestellt werden – die Einzelbeobachtung wird also gespeichert, verbreitet und gesammelt, ein Prozess, mit dessen Bedingungen und Ablauf sich die Fallgeschichten durch autoreflexive Überlegungen, die in den Text eingelassen sind, selbst auseinandersetzen.¹⁴⁸ Ihren vortheoretischen Charakter betonen die Fallberichte, indem sie sich als ‚Erfahrungen‘ oder ‚Beobachtungen‘¹⁴⁹ oder, wie die Schriften der Hallenser Kurzprosa um 1750, als ‚Gedancken‘ oder ‚Versuch‘ titulieren. Texte, wie die von Johann August Unzer, der Tierexperimente vorstellt, sind selbst „literarische Gedankenexperimente“¹⁵⁰ mit dem empirischen Datenmaterial, das ihnen die Fälle liefern,¹⁵¹ denn die mediale Dokumentation von Fallbeobachtungen ersetzt das eigentliche

¹⁴⁵ Karl P. Moritz: „Vorschlag zu einem Magazin der Erfahrungsseelenkunde.“ In: Ders.: *Werke in zwei Bänden. Band 1: Dichtungen und Schriften zur Erfahrungsseelenkunde*. Hg. v. Heider Hollmer und Albert Meier. o. A.: Deutscher Klassiker Verlag 1999, S. 793–809, hier: S. 796f. Zwar will Moritz seine für das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* vorgeschlagenen Rubriken nicht als Klassifikation von Krankheitsbildern verstanden wissen (Susanne Lüdemann: „As the case may be. Über Fallgeschichten in Literatur und Psychoanalyse.“ In: Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 115–127, hier: S. 121), doch eine bloße Anhäufung von Fällen soll es genauso wenig sein (Leventhal: Die Fallgeschichte, S. 68; s. a.: Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Der psychologische Ansatz des K. Ph. Moritz. Zwischen Selbsterkenntnis und Selbsttäuschung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 95–111). Dass Moritz Eingriffe vornimmt, indem er das Material anordnet und rahmt, zeigt Wübben: Vom Gutachten zum Fall. Indem Fallberichte durch Techniken des Edierens, Anordnens und Kommentierens als Fakten inszeniert werden, gerät jedoch ihre behauptete Selbstvidenz ins Wanken (Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 60–67).

¹⁴⁶ Moritz: Vorschlag, S. 796. Zum ‚Feldforscher‘ Moritz s. a.: Alexander Košenina: *Karl Philipp Moritz. Literarische Experimente auf dem Weg zum psychologischen Roman*. Göttingen: Wallstein 2006, S. 11.

¹⁴⁷ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 33/59.

¹⁴⁸ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 83f.

¹⁴⁹ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 75.

¹⁵⁰ Yvonne Wübben: „Literarische Versuche als Multiplikatoren des Wissens? Zur Entstehung des Neuen um 1750.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): „Es ist nun einmal zum Versuch gekommen“. *Experiment und Literatur I: 1580–1790*. Göttingen: Wallstein 2009, S. 279–292, hier: S. 290; Pethes: Forschungsprogramm, S. 347f. Vgl. die zeitgenössischen Stimmen zum Tierversuch in der experimentellen Physiologie bei Heinz Schott: *Der sympathetische Arzt. Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert* (Bibliothek des 18. Jahrhunderts). München: Beck 1998, S. 80–89. S. a. Michael Gamper: „Narrative Evolutionsexperimente. Das Wissen der Literatur aus dem Nicht-Wissen der Wissenschaften.“ In: Ders.; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): „Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!“. *Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 325–350.

¹⁵¹ Niehaus et al.: Einleitung Unzurechnungsfähigkeiten, S. 9.

Experiment: Die Texte entfalten ein experimentelles Narrativ, das etabliertes Wissen auf den Prüfstand stellt, und stellen damit eben den Vorgang aus, mit dem Wissen stabilisiert wird. Selbst der Forderung an das Experiment, es solle möglichst oft wiederholt werden, kommen die Texte durch die Repetition rhetorischer Schemata nach. Wiederholung dient stets dazu, die praktischen Fertigkeiten zu verbessern und damit verbundene Theorien in Umlauf zu bringen. Auf diese Weise wird nicht nur Wissen angehäuft, sondern auch Neues erzeugt, denn die repetitiven Versuche produzieren einen Überschuss an Annahmen, Hypothesen und Fragestellungen, die daraufhin wiederum verworfen und weiterentwickelt werden können oder zufällig zur Herstellung von Zusammenhängen führen.¹⁵²

Dieses Potenzial auszuschöpfen ist eine entscheidende Motivation, die hinter der Publikation von Fallsammlungen steht. Befeuert von der *curiositas*, der naturwissenschaftlichen Neugierde, an die das Interesse der anthropologischen Erzählungen am Ereignis geknüpft ist,¹⁵³ erringen schon die Einzelbeobachtungen der *observationes*, der medizinischen Falldarstellungen der Frühen Neuzeit, ihre Bedeutung erst als Elemente einer Sammlung. Die *curationes medicinales*, die das gesamte Krankheitsspektrum abdecken, avancieren zu einem der beliebtesten Genres der medizinischen Literatur ihrer Zeit¹⁵⁴ – zwischen 1550 und 1670 erscheinen über 60 solcher Fallsammlungen.¹⁵⁵ Die Sammlungen von Gregor Horst (*Observationum medicinalium singularium*, 1625) und Stephanus Blankaart (*Collectanea medico-physica*, 1690) dokumentieren das übergeordnete Ziel, ein Archiv der Diagnostik und Therapie aufzubauen.¹⁵⁶ Fälle mit Sektionsberichten entwickeln sich als eigene kasuistische Textsorte; auf die erste große Sammlung von Antonio Benivieni im frühen 16. Jahrhundert folgt Théophile Bonets *Sepulchretum* (1679) mit einer Zusammenstellung von 5089 Autopsiebefunden.¹⁵⁷ Von einem Vorwort abgesehen, werden sämtliche Fallgeschichten meist ohne weitere Erläuterungen aneinandergereiht. Die Zusammenstellungen geben nicht nur einen Überblick über die Bandbreite der medizinischen Praxis samt neuer Techniken, Geräte und Ver-

¹⁵² Wübben: Literarische Versuche, hier v. a. S. 288–292.

¹⁵³ Breuer: Barocke Fallgeschichten, S. 292.

¹⁵⁴ Stolberg: Formen und Funktionen, S. 83f.

¹⁵⁵ Vgl. Pomata: Sharing Cases. S. a. Hess: Observatio und Casus, S. 38.

¹⁵⁶ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 89.

¹⁵⁷ Loris Premuda: „Giovanni Battista Morgagni (1682–1771).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 231–244, hier: S. 236. Bonet arbeitete Giovanni Battista Morgagni vor, dessen Werk *De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri V* (1761) schließlich die Weichen für die moderne klinische Medizin stellte, indem Morgagni zwischen Krankheitsbild und pathologischem Befund einen Bezug herstellte (Stolberg: Formen und Funktionen, S. 86). Vgl. Kap. 4.1.3.

fahren, sondern eröffnen die Möglichkeit, die Beobachtungen hunderter Ärzte und Gelehrter zu verbinden, zu rezipieren und zu kommentieren. Die Fallsammlungen repräsentieren somit das „entstehende Netzwerk eines gelehrten Wissens und bilden praktisch deren materiale Grundlage.“¹⁵⁸

Zum Charakteristikum des Falls als Teil einer Sammlung tritt im 18. Jahrhundert noch das Kennzeichen der Serie hinzu, denn periodisch erscheinende Medien steigen zur wichtigsten Publikationsform für Fallsammlungen auf.¹⁵⁹ Dem beispiellos beschleunigten Wissenszuwachs, dem sich die Wissenschaften des 18. Jahrhunderts gegenübersehen, waren die herkömmlichen Techniken zur Informationsverarbeitung nicht mehr gewachsen: Schließlich beruhten rubrizierend verfahrenende Kompendien und Magazine auf einer räumlichen Anordnung des Wissensbestandes, die in ihrer Kapazität nunmehr erschöpft waren.¹⁶⁰ Zyklisch erscheinende Publikationsformen konnten dagegen mit dem Tempo der Entdeckungen mithalten und die neue Wissensfülle aufnehmen. Die Verzeitlichung in periodischen Zeitschriften ist also das entscheidende Mittel zur Bewältigung des rasanten Wissenszuwachses, dessen sich die ‚konkreten‘ Wissenschaften an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert bedienen.¹⁶¹ Als „dynamische Schnittstellen für interdiskursive Austauschprozesse“¹⁶² leisten die vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in hoher Zahl neu gegründeten Zeitschriften einen entscheidenden Beitrag, Wissen zu generieren, aufzubereiten und auf seine Haltbarkeit hin zu überprüfen. Diskurse werden in späteren Ausgaben immer wieder aufgegriffen, unterschiedlichen Textsorten zugeführt und auf diesem Weg perpetuierend reflektiert, was den Zeitschriften den Status der ‚kleinen Archive‘ eingebracht hat.¹⁶³ Dass die Wissensbestände

¹⁵⁸ Hess: *Observatio und Casus*, S. 42f.

¹⁵⁹ Düwell et al.: *Epistemologie*, S. 17.

¹⁶⁰ Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, S. 17/23. Lepenies spricht den periodischen Publikationen eine wichtige Rolle dabei zu, wenngleich er im Bereich der Physiologie ein Auseinanderklaffen von Entdeckung und Publikation feststellt. Die physiologischen Entdeckungen steigen ab 1800 steil an, während die Periodika zur Physiologie erst ab 1860 signifikant zunehmen (ebd., S. 104).

¹⁶¹ Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte*, S. 24.

¹⁶² Gustav Frank et al.: „Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als ‚kleine Archive‘.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2010, Bd. 34/Heft 2, S. 1–45, hier: S. 27.

¹⁶³ Frank, Podewski und Scherer beziehen sich mit diesem Schlagwort vor allem auf Literatur- und Kulturzeitschriften des 19. Jahrhunderts (Frank et al.: *Kultur – Zeit – Schrift*, S. 41), doch lassen sich diese Funktionen bereits für die allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften der Spätaufklärung nachweisen (Susanne Düwell, Nicolas Pethes: „Das Archiv der Aufklärung. Fallsammlung und Bevölkerungsstatistik in der *Berlinischen Monatsschrift* (1783–96).“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 21–45, hier: S. 26). Als Sammlung von Erfahrungswissen übernehmen die Zeitschriften eine Archivierungsfunktion, die zahlreiche Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts dann auch mit dem Titel ‚Magazin‘, ‚Bibliothek‘, ‚Archiv‘, ‚Repertorium‘ usw. plakativ ausstellen (Düwell et al.: *Das Archiv der Aufklärung*, S. 24f.). Dass dies auch für die Aufklärungszeitschriften wie die *Berlinische Monatsschrift*, gilt, die üblicherweise auf ihren Fokus auf theoretische Grundlegendebatten reduziert werden, arbeiteten jüngst Düwell und Pethes heraus.

aufgrund der seriellen Erscheinungsweise stets revidiert, aktualisiert und zeitnah angepasst werden können, werden im 19. Jahrhundert auch die psychiatrischen Lehrbücher für sich zu nutzen wissen: Im Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Medien wie Monografien oder Handbüchern erscheinen auch sie in Serie und können so auf „komplexe transnationale Dynamiken innerhalb von Disziplinen“¹⁶⁴ reagieren.

Da die Periodika immer wieder mit neu produzierten Wissensbeiträgen gefüllt werden müssen, thematisieren sie zudem die Vergänglichkeit des Wissens – ein Umstand, den im Übrigen gerade die Zeitschriften des 19. Jahrhunderts, wie etwa *Die Gartenlaube*, durch Illustrationen von Blättern und Blüten prominent hervorheben.¹⁶⁵ In den 1830er und 1840er Jahren¹⁶⁶ wird das Moment der Verzeitlichung durch den Einfluss neuartiger Rotationsdruck- und Endlospapiermaschinen noch weiter verstärkt und schlägt sich in den Publikations- und Lesegehnheiten, wie zum Beispiel den Feuilleton-Romanen, nieder.¹⁶⁷

Neben ihrem Potenzial, als Plattform für den Wissensaustausch dienen zu können, speist sich der enorme Erfolg der Fallgeschichten-Sammlungen und Periodika aus dem

Denn auch in ihnen steckt ein empirischer Kern: Die publizistische Tätigkeit ihrer Autoren gründet dezidiert auf Beobachtungen menschlicher Verhaltensweisen und damit auf Praxis und Erfahrung statt Theorie (ebd.). Berg betont dagegen die im Vergleich zu den Zeitschriften stärkere Archivfunktion der rubrizierenden Kompendien und Magazine (Gunhild Berg: „Magaziniertes Wissen. Zeitschriften als ‚Archive‘. Workshop des DFG-Forschungsprojekts ‚Fall-Archive‘. Universität zu Köln, Köln [28.11.2014]). Vgl. Foucaults Archiv-Begriff, der die systematische Gesamtheit aus Bedingungen, unter denen Aussagen entstehen (von Foucault dann ‚Ereignisse‘ genannt) und zirkulieren, eben diesen Ereignissen und den Dingen, die sie betreffen, meint. Das Archiv ist laut der *Archäologie des Wissens*, das allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussagen (Michael Ruoff: *Foucault-Lexikon. Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge* (UTB, 2896). Paderborn: Fink 2007, S. 71).

¹⁶⁴ Wübben: Mikrotom der Klinik, S. 153.

¹⁶⁵ Diesen Umstand förderte die Diskussion zu Gunhild Bergs Vortrag im Rahmen des Workshops zu Zeitschriften als Archiv an der Universität Köln (28.11.2014) zu Tage.

¹⁶⁶ Für den Buchmarkt und das bürgerliche Lesepublikum nahmen in diesen Jahren Publikationen, die zwischen Philosophie, Wissenschaft und Literatur angesiedelt sind, eine immer bedeutendere Stellung ein. Carl Gustav Carus und Hans Christian Oested etwa reflektieren diese Entwicklung theoretisch und wenden die Verbindung von Kunst und Wissenschaft programmatisch: Aufgabe sei es nun, durch Kunst zum Wissen geführt zu werden und daraus wiederum höhere Kunstleistungen zu entwickeln (Jutta Müller-Tamm: „Prosa, Lyrik, Lebensbild. Literarische Wissenschaft um 1800.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 190–202, hier: S. 192f.). Eggers beispielsweise sieht Balzacs *Physiologien* als direkten publizistischen Reflex auf die wissenschaftliche Entwicklung und seine Erzählweisen als Versuch, wissenschaftliche Methoden literarisch produktiv zu machen (Eggers: *Wissenschaft*, S. 210/217).

¹⁶⁷ Helmut Müller-Sievers: „Experiment im Einsatz. Bewegungszwang und Erzähltechnik im 19. Jahrhundert.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): „*Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!*“. *Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 287–299, hier: S. 293. Die Feuilleton-Romane, die alle zwei bis vier Monate in Kapiteln erschienen, wurden mitunter über einen Zeitraum von zwei Jahren erzählt, was sich in der (über-)starken Figurenzeichnung und einem veränderten Erzählfortgang manifestiert: „Die extravaganten Antizipationen und Analepsen, die den romantischen Roman auszeichnete, mussten der Translation der Publikationssequenz geopfert [...] werden.“

Schauwert, der den spektakulären Beobachtungen innewohnt. Großen Zuspruch finden daher insbesondere Projekte, die versuchen, die Faszinosa der Zeit, wie den Traum, die Melancholie oder den Selbstmord, zu umreißen.¹⁶⁸ Zielgruppe sind gebildete Laien und Fachleute zugleich. So gibt J. M. F. von Endter 1794 eine *Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle aus dem Gebiete des peinlichen Rechts* heraus, das sich im Untertitel deziert als ‚Lesebuch für Juristen und Nichtjuristen‘ ausweist.¹⁶⁹ Die Rezipienten können und sollen sogar zu Produzenten werden, denn Einsendungen der Öffentlichkeit sind ausdrücklich erwünscht, wie Moritz’ Appell verdeutlicht, mit dem er seinen *Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenkunde* schließt:

Je mehrere Gelehrte aus verschiedenen Fächern, und Personen aus verschiedenen Ständen an diesem Werke arbeiten, desto vollkommener kann es werden. [...] Doch wozu bedarf es hier noch einer Aufforderung, da die Sache selbst laut genug redet, um jeden Menschenkenner und Menschenfreund für sich einzunehmen, und auf seinen tätigsten Eifer Anspruch zu machen!¹⁷⁰

Es herrscht ein integrativer Geist: Anthropologische Fragestellungen und Konzepte sollen sich gegenseitig ergänzen und befruchten; von wem diese Anregungen stammen oder wer davon profitieren soll, ist dabei flexibel. Das Resultat ist eine Kumulation an disparaten Textformen: Theoretische Reflexionen stehen neben anekdotischen Beobachtungen, Briefe neben autobiografischen Berichten.¹⁷¹ Zwischen Schreibweisen der Aufklärung und dem literarischen Formrepertoire der Zeit bewegt sich auch die Schreibkultur,¹⁷² welche die medizinischen Fallsammlungen in Periodika des 18. Jahrhunderts auszeichnet, auch wenn sie um Einheitlichkeit bemüht waren.¹⁷³ Ernst Gottfried Baldingers *Magazin vor Aerzte* (1775–1778; dann als *Neues Magazin für Aerzte* bis 1798 fortgesetzt) enthielt ausführliche Fallberichte, Meldungen zu neuen Behandlungs-

¹⁶⁸ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 76.

¹⁶⁹ Usus ist das Zusammenspiel der „Zwillingsbrüder“ Recht und Poesie“ (Kaspar Renner: „Der unsichtbare Dritte. Recht, Literatur und ihre Mittler. Neue Perspektiven der Forschung.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 59–82, hier: S. 60). Renner bezieht sich mit diesem Ausdruck auf Jacob Grimms Aufsatz *Von der Poesie im Recht* aus dem Jahr 1815, in dem die überaus enge Verbindung zwischen Recht und Poesie durch die geteilte Herkunft aus der Sprache betont wird (ebd.).

¹⁷⁰ Moritz: *Vorschlag*, S. 809.

¹⁷¹ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 76.

¹⁷² Bettina Wahrig: „Anekdote – Fallbericht – Satire: Schreibstrategien medizinischer und pharmazeutischer Literaten in Fachzeitschriften des 18. Jahrhunderts.“ In: Alexander Košenina; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 140–149, hier: S. 141. S. a. die Untersuchung von Yvonne Wübben, die für die Geistererzählungen im *Magazin* deren Anleihen an den Narrativen der Aufklärung nachweist: Wübben: *Vom Gutachten zum Fall*.

¹⁷³ Yvonne Wübben: „Observatio, Kasus und Essai. Der Mensch als Sache epistemischer Gattungen.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 537–543, hier: S. 542.

methoden und Medikamenten, in späteren Ausgaben sogar Witze, Gerüchte, Schwänke, kurz alles Anekdotische.¹⁷⁴ Der *Almanach für Aerzte und Nichtaerzte* aus dem Jahr 1788 führte eine Mediziner-Satire in Dialogform an,¹⁷⁵ Essayistisches boten das *Neue Magazin für Ärzte* (z. B. *Apothekerwünsche*, 1782) und das *Archiv der medizinischen Polizey und der gemeinnützigen Arzneikunde* (wie den Aufsatz *Etwas über die Zwistigkeiten der Aerzte und ihre Ursachen*, 1783), während in der Folge von Johann Peter Franks *System einer vollständigen medicinischen Polizey* (ab 1779) Maßnahmenkataloge und Vorschläge zu Gesetzesentwürfen gelistet wurden.¹⁷⁶ Da die Ärzte in diesen frühen, dezidiert medizinisch ausgerichteten Zeitschriften mit Fällen aus ihrer eigenen Praxis oder der ihrer Kollegen an die Öffentlichkeit gehen, erlebt die Fallgeschichte eine besondere Konjunktur.¹⁷⁷

Die erfolgreichste Wochenzeitschrift in deutscher Sprache war das 1759 gegründete Blatt *Der Arzt*. So wurde die zwölfteilige Buchausgabe, zwischen 1759 und 1764 erschienen, aufgrund der großen Nachfrage bis 1768 viermal nachgedruckt, wobei die Zahl der Raubdrucke noch wesentlich höher liegen dürfte. Übersetzt ins Schwedische, Dänische, Holländische und Französische, einer im 18. Jahrhundert einzigartigen Auflagenstärke von 3500 Exemplaren für die Neuausgabe von 1769 und mit der außergewöhnlich hohen Zahl von 1165 Subskribenten war der *Arzt* nicht nur unangefochten die Nummer Eins auf dem Buchmarkt, sondern auch Vorbild für zahlreiche populärmedizinische Publikationen der deutschen Spätaufklärung.¹⁷⁸ Angelehnt an die Moralischen Wochenschriften und dem Prinzip des *prodesse et delectare* verpflichtet, verfolgte der Herausgeber und Mediziner Johann August Unzer (1727–1799) das Ziel, mit einem bunten Strauß an Textsorten sein vor allem bürgerliches Publikum gleichzeitig zu erziehen und zu unterhalten. Wie eine gesunde Lebensführung auszusehen hat, stand dabei ebenso im Fokus, wie Warnungen vor Haus- und Wundermittelchen. Mit Blick auf konkrete praktische Alltagsprobleme war es Unzer ein Anliegen, Informationen in

¹⁷⁴ Wahrig: Schreibstrategien, S. 142f.

¹⁷⁵ Zu den verschiedenen Beiträgen des Almanachs s. a. Susanne Düwell: „Populäre Falldarstellungen in Zeitschriften der Spätaufklärung: Der spektakuläre Fall des ‚Menschenfressers‘ Goldschmidt.“ In: Dies.; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 293–314, hier: S. 301f.

¹⁷⁶ Wahrig zeigt die Bandbreite der Texte von schreibenden Ärzten und Apothekern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in: Wahrig: Schreibstrategien.

¹⁷⁷ Vgl. Behrens et al.: Der ärztliche Fallbericht.

¹⁷⁸ Matthias Reiber: „Johann August Unzers Wochenschrift *Der Arzt* (1759–1764). Oder: Wie man das Wissen vom Menschen mit Erfolg verbreitet.“ In: Carsten Zelle (Hg.): *‚Vernünftige Ärzte‘. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 186–199, hier: S. 189f.

mundgerechten Portionen zu bieten und auf diese Weise medizinisches Wissen so weit wie möglich zu verbreiten.¹⁷⁹

Der Anspruch der Wissensvermittlung trifft also auf die Lust an der Sensation: Interessant ist, was ungehört und unerhört ist; erzählenswert sind die Normabweichungen. In der Medizin werden sie als pathologische Kennzeichen bedeutsam, denn im 19. Jahrhundert steigt die ‚Normalität‘ zum Referenzrahmen auf. Eine an ihr ausgerichtete Medizin schließt Kenntnisse über den „*nichtkranken* Menschen wie eine Definition des *Modellmenschen*“ (GK, S. 52; Hervorheb. im Orig.) ein und übernimmt eine normative Rolle in Bezug auf die Lebensführung der einzelnen Individuen. Schließlich ist die normale Funktionsweise des Körpers jene Norm, auf welche die Medizin den kranken, von dieser Norm abgewichenen Organismus zurückführen will.¹⁸⁰ Einen ähnlichen Ansatz verfolgt im Übrigen die juristische Praxis der Zeit. Die juristischen, medizinischen und moralpädagogischen Fall-Texte sind also das „Medium derjenigen Wissenschaften, die im 19. Jahrhundert das Dispositiv der Normalisierung etablieren“¹⁸¹. Nicht von ungefähr siedeln sich daher die bedeutendsten Fallsammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts in diesen sich oft überlappenden Gebieten an.

Aus ihren Überschneidungen erwuchsen Zeitschriftenprojekte, die in direkter Abstammungslinie zum *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* stehen¹⁸² und die Seelenkrankheitskunde im Sinne einer Protopsychiatrie ausdifferenzieren.¹⁸³ Immanuel David Mauchart¹⁸⁴ etwa, der selbst Beiträge im *Gnōthi sautón* veröffentlichte, brachte nicht nur einen *Anhang zu den sechs ersten Bänden des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde*

¹⁷⁹ Werner Kümmler: „Der vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus‘: Andreas Elias von Büchner (1701–1769).“ In: Jürgen D. Kiefer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 93–112, hier: S. 105f.

¹⁸⁰ Sverre Raffnsøe; Marius Gudmand-Høyer; Morten S. Thaning (Hg.): *Foucault. Studienhandbuch* (UTB, 8452). Paderborn: Fink u. a. 2011, S. 151f. In seinen Gouvernementalitäts-Vorlesungen, insbesondere dem dritten Vortrag, lotet Foucault den Unterschied zwischen Disziplinartechniken und Sicherheitsdispositiv anhand von Normalisierung aus. Er differenziert dabei Normativität, Normalisierung und Normation. Normativität meint die Funktion des Gesetzes, eine Norm zu kodifizieren; Normalisierung bezeichnet dagegen die entsprechenden Techniken und Prozeduren des Sicherheitsdispositivs. Dagegen ist Normation das, was in den Disziplinartechniken geschieht: Sie gehen von der Norm aus, um das Normale und das Anormale zu bestimmen und voneinander zu unterscheiden. Das Binäre der Norm wird im Sicherheitsdispositiv in Differentialnormalitäten aufgelöst; das Normale ist das statistische Mittel (Michel Foucault: „Vorlesung 3 (25.01.1978).“ In: Ders.: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. 2. Aufl. Hg. v. Michel Sennelart. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 88/98).

¹⁸¹ Pethes: Lenz’ ‚Zerbin‘, S. 332.

¹⁸² Vgl. Schuster: Auf dem Weg, S. 44f.

¹⁸³ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 75.

¹⁸⁴ Vgl. Heike Meder-Matthis: „Immanuel David Mauchart.“ In: Juliane Baur; Volker H. Drecolli; Wolfgang Schöllkopf (Hg.): *Stiftsköpfe*. Mohr Siebeck 2012, S. 114–121.

(1789) heraus, sondern veröffentlichte auch die Journale *Phänomene der menschlichen Seele* (1789) und *Allgemeines Repertorium für eine empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften* (1792–1801). Führende Persönlichkeiten in der Geschichte der Psychologie nahmen sich ebenfalls Karl Philipp Moritz zum Vorbild: So sammelten Johann Christoph Hoffbauer, Philosophieprofessor in Halle, und Johann Christian Reil, Professor der Medizin und Stadtphysikus in Halle, in ihrer gemeinsamen Zeitschrift *Beyträge zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege* (1808, 1812) ebenfalls Krankheitsgeschichten rund um anthropologische Besonderheiten und rekurrten dabei auf die Systematik des Moritzschen Magazins.¹⁸⁵ Nachfolgeblätter wie Pockels *Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde und Charakterkunde* (1794), Carl Christian Erhard Schmidts *Psychologisches Magazin* (1796–98) oder die gleichlautende Zeitschrift von Johann Gottlob Heynig erschienen 1796 und 1797. Zwar überlebten sie auf dem Zeitschriftenmarkt nicht lange, machten aber wichtige Schritte auf dem Weg zur nächsten Generation psychologischer Journale. Bei Schmid zeichnet sich dabei bereits der geänderte Diskurs ab: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte eine generelle Moritz-Kritik ein, die sich an dessen Umgang mit Empirie stieß. Die *Zeitschrift für psychische Ärzte* (1818–1822; dann als *Zeitschrift für die Anthropologie* bis 1826 weitergeführt) von Christian Friedrich Nasse hatte sich schon in Richtung Psychiatrie weiterentwickelt.¹⁸⁶ Magazine wie das von Nasse stellten mittlerweile eine Plattform dar, auf der sich Mediziner des Fachs über die notierten Fallgeschichten austauschen konnten.¹⁸⁷ Zusammenstellungen von eigens gesammelten Fallgeschichten besorgten in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch der Direktor der Berliner Charité Karl Wilhelm Ideler in seinen *Biographieen [sic!] Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwicklung* (1841) und Maximilian Jacobi mit seinen präzisen Falldarstellungen *Tob-süchtiger*.

Die Publikationspraxis von Fallgeschichten in den Zeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts zeichnet auch ein Bild von den sich verändernden Schreibweisen der Fälle, die letztlich das jeweilige disziplinäre Selbstverständnis begründen werden. Die Fallgeschichten der durch ihre Offenheit geprägten wissenschaftlichen Diskurse an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sind noch nicht professionalisiert; sie befinden sich in einer sprachlichen Transitphase und müssen ihren Weg zwischen Gemein-, Bildungs-

¹⁸⁵ Susanne Düwell, Nicolas Pethes: „Zeitschriften der Erfahrungsseelenkunde als ‚Fall-Archive‘“. Workshop des DFG-Forschungsprojekts ‚Fall-Archive‘. Universität zu Köln, Köln [28.11.2014].

¹⁸⁶ Düwell et al.: Fall-Archive.

¹⁸⁷ Dickson: Die internationale Rezeption, S. 258f.

und Fachsprache erst finden. Den Texten fehlt die stilistische Homogenität, die mit der Begrenzung der vagen Gemeinsprache auf einen Wortschatz im passgenauen disziplinären Rahmen einhergeht,¹⁸⁸ welche die späteren „praxisnahen, didaktischen und innovationsorientierten Textsorten, die in gewissen Teilen reproduzierbar sind und die Praxis identifizierbar machen“,¹⁸⁹ aufweisen. Hybride Darstellungs- und Argumentationsformen sind aus ihnen eliminiert oder in Übereinstimmung mit den Einzeldisziplinen fachsprachlich reguliert.¹⁹⁰

Um den Schreibweisen medizinisch-psychologischer Fallgeschichten um 1800 gerecht zu werden, bedarf es nun, über den Blick auf die Rahmenbedingungen durch Literaturästhetik und Medienpraxis hinaus, der Beachtung der spezifischen epistemischen Kontexte und Traditionen. Der folgende Abschnitt wird Raum für eine detaillierte Betrachtung der Interaktion von Medizin, Zeit und Fallgeschichte bieten, auf deren Fundament Darstellungen psychopathologischer Phänomene beruhen. Das Wechselspiel von ‚Verräumlichung‘ und ‚Verzeitlichung‘, das die Diskurse im 18. Jahrhundert generell und jene der Medizin im Besonderen beherrscht, wird ebenso beleuchtet wie die Schwierigkeiten, welche die Symptome und Zeichen für den beobachtenden, deutenden und notierenden Mediziner aufwerfen. An Foucaults Ausführungen in der *Geburt der Klinik* soll nachvollzogen werden, wie sich die epistemischen Verschiebungen zwischen klassifizierender, klinischer und anatomisch-pathologischer Medizin ereignen, denn mit ihnen stehen die Schreibweisen von medizinisch-psychologischen Fallgeschichten in konstitutivem Verhältnis. Deshalb wird der Fokus anschließend auch auf ihre Darstellungslogik gelegt, insbesondere auf Andreas Elias Büchners Versuch einer Poetik der medizinischen Fallgeschichte. Schließlich rekurren auf derartige Vorstöße spätere psychologisch-psychiatrische Schreibverfahren, die ebenfalls kursorisch behandelt werden sollen.

¹⁸⁸ Schuster: Auf dem Weg, S. 109f. Dass die jungen Wissenschaften mit zunehmender sprachlicher Professionalisierung auch die eigenen sprachlichen Wurzeln in anderen Kursen nivellieren, legt Schuster dar (ebd.).

¹⁸⁹ Schuster: Auf dem Weg, S. 109.

¹⁹⁰ Dann beginnt auch die Auslagerung der wissenschaftlichen Kommunikation in die Fachzeitschriften. Jörg Schönert: „1770–1830. Neue Ordnungen im Verhältnis von ‚schöner Literatur‘ und Wissenschaft.“ In: Karl Richter; Ders.; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 39–47, hier: S. 42f.

4 Medizin – Zeit – Darstellung

4.1 Die neue Zeitlichkeit

4.1.1 *Deep time* und *time's arrow*: Temporalisierungstendenzen

Fossile Seemuscheln, die in Felsen im Landesinneren auftauchten, oder erloschene Vulkane in den Bergen Zentraleuropas – an Indizien, die den Glauben an die Schöpfungsgeschichte unterhöhlen konnten, mangelte es nie. Doch erst die Untersuchung der Gesteinsschichten und Versteinerungen in den Jahren zwischen 1750 und 1850 rüttelte an der Überzeugung, dass die Erde lediglich 6000 Jahre alt sei. Paläontologische Forschung vermochte das alte Zeitschema zu durchbrechen und enorm zu erweitern.¹ Das revolutionäre Konzept einer Millionen Jahre alten Erde hatte sich mit der Aufklärung in wissenschaftlichen Kreisen durchgesetzt; die breiteren Schichten erreichte die Entdeckung der sogenannten *deep time*, wie John McPhee sie taufte,² um 1800. Welche Veränderungen der Erde widerfahren sind, geriet daraufhin zur zentralen Frage der Geologie, die zur Modewissenschaft des 19. Jahrhunderts avancierte.³ Als die Erdgeschichte mit dem historischen Entwicklungsprozess der menschlichen Kulturgeschichte eingeführt wurde,⁴ kristallisierte sich ab 1860 unter dem Banner der Evolution nach Darwin ein neues, dynamisiertes Natur- und Weltbild heraus. Zeit und Geschichte wurden, über einen teleologischen Blickwinkel hinausgehend, nun endgültig als ein kontinuierlich fortlaufender Prozess verstanden.⁵

Die Idee des ‚Zeit-Pfeils‘, die sich vom 17. Jahrhundert an formierte, setzte sich durch. Geschichte war seit der Antike primär als *time's cycle* angesehen worden. Die-

¹ Toulmin et al.: Entdeckung der Zeit, S. 157f.

² Gould: *Time's Arrow*, S. 2. Gould benennt als Zeitspanne, die es brauchte, das Konzept der *deep time* als wissenschaftlichen Konsens zu etablieren, Mitte des 17. Jahrhundert bis ins frühe 19. Jahrhundert (ebd., S. 3).

³ Peter Schnyder: „Das Wechselspiel der Gattungen. Zur literarischen Reflexion der Darstellung geologischen Wissens bei Gustave Flaubert und Jules Verne.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 227–246, hier: S. 232. Schnyder zeigt u. a. an Flaubert, wie eng das dargestellte Wissen mit bestimmten Gattungen, hier die Gattung des Romans und die populärwissenschaftlichen Sachtext-Gattungen des 19. Jahrhunderts, zusammenhängen. S. a. Johannes F. Lehmann: „Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung.“ In: Ders.; Maximilian Bergengruen; Roland Borgards (Hg.): *Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 189). 1. Aufl. Freiburg, Berlin, Wien: Rombach 2012, S. 23–47, der u. a. auf den Zusammenhang von Archäologie, Schriftlichkeit und Vorgeschichte eingeht (ebd., S. 30).

⁴ Peter Schnyder: „Die Dynamisierung des Statischen. Geologisches Wissen bei Goethe und Stifter.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 1, S. 540–555, hier: S. 554.

⁵ Toulmin et al.: Entdeckung der Zeit, S. 270–285. Foucault setzt diesem Wandel von Kreis zu Pfeil interessanterweise den Gegensatz des teleologischen Naturbegriffs des 18. Jahrhunderts zum Bild des Naturkreislaufs/des Organismus des 19. Jahrhunderts entgegen (Foucault: Vorlesung 3 (25.01.1978), S. 119f.).

sem Bild zufolge besitzt die Zeit keine Richtung: „[...] events have no meaning as distinct episodes with causal impact upon a contingent history. Fundamental states are immanent in time, always present, never changing.“⁶ Scheinbare Bewegungen sind, so vermutete etwa Platon, lediglich Bestandteile repetitiver Zyklen, beispielsweise von Kultur und Verfall.⁷ Dagegen meint *time's arrow* die Geschichte als unumkehrbare Serie von Momenten, die nicht wiederholt werden können. Jeder dieser Momente hat eine eigene, distinkte Position in einer zeitlichen Abfolge inne und alle Momente, zusammengekommen und in der richtigen Folge betrachtet, „tell a story of linked events moving in a direction.“⁸ Auch wenn beide Bilder zu einer Dichotomie der Zeit zusammengehören, ist die Idee des ‚Zeit-Pfeils‘ in der gegenwärtigen westlichen Kultur zweifelsohne das dominante Konzept. Nicht zuletzt deshalb, weil die Erfahrungen von wissenschaftlichem und technischem Fortschritt, die seit dem 17. Jahrhundert gehäuft gemacht wurden, dieser Idee „a special boost“⁹ verschafften. Koselleck hat für die Entwicklungen zwischen 1500 und 1800 den Begriff der ‚Verzeitlichung der Geschichte‘ gefunden, der den temporalen Strukturwandel dieser 300 Jahre meint, „an deren Ende jene eigentümliche Art der Beschleunigung steht, die unsere Moderne kennzeichnet.“¹⁰ Indem der Fortschritt Perspektiven auf eine andere Zukunft eröffnet, zeichnet er sich schließlich durch Beschleunigung und Unbekanntheit als seine beiden kardinalen Momente aus. Er beschleunigt die gegenwärtige Zeit, „verkürzt die Erfahrungsräume, beraubt sie ihrer Stetigkeit und bringt immer wieder Unbekannte ins Spiel derart, daß selbst das Gegenwärtige ob der Komplexität dieser Unbekannten sich in die Unerfahrbarkeit entzieht.“¹¹

Aus dieser Perspektive erhält das notorische Datum ‚um 1800‘, an dem so viele verschiedene epistemische Umbrüche festgemacht werden, neue Validität als Untersuchungszeitfenster. Es stellt zunächst eine Schwelle dar, welche die jüngste Vergangenheit des 18. Jahrhunderts als spezifischen Wissensraum und Epochensignatur hervortreten lässt. Zugleich ist es ein immer aufs Neue vergehendes Datum, da es für die Transformation von Wissensformen, eine Vergeschichtlichung des Wissens und eine Theoretisierung der Geschichte entsteht.¹² Es begründet außerdem eine „Bewegung, die in der Geschichte des Wissens stets eine kontingente Konstitutionsweise aktueller Ge-

⁶ Gould: *Time's Arrow*, S. 11.

⁷ Toulmin et al.: *Entdeckung der Zeit*, S. 287.

⁸ Gould: *Time's Arrow*, S. 10f.

⁹ Gould: *Time's Arrow*, S. 12.

¹⁰ Koselleck: *Vergangene Zukunft*, S. 19. S. a.: Rosa: *Beschleunigung*.

¹¹ Koselleck: *Vergangene Zukunft*, S. 34.

¹² Vogl: *Einleitung Poetologien*, S. 10.

genwart erschließt“.¹³ Für Michel Foucault sind die Jahre zwischen 1775 und 1825 der entscheidende Zeitraum, in dem sich die Wissenschaftsgeschichte der Moderne zuwendet, da sie sich von naturalen Zeitvorstellungen ab- und historischen, insbesondere entwicklungsgeschichtlichen Denkweisen zuwendet.¹⁴ Welchen grundlegenden Wandel die medizinische Erfahrung vom Ende des 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erfährt, skizziert Foucault in seiner medizinhistorischen Studie *Naissance de la Clinique* aus dem Jahr 1963. Er nimmt darin die ‚Geburt der Klinik‘ (so der Titel der ersten deutschen Ausgabe von 1973)¹⁵ in den Blick und untersucht, unter welchen Bedingungen sich die klassische Medizin zu einer anatomisch-pathologischen Medizin wandelt. Mit der historisch-kritischen Methodik der Diskursanalyse rekonstruiert Foucault den medizinischen Diskurs um 1800, in dem sich erstmals der wissenschaftliche Diskurs vom Individuum formiert.¹⁶ Wenn im Folgenden diese elementare Studie im Fokus steht, kann es nicht darum gehen, alle Thesen der *Geburt der Klinik* ein weiteres Mal aufzurollen. Vielmehr sollen die wichtigsten Stationen von Foucaults Überlegungen aufgezeigt werden, insofern sie das Verhältnis von Medizin und Zeit berühren und für die folgende Analyse produktiv gemacht werden können.¹⁷

¹³ Vogl: Einleitung Poetologien, S. 10.

¹⁴ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 16. Zu Zeitbegriffen in der frühzeitlichen Naturwissenschaft: Gottfried Heinemann (Hg.): *Zeitbegriffe. Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums ‚Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein‘* (Kassel 1983); *Beiträge*. Freiburg: K. Alber 1986, v. a. dort die Beiträge von Werner Hartkopf: „Essay über den Zeitbegriff und das Zeitproblem. Der universalphilosophische Aspekt der Zeitproblematik“, S. 9–25; Michael Ewers: „Zeitordnungen des Lebendigen“, S. 241–257, und Herbert Breger: „Zeitvorstellungen in der frühzeitlichen Naturwissenschaft und Mathematik“, S. 187–209.

¹⁵ Auf die erste Ausgabe von *Naissance de la clinique* mit dem Zusatz *Une archéologie du regard médical* (1963) folgte 1972 eine sprachlich und inhaltlich leicht revidierte Version, auf der alle späteren Ausgaben basieren. Die erste deutsche Übersetzung *Die Geburt der Klinik* (1973 im Carl Hanser Verlag München erschienen) fußt ebenfalls auf der Version aus dem Jahr 1972 (Raffnsøe et al.: Foucault, S. 133, Anm. 1). Die hier zitierte Ausgabe ist die ungekürzte Variante dieser Übersetzung; wie bereits angemerkt, fortan im Text zitiert mit der Sigle GK.

¹⁶ Foucault schreibt: „Hier soll die Analyse eines bestimmten Diskurses versucht werden, des Diskurses der medizinischen Erfahrung einer Epoche, in der er [...] weniger seine Inhalte als seine systematische Form geändert hat. Die Klinik ist sowohl eine neue Gliederung der Dinge wie auch das Prinzip ihrer Artikulierung in einer Sprache, in der wir die Sprache einer ‚positiven Wissenschaft‘ zu sehen pflegen.“ (GK, S. 15f.) S. a.: Jan Völker: „Die Geburt der Klinik.“ In: Clemens Kammler; Rolf Parr; Ulrich J. Schneider; Elke Reinhardt-Becker (Hg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2008, S. 32–38, hier: S. 33, der darauf hinweist, dass der neueren Forschung die *Geburt der Klinik* als Beginn der Foucaultschen Diskursanalyse gilt, und dass sich Foucaults Diskursbegriff in dieser frühen Form „noch auf ein Ensemble aussagbaren Wissens [bezieht; MK], das in der *Geburt der Klinik*, wie auch schon in *Wahnsinn und Gesellschaft*, an seine außerdiskursiven Umgebungen, ein Geflecht institutioneller, politischer und ökonomischer Möglichkeitsbedingungen, angekoppelt wird, die jedoch nicht als ‚kausale Attributionen‘ verstanden werden können.“ (ebd.)

¹⁷ Da der französische Wissenschaftler kein homogenes Theoriegebäude, sondern eine Reihe von Überlegungen hinterlassen hat, die durch Inkonsistenzen geprägt sind, scheint eine selektive Auseinandersetzung mit Foucaults Ansätzen gerechtfertigt (vgl. Gabriela Scherer: *Bis daß der Tod euch scheidet ... Leib-seelische Fügungen in Liebesgeschichten um 1800*. Bielefeld: Aisthesis 2002, S. 26).

Die primäre Form medizinischen Wissens bis ins späte 18. Jahrhundert ist die einer Nosologie,¹⁸ einer allgemeinen Krankheitslehre. Sie basiert darauf, die Charakteristika der jeweiligen Erkrankung in ihrem natürlichen Milieu zu untersuchen. Auf diese Weise sollen die Eigenarten der Krankheit in ihrer Allgemeinheit herausgearbeitet werden, denn das Ziel ist, eine Klassifikation der unterschiedlichen Krankheitskategorien zu erstellen. In dieser generellen Systematik muss dann der einzelne Krankheitsfall verortet werden. Das Verfahren der klassischen, klassifizierenden Heilkunde besteht demnach darin, zu fragen, wie sich die unterschiedlichen allgemeinen Krankheitsarten im jeweiligen Einzelfall ausdrücken.¹⁹ Er gilt als das Partikuläre des Allgemeinen, welches für die klassische Medizin den eigentlichen Gegenstand des Wissens konstituierte. Nur, wenn der Einzelfall als Fall des Allgemeinen betrachtet wird, ist von dieser Warte aus also ein Wissen über ihn möglich. Die Nosologie versucht zu erkennen, zu welchen allgemeinen, sich unabhängig von Raum und Zeit manifestierenden Arten und Klassen von Krankheit der einzelne Fall gehört.²⁰ Indem diese ‚Medizin der Arten‘ an der Oberfläche nach analogen Formen sucht, um sie in einer Nosologie zu verorten, wird das partikulare Vorkommen in der Systematik aufgehoben,²¹ der Einzelfall eingebnet.²²

Als Orientierungsmarke dient die Klassifikation von Arten in der Botanik. Carl von Linné bestimmt in seiner *Systema naturae* (1735) Arten und deren Eigenschaften für die Pflanzenwelt und liefert damit das Beispiel für eine naturgeschichtliche Taxonomie schlechthin. Die *Historia naturalis*, Naturgeschichte oder Historie der Natur notiert all das, „was in natürlichen Dingen ordentlicher oder zufälliger Weise sich zugetragen, oder von der Natur hervorgebracht worden ist“.²³ Der Begriff ‚Geschichte‘ im Kompositum ‚Naturgeschichte‘ verleitet dazu, eine Entwicklung zu assoziieren, während er dort tatsächlich eine Be- und Festschreibung, ein Verzeichnis der Elemente der Natur,

¹⁸ Vgl. Nosologie = die Lehre von den Erscheinungen der Krankheiten und ihrer Klassifikation (Wübben: Büchners Lenz, S. 78).

¹⁹ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 135–137.

²⁰ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 147.

²¹ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 136.

²² Das Verhältnis der Medizin der Arten zum Individuum ist gespalten, wie Foucault an den drei Instanzen der Verräumlichung erläutert: „Durch die *primäre Verräumlichung* hat die Medizin der Arten die Krankheit auf eine Ebene von Homologien gestellt, wo das Individuum keinen positiven Status erhalten konnte. In der *sekundären Verräumlichung* verlangt sie hingegen eine verschärfte Wahrnehmung des Individuums, frei von kollektiven Strukturen, von Gruppenbetrachtungen und der Spitalerfahrung selbst. [...] Als *tertiäre Verräumlichung* sei die Gesamtheit der Gesten bezeichnet, durch die die Krankheit in einer Gesellschaft umstellt und festgestellt wird [...]“ (GK, S. 32; Hervorheb. im Orig.) und die so auf das Individuum einwirkt.

²³ o. V.: „Natur-Geschichte (Historie der) [Art.]“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 23: N–Net, S. 549–560/Sp. 1063–1086. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=549&bandnummer=23&view=100&l=de> [30.06.2016].

meint. Darauf ausgerichtet, die gesamte Natur empirisch zu erfassen, ist mit dem englischen Philosophen und Staatsmann Francis Bacon (1561–1626) das Beschreiben einzelner Naturgegenstände und die systematische Anordnung bekannten Wissens nach Maßgabe von Objektivität und Präzision zur Methode geworden.²⁴ Die auf diesem Weg erstellte Naturgeschichte analysiert und klassifiziert die Lebewesen anhand ihrer sichtbaren Merkmale. Sie geht dabei von zeitlosen Formen der Natur aus, um eine generelle Nomenklatur der Natur zu erstellen und die natürlichen Wesen in *genera* und *species* einzuteilen.²⁵

Nun galt es, die ‚Strukturen‘, d. h. die Formen, die räumlichen Verhältnisse, die Zahl und die Größe der Elemente zu erkennen: die Naturgeschichte sollte sie ordnen, in den Diskurs übersetzen, sie festhalten, einander gegenüberstellen und kombinieren, um einerseits die Nachbarschaften, die Verwandtschaften der Lebewesen [...] und andererseits jedes beliebige Individuum [...] zu bestimmen. (GK, S. 103)

Mit Bacon sind Empirismus und Rationalismus auch in der Medizin als Leitmethoden²⁶ verankert worden. Nun besteht der Anspruch an das strukturierte Beobachten und das Experimentieren, systematisch und vernunftgeleitet Erkenntnisse hervorzubringen.²⁷ Da auch die Medizin als Teilgebiet zur *Historia naturalis* gehört, fordert der Londoner Arzt Thomas Sydenham (1624–1689)²⁸ unter Berufung auf seine Vorbilder Bacon und Hip-

²⁴ Geyer-Kordesch: Medizinische Fallbeschreibungen, S. 9; Volker Hess: *Von der semiotischen zur diagnostischen Medizin. Die Entstehung der klinischen Methode zwischen 1750 und 1850* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 66). Husum: Matthiesen 1993, S. 25. Während der dominante Erfahrungsmodus der Scholastik das deduktiv-logische Denken war, das verantwortlich dafür zeichnet, dass sich die Medizin des Mittelalters über Jahrhunderte nicht weiterentwickelte (Rainer Thome: „Teil I: Dokumentation und Statistik als Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse umweltbedingter Abläufe.“ In: Kurt Böhm; Claus O. Köhler; Ders. (Hg.): *Historie der Krankengeschichte. Professor Dr. med. Gustav Wagner zum 60. Geburtstag*. 1. Aufl. Stuttgart, New York: Schattauer 1978, S. 3–43, hier: S. 50), beginnt sich an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert eine neue Erkenntnishaltung herauszubilden. Sie gibt den induktiven Verfahren des Erkennens Vorzug vor der deduktiv-logischen Methode. Diese neue Haltung ist mit dem Namen Francis Bacon verbunden (Wolfgang U. Eckart: *Geschichte der Medizin*. 4. Aufl. Berlin u. a.: Springer 2001, S. 172).

²⁵ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 149.

²⁶ „Er empfiehlt die vergleichende Beobachtung, das Zusammenstellen des Verwandten, das Trennen des Wesentlichen vom Unwesentlichen und die Verwendung von Geräten und Apparaten zur Zerlegung des Komplexen in seine Teile, denn das erleichtert das Auffinden von Zusammenhängen, die sich zu nützlichen Regeln im Umgang mit den Dingen verwenden lassen.“ (Karl E. Rothschild: *Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart*. 1. Aufl. Stuttgart: Hippokrates-Verlag 1978, S. 165)

²⁷ Eckart: *Geschichte der Medizin*, S. 213f. Zwar hatte sich seit dem 17. Jahrhundert im Umkreis der English Royal Society in der Naturkunde die Ansicht etabliert, dass Versuche dazu dienen, Wissen zu generieren, also Fakten herstellen. Wübben weist allerdings darauf hin, dass sich im deutschen Sprachraum bis Mitte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Zurückhaltung gegenüber der baconischen Wissenschaften hält und die Physiologie beispielsweise erst um 1750 zu einer experimentellen Wissenschaft avanciert (Wübben: *Literarische Versuche*, S. 281).

²⁸ Fritz Hartmann: „Thomas Sydenham (1624–1689).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 154–172.

pokrates, die „natürlichen Zeitgestalten der Krankheiten“²⁹, also die Krankheitsbilder, unverstellt als ‚Naturgeschichte der Krankheiten‘ darzustellen: „Historia = genaue vorurteilsfreie Beschreibung des Wahrgenommenem = Naturgeschichte.“³⁰ Nach der exakten Dokumentation der variierenden Erscheinungen folgt der Versuch, das Wesentliche der Krankheiten als Krankheitstypen herauszuarbeiten.³¹ Indem er die systematische Beobachtung von Symptomen unter das Ziel stellt, Krankheitstypologien zu entwickeln – ein Novum in der Medizin –, führt Sydenham entscheidende Veränderungen herbei, was erste Systematisierungsversuche und geordnete Erfahrungsbildung betrifft.³²

Bis weit ins 18. Jahrhundert wird Sydenham als Autorität gehandelt, denn der ‚Medizin der Arten‘ geht es primär darum, ein System der Zuordnungen aufzustellen: „ein Symptom wird in einer Krankheit situiert, eine Krankheit in einer Artgruppe, und diese wird in den allgemeinen Plan der pathologischen Welt eingeordnet.“ (GK, S. 46) Durch die taxonomische Zuweisung findet darin jeder neue Fall seinen Platz. Dieses ‚Verorten‘ trifft den Kern des klassischen Denkens exakt, den Foucault als eine Verräumlichung³³ erfasst: Die Krankheit wird als ontologische Einheit betrachtet, als

²⁹ Hartmann: Thomas Sydenham, S. 155.

³⁰ Fritz Hartmann: „Medizin der Aufklärung.“ In: Rainer Enskat (Hg.): *Wissenschaft und Aufklärung* (Montagsvorträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg). Opladen: Leske + Budrich 1997, S. 31–73, hier: S. 54.

³¹ Hartmann: Thomas Sydenham, S. 160. Sydenhams Verweise auf die Botanik und den Begriff der Krankheitspecies wurden in der Forschung als ontologische Krankheitsauffassung interpretiert, d. h. Sydenham habe „Einzelkrankheiten unabhängig ihres individuellen Krankseins als formale oder existentielle Einheiten oder Eigenheiten aufgefaßt“, damit den Krankheitsfall von der Krankheit getrennt, was die Voraussetzung für die nosologischen Krankheitssystematiken des 18. Jahrhunderts gewesen sei (Hess: Entstehung, S. 34). Hess aber sieht die botanischen Vergleiche Sydenhams als Verweis auf „die methodologische Entwicklung und Verselbständigung der Botanik“ (ebd.), die als Beispiel und Vorbild für eine eigene Methodik zur Beschreibung und Benennung von Krankheiten in einer ‚Geschichte der Krankheiten‘, einer *Historia morborum*, dient. Sydenham verwende den Begriff der *species* als logischen Ordnungsbegriff für eine übersichtliche Gestaltung der *Historia morborum* (ebd., S. 39). Hess sieht darin den Beweis dafür, dass Sydenham nicht die Absicht hatte, nosologische Krankheitseinheiten mit allen ihren Begleitsymptomen darzustellen, also bestimm- und erkennbare Einzelkrankheiten herauszufiltern, wie es der modernen Erwartungshaltung entspricht und wie sie den ‚diagnostischen‘ Blick charakterisiert (ebd.). S. a. Hartmann: Thomas Sydenham, S. 172, der Sydenhams Methode, die Krankheiten nach ihren typischen Zeichen zu ordnen, in de Sauvages’ *Nosologia methodica* systematisch angewandt findet, zumal de Sauvages den Londoner als Gewährsmann im Werkzitat anführe.

³² Eckart: Geschichte der Medizin, S. 188. Sich auf Hippokrates stützend und dessen Bild als ‚Vater der Medizin‘ entscheidend prägend, stellte schon Galen (129–ca. 200 oder nach 210 n. Chr.) sein Ideal eines ausgeglichenen Verhältnisses von Vernunft und Erfahrung unter die Prämisse, die Medizin theoretisch zu fundieren und medizinisches Wissen zu systematisieren. Tatsächlich aber dominierte bei Galen die Deduktion; Beobachtungen konnten demnach nur bereits spekulativ erlangte Einsichten bestätigen (Ursula Weisser: „Hippokrates (ca. 460–ca. 375 v. Chr.), Galen (129–ca. 200 oder nach 210 n. Chr.).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 11–29, hier v. a. S. 22).

³³ Allerdings spricht Foucault auch von einer neuartigen Verräumlichung der Krankheit im Zusammenhang mit der Klinik, die sich aber auf die Institutionen bezieht, die kollektiv kontrollierte Struktur, die den gesamten gesellschaftlichen Raum erfasst, in welcher schließlich die Medizin der Arten verschwindet (GK, S. 37).

eigene, vom Kranken unabhängige Größe „in einem Raum der Koinzidenzen ohne zeitlichen Ablauf“ (GK, S. 22). Das ihr eigene Wesen lässt sich nicht „mit dem Schema eines kausalen Verursachungsverhältnisses“³⁴ erfassen. Das Wesenhafte offenbart sich dem Arzt nur über die Zeichen der Krankheit, die es zu ordnen gilt, bevor die Klassifikation der Krankheiten vorgenommen werden kann. Festgehalten wird diese dann hierarchisch in zeitlosen, ewig gültigen nosologischen Tableaus.³⁵ Dieses technische Hilfsmittel des 17. und 18. Jahrhunderts nutzt die klassifizierende Medizin, um eine Ordnung in die verschiedenen Krankheitsklassen einzuführen. François Boissier de Sauvages legt mit *Nouvelles Classes de Maladies* 1731 das erste nosologische System in der Geschichte der Medizin vor,³⁶ in welchem er die Krankheiten in zehn Klassen, 295 Familien und 24.000 Arten einteilt.³⁷ Heterogene Inhalte werden im Tableau synchronisiert gegenübergestellt, so dass sie auf einen Blick zu erfassen sind.³⁸ Das nosologische Tableau impliziert „eine Figur der Krankheiten, die weder eine Verkettung der Ursachen und Wirkungen ist, noch die chronologische Reihe der Ereignisse oder ihr sichtbarer Weg durch den menschlichen Körper.“ (GK, S. 20) Entscheidend ist lediglich der Grad der Ähnlichkeit, um eine Krankheit einzuordnen, nicht aber die Genealogie der Symptome oder Abläufe.³⁹ Wirkung und Ursache haben in diesem homogenen Raum denselben Status; das Davor und das Danach fallen zusammen, wenn beispielsweise eine Entzündung nicht mehr ist als das Zusammentreffen ihrer sichtbaren Elemente: „die Zeit verflüchtigt sich“ (GK, S. 22). Foucault nennt das Tableau den „flache[n] Raum des Immerwährend-Gleichzeitigen“ (ebd.). Zwischen de Sauvages' *Nosologie* (1761) und Pinels *Nosographie* (1798) bleibt die Klassifikation das Leitprinzip der Medizin, denn sie gilt als die immanente Logik der Krankheitsformen (GK, S. 20). Epigonen der naturgeschichtlichen Richtung unterscheiden bis Ende des 19. Jahrhunderts die beobachtbaren Krankheitsbilder nach einzelnen sichtbaren Zeichen statt nach Verläufen.⁴⁰

Generell aber nimmt im Laufe des 18. Jahrhunderts die Kritik an der überschwänglichen Begeisterung für Begrifflichkeiten und den räumlich orientierten Klassifikationen von Krankheiten stetig zu. Statt der allgemeinen Kennzeichen der Krankheit beginnt

³⁴ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 25.

³⁵ S. a. Christiane Frey: „Am Beispiel der Fallgeschichte. Zu Pinels ‚Traité médico-philosophique sur l'aliénation‘.“ In: Jens Ruchatz; Stefan Willer; Nicolas Pethes; Safia Azzouni (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007, S. 263–278, hier: S. 265.

³⁶ Rothsuh: Konzepte der Medizin, S. 169.

³⁷ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 136.

³⁸ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 203f.

³⁹ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 79.

⁴⁰ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 390.

sich die Medizinwissenschaft für den besonderen Prozess und den einzelnen Krankheitsfall zu interessieren, erstmals im Zusammenhang mit dem Konzept der ‚Epidemie‘.⁴¹ Um zu erfahren, warum Krankheiten wie Pocken oder Pest in einem bestimmten zeitlichen und lokalen Rahmen besonders gehäuft auftreten, hilft nicht der Blick auf allgemeine Merkmale, sondern vielmehr derjenige auf die spezifischen Umstände, den besonderen Verlauf, „der von einer Epidemie zur nächsten variiert und die verschiedenen Krankheitsvorkommen mit der historischen Zeit und dem jeweiligen Ort zu einem gemeinsamen Zusammenhang verknüpft.“⁴² Mit diesem Bezug auf das besondere und veränderliche Milieu wird der einzelne Krankheitsfall nun zu anderen entsprechenden Fällen in Verhältnis gesetzt: Der Einzelfall bildet mit ihnen jetzt eine Serie.⁴³ Der ‚Medizin der Arten‘ geht es darum, einen Typ zu identifizieren; der ‚Medizin der Epidemien‘ aber darum, das „Spiel der Serien“ (GK, S. 46) zu erfassen. Während die klassifizierende Medizin Hierarchien definiert und eine wesenhafte Kohärenz gesucht hat, versucht die der Epidemien, die Zeit zu integrieren, Kausalitätsbeziehungen und Verwandtschaften zwischen den Krankheiten aufzuzeigen (GK, S. 42). Dort, wo sich Überschneidungen aus der „unendliche[n] Anzahl von getrennten Ereignissen“ ergeben, tritt „das individuelle Faktum in seiner isolierbaren Abhängigkeit“ (GK, S. 47) hervor.⁴⁴

Die Medizin wandelt sich in ihrem Selbstverständnis: Statt sich wie bisher als Nosologie zu sehen, bewegt sie sich über das neue, gesellschaftlich geschaffene Milieu der modernen Klinik auf die Pathologie zu.⁴⁵ Die Klinik als künstliches Milieu entsteht aufgrund einer Reihe sozialer und ökonomischer Veränderungen in und um die Französische Revolution.⁴⁶ Neben Landflucht, welche die Bevölkerungs- und damit die Kran-

⁴¹ Vgl. GK, Kap. 2. Vgl. Michel Foucault: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hg. v. Michel Sennelart (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1808–1809). Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, siehe v. a. Vorlesung 3 (25.01.1978), S. 87–133.

⁴² Raffnsøe et al.: Foucault, S. 138.

⁴³ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 140.

⁴⁴ Indem sie den Einzelfall zu einer Serie reiht und jede Abweichung mit dem Gesetz der Verteilung als Form der Regelmäßigkeit erklärt, scheint die Klinik die Individualität des Einzelfalls allerdings auch wieder einzuebnen (GK, S. 112–119.) S. a. Ralser: *Das Subjekt der Normalität*, S. 32.

⁴⁵ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 140f.

⁴⁶ Hermann Boerhaave etablierte in Leiden einen Lehrstuhl, der zum wichtigsten Zentrum der klinischen Ausbildung in Europa aufstieg (Eckart: *Geschichte der Medizin*, S. 237), und stieß damit eine Bewegung an, die im 18. Jahrhundert in ganz Europa Lehrstühle oder Institute für klinische Medizin schuf (GK, S. 72). Foucault sieht hier den Ursprung einer ‚Protoklinik‘, die eine Zwischenposition einnimmt zwischen der bisherigen ärztlichen Praxis und der weiterentwickelten Klinik des 18. und 19. Jahrhunderts (vgl. GK, S. 73–78). Mit der Ausbildungsreform ging die Entstehung des modernen Krankenhauses Hand in Hand, denn die Hospitäler des alten Typus wurden von modernen, kommunalen oder staatlichen Krankenanstalten abgelöst, in denen oftmals der ärztliche Unterricht stattfand. Damit beteiligten sich Krankenhäuser erstmals an der Weiterentwicklung neuzeitlicher Medizin (Eckart: *Geschichte der Medizin*, S. 247). Das moderne Krankenhaus zeichnete sich auch dadurch aus, dass in ihnen Chirurgie und Innere Medizin zugleich praktiziert wurden, kleinere Krankensäle statt eines gro-

kenzahlen in den Städten anschwellen lässt, zählt dazu eine neue Fürsorgepolitik. Sie kritisierte die bestehenden Spitäler, da diese kein Ort der Heilung sind, sondern als Hospiz und zum Schutz der Allgemeinheit dienen. Die moderne Klinik zielt hingegen darauf ab, den einzelnen Kranken zu genesen und ihm eine Rückkehr in das gesellschaftliche Umfeld zu ermöglichen, wofür sie die Entwicklung des einzelnen Krankheitsfalls in den Fokus stellt und mit Blick auf eine größere Anzahl an Patienten verfolgt. Diese Reorganisation der Spitäler verändert den ärztlichen Blick, der nun den Sitz der Krankheit bestimmen will, also „die Stelle in Zeit und Raum, in der sie ihren Ursprung hatte und von der sie sich ausbreitete“⁴⁷ – das Interesse gilt nun dem konkreten Krankheitsherd im einzelnen kranken Individuum, nicht mehr der Klasse der Krankheit. Damit unterscheidet sich diese Auffassung ganz entscheidend „vom abstrakten Krankheitsbegriff des nosologischen Tableau des 18. Jahrhundert [alles sic!]“⁴⁸ und die naturhistorische Methode wird nach 1800 zugunsten der klinischen Methode verabschiedet.

Wie in der *Geburt der Klinik* dargelegt, wendet sich die Medizin um die Jahrhundertwende den Eigenschaften zu, die am Individuum zu erkennen waren, und zwar mit Fokus auf deren Stadien, den Ablauf der Krankheit. „Damit wird die Ausdehnung der Krankheit in der Zeit signifikant.“⁴⁹ Das bedeutet nicht, dass die Medizin bis zum Umbruch um 1800 die zeitliche Entwicklung von Krankheiten ignoriert hat. Seit Hippokrates sind der Dauer und den diversen Episoden der Krankheit Aufmerksamkeit geschenkt worden, doch deren Wertung ist eine andere gewesen: Sie gehören zur wesenhaften Struktur der Krankheit dazu, ohne dass es einen Prozess der Entwicklung gäbe, „in dem die Dauer selbst durch ihre Beharrlichkeit neue Erkenntnisse herbeiführen würde; die Zeit ist als nosologische Konstante integriert, nicht als organische Variable. Die Zeit des Körpers berührt die Zeit der Krankheit nicht, noch weniger bestimmt sie sie.“ (GK, S. 29) Die medizinischen Zeichen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts nach Foucault eine verstärkt zeitliche Dimension erhalten, werfen für den Arzt insbesondere im anatomischen und psychischen Bereich jedoch die Frage auf, wie an ihnen die Krankheit zu erkennen ist. Den entsprechenden Versuchen der Mediziner spürt das folgende Kapitel nach.

Ben Saals vorhanden waren und eine Krankenhausapotheke integriert war, weshalb Toellner zu Recht festhält, dass „in Leiden, durch Hermann Boerhaave, [...] die moderne Medizin auf ihren Weg gebracht“ (Richard Toellner: „Hermann Boerhaave (1668–1738).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 215–230, hier: S. 230) wurde.

⁴⁷ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 141.

⁴⁸ Hess: Entstehung, S. 296.

⁴⁹ Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 266.

4.1.2 ‚Das goldene Zeitalter, das einen Tag dauerte‘: die Medizin der Klinik

Seit Hippokrates von Kos (circa 460–375 v. Chr.), dem ‚Vater der ärztlichen Empirie‘,⁵⁰ existiert der Mythos des natürlichen, unverstellten Blicks auf den Körper, der sich beim Arzt einstellt, sobald er an das Bett seines Patienten tritt. Er erfasst die Zeichen der Krankheit, an die der Anspruch gestellt wird, das Erkennen der ‚Wirklichkeit‘ der Krankheiten zu ermöglichen. Als *tekmérion* gelten sie der Wissenschaft des 5. Jahrhunderts v. Chr. als Beweis. Aristoteles wird später zwischen dem sicheren Zeichen (*tekmérion*) und dem wahrscheinlichen Zeichen (*eikos* bzw. *séméion*) unterscheiden.⁵¹ Die Lehre der Zeichen setzt sich in der Heilkunst als dominanter theoretischer Ansatz im 18. Jahrhundert durch und wird schließlich um 1750 als eigene Disziplin in den medizinischen Lehrbüchern verankert. Die medizinische Semiotik⁵² ist die Lehre jener Zeichen, welche die Krankheit an die Körperoberfläche fördert oder die sich im Schmerzempfinden des Patienten und Reaktionen wie Krämpfen oder Fieber äußern.⁵³ Ihre Grundannahme lautet, dass die opake Oberfläche des Körpers, die diese Daten liefert, nur der Arzt zu lesen vermag. Erst unter seinem Blick verwandelt sich diese Oberfläche zur Zeichenfläche.⁵⁴ Allerdings ist der klinische Blick, der sich um 1800 herausbildet, ein fundamental anderer als der Blick des hippokratischen Arztes, insofern er institutionalisiert sowie kalkulierend und auf Abweichungen statt auf fertige Raster ausgerichtet ist (GK, S. 104).

Wenn sich der Arzt des 17. Jahrhunderts an das Krankenbett seines Patienten stellt, gilt sein Blick nur den Symptomen der einzelnen Krankheit, welche die entsprechende Behandlungsmethode des jeweiligen Patienten indizieren.⁵⁵ Die gewonnenen Erkenntnisse dienen dazu, exemplarisch die hippokratischen Schriften zu kommentieren und das Konzept der kanonisierten Humoralpathologie zu bestätigen. Als Sydenham, der die Erfahrung am Krankenbett als Königsweg in der praktischen Heilkunde sieht, die empirische Neuorientierung der Medizin begründet, wird dann versucht, über die gesammel-

⁵⁰ Rothsuh: Konzepte der Medizin, S. 162. Vgl. Thome: Teil I, S. 27.

⁵¹ Michel Foucault: „Vorlesung 3.“ In: Ders.: *Die Regierung der Lebenden. Vorlesungen am Collège de France 1979–1980*. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 74–106, hier: S. 87.

⁵² Vgl. die zeitgenössischen Stimmen zur Semiotik bei Schott: Der sympathetische Arzt, S. 108–117. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert wurden die Begriffe Semiotik, Semiologie und Zeichenlehre synonym gebraucht (Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 483).

⁵³ Christiane Frey: „Zeichen – Krisis – Wahnsinn. Fallgeschichten medizinischer und poetischer Semiotik (Philippe Pinel, Jean Paul).“ In: Sandra Heinen; Harald Nehr (Hg.): *Krisen des Verstehens um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 111–132, hier: S. 114.

⁵⁴ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 481.

⁵⁵ Eckart: Geschichte der Medizin, S. 187.

ten, systematischen Einzelbeobachtungen Krankheitsbilder zu ermitteln.⁵⁶ Die Art und Weise, wie empirische Daten gewonnen und ausgewertet werden, steht fortan im Fokus. Die wissenschaftliche Beobachtung betrachten auch die einflussreichen Mediziner Friedrich Hoffmann (1660–1742)⁵⁷ und Georg Ernst Stahl (1659–1734)⁵⁸ als Grundlage der Naturerkenntnis. Die beiden sind in den Jahren nach 1670 Kommilitonen an der Universität Jena und später die beiden Ordinarien der Medizinischen Fakultät in Halle gewesen.⁵⁹ Hoffmann setzt jedoch auf den anregenden Wechselprozess zwischen *observatio* und *theoria*, um neues, gesichertes medizinisches Wissen zu generieren,⁶⁰ und legt damit den Grundstein für „jene[n] doppelten[n] Imperativ eines ‚beobachtet, schreibt!‘ [...], der im weiteren 18. Jahrhundert die Bemühungen der erfahrungswissenschaftlichen ‚Naturkündigen‘ prägt.“⁶¹ Er geht dabei nicht von abstrahierten Krankheitsbildern, sondern von individuellen Krankengeschichten eines jeden Patienten aus, für die der Arzt jeweils eine ganz spezielle Therapie zu finden hat. Das gelingt ihm durch Regeln und Axiome, die auf der Basis des ärztlichen Diskurses erarbeitet worden sind und als „allgemeine Interpretationshilfen für die Deutung des Krankheitsgeschehens“⁶² dienen.

⁵⁶ Eckart: Geschichte der Medizin, S. 189.

⁵⁷ Vgl. o. V.: „Friedrich Hoffmann [Art.].“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 1885–1892. 4. Aufl. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 8, S. 612, und Ingo W. Müller: „Friedrich Hoffmann (1660–1742).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 202–214, der Hoffmanns ambitionierten Versuch skizziert, die gesamte Medizin und sämtliche Erscheinungen am menschlichen Körper aus dem mechanischen Prinzip herzuleiten. S. a. o. V.: Friedrich Hoffmann [Art.], wo Hoffmann ebenfalls als Vertreter „der solidarpathologischen Richtung und der Schule der Iatromechaniker [aufgeführt wird; MK]: Die Funktionen des Organismus sind nach den Gesetzen der Mechanik aufzufassen. Der Organismus ist eine Maschine, die in Tätigkeit erhalten wird durch den ‚Nervenäther‘.“ (ebd.) Zelle betont allerdings auch Hoffmanns Augenmerk auf die Rolle der Affekte, „die im Zusammenhang eines neuerweckten Interesses an Vorsorgemedizin, Hygiene und Diätetik, d. h. einer umfassenden Lebensordnung und der mit ihr verbundenen *sex res non naturales*, ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken.“ (Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 354)

⁵⁸ Vgl. Axel Bauer: „Georg Ernst Stahl (1659–1734).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 190–201. Stahl, der die Seele als Steuerungsinstrument des Lebens ansah, trat mit seinem psychodynamistischen Krankheitskonzept in Konkurrenz zu seinem ehemaligen Freund Hoffmann, der eine iatromechanische Pathologie vertrat. Ihr Streit ist *in nuce* das im Verlauf der Medizingeschichte immer wieder ausgefochtene Duell zwischen Vitalismus und Mechanismus, zwischen geistigem und materiellem Erklärungsprinzip für Gesundheit und Krankheit (ebd., S. 201). Anders Müller: Friedrich Hoffmann, der die Unterschiede der beiden Hallenser Wissenschaftler, die persönliche Differenzen auseinander brachte, für überbetont hält (ebd., S. 205).

⁵⁹ Geyer-Kordesch: Medizinische Fallbeschreibungen, S. 10f.

⁶⁰ Jürgen Helm: „Beobachten, Sammeln, Verallgemeinern. Konzepte und Praktiken zur Herstellung medizinischen Wissens.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 23–36, hier: S. 27.

⁶¹ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 360; Hervorheb. im Orig. Der Aufruf ‚beobachtet, schreibt!‘ wurde von Johann Karl Wezel in seiner Schrift *Über die Erziehungsgeschichte* (1778/79) geäußert (ebd.).

⁶² Helm: Beobachten, S. 32/34.

Hermann Boerhaave (1668–1738),⁶³ der beispiellos die Heilkunst eines ganzen Jahrhunderts beherrscht,⁶⁴ vertritt ein Medizinkonzept, das insofern hippokratisch ist, als es die vorurteilsfreie Betrachtung aller Krankheitszeichen und Außenfaktoren verlangt. Doch der Niederländer bezieht auch mathematisch-physikalische Methoden und Erkenntnisse der Naturforschung mit ein⁶⁵ und fordert wie Hoffmann ein Komplement zur Krankenbettbeobachtung in Form eines theoretischen Fundaments der Medizin. Der Arzt müsse sich über die eigentlichen Ursachen und Hintergründe der Krankheitsbilder eine klare Vorstellung machen können. Die eigenen empirischen Erfahrungen reichten dafür nicht aus; vielmehr habe der Arzt auch die Krankheitsberichte der Kollegen zu studieren.⁶⁶ Aus diesem Grund stellen Beobachten, Schlüsse ziehen und Vergleichen für Boerhaave, unter anderem Professor der Medizin, Botanik und Chemie in Leiden,⁶⁷ auch die elementaren Verfahren medizinischer Erkenntnis und ärztlicher Heilung dar.⁶⁸

Mitte des 18. Jahrhunderts setzt sich in der deutschsprachigen Aufklärung dieser neue, erweiterte Erfahrungsbegriff in der Krankenbeobachtung durch, wobei die Art und Weise der empirischen Datengewinnung zwei Erfahrungsmodi voneinander unterscheidet: Auf der einen Seite stehen ‚Wahrnehmung‘, ‚Beobachtung‘ beziehungsweise ‚Observation‘, die mit oder ohne Hilfsmittel durchgeführt werden, ohne dass dabei etwas verändert würde. Auf der anderen Seite steht mit dem Versuch die experimentelle Art der Erfahrung, bei dem mit Zwang eine Sache in bestimmte Umstände versetzt wird.⁶⁹ *Experimentia*, verbunden mit *ratio*, bildet, wie Hoffmann wiederholt betont, das

⁶³ Vgl. o. V.: „Herman Boerhaave [Art.]“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 1885–1892. 4. Aufl. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 3, S. 122, und Toellner: Hermann Boerhaave.

⁶⁴ Toellner: Hermann Boerhaave, S. 226. Auch in Deutschland dominierte Boerhaave das medizinische Geschehen, nur Halle als führende preußische Reformuniversität hatte mit Hoffmann und Stahl ernsthafte fachliche Konkurrenz zu bieten (ebd., S. 228), die aber zur Mitte des Jahrhunderts gegen die Übermacht der Boerhaave-Schüler nichts mehr auszurichten vermochte (Richard Toellner: „Büchner und Haller. Über das Unverhältnis zweier großer Gelehrter des 18. Jahrhunderts.“ In: Jürgen D. Kieffer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 113–127, hier: S. 118).

⁶⁵ Toellner: Hermann Boerhaave, S. 225.

⁶⁶ Rothsuh: Konzepte der Medizin, S. 168.

⁶⁷ Vgl. o. V.: Herman Boerhaave [Art.]. Boerhaave, so heißt es hier, „suchte mit großer wissenschaftlicher Überlegenheit alle Resultate der Naturwissenschaften zum Besten der Medizin zu verwerten, legte hierbei namentlich auf die mechanischen Entdeckungen großen Wert und findet in der ‚Faser‘ den allgemeinen Organbestandteil, der durch seine Spannung und Erschlaffung die meisten Krankheitszustände verursacht.“ (ebd.)

⁶⁸ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 353.

⁶⁹ Zelle: Experimentalseelenlehre, S. 173/180.

Fundament einer ‚vernünftigen‘ Arzneikunst, der sich die Mediziner der Aufklärung verpflichtet sahen.⁷⁰

Die *empeiria* (griech. *εμπειρία* ‚Erfahrung‘) kann sich also einstellen, wenn das *experimentum* (lat. ‚Versuch‘, ‚Beweis‘, ‚Prüfung‘, ‚Probe‘) gewagt wird – „Experiment [sic!] ist ursprünglich die genaue Beobachtung am Krankenbett.“⁷¹ Das größte Experiment von allen, wie es Hufeland in seinem Journal 1826 auf den Punkt bringt, ist dabei freilich die Heilkunst selbst:

Das große Experiment, was seit Jahrtausenden die Menschheit mit sich selbst anstellt, – Medizin genannt, – ist noch nicht zu Ende, wird auch wohl, wie alles Irdische, nie vollkommen zu Ende gebracht werden, denn es ist das Experiment, dem höchsten Geheimnisse der Natur, dem Leben, auf den Grund zu kommen, und es bei Verirrungen zurecht zu weisen.⁷²

An die Frage, wie empirische medizinische Daten gewonnen werden können, schließt sich jene an, wie diese auszuwerten sind. So unterscheidet bereits Sydenham die Krankheitssymptome nach dem Zeitpunkt ihres Auftretens: *Symptoma essentialia* werden unmittelbar durch die krankmachende Schädigung hervorgerufen; *symptomata accidentalia* sind eine Reaktion des Organismus und *symptomata artificialia* entstehen, nachdem der Arzt eingegriffen hat. Statt alle Krankheitszeichen als gleichwertige Leidsäußerungen anzusehen, wie bisher meist üblich, entwirft Sydenham den Begriff des ‚Krankheitsprozesses‘ „als eines in verschiedenen Phasen ablaufenden, vom ärztlichen Standpunkt je nach diesen Stadien ganz verschieden zu bewertenden Vorgangs“⁷³.

⁷⁰ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 355. Die Vernunft allein richtet über die Methoden der Erkenntnisbildung und darüber, wie ‚wahr‘ das Erkannte selbst ist, so lautete das aufklärerische Postulat einer Autonomie des Denkens. Nicht nur für die Kulturwissenschaft, sondern insbesondere für die Naturwissenschaften und die Medizin bedeutete dies einen grundlegenden Wandel. Sie zeichnen sich durch einen neuen Blick auf die Natur aus und sind über Physik, Physiologie, Botanik, Zoologie, Chemie und Mineralogie eng miteinander verbunden. Das gilt auch für die Philosophie: Seit den Vorsokratikern und Hippokrates ist die Medizin nicht mehr so stark mit der Philosophie verbunden wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Hartmann: Medizin der Aufklärung, S. 35/55, der sich auf Medizinhistoriker Paul Diepen beruft). Breger weist darauf hin, dass der verstärkte Einsatz des Experiments in der Naturwissenschaft in gewisser Hinsicht deren Entzeitlichung vorantrieb: Erst wenn das Experiment reproduzierbar ist, das einzelne Ereignis also seinen Unikat-Status und damit seinen zeitlichen Index verliert, führt es zu einer fundierten naturwissenschaftlichen Erkenntnis (Breger: Zeitvorstellungen, S. 191f.).

⁷¹ Hartmann: Medizin der Aufklärung, S. 41. S. a. Eckart: Geschichte der Medizin, S. 187. Bzgl. des Übergangs von personenbezogener ‚Krankenbettmedizin‘ des 18. Jahrhunderts zu objektbezogener ‚Hospitalmedizin‘ des mittleren und späten 19. Jahrhunderts s. a.: Jens Lachmund, Gunnar Stollberg: „Die Hospitalisierung des Patienten.“ In: *Zeitschrift für Medizinische Psychologie* 1993, Bd. 2/Heft 1, S. 36–42, hier: S. 36.

⁷² Christoph W. Hufeland: „Voraberinnerung von Hufeland.“ In: *Journal der practischen Heilkunde* 1826, Hefte 62 bzw. 55, S. 3–9, hier: S. 3.

⁷³ Kurt Böhm: „Teil II: Von Einzelaufzeichnungen zur Krankengeschichte.“ In: Ders.; Claus O. Köhler; Rainer Thome (Hg.): *Historie der Krankengeschichte. Professor Dr. med. Gustav Wagner zum 60. Geburtstag*. 1. Aufl. Stuttgart, New York: Schattauer 1978, S. 47–82, hier: S. 68.

Auch Boerhaave differenziert die *symptomata* nach ihrer zeitlichen Zuordnung zum Krankheitsgeschehen und bringt sie in kausale Abhängigkeit zur Krankheit – eine Auffassung, die sich im 18. Jahrhundert wirklich durchsetzen wird.⁷⁴ Das Symptom, wie Boerhaave-Schüler H. D. Gaub popularisiert, ist das, was durch die Krankheit verursacht wird und was als Merkmal die Krankheit zeitlich begleitet. Es taucht, so variiert er Sydenhams Unterscheidung, in drei Formen auf: *Morbi symptomata* resultieren unmittelbar aus der Krankheit, *causae symptomata* verweisen auf die Ursache der Krankheit und *symptomata symptomatis* sind das Ergebnis weiterer wahrnehmbarer Zustände, welche die beiden ersten Symptomgruppen hervorgebracht haben.⁷⁵

Soll im 18. Jahrhundert Krankheit erfasst werden, müssen jedoch ihre Symptome von ihren Zeichen geschieden und beide entschlüsselt werden, denn in „der medizinischen Tradition des 18. Jahrhunderts zeigt sich die Krankheit dem Beobachter in *Symptomen* und *Zeichen*.“ (GK, S. 104; Hervorheb. im Orig.) Als Symptom – oder ‚Zufall‘ im zeitgenössischen Sprachgebrauch⁷⁶ – versteht Foucault „die Form, in der sich die Krankheit präsentiert: [...] Von allem Sichtbaren ist es dem Wesenhaften am nächsten“ (GK, S. 104), weshalb das Symptom die „zugleich gegebene[] und verborgene[] Wahrheit“ (ebd.) transparent macht. Beispiele für Symptome sind Fieber, Husten oder Atembeschwerden. Das Zeichen dagegen steht in Distanz zur Krankheit, da es auf Umwegen zu Schlussfolgerungen führt, wie der Puls, der auf Kraft und Rhythmus des Kreislaufs verweist. Es zeigt an, „was eintreten wird, was vorangegangen ist und was sich eben abspielt; es ist prognostisch, anamnestisch und diagnostisch. [...] Das Zeichen spricht vom Ausgang der Krankheit, vom Leben und vom Tod, es spricht von der Zeit [...]“ (GK, S. 104) Erst die zeitliche Beziehung zum eigentlichen, inneren Zustand erhebt das *phainomenon*, die Erscheinung, zum *signum*, zum Zeichen.⁷⁷

So spricht auch *Samuel Schaarschmidts Semiotik* (1749), der von Nicolai herausgegebene Versuch einer Zeichentheorie der Wahrnehmung, dem *signum* als dem Zeichen, welches das Ding (*signatum*) bezeichnet, die Fähigkeit zu, verschiedene Zeitebenen verbinden zu können. Er differenziert zwischen *signa mnemonica* (für vergangene Dinge), *signa demonstrativa* (für gegenwärtige Dinge) und *signa prognostica* (für zukünftige

⁷⁴ Hess: Entstehung, S. 54f.

⁷⁵ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 491.

⁷⁶ o. V.: „Symptoma [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 41: Suin–Tarn, S. 395–397/Sp. 763–767, hier: Sp. 763. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=395&bandnummer=41&view=100&l=de> [30.06.2016].

⁷⁷ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 494.

ge Dinge), also zwischen anamnestischen, diagnostischen und prognostischen Zeichen, welche die Medizin seit der Antike kennt.⁷⁸ Seit Hippokrates und Galen existiert das Prinzip der Dreiteilung in Anamnese, Diagnose und Prognose, aber als Gesetz der Entwicklung wird es erst später begriffen. Erste Schritte in diese Richtung unternimmt bereits Paracelsus, wenn er die unaufhörliche Veränderlichkeit der Natur annimmt und Zeit daher nicht als äußeren Rahmen, „innerhalb dessen die Naturprozesse ablaufen, sondern die Zeit [als; MK] das Reifwerden der Dinge selbst“⁷⁹ ansieht. Daher warnt er zu Beginn des 17. Jahrhunderts: „Darumb soll sich der Arzt nicht zuviel aufthun: dann es ist ein Herz uber ihn | ist die Zeit | die mit dem Arzt spielet | wie ein Kaz mit den Meusen [alles sic!].“⁸⁰

Für einen Blick, welcher für Unterschiede, Gleichzeitigkeit, Sukzession sowie für Frequenzen empfänglich ist (GK, S. 108), wird allerdings das Symptom zum Zeichen, was nach Foucault in der Klinik geschieht. Die unmittelbare Beobachtung am Krankenbett ist nun als Element des wissenschaftlichen Diskurses etabliert, wobei die Klinik eine neue Perspektive eröffnet: „Man spricht direkt über das, was man sieht. Die Aussage

⁷⁸ Schöffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 484/489f.

⁷⁹ Breger: Zeitvorstellungen, S. 188f.

⁸⁰ Paracelsus: *Opera, Bücher vnd Schrifften (etc.) durch Joannem Huserum in Truck gegeben*. Digitalisat der Österreichischen Nationalbibliothek. Straßburg: Zetzner 1603. Unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ165012506> [20.01.2017], *Commentaria*, S. 696. In Paracelsus' Windschatten entwickelt Jan (auch Johan) Baptista van Helmont (1579–1644) auf halbem Weg zur frühneuzeitlichen Naturwissenschaft einen biologischen Zeitbegriff. Er impliziert die Annahme, dass sich die individuelle Zeit eines jeden Wesens der Natur durch gedankliche Hilfsmittel (wie die heute verwendeten Minuten und Stunden) messen lässt, diese aber nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Für Helmont ist die ‚wirkliche‘ Zeit nichts, was sich messen ließe oder ein Vorher oder Nachher hat. Helmont verweist zum einen auf Leibniz' Bestimmung der Zeit als ein Gedankenkonstrukt (zu Messzwecken), zum anderen auf Newtons Ansicht, dass die wahre Zeit unabhängig von der Bewegung und allem, was sich in ihr abspielt, ist (Breger: Zeitvorstellungen, S. 194f.). Damit vertritt Newton wie auch Aristoteles die These einer absoluten Zeit (Stephen Hawking, Leonard Mlodinow: *A briefer history of time*. London: Bantam Press 2008, S. 24). Helmont zeigt auch als einer der ersten das Pendel als zuverlässigen und exakten, wenngleich nur rein gedanklichen Zeitmesser auf (Breger: Zeitvorstellungen, S. 193f.). Vgl. Hartkopf: Essay, der mit Bezug auf Kant von der Zeit, wie sie in Alltag und Wissenschaft sprachlich vorkommt, als „konstruiertes Gedankengebilde, eine substrathaft gestaltete, formalisierte gedankliche Fassung eines Invarianzmomentes am Seinsgeschehen“ (ebd., S. 24) spricht. Doch der biologische Zeitbegriff nach Paracelsus und Helmont wird im Laufe des 17. Jahrhunderts zugunsten eines als fortschrittlicher gewerteten mechanistischen Verständnisses zurückgedrängt und in der zweiten Jahrhunderthälfte aus den Naturwissenschaften eliminiert. Um die Natur zu erklären, kommt nun statt der bisher vor allem in der Medizin verbreiteten biologischen Metaphorik eine mechanistische zum Einsatz. Der menschliche Körper wird als Mechanismus aufgefasst, der dem einer Uhr ähnelt. So wie im Uhrwerk ein Zahnrad in das andere greift, so sind auch alle Funktionen des Organismus miteinander verquickt (Müller: Friedrich Hoffmann, S. 210.). Die Maschine aber, aus Sicht des 17. Jahrhunderts, zeichnet sich dadurch aus, regelmäßig die immer gleichen Bewegungen auszuführen und in ihren Ausgangszustand zurückzukehren. Damit wird ihr jede Eigenzeit abgesprochen – was angesichts des Bildes der Uhr natürlich umso bezeichnender ist. Dass sich die mechanistische Auffassung von Natur durchsetzte, liegt auch an Galilei und seiner Idee von Materie. Für ihn sind Naturobjekte „wandelbare[] Konglomerate[] aus unveränderlichen und zeitlosen Bausteinen“ (Breger: Zeitvorstellungen, S. 201), ohne Anfang, Entwicklung oder Ende, also ohne eigene zeitliche Dimension, was einer Entzeitlichung der Natur entspricht (Raffnsøe et al.: Foucault, S. 149f.).

bezieht sich auf das Sichtbare, während sich in der Medizin der Arten das Sichtbare nur auf das Aussagbare beziehen konnte.“⁸¹ Dem klinischen Blick, der sich unter diesen Bedingungen herausbildet, nähert sich Foucault, indem er ihn als ‚Wahrnehmungsakt‘⁸² charakterisiert: Es ist ein Wahrnehmungsakt, der „auf einer Logik von Operationen beruht; er ist analytisch, da er die Genese der Zusammensetzung rekonstruiert; aber er ist frei von jedem Eingriff, insofern diese Genese nur die Syntax der Sprache ist, welche die Dinge in einem ursprünglichen Schweigen sprechen.“ (GK, S. 123) Die minutiöse Beobachtung des Arztes zerlegt das Bild des Kranken in seine Bestandteile und verwandelt es in sprachliche Zeichen, welche wiederum im Namen der Krankheit konvergieren.⁸³ Was die Krankheit in ihrer wesenhaften Ordnung ausmacht, kann nun über die Ordnung der Sprache wiedergegeben werden, weil die Beschreibung des Klinikers die „logischen Notwendigkeiten der Zeit [...] in ihrer ursprünglichsten Fügung“ (GK, S. 109) wieder herstellt:

Die *Geschichte* der Krankheiten, der Sauvages einen insgeheim räumlichen Sinn gegeben hat, erhält nun ihre chronologische Dimension. Der Ablauf der Zeit hat nun in der Struktur dieses neuen Wissens die Rolle inne, die in der klassifizierenden Medizin von der Fläche des nosologischen Tableaus eingenommen wurde. (GK, S. 110; Hervorheb. im Orig.)

Über die sprachliche Struktur des Wissens wird die Zeit also aussagbar,⁸⁴ womit die Heilkunst den Schritt von der Verräumlichung hin zur Verzeitlichung macht,⁸⁵ was Pierre-Jean-Georges Cabanis (1757–1808) dazu veranlasst, „seine Gegenwart als eine jener großen Epochen der Medizin zu bezeichnen, auf die die Nachwelt noch oft ihre Blicke richten wird.“⁸⁶ Die Tendenz zur Verzeitlichung setzt sich an der Schwelle zum

⁸¹ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 26. Anders als in der ‚Medizin der Arten‘, die das Tableau als vermittelnde Instanz benötigte, um die Natur der Krankheit ihrer Beschreibung entsprechen zu lassen, bringt die Klinik das Sichtbare mit dem Aussagbaren in Deckung (GK, S. 109).

⁸² „Der klinische Blick hat die paradoxe Fähigkeit, eine *Sprache zu vernehmen*, während er *ein Schauspiel wahrnimmt*.“ (GK, S. 122; Hervorheb. im Orig.) Als Schauspiel bezeichnet er bereits die Methode der Protoklinik Ende des 16./Anfang des 17. Jahrhunderts, eine schon erkannte Wahrheit systematisch zu präsentieren und anzuordnen: „Sie ist so etwas wie ein nosologisches Theater“ (GK, S. 75), bei dem durch spezifische Befragung – weniger Examen als Entzifferung – die ‚Wahrheit‘ der Krankheit, ihres Ausgangs und ihrer Heilmittel erfahren werden kann (GK, S. 76). Ästhetizität und Textualität sind in Foucaults Texten äußerst bedeutsam und deshalb stets mitzureflektieren. So verwendet Foucault unterschiedliches Vokabular, je nach besprochenem Gegenstand. Seine Erörterungen zum ‚Wahrsprechen‘ in der dritten Vorlesung der Regierung der Lebenden etwa sind, passend zum Thema, von einem explizit ausdifferenzierenden Gestus gezeichnet, bei dem Wörter genau ausdefiniert werden (vgl. Foucault: Vorlesung 3 Regierung).

⁸³ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 495f.

⁸⁴ Völker: Die Geburt der Klinik, S. 36.

⁸⁵ Eine exakte Chronologie der Temporalisierungs- und Verräumlichungstendenzen in der Wissenschaftsgeschichte muss zwangsläufig scheitern; Lepenies nennt dafür zwei Gründe: Zum einen entwickeln sich die verschiedenen Disziplinen diesbezüglich nicht gleichzeitig, zum anderen aber herrscht eine gewisse Gleichzeitigkeit divergierender Vorstellungen (Verzeitlichungstendenz und Denaturalisierungsprozesse existieren neben Enthistorisierungstendenzen und der Renaturalisierung der Zeitvorstellungen) (Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 121).

⁸⁶ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 85.

19. Jahrhundert sowohl in der Klassifikation der Krankheiten anhand der temporalen Kriterien chronisch/akut, als auch für die Bewertung der individuellen Krankheit anhand ihrer Stadien durch.⁸⁷ Effekte der Temporalisierung in der Medizin sind das verstärkte Interesse an den Verlaufsformen der Krankheiten, die gestiegene Bedeutung der Medizingeschichte innerhalb des ärztlichen Lehrplans und, auf Kosten der Krankheitsklassifikation, die der Krankengeschichte in der klinischen Praxis.⁸⁸ Wie in der Einleitung dieser Studie skizziert, setzt sich das Entwicklungskonzept in der Psychiatrie erst mit Emil Kraepelin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch.⁸⁹

Der grundlegende Wesensunterschied zwischen Symptom und Zeichen verschwindet also aufgrund des ‚informierten ärztlichen Blicks‘ in der klinischen Methode.⁹⁰

Jede Manifestation der Krankheit konnte ohne wesentliche Modifikation als Zeichen gelten, sofern sie von einem informierten ärztlichen Blick in die chronologische Totalität der Krankheit integriert wurde. Jedes Symptom war potentielles Zeichen und das Zeichen war nichts anderes als ein entziffertes Symptom. (GK, S. 173)

Um den veränderten Bedingungen der Klinik gerecht zu werden, muss der Mediziner dabei nicht weniger als ein Genie der Beobachtung sein, wie es etwa die Ästhetik Mendelssohns entwickelt: Der Arzt hat die Fähigkeit, mit einem Blick alle individuellen Einzelheiten zu einem Allgemeinen zu verbinden, und aus einer Fülle an Symptomen die Zeichen, also die entzifferten Symptome, herauszulösen, die letztlich über Leben und Tod entscheiden.⁹¹

Für den Balanceakt zwischen Leben und Tod sind all jene Aspekte entscheidend, die den zeitlichen Verlauf der Krankheit akzentuieren und den Anstieg oder Abfall be-

⁸⁷ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 85.

⁸⁸ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 19. Cabanis sieht die Krankheit als die Summe der beobachtbaren Phänomene. Als Ursache kann also nur etwas gelten, das sich beobachten lässt. Die Ursachen, die in der Medizin für eine Krankheit angenommen werden, sind demnach nur Symptome, die mit der Krankheit auftreten. „Ursache und Kausalität beschränken sich daher auf eine zeitliche Ordnung der beobachtbaren Phänomenen [sic!], ihre weitergehende Deutung wird als Hypothese abgelehnt.“ (Hess: Entstehung, S. 102) Cabanis steht am Ende der naturgeschichtlichen Klassifikationsversuche; er erhofft sich eine Umgestaltung der Medizin über eine methodologische Begründung der Erfahrungsmöglichkeit und eine ausgebaute Methode der Beobachtung (ebd., S. 104f.). Eng verbunden ist damit seine „Idee vom Arzt, der eine behördliche Funktion erfüllt“ (GK, S. 57), und damit Teil der kollektiven Pflicht zur Fürsorge ist, was er während der Französischen Revolution offiziell in seinem Vorschlag zu einer Gesundheitspolizei einbringt (vgl. GK, S. 93–96).

⁸⁹ Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 4.

⁹⁰ Vgl. die heutige Definition von Symptom in der Medizin: „Krankheitszeichen.“ Dabei wird zwischen subjektivem (= „vom Kranken feststellbares bzw. festgestelltes S.“), objektivem (= „vom Untersucher festgestelltes S.“) und pathognomischem (= „direkt auf eine bestimmte Gesundheitsstörung hinweisendes (typisches, charakteristisches) S., evtl. als Kardinalsymptom“) Symptom unterschieden (Reiche: Roche-Lexikon Medizin [28.06.2015]).

⁹¹ Schöffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 488, der auf diese Forderung des Schweizer Arztes Johann Georg Zimmermann (1728–1795) hinweist.

stimmter Vorgänge sichtbar machen.⁹² Insbesondere die Krisen rücken im späten 18. Jahrhundert die zeitliche Logik der Krankheitsgeschehen in den Vordergrund. *Krisis* meint auf die Krankheit bezogen sowohl den Befund über deren Ursache, als auch das Urteil über den Krankheitsverlauf, durch das der Arzt entscheidet, ob der Kranke genesen oder versterben wird. Damit inkorporiert der *Krisis*-Begriff den Aspekt der Zeit doppelt und zwar indem er – neben den Symptomen, welche die Progression der Krankheit anzeigen – auch den Moment bezeichnet, in dem eine solche Entscheidung vonnöten ist, aber noch nicht gefällt wurde. Der Blick auf die griechische Etymologie der ‚Krise‘ mit den Bedeutungskomponenten ‚auslegen, deuten‘ und ‚scheiden, trennen‘⁹³ zeigt, dass der *Krisis*-Begriff in besonderem Maße auf die Zeichen beziehbar ist, denn ein Zeichen gilt nur als solches, insofern es von anderen Zeichen getrennt ist. „Das Deutbare tritt also auch erst in dem Moment hervor, in dem eine ‚Entscheidung‘ stattfindet,“⁹⁴ womit die *Krisis* als das entscheidende Moment konstituiert wird, das allen anderen Krankheitszeichen ihre Bedeutung verleiht, und welches das eindeutige Urteil über die Krankheit ermöglicht. Aufgrund ihres Ereignischarakters verkörpert die Krise also „genau den kritischen Punkt des medizinischen Wissens, an dem die Zeichen etwas sichtbar werden lassen, was bisher unsichtbar war.“⁹⁵ Das Konzept der medizinischen Krise wird sich im Zusammenhang mit Marcus Herz’ Bericht über die eigene Krankheit als bedeutsam erweisen (vgl. Kap. 5.2.1).

Die Zeit wird im klinischen Denken nicht mehr als ein „täuschendes Element der Unvorhersehbarkeit“ (GK, S. 112) betrachtet, dem nur mit Antizipation beizukommen ist, sondern als „eine Dimension, deren Elemente als Gewissheitsgrade zu integrieren sind.“ (ebd.) Schließlich ist es die Häufigkeit oder Regelmäßigkeit, mit der sich bestimmte *symptomata* zusammen beobachten lassen, die eine Einordnung der Zufälle ermöglichen. Dafür werden unzählige Fakten zusammengetragen, welche die Krankheitsumstände und die individuelle Konstitution des Kranken näher beleuchten: „Das

⁹² Vgl. auch Schäffner, der im Zusammenhang mit dieser am Verlauf orientierten sogenannten ‚historischen Semiotik‘ auf Johann David Graus Ausführungen in *Georg Erhard Hambergers semiotische Vorlesungen* (1770) verweist (Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 495).

⁹³ ‚Krisis‘ ist abgeleitet von κρίνειν (*krínein* meint scheiden, unterscheiden, trennen, aussondern, auswählen, entscheiden, urteilen, richten) und impliziert eine endgültige, nicht revidierbare Entscheidung, welche das Los wirft zwischen Leben und Tod (Reinhart Koselleck: „Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ‚Krise‘.“ In: Ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 203–217, S. 203f.).

⁹⁴ Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 115f. Die Krise ist gerade dadurch gekennzeichnet, dass bisherige Begrifflichkeiten nicht mehr genügen, um die gegenwärtigen Verhältnisse zu beschreiben, wie Vogl jüngst im Zusammenhang mit der Griechenland-Finanzkrise aufzeigte (Joseph Vogl: „dauerhaft verschuldet. Diskussion mit Joseph Vogl über ‚Souveränitätseffekte‘.“ Workshop ‚Hypothek als Denkfigur‘. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München [02.07.2015]).

⁹⁵ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 498.

Zeichen an der Oberfläche allein verliert an Bedeutung, wenn es nicht in einem Kontext anderer Zeichen beglaubigt wird.“⁹⁶ Die Krankheit ist dabei nichts anderes als die Serie von Kennzeichen und Symptomen, welche die klinische Beobachtung in einer unbegrenzten zeitlichen Aufeinanderfolge von Wahrnehmungen zusammengefügt hat. An die Stelle der Verzweigung der nosologischen Arten tritt in der Klinik „die Definition der linearen Reihen der Krankheitsereignisse.“ (GK, S. 16) Diese

Semieose der Zufälle, Zeichen und Krankheiten [eröffnet; MK] einen fundamentalen zeitlichen Prozeß, der von nun an den Gegenstand der medizinischen Erfahrung in neuer Weise bestimmen wird; [...] die Sammlung und Verbindung von Zufällen und Zeichen entwickelt das Erscheinungsbild des Kranken zu einer Reihe, die erst durch diese Zeichenoperation ihre zeitliche Erstreckung hervorbringt.⁹⁷

Mit der Reihenbildung, die aus unzähligen Beobachtungen von Ähnlichkeiten und Unterschieden hervorgeht, werden aus einzelnen Symptomen und Zeichen schließlich Grade von Wahrscheinlichkeiten, die sich kalkulieren lassen. Dieses neuartige Denken in Wahrscheinlichkeiten integriert das einzelne wahrgenommene Element nun als registriertes Ereignis in einer aleatorischen Reihe (GK, S. 16). Alle Variationen, die in der Natur vorkommen, müssen demnach in die Idee der Krankheit eingegliedert werden.⁹⁸

Um 1800 beginnt der Diskurs der Wahrscheinlichkeiten die Rede von den medizinischen Zeichen zu überlagern.⁹⁹

Foucault nennt die klinische Erfahrung einen „Augenblick des Gleichgewichts zwischen Wort und dem Schauspiel“ (GK, S. 129), eben weil sie auf der Prämisse beruht, dass alles, was sichtbar ist, auch aussagbar ist. Es sei eine kurze Phase der Euphorie gewesen, „ein goldenes Zeitalter, das nur einen Tag dauert: Sehen, Sagen und Sehen-Lehren durch das Sagen des Gesehenen kommunizierten in einer unmittelbaren Transparenz.“ (GK, S. 131) Die kurze Dauer dieses Elysiums gründet in einer elementaren

⁹⁶ Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 115.

⁹⁷ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 495f. S. a. Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 266.

⁹⁸ Völker: Die Geburt der Klinik, S. 36.

⁹⁹ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 502, der auf die Verbindung von medizinischer Statistik, Wahrscheinlichkeitslehre und neuen Medientechniken in der sogenannten Conjecturalsemiotik näher eingeht (ebd., S. 500ff.). Die narrative Darstellung von Singularität, wie sie in Fallsammlungen und Zeitschriften des 18. Jahrhunderts vorgenommen wird, erhält zur Jahrhundertwende hin ihr epistemologisches Gegenmodell, nämlich die statistischen Auswertung zu Geburt- und Sterberaten und Krankheitshäufungen: „Einzelfall und Kollektiv konvergieren mithin auf dem Feld der Bevölkerungspolitik“ (Düwell et al.: Das Archiv der Aufklärung, S. 35; vgl. Foucault: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, siehe v. a. Vorlesung 3 vom 25.01.1978). Foucault hat diese Entwicklung um 1800 in seinen Vorlesungen zur Gouvernamentalität nachgezeichnet, deren Ziel es ist, Durchschnittswerte und Normalverteilungen zu verwalten: „Es handelt sich folglich um das Auftauchen jenes Fallbegriffs, der nicht der individuelle Fall ist, sondern eine Art und Weise, das kollektive Phänomen der Krankheit zu individualisieren oder, jedoch über den Modus der Quantifizierung sowohl des Rationalen als auch des Kennzeichenbaren, die Phänomene zu kollektivieren und im Inneren des kollektiven Feldes die individuellen Phänomene zu integrieren.“ (Foucault: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, S. 94) In der *Berlinischen Monatsschrift* etwa wechseln sich Fallgeschichten und Statistiken ab und ergänzen sich auf diese Weise (vgl. Düwell et al.: Das Archiv der Aufklärung).

Verunsicherung des ärztlichen Blickes, die in der Forschung für gewöhnlich auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts datiert wird. Dabei setzt sie bereits viel früher ein: Georg Ernst Stahl konstatierte schon Ende des 17. Jahrhunderts die Schwierigkeiten, denen sich der Mediziner gegenüber sieht, wenn er zwischen den ‚Bewegungen‘ unterscheiden soll, die von der Krankheit ausgelöst werden, und denen, die zum Selbstheilungsprozess des Körpers gehören.¹⁰⁰ Die Körperoberfläche scheint von Andeutungen und Hinweisen übersät zu sein, von denen nicht klar ist, ob oder wie der Mediziner sie sehen kann. Mit der Dominanz der medizinischen Semiotik, deren Hochphase in die Periode zwischen 1750 und 1840 fällt, mehrt sich der Zweifel an der Sichtbarkeit und manifestiert sich in den semiotischen Lehrbüchern, die den Evidenzcharakter der Zeichen problematisieren. Schließlich verlieren die über Jahrhunderte als Erscheinungsformen von Krankheiten etablierten Zeichen gleich in zweierlei Hinsicht ihre Klarheit. Zum einen stellen sie schließlich nur äußere Hinweise dar, die auf ein selber unsichtbares Geschehen im Inneren deuten, zum anderen werden sie samt ihrem Erfahrungsmodus selbst unsicher.¹⁰¹ In der Klinik ist die Erfahrung „selber mit vollem Recht Wissenschaft“ (GK, S. 131), bis sie jedoch in neuen Körperräumen zum Einsatz kommt, in denen die Sichtbarkeit eingeschränkt ist (GK, S. 132): denen der pathologischen Anatomie. In der klinischen Medizin ist das Symptom durchsichtig und evidentes Merkmal der Krankheit, während in der anatomischen Medizin an seine Stelle Zeichen treten, „die nicht mehr unmittelbar die Natur der Krankheit ankündigen.“¹⁰²

Zugleich treten die Beobachtungsdaten der sich herausbildenden Psychiatrie in die medizinische Semiotik ein und verschärfen das Problem der Gewissheit der Zeichen zusätzlich: Neben der ärztlichen Beobachtung ist nun auch der Kranke mit seinen Aussagen dafür verantwortlich, Zeichen zu erzeugen. Allerdings beruhen seine Aussagen auf einem nicht immer glaubwürdigen Krankheitsgefühl und können verborgene Krankheiten nicht erfassen, womit „die psychischen Krankheiten das Spiel der Zeichen durch den Verlust des souveränen ärztlichen Blickes zuspitzen“¹⁰³.

¹⁰⁰ Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 113.

¹⁰¹ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 487.

¹⁰² Vogl: Mimesis und Verdacht, S. 198.

¹⁰³ Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 492.

4.1.3 Blickwechsel: die verborgenen anatomischen und psychischen Zeichen

Auf der Suche nach einem konkreten Krankheitsherd wird das einzelne kranke Individuum um 1800 eingehender durchleuchtet als je zuvor, insbesondere durch die pathologische Anatomie und die Physiologie. Ihnen gelang es letztlich, ein Wissen vom kranken Individuum zu schaffen, das sich nicht nur als das Besondere des Allgemeinen darstellen lässt. Vielmehr sind es nun seine besonderen raum-zeitlichen Koordinaten, durch die sich das kranke Individuum „von seiner Umgebung und anderen entsprechenden Individuen“¹⁰⁴ unterscheidet. Das Individuelle gilt nun nicht länger als ein defizitäres Etwas, das von der Allgemeinheit abweicht; die neue Medizinwissenschaft etabliert ein Wissen vom Singulären.¹⁰⁵

François Xavier Bichat (1771–1802)¹⁰⁶ und René Théophile Hyacinthe Laënnec (1781–1826), die führenden Köpfe der pathologischen Anatomie im frühen 19. Jahrhundert, vermuten den Krankheitsherd in den Läsionen des inneren Gewebes. So setzt Bichat in seinem *Traité des Membranes* (1802) die inneren Krankheiten und Symptome in Beziehung zur anatomischen Struktur der inneren Teile. Foucault sieht in Xavier Bichat und seinem *Traité des membranes* und der *Anatomie générale* den wichtigsten Zeugen eines neuen „Entzifferungsprinzip[s] für den leiblichen Raum, das sowohl intra-organisch, inter-organisch und trans-organisch ist.“ (GK, S. 140) Statt identische Symptome zu suchen, wie in der vorangegangenen reinen Klinik, wendet die anatomisch-klinische Medizin eine „Schachbrett- oder Schichtanalyse“ (GK, S. 151; Hervorheb. im Orig.) an, durch welche die Symptome anatomisch unterschieden werden können. So werden sie in ihrer gestaltlichen und zeitlichen Abfolge in das komplexere Bild eines raum-zeitlichen Netzes eingefügt, in dem eine lokale pathologische Attacke den räumlichen und zeitlichen Fixpunkt bildet, von dem aus sie schließlich auf das gesamte organische Leben übergreift (GK, S. 153f.). Die anatomisch-klinische Wahrnehmung modifiziert so die dezidiert zeitliche Lektüre der Klinik: Die pathologische Geschichte wird in den spezifizierten Raum des Körpers eingefügt; „damit fällt zum ersten Mal in der Geschichte des medizinischen Denkens die Zeit der Krankheit mit dem feststellbaren Durchlaufen der organischen Massen zusammen.“ (ebd.) Mit dieser Analyse auf einer tieferen Beobachtungsebene verlässt Bichat endgültig die Tradition der klassischen em-

¹⁰⁴ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 147.

¹⁰⁵ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 147f.

¹⁰⁶ Vgl. G. M. Tripp: „Marie-François-Xavier Bichat (1771–1802).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 328–338, hier: S. 329.

pirischen Medizin und markiert den Beginn eines neuen klinischen Denkens,¹⁰⁷ das nach Foucault in einer „formelle[n] Reorganisation *in der Tiefe*“ (GK, S. 12; Hervorheb. im Orig.) gründet: einer Reorganisation des sichtbaren und unsichtbaren Raumes, den der leidende Mensch darstellt.¹⁰⁸ Voraussetzung für einen solch fundamentalen Wandel war die serielle und temporale Zerlegung, wie in der Klinik geschehen. Aber erst die tatsächliche Öffnung der Körper durch die Obduktion zeichnet für die abermalige Änderung des medizinischen Blickes verantwortlich.¹⁰⁹

Foucault erklärt die Tatsache, dass der klinische Blick die Anatomie (und damit die Gewebepathologie) übersieht, damit, dass er auf einem unterschiedlich ausgerichteten Wissen beruht: Er „fasst in der Beschreibung des Sichtbaren zusammen, was die Fälle und die Krankengeschichten der Klinik zur Wahrnehmung werden lassen.“¹¹⁰ Dabei hätte ihm die Anatomie bereits zur Verfügung gestanden, wie Foucault eine gängige medizinhistorische Darstellung geraderückt,¹¹¹ denn bereits Mitte des 18. Jahrhunderts hatten Anatomen keine religiösen oder moralischen Hindernisse mehr zu überwinden, wollten sie Leichen sezieren. So besaß die Wiener Klinik bereits seit 1754 einen Sezierraum und Giovanni Battista Morgagni (1682–1771)¹¹² veröffentlichte sein Werk *De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis* im Jahr 1761 (GK, S. 137f.), also 40 Jahre bevor Bichat die Obduktion in die Klinik eingliederte. Die Meriten, das anatomische Denken in die Pathologie und die praktische Krankheitslehre eingeführt zu ha-

¹⁰⁷ Rothsuh: Konzepte der Medizin, S. 172f. In Bichats *Traité des membranes* wird etwa jedes Organ hinsichtlich Struktur, Funktion und Krankheit analysiert, was die zeitgenössische Anatomie, Physiologie und Pathologie nachhaltig beeinflusst (ebd., S. 329). Als überzeugter Vitalist steht Bichat der Iatromechanik nach Boerhaave und Hoffmann ebenso konträr gegenüber wie Stahl mit dessen Animismus. Indem er sich strikt naturwissenschaftlichen Verfahrensweisen bedient, etabliert er mit Beobachtung und Experiment die beiden Grundpfeiler der modernen Medizin. Dass die Art der Zusammensetzung eines Organs aus verschiedenen Gewebeformen dessen Bau und Funktionen bestimmt, zeigt Bichat und begründet damit die moderne Gewebelehre sowie die experimentelle Physiologie und die pathologische Histologie (ebd., S. 338).

¹⁰⁸ Vgl. GK, S. 9f.

¹⁰⁹ Völker: Die Geburt der Klinik, S. 36. In einer „paradoxe[n] Wiederbelebung des klassifizierenden Denkens zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ (GK, S. 145) wird die ‚Chronologie der Symptome‘ von der ‚Topologie der Läsionen‘, Geschichte von Geografie abgelöst (Lepénies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 116), zumal sich an anatomischen Zeichen, die nur in ihrer einfachen räumlichen Koexistenz vorliegen, der Aspekt der Zeit schwer ablesen lässt, dessen Einbezug in die ärztliche Analyse immerhin die ‚Medizin der Klassifikationen‘ und dann die der Klinik errungen hatten (ebd., S. 140). Schließlich kann die Anatomie „nichts über die Verkettung des Prozesses, der ein in der Ordnung der Zeit zu lesender Text ist, sagen.“ (GK, S. 147) Will die pathologische Anatomie aber beantworten, wie die Verbindung zwischen einer zeitlichen Gruppierung von Symptomen und einer räumlichen Gruppierung von Geweben aussieht, benötigt sie einen veränderten analytischen Zugriff. Die Analyse ist in der pathologischen Anatomie insofern neu ausgerichtet, als sie die Krankheit als aktives Subjekt versteht, das den Organismus unablässig analysiert. Weil die Krankheit selbst Analyse ist, kann sie analysiert werden; „die Zerlegung der Ideen wiederholt im Bewußtsein des Arztes nur die Zersetzung, die im Körper des Kranken wütet.“ (GK, S. 143)

¹¹⁰ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 26.

¹¹¹ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 26.

¹¹² Vgl. Premuda: Morgagni.

ben, hatte sich also bereits Morgagni erworben. Er gab der anatomisch-klinischen Methode durch die Gegenüberstellung von klinischer Symptomatologie und, im Todesfall, durch den Obduktionsbefund den wesentlichen Impuls, indem er „Zeichen und Zeitgestalten der Krankheiten mit den Befunden bei der Leichenöffnung“¹¹³ verglich: „Es war gleichsam der Samen einer Revolution im ärztlichen Denken: Die Krankheit hat ihren Sitz in einem Organ, und das klinische Symptom ist das Produkt der anatomischen Veränderung der Organstruktur.“¹¹⁴ Von da an nimmt die Pathoanatomie einen wesentlichen Einfluss auf den medizinischen Diskurs:¹¹⁵ zum einen dadurch, dass sich die ‚unsichtbare Sichtbarkeit‘, bei dem sich das Wissen erst im Spiel von Ein- und Enthüllungen entwickelt (GK, S. 179), als das Leitprinzip einer jeden medizinischen Wahrnehmungs- und Wissensstruktur etabliert, und zum anderen als Technik, die – systematisch kombiniert mit der klinischen Analyse – den Sitz der Krankheit im obduzierten Individuum konkret anzeigt.¹¹⁶ Mit seiner berühmten Aufforderung ‚Ouvrez quelques cadavres‘ ergänzt Bichat endgültig die bloße Beobachtung durch das Öffnen von Leichen (GK, S. 160f.). Indem der organische Befund durch die Gewebepathologie ergänzt wird, bezeugt dies „nichts anderes als eine epistemologische Reorganisation der Krankheit, in der die Grenzen zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren neu gezogen werden.“ (GK, S. 206)¹¹⁷ Doch eben darin liegt das Problem, mit dem die anatomisch-klinische Erfahrung konfrontiert wird: Da die semiologischen Hinweise „nur auf die aktuelle Gegebenheit einer Läsion, niemals auf eine pathologische Wesenheit“ (GK, S. 174) verweisen, können auch sie nicht als evident und sicher gelten.

In der anatomisch-klinischen Erfahrung sieht der Arzt, wie sich die Krankheit im Körper ausbreitet; er betrachtet sie nicht mehr als pathologische Art, die sich in den Körper einfügt. Vielmehr ist die Krankheit der krank gewordene Körper selbst (GK, S. 150). Somit erhält die Krankheit einen grundlegend geänderten epistemologischen Status: Sie ist „nur mehr die pathologische Form des Lebens“ (GK, S. 167), weshalb die neue Pathologie – die pathologische Anatomie und die Physiologie – die spezifischen raum-zeitlichen Koordinaten des Individuums auslotet, die es von seiner Umgebung und von anderen entsprechenden Individuen abhebt. Gleichzeitig zeichnet sich das kranke Individuum dadurch aus, dass es

¹¹³ Hartmann: Medizin der Aufklärung, S. 45.

¹¹⁴ Premuda: Morgagni, S. 239.

¹¹⁵ Völker: Die Geburt der Klinik, S. 36.

¹¹⁶ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 142.

¹¹⁷ Ruoff: Foucault-Lexikon, S. 27.

zugleich aber quer zu Zeit und Raum existierte und mit sich selbst identisch blieb. Im Zuge dieser Verschiebung tauchte der besondere oder einzigartige, das Individuum betreffende Krankheitszustand auf, der sich an einem bestimmten Punkt in Zeit und Raum manifestierte, ohne jedoch auf diesen reduzierbar zu sein.¹¹⁸

Wie das Individuum von einzigartigen Zuständen und Ereignissen befallen wird, ist nun von Interesse; die Krankheit gilt jetzt als eine Entwicklung individueller Art (GK, S. 182f.), das kranke Individuum als lebender Organismus. In ihn dringt François-Joseph-Victor Broussais (1772–1738) als physiologischer Mediziner noch tiefer ein, denn er sieht den Ursprung der Krankheit in den Infektionen und Irritationen des Gewebes. Mit Broussais' *Examen des doctrines médicale* (1816) ist der Krankheitsfall dann zu einer in Zeit und Raum lokalisierbaren Größe geworden.¹¹⁹ Ende des 18. Jahrhunderts haben sich damit „die fundamentalen Wahrnehmungskodes, mit denen man an die Körper der Kranken heranging, das Gegenstandsfeld der Beobachtung, die Flächen und Tiefen, die der Blick des Arztes durchlief, eben das gesamte Orientierungssystem dieses Blickes“ (GK, S. 69) geändert. Der prüfende Blick der Klinik, der eine sukzessive Lektüre betrieb, „richtete sich auf Abfolgen und Gruppierungen pathologischer Ereignisse; er mußte synchronisch und diachronisch sein: jedenfalls gehorchte er dem Gesetz der Zeit; er *analysierte eine Serie*.“ (GK, S. 176; Hervorheb. im Orig.)

Der anatomisch-klinische Blick aber muss erstmals in der Medizingeschichte einen dreidimensionalen Raum gliedern: „Implizierte die klinische Erfahrung ein *Gewebe von Sichtbarem und Lesbarem*, so beruht die neue Semiologie auf einer *Triangulierung der Sinne*: zum ersten Mal verbinden sich das Hören und das Berühren mit dem Sehen.“ (ebd.; Hervorheb. im Orig.) Ohne die neue Raumdimension ist eine Verzeitlichung der Krankheit „letztlich nicht möglich, da nicht auf einen organismischen Grund beziehbar.“¹²⁰ Foucault nennt mit Broussais und dem Jahr 1816 Protagonist und Datum für diesen entscheidenden Wandel hin zum modernen medizinischen Blick (GK, S. 205), denn Broussais organisiert den medizinischen Blick nach Bichat abermals neu: Während bei Bichat das Prinzip der Lokalisierung lediglich die Konsequenz des absoluten Prinzips der Sichtbarkeit war, kehrt sich bei Broussais diese Rangfolge um: Weil „die Krankheit wesentlich lokaler Natur ist, ist sie sekundär auch sichtbar.“ (GK, S. 200) Damit fügt Broussais die Lokalisierung in ein Kausalschema ein, wodurch „– und das ist die große Neuerung von 1816 – das *Sein* der Krankheit“ (GK, S. 201; Hervorheb. im Orig.) verschwindet; die Krankheit ist nun lediglich „eine komplexe Bewegung von

¹¹⁸ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 147.

¹¹⁹ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 141f.

¹²⁰ Henkelmann: John Brown, S. 27f.

Gewebe, die auf eine Reizursache reagieren [...]; es gibt keine essentiellen Krankheiten und keine Wesenheiten von Krankheiten mehr.“ (GK, S. 202)

Die Krankheit wird als eine pathogene Reaktion des Organismus auf den Einfluss der Umwelt und als Teil des Lebens verstanden. Der Begriff des ‚Lebens‘ meint nun eine synthetische Kraft, das unterschiedliche Lebewesen miteinander verknüpft; das Verständnis von ‚Natur‘ dynamisiert sich: Natur ist nicht länger eine geschlossene, homogene Ordnung, sondern meint Veränderung und Entwicklung. Die Beziehungen zwischen den natürlichen Formen und ihren Funktionsweisen gewinnen an Bedeutung; statt von zeitlosen Formen der Natur auszugehen, von ‚unveränderlichen, bereits angelegten Bausteinen der Natur‘ nach der Schöpfungsgeschichte, wird das Leben als Dynamik begriffen, welche das Funktionieren der Natur gewährleistet. Hier vollzieht sich der Übergang von der Naturgeschichte als einer Wissenschaft der Lebewesen zu einer Wissenschaft des Lebens, also einer tatsächlichen Geschichte der Natur im modernen Verständnis. Begrifflich gefasst ist dieser Wandel in der Bezeichnung ‚Biologie‘, wie er bei Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829) in seiner *Biologie ou considérations sur la nature, les facultés, les développemens et l’origine des corps vivans* (1800/01) auftaucht und sich von da an rasch verbreitet.¹²¹ Das Konzept der dynamischen Natur wird daraufhin weiter ausgearbeitet, bis der Ausdruck ‚Geschichte‘ in Naturgeschichte tatsächlich eine (Bedeutungs-)Änderung im Laufe der Zeit meint, wie sie Charles Darwins Evolutionslehre exemplarisch vertritt.¹²²

Nach der internen Analyse des Organismus stehen jetzt auch die zu regulierenden Beziehungen des Organismus zum Milieu im Fokus.¹²³ Da er mit seinem veränderlichen, besonderen Lebensraum in permanentem Austausch steht, ist der Organismus allerdings auch beständigen Angriffen von außen sowie Bedrohungen von innen ausgesetzt: Der Organismus sieht sich als endliches Wesen in jedem Stadium seiner Entwicklung dem eigenen, stets gegenwärtigen Tod gegenüber.¹²⁴ Mit der Pathologie ist der Tod an verschiedensten Phänomenen erkennbar, die einen sich vollendenden Prozess skizzieren, und ist daher

¹²¹ Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 29f. Vgl. Toulmin et al.: Entdeckung der Zeit, S. 285–288.

¹²² Raffnsøe et al.: Foucault, S. 149f.

¹²³ Foucault: Vorlesung 3 (25.01.1978), S. 118. Nach Foucault wird laut Lamarck der Organismus durch das Milieu direkt geformt, während Darwin zeigt, dass die Bevölkerung das Element ist, durch welches hindurch das Milieu Wirkungen auf den Organismus ausübt. Foucault folgert, dass die Problematisierung der Bevölkerung innerhalb der Analyse der Lebewesen den Übergang von Naturgeschichte zu Biologie erst ermöglicht (ebd., S. 119f.).

¹²⁴ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 155.

vielfältig und zeitlich gestreut: er ist nicht jener absolute und privilegierte Punkt, an dem die Zeiten anhalten und kehrtmachen; wie die Krankheit hat er eine sich vielfältig verzweigende Gegenwart, deren verschlungenen Wegen die Analyse im Raum und in der Zeit nachgehen kann [...] (GK, S. 156)¹²⁵

Hier setzt Foucault den großen Einschnitt an, der die klinische Erfahrung vom anatomisch-klinischen Blick scheidet und die moderne Medizin einleitet: „Der Tod ist der Spiegel, in dem das Wissen das Leben betrachtet.“ (GK, S. 160)¹²⁶ In der modernen Medizin ist der Tod diejenige Größe, die der individuellen Existenz ihre Besonderheit verleiht, und damit integrativer Teil des Lebens statt wie in bisherigen medizinischen Ansätzen die absolute Grenze der Krankheit. Die Krankheit nimmt eine Stellung zwischen dem Leben und dem Tod ein, denn der „Tod macht die Krankheit zu einem Element des Lebens, weil er selber eines ist. [...] Nicht weil der Mensch krank geworden ist, stirbt er, sondern weil er sterben kann, geschieht es dem Menschen, daß er krank wird.“ (GK, S. 169)

Eben weil Bichat das pathologische Phänomen vor dem Hintergrund des Lebens wahrnimmt und es damit an die konkreten Formen bindet, „die es in einer organischen Individualität annimmt“ (GK, S. 167), unterscheidet er sich von seinem Lehrer und einem der führenden Köpfe der Pariser klinischen Medizin, Philippe Pinel (1745–1826).¹²⁷ Obwohl Bichat schon ein Jahr zuvor gemahnt hat, dass Symptome nur eine Folge unzusammenhängender Phänomene bieten, wenn sie an nichts anknüpfen, und daher zur Öffnung der Leichen aufgerufen hatte, erscheint 1802 Pinels Werk *Médecine clinique*, das zur Entzifferung von Symptomgruppen anhält (GK, S. 160). Auf der analytischen Methode Étienne Bonnot de Condillacs (1715–1780) aufbauend,¹²⁸ untersucht Pinel, wie sich die sinnlich erfahrbaren Krankheitsphänomene in Beobachtungselemente, wie sich Symptomgruppen in einfache Symptome zerlegen lassen und wie sie sich

¹²⁵ „[...] da er seine Undurchsichtigkeit verloren hat, aber nicht seine zeitunterbrechende Wirkung, wird der Tod zum Instrument, mit dem die Dauer der Krankheit in den unbeweglichen Raum eines aufgeschnittenen Körpers integriert werden kann.“ (GK, S. 158)

¹²⁶ Raffnsøe et al.: Foucault, S. 157f. S. a. Nicolas Pethes: „Totengespräche. Zur Konstitution von Fällen zwischen Individuum und Gattung, Ereignis und Medium, Spektakel und Norm.“ In: Inka Müldebach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 57–71, hier: S. 65.

¹²⁷ Vgl. Fritz Hartmann: „Philippe Pinel (1745–1826).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 7–23.

¹²⁸ Condillac nahm eine Analyse der Beobachtung vor, die seine analytische Methode begründete: Eine mögliche Gesamtwahrnehmung wird in eine Folge von Einzelbeobachtungen zerlegt, welche wiederum zeitlich geordnet und zu einem Gesamteindruck zusammengesetzt werden. So lassen sich aus der Beobachtung Eindrücke sammeln, zu Vorstellungen modellieren und in einem System von Ideen ordnen (Hess: Entstehung, S. 97, Anm. 12).

schließlich in charakteristischen Krankheitsbildern und -verläufen zusammenfügen.¹²⁹ Aus diesen Symptomreihen, die häufig oder regelmäßig zu beobachten sind, lässt sich in der nosografischen Darstellung dann ‚die Krankheit‘ abstrahieren und formal konstruieren.¹³⁰ Mit diesem Ansatz ist Pinel der naturhistorisch-klassifikatorischen Methode verpflichtet, doch Foucault betont in *Die Geburt der Klinik*, dass sich die enorme Autorität von Pinel auf die Verbindung der pathologischen Anatomie mit einer bestimmten Form der Nosografie zurückführen lässt. Zwar sei Pinel der Anatomie der Läsionen gegenüber äußerst aufgeschlossen gewesen, habe jedoch nur das in den neuen Strukturen gesehen, „worin sie sich auf die alten stützen, so daß sich die Nosologie jederzeit bestätigt fand und die neue Erfahrung in die Nosologie integriert war.“ (GK, S. 189)¹³¹

Am französischen Mediziner wird deutlich, welche widerstrebenden Kräfte die ärztliche Erfahrung inmitten der gravierenden epistemologischen Verschiebungen der Zeit zu vereinen hat, denn Pinels semiologische Analyse zielt letztlich darauf ab, die Mittel zur Beobachtung¹³² zu verfeinern und die Beobachtungsebene zu vertiefen. Anstatt die Krankheit mit einer Flut von Fragen zu überziehen, plädiert er für ein mehrteiliges Untersuchungsschema, in dem sich Wort und Blick stets abwechseln. Zunächst werden alle Manifestationen der Krankheit wahrgenommen; die Symptome werden notiert und durch Nachfragen seitens des Arztes durch den Zustand des Patienten und der physiologischen Funktionen ergänzt. Der zweite Schritt „steht im Zeichen der Sprache sowie der Zeit, der Erinnerung, der Entwicklung und sukzessiven Ereignisse.“ (GK, S. 125) Hier geht es darum, durch Befragung des Patienten festzustellen, welche Symptome zu welcher Zeit auftraten, wie sie aufeinander folgten, wie sie sich bis zum gegebenen Zeitpunkt entwickelten und in welchem Umfeld sie entstanden. Im dritten Abschnitt liegt der Fokus schließlich auf dem Fortgang der Krankheit. Pinel bemüht sich, wie

¹²⁹ Rothschuh: Konzepte der Medizin, S. 175.

¹³⁰ Hess: Entstehung, S. 110f.; Rothschuh: Konzepte der Medizin, S. 172f. Hartmann hält es daher für keinen Zufall, dass Condillacs Hauptwerk den Titel *Nosographie philosophique, ou la méthode de l'analyse appliquée à la Médecine* (1789) trägt, denn er versuche sich eben in der Beschreibung (Nosografie), nicht in der Lehre von der Natur der Krankheiten (Nosologie) (Hartmann: Medizin der Aufklärung, S. 60).

¹³¹ Das Paradox sei, so Foucault, dass gerade „die Bemühung der anatomischen Pathologen der Idee der Klassifikation neuen Auftrieb“ (GK, S. 188) beschert, wodurch sich die außergewöhnliche Stellung und hohe Einfluss von Pinels Werk erklären lasse (ebd.).

¹³² „Das [...] methodisch dominant gesetzte Prinzip der Beobachtung ist mit Pinels wissenschaftspolitisch nachhaltiger Konzeption einer ‚noséographie philosophique‘ von 1800 zur Vorstufe von Datenbanken zur Erforschung empirisch vorfindbarer Pathologien geworden.“ (Rudolf Behrens, Marie Guthmüller: „Krankes/gesundes Leben schreiben. Emile Zolas *Le docteur Pascal* im Umgang mit dem Hereditäts- und Lebenswissen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 432–457, hier: S. 449) Behrens/Guthmüller bezeichnen diese *observation* als erste von zwei historischen Stufen der Wissensgenerierung, auf die jene der *expérimentation* folge (ebd.).

Boerhaave nicht nur die Krankheitsbilder festzuhalten, sondern auch die „Zeitgestalten des krankhaften Geschehens“¹³³, die Verläufe. Es wird beobachtet, wie sich die Symptome weiterentwickeln, ob neue Erscheinungsformen auftauchen und ob die Medikamente anschlagen. Den Abschluss bilden die Genesungsvorschriften (GK, S. 126). In diesem Wechselspiel von Sprache und Blick, so die Erwartung des Nosografen Pinels, offenbaren sich „die Idealgestalten der Krankheitsbilder und Krankheitsverläufe.“¹³⁴

Pinel setzt seine semiologische Methode in jenem Gebiet ein, auf dem er sich seine Meriten erworben hat, dem der Geistesstörungen. Seine Abhandlung über Geisteskrankheit, als *Traité médico-philosophique sur l'aliénation mentale, ou la manie* im Jahr 1801 veröffentlicht, markiert den Ausgangspunkt nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen Psychiatrie.¹³⁵ In seinen *Rhapsodien* bringt Johann Christian Reil dem deutschsprachigen Publikum diesen Text näher, der in kurzer Zeit eine enorme Reichweite erzielt.¹³⁶ Pinel gilt als disziplinärer Begründer der Psychiatrie; er lehrte sie an der Salpêtrière und wirkt am gesamteuropäischen Projekt der humanen Behandlung von Geisteskranken mit.¹³⁷ Er wendet die Naturgeschichte auf die Psychiatrie an, denn sein erklärtes Ziel besteht darin, die Krankheiten des Geistes analog zu denen des Körpers zu ordnen.¹³⁸ In seinem *Traité* verfolgt er als ausdrücklicher Empiriker¹³⁹ die Ambition, auch für die psychischen Krankheiten „eine klinisch brauchbare Semiotik, eine Lehre der Krankheitszeichen, zu entwickeln.“¹⁴⁰ Allerdings stellt ihn die nosologische Ausrichtung der Psychiatrie vor das Problem, dass es für psychische Störungen keine Zeichen gibt, die an der Oberfläche des Körpers in Erscheinung treten und sich deuten ließen. Deshalb ist Pinel am Paradigma der Erzählung ebenso interessiert wie am semio-

¹³³ Hartmann: Philippe Pinel, S. 10.

¹³⁴ Hartmann: Philippe Pinel, S. 10.

¹³⁵ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 817.

¹³⁶ Wübben: Büchners Lenz, S. 31.

¹³⁷ Alexander Košenina: „Von Bedlam nach Steinhof. Irrenhausbesuche in der Frühen Neuzeit und Moderne.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2007, Bd. 17/Heft 2, S. 322–339, hier: S. 323. Dieser Reformprozess spielte sich vor allem an der Salpêtrière und dem Bicêtre in Paris, am Bedlam Hospital in London und der Berliner Universität unter der Leitung von Johann Christian Reil ab (ebd.).

¹³⁸ An dieser Stelle sei nochmals daran erinnert, dass die Rede von den psychischen Krankheiten der wissenschaftsgeschichtlichen Stoßrichtung dieser Studie geschuldet ist und sich aus ihrem historischen Gebrauch legitimiert. Heute hat man sich in der klinischen Psychologie und Psychiatrie auf den Störungsbegriff geeinigt.

¹³⁹ Isaac Newtons These *Hypotheses non fingo* beeinflusste die Mediziner, insbesondere die sogenannten ‚französischen Ideologen‘ wie Cabanis, Pinel und Bichat, stark. Wenn schließlich nicht einmal Newton, immerhin gestützt von seinen Berechnungen, es wagte, eine „hypothetische Erklärung der Schwerkraft aus ihren Erscheinungen zu versuchen, dann sollten die Ärzte bei ihrem komplizierten Gegenstand ebenso bescheiden sein und sich der Theorien und ärztlichen Erklärungen der Krankheiten enthalten, d. h. empirisch bleiben.“ (Rothschuh: Konzepte der Medizin, S. 171)

¹⁴⁰ Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 269; Hervorheb. im Orig.

tischen Blick.¹⁴¹ Er leiht den Geisteskranken in einem neuen therapeutischen Ansatz sein Ohr und konstruiert aus dem Gehörten Erzählungen,¹⁴² um die Ursachen seelischer Störungen zu ermitteln. Im „affektive[n] Leben der Geisteskranken [sieht er; MK] eine wichtige Quelle klinischer Erkenntnisse“.¹⁴³ Damit führt Pinel den ganzheitlichen Blick auf die affektiv-moralische Historie des Kranken, wie sie das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* auszeichnet, in die klinische Medizin ein.¹⁴⁴ Erst durch den narrativen Kontext erhalten die inkohärenten Erscheinungen ihren Zeichencharakter wieder: „An die Stelle der Zeichenlektüre tritt bei Pinel ganz prononciert der Versuch, den Krankheiten durch Geschichten – Vorgeschichten, Krankheitsgeschichten, Heilungsgeschichten – einen medizinisch relevanten Sinn zu geben.“¹⁴⁵ Erst die Geschichten machen eine gewisse Regelmäßigkeit sichtbar, selbst wenn diese für die von Pinel erhoffte Kategorisierung nicht ausreichen wird.¹⁴⁶

Zu unsystematisch und nicht trennscharf genug, so lautet die Kritik an Pinels Einteilung der Seelenstörungen; der Wahnsinn gilt ihm als eine *species*, von der es zahlreiche Variationen gibt, womit Pinels Verfahren keine Klassifikation im eigentlichen Sinn darstellt. Besonders starken Gegenwind liefert Johann Christian Heinroth, der in seinem *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens* (1818) die Klassifikation entscheidend ausbaut. Systematik und Ätiologie, die bei Pinel zu kurz gekommen seien, stellen für Heinroth die Säulen der Psychiatrie als Wissenschaft dar: Dominante und zufällige Symptome sowie der spezifische Verlauf sind die beiden Prinzipien, die jeder Beobachtung vorausgehen müssen, da sie diese lenken und dadurch eine Unterscheidung der verschiedenen Geistesstörungen überhaupt erst ermöglichen. Im Gegensatz zu Pinel ist für Heinroth die Zeitfolge der Symptome entscheidend, um eine psychiatrische Diagnose und Klassifikation erstellen zu können, weshalb er für die jeweilige Störung einen

¹⁴¹ Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 270. Pinel sieht sich individuelle Fälle an, um die inneren Störungen getrennt von äußeren Symptomen wahrnehmen zu können (ebd., S. 269), weshalb er für Frey kein typischer Vertreter für eine „Klassifikation, in der die vernünftige Ordnung des nosologischen Tableaus voll zur Geltung kommt,“ (Lepénies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 79) ist, als den ihn Lepénies sieht.

¹⁴² Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 823. Kiceluc erläutert dort auch den Einfluss Jean-Jaques Rousseaus auf Pinels neue narratologische Untersuchungsmethode (ebd., S. 824).

¹⁴³ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 817. Vor Freud führte der Psychiater Adolf Meyer (1866–1950) den narratologischen Diskurs weiter, indem er die sozialen und psychischen Komponenten in der Lebensgeschichte des Patienten aufwertete (ebd., S. 832). Seine sogenannte ‚Psychobiologie‘ basierte auf dem Glauben an die medizinische Wirksamkeit des Narrativen, wobei er dabei jedoch nicht zwischen dem bloßen Nacherzählen von Ereignissen und der Anordnung dieser Ereignisse zu einer kohärenten, sinnhaften Geschichte, einem ‚Fall‘, unterschied (ebd., S. 328f.). Den Zusammenhang zwischen der Geschichte des Patienten und seiner Krankheit stellte Meyer nur selten her (ebd., S. 341).

¹⁴⁴ Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 267.

¹⁴⁵ Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 122.

¹⁴⁶ Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 125.

regelhaften Verlauf annimmt und jedem seiner Stadien spezifische Symptome zuordnet.¹⁴⁷ Eine Nosografie muss nach Heinroth diese Zeitfolge angemessen erfassen.

Treffen in einem methodologischen Ansatz der semiologischen und der narratologischen Diskurs aufeinander, wie etwa bei Pinel, charakterisiert ihn zwangsläufig eine gewisse Widersprüchlichkeit.¹⁴⁸ Das semiologische Beschreibungsmodell bezieht sein Patientenwissen aus der Beobachtung und setzt eine pathologische Entität voraus, die sich als besondere, genau lokalisierbare Gruppe von klinischen Zeichen samt spezifischer Ätiologie, distinktem Verlauf und spezifischem Ergebnis erweist. Der narratologische Diskurs hingegen ist am „Sagbaren und Zeitlichen, nicht am Sichtbaren und Räumlichen“¹⁴⁹ orientiert und bemüht sich um „die Konstruktion einer klinischen ‚Geschichte‘. Bei dieser zweiten Art hat die Erzählungslinie [plot line] den Vorrang gegenüber der Bildanhäufung [image cluster].“¹⁵⁰

Die Psychiatrie als Disziplin wird das spannungsreiche Verhältnis dieser Paradigmen dadurch lösen, dass sie die beiden Diskurse voneinander trennt. Pinels semiologischer Nachlass findet seinen prominentesten Erben in Jean-Martin Charcot (1825–1893).¹⁵¹ An den fast 5000 Frauen, die in der Salpêtrière aufgrund diverser psychischer und physischer Krankheiten untergebracht sind, sucht Charcot nach den ‚Stigmata‘ der Hysterie und ihrem äußeren, direkt sichtbaren Erscheinungsbild.¹⁵² Wie sich sein Schüler Sigmund Freud erinnert, nennt Charcot diese Arbeit stolz ‚Nosografie treiben‘.¹⁵³ Dabei setzt er die Kamera ein, die nicht nur das Auge des Arztes ersetzt, sondern den Begriff ‚Krankheitsbild‘ ganz wörtlich nimmt, wie die berühmte Reihe *Iconographie photographique de la Salpêtrière* (ab 1876) mit ihren Illustrationen und Fotografien der Patientinnen beweist. Wie problematisch dieser Ansatz war, hat die Forschung offenge-

¹⁴⁷ Wübben: Büchners Lenz, S. 36–39.

¹⁴⁸ Siehe die Diskussionen bei Kiceluc: Der Patient als Zeichen, Ralser: Der Fall und seine Geschichte und Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte.

¹⁴⁹ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 817.

¹⁵⁰ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 817.

¹⁵¹ Vgl. Helmut Siefert: „Jean-Martin Charcot (1825–1893).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 216–233.

¹⁵² Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 826. Ralser vertritt außerdem die These, dass Charcot mit der Chronofotografie, welche die ‚Geschichte‘ des hysterischen Anfalls dokumentiert, und der Inszenierung seiner Patientinnen während seiner Vorlesungen eine narrative Strategie verfolgt, um die Symptome „als Zeichen darzustellen“ (Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 43; Hervorheb. im Orig.).

¹⁵³ Siefert: Jean-Martin Charcot, S. 218. Die Beschreibung von Krankheiten nach analytischen Gesichtspunkten, wie sie seit Pinels *Nosographie philosophique* (1798) Aufgabe der klinischen Medizin war, nannte Charcot ‚nosografische Methode‘ oder ‚anatomisch-klinische Methode‘ und führte sie durch die Verbindung von physikalischer Diagnostik und pathologischer Sektion in der Pariser medizinischen Schule zur Blüte (ebd., S. 222). Freud charakterisiert die nosografische Arbeit seines Lehrers Charcot, indem er zwischen der Schilderung der Krankheitsbilder, der Nosografie, und der Aufgabe der Klinik unterscheidet, die darin liege, die individuellen Ausprägungen der Fälle und die Kombination der Symptome zu untersuchen (ebd., S. 229).

legt: Zum einen war „Charcots Sichtweise in den kulturellen Diskursen befangen [sic! ...], die die Frauen als Gefangene ihrer Anatomie definierten [, und reduzierte damit; MK] die Hysterikerin auf einen Körper ohne Subjektivität und machte sie buchstäblich sprachlos.“¹⁵⁴ Zum anderen existierte Charcots ‚Bild‘ der Hysterie ausschließlich im Auge des Betrachters, denn die hysterischen Zeichen beruhten auf einer Nachahmung der Haltungen und Ausdrucksweisen von Epileptikern, die 1870 in die Abteilung für Hysteriker verlegt worden waren.¹⁵⁵

Was Pinel und der frühe psychiatrische Diskurs unerläutert lassen, ist die Art und Weise, in der sich die Symptome der Patienten und die Erzählungen entsprechen könnten.¹⁵⁶ Die semiologische und die narratologische Erkenntnisweise laufen im psychiatrischen Diskurs fortan gänzlich unverbunden nebeneinander her.¹⁵⁷ Doch selbst Charcot als reiner Erbe der semiologischen Erkenntnisweise, der die Narration nicht als Erkenntnismittel einsetzte, wusste um die Wirkung derselben als Darstellungsmittel in entsprechenden Fallberichten:

Sie wissen, eine gute Beschreibung besitzt eine ganz besondere Kraft, Aufmerksamkeit zu erzeugen. Plötzlich wird das Licht, das über einen Gegenstand verbreitet wird, so hell, dass alle Augen es sehen, auch die am wenigsten darauf eingestellt waren. Wo früher das Nichts war, beginnt es plötzlich [...] zu leben.¹⁵⁸

Je mehr die Narration als Erkenntnismittel in die Fallgeschichte einzieht, desto mehr nimmt ihre ästhetische Kraft als Darstellungsmittel zu, so die schlüssige These von Michaela Ralser.¹⁵⁹ Die „darstellerische Crux“¹⁶⁰ besteht allerdings darin, wie sich innerhalb des Fallberichts der zeitliche Verlauf der Krankheit skizzieren lässt, so dass an ihm Krankheitsdifferenzen und Überschneidungen von Symptomen augenfällig werden.

Die folgenden Kapitel sollen über die Bandbreite der Erscheinungsformen von medizinischen Fall-Texten und ihren Darstellungsstrategien Aufschluss geben. Dafür zeichnen

¹⁵⁴ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 827. Zu bedenken ist hier auch Foucaults Deutung des Körpers als ein Effekt strategischer Macht-Wissens-Praktiken (vgl. Hania Siebenpfeiffer: „Körper.“ In: Clemens Kammler; Rolf Parr; Ulrich J. Schneider; Elke Reinhardt-Becker (Hg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2008, S. 266–272, hier: S. 266–271).

¹⁵⁵ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 827.

¹⁵⁶ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 825.

¹⁵⁷ Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 118.

¹⁵⁸ Nach Ralser: Der Fall und seine Geschichte in Martin Charcot: *Œuvres complètes*, Paris: Bureau du Progrès Médical 1887/88, S. 155, doch die eigene Recherche in ebendieser Ausgabe konnte diesen Beleg nicht bestätigen.

¹⁵⁹ Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 34f.

¹⁶⁰ Rudolf Behrens: „L’eloquence de la nature“. Rhetorische Darstellung in der *observation clinique* des frühen 19. Jahrhunderts.“ In: Ders.; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 81–106, hier: S. 97.

sie einen Bogen vom hippokratischen Vorbild über die Ausdifferenzierung der Notationsformen in der Frühen Neuzeit bis zum aufklärerischen Mediziner Andreas Elias Büchner, der erstmals eine Art Poetik der ‚medizinischen Fallgeschichte‘ vorlegt. Schließlich rekurren auf diese etablierten Prinzipien des Beobachtens und Notierens die psychologisch und psychiatrisch interessierten Fallgeschichten von Marcus Herz, Christian Heinrich Spieß und Heinrich von Kleist; zumindest lassen sie sich nicht losgelöst von dieser Basis lesen.

4.2 Darstellungslogiken medizinischer Fallgeschichten

4.2.1 Spurensuche: Traditionen medizinischer Falldarstellung

„The medical plot, the narrative organization of the case, is shaped by the physician’s quest for an understanding of the patient’s illness: a diagnosis.“¹⁶¹ An der Frage nach der jeweiligen spezifischen Therapie orientiert sich das organisatorische Prinzip der Falldarstellung, das unterschiedlich ausfällt, je nachdem, wie diese Frage beantwortet wird – und die Medizin findet im Laufe ihrer von den oben skizzierten epistemologischen Umbrüchen gezeichneten Geschichte verschiedene Antworten.

Hippokrates ist aufgrund der klaren Beobachtungen in seinen Krankenberichten die Referenzfigur, an der sich alle nachfolgenden beschreibenden Mediziner messen lassen müssen.¹⁶² Die ihm zugeschriebenen *Epidemien I* und *III* sind Bestandteile des *Corpus Hippocraticum*, einer Sammlung antiker Medizintexte, in welcher das medizinische Handeln erstmals kritisch skizziert ist und grundlegende Erkenntnisse über Möglichkeiten und Grenzen der Heilkunst formuliert werden.¹⁶³ Die Schriften reflektieren, wie wissenschaftliche Beobachtungen sowie Ordnungen und Gesetzmäßigkeiten, die dank der aufgezeichneten Fallstudien erkenn- und kontrollierbar werden, es erlauben, „eine bestimmte Krankheit einer kausalen Behandlung zuzuführen.“¹⁶⁴ Mit Hippokrates wird die Fallgeschichte zum Instrument, das den Amateur vom professionellen Mediziner

¹⁶¹ Hunter: Doctors’ stories, S. 65. Vgl. Kächele: „Die Fallgeschichte darf nicht als naive Wiedergabe eines beobachtbaren Geschehens betrachtet werden.“ (Kächele: Der lange Weg, S. 33) Vgl. Kerz-Rühling: Die Methode der Überprüfung, S. 109: „Jede Fallgeschichte ist eine in der Gegenwart zustandegekommene Beschreibung der früheren Ereignisse, bei deren Verknüpfung es konkurrierende Erklärungen gibt. [...] Diese Darstellung bedeutet also eine Auswahl, Hervorhebung und Eliminierung von Daten.“

¹⁶² Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 36.

¹⁶³ Weisser: Hippokrates, S. 11–29, hier v. a. S. 11/16. Zur didaktischen Niederlegung einer logischen Gedankenfolge im *Corpus Hippocraticum*, welche den reinen Empirikern fremd war, s. a.: Thome: Teil I, S. 26.

¹⁶⁴ Thome: Teil I, S. 28.

scheidet, denn im Gegensatz zum „Quacksalber [...] – da werden keine Beobachtungen gesammelt und verglichen, es geht nur um das *hic et nunc*, um die Unmittelbarkeit des Symptoms und dessen Beseitigung“¹⁶⁵ – zeichnet sich der seriöse Arzt dadurch aus, Rechenschaft abzulegen, „der Heiler begnügt sich mit dem Erfolg.“¹⁶⁶

Die Krankengeschichten Hippokrates’ in den *Epidemien I* und *III* umfassen Anamnese, Status praesens, Epikrise und Prognose.¹⁶⁷ Ihnen ist ein Katalog an Fragen gemein, der Name, Geschlecht, Wohnort, Tätigkeit des Kranken ebenso aufführt wie die zeitliche Abfolge und die Symptomatik des Krankheitsverlaufs.¹⁶⁸ Diese Fallstudien sind Pathografien im Wortsinne, „a description, or depiction, of the natural history of disease [...] they convey nothing of the person, and the experience of the person, as he faces, and struggles to survive, his disease.“¹⁶⁹

Die hippokratischen Tugenden des Beobachtens und Aufzeichnens werden im Mittelalter zugunsten einer Kultur des Kommentierens und Disputierens vernachlässigt, da die zu diesem Zeitpunkt bereits kanonisierten Werke von Aristoteles, Galen und Avicenna die medizinischen Fragen zu beantworten scheinen.¹⁷⁰ In der Frühen Neuzeit steigt die Bedeutung der beobachtenden Fallgeschichte wieder, die sich in ein breit aufgefächertes Feld medizinischer Texte eingliedert: Das seit dem Spätmittelalter häufig verwendete *consilium*, der schriftlich ausformulierte Rat des Arztes für einen bestimmten Patienten,¹⁷¹ nimmt die Krankheit generell in den Blick und führt entsprechend standardisierte diagnostische, prognostische und therapeutische Hinweise an. Das *expe-*

¹⁶⁵ Christian Müller: „Zur Geschichte der Krankengeschichte.“ In: Dieter Janz (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 93–104, hier: S. 94.

¹⁶⁶ Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 94.

¹⁶⁷ Thome: Teil I, S. 35.

¹⁶⁸ Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 36. Vgl. Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, der die Modernität der hippokratischen Krankengeschichten hervorhebt (ebd., S. 94). Das 1. hippokratische Epidemienbuch enthielt zudem einen Praktikumsbericht, der im 17. Jahrhundert französischen Ärzten als Vorbild für einen Beobachtungs- und Fragenkatalog diente. Dieser fragte über einen Fragebogen samt einer Zeichnung des menschlichen Körpers mit Ankreuzmöglichkeiten die Beschwerden entfernt lebender Kranker ab (Hartmann: Medizin der Aufklärung, S. 47–50). Hunter verweist in diesem Zusammenhang auf den ältesten überlieferten Medizin-Text, den *Edwin Smith Surgical Papyrus*, aus der Zeit um 1550 v. Chr., der ebenfalls Beobachtungen aus der ärztlichen Praxis und Behandlungsregeln in Bezug auf Diagnose, Prognose, Therapie und professionelles Verhalten enthält (Hunter: Doctors’ stories, S. 30). Müller schränkt aber insofern ein, als der Papyrus keinen Verlauf beschreibt, also nicht als Krankengeschichte zu werten sei, sondern vielmehr eine Praxisanweisung für den Arzt darstelle. Erst die hippokratischen Berichte ähnelten in ihrem Aufbau den Fallgeschichten modernen Verständnisses (Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 94). Die bei Thome abgebildeten Auszüge über den Fall einer ‚Klaff-‘Wunde am Kopf bestätigen dies, auch wenn Thome in diesem Zusammenhang ebenfalls von der neuen Idee der schriftlichen Festlegung von Krankheitsverläufen spricht (Thome: Teil I, S. 8–14, hier: S. 11).

¹⁶⁹ Sacks: The man who mistook, S. x (Preface).

¹⁷⁰ Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 95.

¹⁷¹ Stolberg: Formen und Funktionen, S. 82.

rimentum dokumentiert dagegen vor allem die Erfahrung, die bei Versuchen mit Heilmitteln und verschiedenen Therapiemöglichkeiten gemacht werden. Rein erläuternd im Sinne eines rhetorischen Beispiels oder eines empirischen Belegs fungiert das *exemplum*. Ende des 16. Jahrhunderts rücken praxisnahe Fallberichte ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die als *curationes* ohne systematische Gliederung in Sammlungen zusammengestellt werden und die erfolgreiche Heilung fokussieren. Daran schließen sich die *observationes* an, die sich von anderen Formen medizinischer Beobachtungsaufzeichnungen der Frühen Neuzeit insofern unterscheiden, als sie um eine zwar anonymisierte, aber konkrete kranke Person kreisen.¹⁷² Dass die *observationes* nun gegenüber den *curationes* bevorzugt werden, korrespondiert mit der Ablöse des Galenismus durch den Hippokratismus um 1600. Galen hatte in seinen Krankengeschichten dem einzelnen Fall wenig Anerkennung gezollt, sein Interesse galt den allgemeinen Prinzipien, die er exemplifizierte.¹⁷³ Die *observationes* lehnen sich stärker an das hippokratische Modell an¹⁷⁴ und zeichnen sich durch die geschlossene Erzählung einer meist tödlichen, ein konkretes Individuum betreffenden Krankheit aus, bei der Anlass, Behandlung und Ergebnis der ärztlichen Praxis dargestellt werden. Vereinzelt sind sie bereits im 16. und 17. Jahrhundert um pathologisch-anatomische Befunde ergänzt, generell steht aber die Beschreibung von Symptomen im Zentrum. Die *observationes* verzichten dabei auf Kommentare oder Anmerkungen, die über die Ursache der Krankheit oder deren mögliche Abwendung spekulieren.¹⁷⁵

Für seine *observationes* hat Thomas Sydenham in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts explizite Richtlinien aufgestellt, die als methodische Grundlage eine nüchterne empirische Beobachtung garantieren sollen: die objektive Darstellung aller natürlichen Erscheinungen einer Krankheit unter Verzicht auf Hypothesen, die Unterscheidung der

¹⁷² Hess: *Observatio und Casus*, S. 39–44. S. a. Stolberg: *Formen und Funktionen und Pomata: Fälle mitteilen*, hier v. a. S. 31f., bzw. Pomata: *Sharing Cases*. Hess argumentiert hier schlüssig, dass die *observationes* eigentlich kein Beobachtungsprotokoll sind, sondern das Ergebnis eines mehrfachen Aufschreibeprozesses: Beobachtungen wurden zunächst in einem Notizbuch festgehalten, dann in ein *diarium medicum* oder in ein medizinisches Register übertragen und schließlich in Briefen oder Fallsammlungen aufbereitet (Hess: *Observatio und Casus*, S. 49).

¹⁷³ Weisser: *Hippokrates*, S. 24.

¹⁷⁴ Pomata: *Fälle mitteilen*, S. 44. Zelle weist angesichts Pomatas Beobachtungen darauf hin, dass die These der Pionierstudie Geyer-Kordeschs, nämlich, dass der *casus* um 1700 eine neue Bedeutung gewinnt (Geyer-Kordesch: *Medizinische Fallbeschreibungen*, S. 15), dahingehend modifiziert werden muss, dass „eine bestimmte Form seiner Modellierung, die sowohl die Art der Beobachtung als auch die Regeln ihrer diskursiven Darstellung betrifft“ (Zelle: *Hoffmanns Medicina*, S. 358), an Relevanz gewinnt.

¹⁷⁵ Hess: *Observatio und Casus*, S. 40. So kommen das chronologisch geordnete Tagebuch des Nürnberger Stadtarztes Johannes Magenbuch (1500–1546) und Felix Plattlers (1536–1614) plastische Schilderungen des Krankheitsverlaufs ohne theoretische Einschübe aus (Müller: *Zur Geschichte der Krankengeschichte*, S. 95). Vgl. Thome: *Teil I*, S. 64f.

beobachteten Erscheinungen in wesentliche und zufällige Phänomene vor jedem ärztlichen Eingriff, der die Krankheitserscheinung verändert, und die Kategorisierung aller Krankheiten nach Gattungen.¹⁷⁶ Da Sydenham die Krankheit einer Jahreszeit zuordnet und die vorherrschende Konstitution ermittelt, bestimmen die äußeren Parameter ‚Zeit‘ und ‚Ort‘ seine *observationes*.¹⁷⁷ Das gilt insbesondere für seine nosografischen Beschreibungen der städtischen Epidemien.¹⁷⁸ Sein Bericht figuriert damit „in räumlicher und zeitlicher Dimension [als; MK] Klammer, um die verschiedenen Phänomene und Ereignisse an das Auftreten [der Begleitsymptome; MK] zu binden.“¹⁷⁹ Die Genauigkeit seiner Fallbeschreibungen, wegen der Sydenham als ‚englischer Hippokrates‘ gehandelt wurde,¹⁸⁰ war Sydenhams Anspruch geschuldet, eine *historia morbi* zu Klassifizierungszwecken als die spezifische Geschichte einer bestimmten Krankheit, analog zu den Pflanzenspezies als Art verstanden, zu erstellen, statt einer *historia aegroti*, einer Geschichte des Kranken.¹⁸¹ Doch Sydenhams programmatische Aussagen dazu bleiben spärlich und relativ allgemein gehalten.¹⁸²

Als Hermann Boerhaave in Leiden einen klinischen Lehrstuhl errichtet, erhebt er die Erstellung der exakten Krankheitsgeschichte zur Notwendigkeit für Mediziner, insbesondere für angehende Ärzte – ihre systematische Erfassung war eingeleitet. Zweimal wöchentlich besucht Boerhaave mit Studenten seine Patienten in der Klinik, um sie an der Beobachtung am Krankenbett zu schulen. Dabei ist ihm der Fokus auf den Krankheitsverlauf wichtig, weshalb er als Dozent immer wieder zu stationären Fällen zurückkehrt, so dass seine Schüler lernen, den Entwicklungsprozess zu dokumentieren.¹⁸³

¹⁷⁶ Hess: Entstehung, S. 28. Vgl. die bei Böhm aufgeführten Auszüge: Böhm: Teil II, S. 68–73.

¹⁷⁷ Hess: Entstehung, S. 32.

¹⁷⁸ Die Infektionsmedizin erkannte als erste, dass für eine differenzierte Darstellung verschiedener Krankheiten die ‚Zeitdimension‘ nötig ist, was in Bezug auf die Epidemien eben bereits in der Frühen Neuzeit berücksichtigt wurde (Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 391).

¹⁷⁹ Hess: Entstehung, S. 31.

¹⁸⁰ Hess: Entstehung, S. 23. Hess argumentiert in seiner Darstellung gegen die ‚neohippokratische‘ Traditionslinie und für Sydenham als Bacon-Apologet.

¹⁸¹ Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 37. Rothschiuh hält fest: „Statt der ‚Krankengeschichten‘ des Hippokrates schrieb er ‚Krankheitsgeschichten‘.“ (Rothschuh: Konzepte der Medizin, S. 166, Hervorheb. im Orig) Böhm dagegen verortet diesen Wandel wesentlich weiter hinten auf dem Zeitstrahl und wiederholt, ohne ihn zu zitieren, Lepenies (Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte, S. 84): Er sieht ihn erst mit der älteren Wiener medizinischen Schule (ab 1745 mit Gerhard van Swieten als Maria Theresias Leibarzt am Wiener Hof und der ersten modernen Klinik 1754) vollzogen, die „nun die wirklich historische Sicht der Anamnese in den Vordergrund“ stellte (Böhm: Teil II, S. 77), wie er an einer Fallgeschichte des Arztes Johann Peter Frank aus dem Jahr 1796 zeigt. Diskussionen wie diese zeigen auf, welche Probleme auftreten, wenn Begriffe wie ‚Krankengeschichte‘ und ‚Krankheitsgeschichte‘ mit unterschiedlichen Konzepten besetzt werden. So wird *historia morbi* einmal im klassifizierenden Sinne verstanden, dann wieder synonym mit ‚Krankengeschichte‘ als Bezeichnung für den Verlauf der Krankheit verwendet.

¹⁸² Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 361.

¹⁸³ Toellner: Hermann Boerhaave, S. 225. Von Boerhaave selbst sind bemerkenswerterweise nur zwei Krankengeschichten über maligne Tumore erhalten (Böhm: Teil II, S. 74).

Nach Boerhaave hat ein Bericht Anamnese, momentanen Zustand, Diagnose, Prognose, Therapie, Verlauf und Epikrise abzudecken und gegebenenfalls durch ein Sektionsprotokoll ergänzt zu werden.¹⁸⁴

Eine „ausführliche Topik der Krankengeschichte“¹⁸⁵ findet sich allerdings erst bei Friedrich Hoffmann. Er und Stahl verbreiten und steigern als Hallenser Ordinarien der Medizinischen Fakultät über ihre Lehrtätigkeit und eigene Veröffentlichungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bedeutung und Wert der Fallstudie nochmals beachtlich. Den Ruf eines progressiven Mediziners erarbeitet sich Hoffmann schließlich nicht zuletzt durch die Verbreitung eines neuen Typus der Fallbeschreibung.¹⁸⁶ Eingebettet wird diese in Stahls *Collegium Practicum* (1745) und Hoffmanns Fallsammlung *Medicina consultatoria* (1724) jeweils durch ausführliche Vorreden, die sich praktisch über ein Drittel des gesamten Bandes erstrecken.¹⁸⁷ Verglichen mit anderen zeitgenössischen Fallberichten ist jener bei Hoffmann und Stahl ausführlich gestaltet und dient dank seines formal stringenten Aufbaus als Muster – mit der dahinter stehenden Absicht, die empirische Basis für medizinisches Wissen zu stellen.¹⁸⁸ Vier Dimensionen zeichnen nach Hoffmann die *observatio* aus: die ganze Natur des Kranken (*corporis aegrotantis naturam*), die vollständige *historia* (*morbi originem, causas progressum, symptomata, eventum*), Therapie und Medikation sowie der Sektionsbefund (*sectionem defunctorum*).¹⁸⁹ Nachdem also Angaben zu Alter, Temperament, Symptomen, Krankheitsverlauf und Auffälligkeiten gemacht worden sind, folgt in der Darstellung Ätiologie, Diagnose und Therapieempfehlung. Damit nimmt Hoffmann die zweiteilige Struktur des *consilium* auf, bei dem, ganz in der rhetorischen Tradition von *narratio* und *argumentatio*, auf die *historia morbi* ein *responsum* mit Diagnose, Therapieanleitung und Rezepturen folgt.¹⁹⁰ Kein Umstand soll bei der Beobachtungsbeschreibung ausge-

¹⁸⁴ Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 37; Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 95. Als Epikrise werden sowohl „die nach einer Krise auftretenden Krankheitserscheinungen“, als auch „die Schlussbetrachtung; die abschließende krit. Beurteilung eines Krankheitsverlaufs, meist in Form eines Berichts mit differentialdiagnostischen Überlegungen u. endgültiger Diagnose“ bezeichnet (Reiche: Roche-Lexikon Medizin [28.06.2015]). Vgl. Krämer: Faktoid und Fallgeschichte, S. 533f., der auf die zeitgenössische Vorstellung, wie eine *observatio* geschrieben sein sollte, an Artikeln über ‚Monstren‘ und als ‚monströs‘ eingestufte Organe eingeht.

¹⁸⁵ Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 361.

¹⁸⁶ Auch Hoffmann wird auf Hippokrates bezogen, so wird er von Zeitgenossen mit dem Titel ‚zweiter Hippokrates‘ geadelt (Müller: Friedrich Hoffmann, S. 202).

¹⁸⁷ Frey: Von Menschen, Fällen und Paratexten, S. 563f.

¹⁸⁸ Zelle differenziert die Hoffmannschen *casus* und weist nicht nur darauf hin, dass sie in unterschiedlichen Gestaltungsformen auftauchen, sondern auch, dass sie sich von denen Stahls in ihrer Funktion unterscheiden (Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 363).

¹⁸⁹ Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 360f.

¹⁹⁰ Zelle: A. E. Büchner, S. 305f.

lassen werden, sie hat so vollständig wie nur irgendwie möglich zu sein.¹⁹¹ Bemerkenswert sind die empirische Aufzeichnung der Symptome in der Zusammenfassung und die darauf folgende Einbettung des spezifischen Falls in allgemeine pathologische Kontexte.¹⁹² Für Hoffmann können die *observationes* schließlich noch so akkurat geführt sein und in noch so umfangreichen Sammlungen zusammengefasst werden, einen Wert haben sie doch erst, wenn die Beobachtungen in eine Theorie eingegliedert und aus den Falldarstellungen wiederum neue Lehrsätze abgeleitet werden. Hoffmann ist überzeugt, dass sich medizinisches Wissen im Wechselspiel von Vernunft und strukturierter Krankenbeobachtung, von *theoria* und *observatio*, gewinnen lässt und legt mit rund 600 in den Druck gegangenen Fallberichten Material für diesen Prozess vor.¹⁹³

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhält die Struktur der Hoffmannschen Fallbeschreibung wichtige Impulse, die sie zur modernen, psychologisch orientierten Fallgeschichte hin modifizieren. Einen liefert der Stadt- und Hofarzt Johannes Storch, der Krankheitsverläufe dokumentierte, indem er den Kranken wörtlich zitiert und damit die Stimme des Patienten als Form des medizinischen Wissens aufnimmt. Streng geordnet und mit stereotypischem Aufbau sind Storchs Fallgeschichten noch nicht in dem Sinne als psychologisch zu werten wie manche des späten 18. Jahrhunderts. Es fehlt eine Diskussion der inneren Bewusstseinszustände und der Vorstellungen des Kranken aus einer individuell-psychologischen Perspektive.¹⁹⁴ Neu ist allerdings, die den Kranken eigene Umgangssprache zu verwenden, um Medizinkollegen die gewonnenen Erkenntnisse zu überliefern.¹⁹⁵ Auch die Ärzte Unzer und Johann Gottlob Krüger (1715–1759) bleiben mit ihren Fallbeschreibungen strukturell noch den Entwürfen Boerhaaves und Hoffmanns verpflichtet. Sie enthalten ebenfalls weder „psychologische Ermittlungen zur Aufdeckung der Krankheitsgründe noch subjektive Aussagen zur gefühlsmäßigen

¹⁹¹ Müller: Friedrich Hoffmann, S. 207.

¹⁹² Geyer-Kordesch: Medizinische Fallbeschreibungen, S. 11f. Zur Erzählung des Patienten als Ausgangspunkt für die Interaktion zwischen Arzt und Patient im Patronage-System des 18. Jahrhunderts s. a.: Lachmund et al.: Die Hospitalisierung des Patienten, S. 36.

¹⁹³ Helm: Beobachten, S. 26f. Seit dem 10. Jahrhundert lautete der Einleitungssatz medizinischer Darstellungen *„Medicina dividitur in duas partes, id est in theoricam et practicam“* (Rothschuh: Konzepte der Medizin, S. 2). Vgl. die medizinischen Stimmen des 18. Jahrhunderts bei Schott: Der sympathetische Arzt.

¹⁹⁴ Gegen Ende des 18. Jahrhunderts tritt zur Beschreibung der Umstände, Symptome und ärztlichen Verordnungen die Dokumentation der Innerlichkeit, sei es die des Patienten oder die des Arztes. Gefühle, innere Konflikte, schlicht das Erleben der Krankheit, finden Eingang in die Fallerzählungen (Robert Leventhal: „Ästhetische Dimensionen der psychologischen Fallgeschichte. Zu einer Ästhetik der Abweichung und Grenzüberschreitung am Beispiel von Marcus Herz' *Beschreibung seiner eigenen Krankheit* (1783).“ In: Alexander Košenina; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 191–227, hier: S. 205). S. a.: Zelle: A. E. Büchner, S. 311.

¹⁹⁵ Leventhal: Kasuistik, S. 20f.

Wahrnehmungen der Krankheit“.¹⁹⁶ Unzer entwirft eine ‚medizinische Inquisition‘, wie er sich ironisch ausdrückt, die seinen Patienten mittels eines Fragenkatalogs ein Formular an die Hand gibt, nach dem sie ihren eigenen Krankenbericht abfassen können.¹⁹⁷ Viele der im Laufe des 18. Jahrhunderts vorgebrachten Vorschläge, wie Krankengeschichten richtig anzufertigen seien, zielen nämlich darauf ab, dass – ganz im Sinne des aufklärerischen Gedankens – neben dem akademischen Nachwuchs potenziell auch der gebildete Laie dazu befähigt wird, eine systematische Beschreibung der eigenen Verfassung anzufertigen.¹⁹⁸ Daher werden die Anleitungen sowohl in Lehrbüchern und Fachzeitschriften als auch in populären Journalen publiziert.

Programmatische Neuerungen hinsichtlich der medizinischen Fallgeschichte bietet der Hallenser Arzt Andreas Elias Büchner. Mit seinen Zeitgenossen beschreitet er den Weg zu einem modernen Wissenschaftsverständnis, für das unter dem im 18. Jahrhundert umfassend herrschenden Geist der Beobachtung auch das eigene Fach in seiner Gesamtheit in den Blick genommen und von Normen befreit wird, wenn diese bedeuten, überkommene Regeln zu adaptieren oder Koryphäen wie Galen unkritisch zu folgen.¹⁹⁹ Das gilt vor allem für A. E. Büchners Position bezüglich der Fallgeschichte: Er ist der erste, wie Carsten Zelle dargelegt hat, bei dem die medizinische Fallerzählung über die gängige Topik der Krankengeschichte hinausgeht und eine eigene Regelpoetik erhält,²⁰⁰ bei der also das Wie, die Selektion und die Komposition, der Fallgeschichte im Fokus steht. Daher soll seine bislang kaum gewürdigte Abhandlung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an dieser Stelle eingehender beleuchtet werden.

¹⁹⁶ Leventhal: Kasuistik, S. 22–24, hier S. 23.

¹⁹⁷ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 372. Vgl. Johann A. Unzer: „[Hundert und Sechzigstes Stück] An manche meiner Leser.“ In: *Der Arzt eine medicinische Wochenschrift* 1778, Heft 4, S. 55–57.

¹⁹⁸ Goldmann: Kasus – Krankengeschichte – Novelle, S. 39.

¹⁹⁹ Klaus Manger: „Andreas Elias von Büchner vor dem Hintergrund der Kultur des 18. Jahrhunderts.“ In: Jürgen D. Kiefer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 129–140, hier: S. 138f.

²⁰⁰ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 361. S. a. Zelle: A. E. Büchner. Wie Košenina ganz richtig festhält, schafft Zelle mit seinen Büchner-Aufsätzen „wichtige Voraussetzungen für die dringend notwendige Erforschung kleinerer psychologischer Prosaformen der Aufklärung.“ (Košenina: Fallgeschichten Vorwort, S. 284)

4.2.2 A. E. Büchners ‚Poetik‘ für die ‚Krankheits=Geschichte‘

Der „Arzneykunst und Weltweisheit Doctor, Römisch-Kayserliche Leibs=Arzt und Hofpfalzgraf, Königl. Preuß. Geheimer Rath und erster ordentlicher Professor der Arzneykunst zu Halle [...]“²⁰¹, Andreas Elias (von) Büchner (1701–1769),²⁰² zählt mit Albrecht Haller²⁰³ zu den bedeutenden Vertretern einer Medizin des Übergangs: Während sich im 17. Jahrhundert die theoretische Medizin in Richtung Moderne entwickelt und im 19. Jahrhundert auch die praktische Medizin zur Wissenschaft geworden ist, hat das 18. Jahrhundert, wie dargelegt, medizingeschichtlich den Ruf einer Transitionsphase – allerdings eine, die wertvolle Hinweise auf die historischen Bedingungen gibt, die wissenschaftliches Erkennen, Denken und Handeln ermöglichen.²⁰⁴ Der Sammelband *Vernünfftige Ärzte*²⁰⁵ postuliert, dass sich die ‚anthropologische Wende‘ der Aufklärung, das heißt der entscheidende Wechsel von frühaufklärerischem System- zu spätaufklärerischem Erfahrungsdenken,²⁰⁶ um 1740/50 in Halle, und zwar im interdisziplinären Dreieck von Philosophie, Theologie und Medizin, vollzieht.²⁰⁷ Folgt man dieser These, so rückt Büchner erst Recht in den Fokus der Aufmerksamkeit. Immerhin steht er im Zentrum des wissenschaftlichen Geschehens seiner Zeit und das buchstäblich: Büchner gestaltet es aufgrund seiner Lehr- und Forschungstätigkeit in Halle entscheidend mit, ohne dabei durch avantgardistische Ansichten zur atypischen

²⁰¹ o. V.: „Büchner, Andreas Elias, des Heil. Röm. Reichs Edler von [Art.]“. In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Supplement 4, S. 461–464/Sp. 911–918, hier: Sp. 911. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=557218&bandnummer=s4&seitenzahl=0461&supplement=1&dateiformat=1%27> [30.06.2016].

²⁰² Vgl. die bio-bibliografische Übersicht bei Jürgen D. Kiefer: „Büchner, Andreas Elias von. [Art.]“. In: Jürgen D. Kiefer (Hg.): *Bio-Bibliographisches Handbuch der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. 1754–2004; aus Anlaß der 250. Jahrfeier [Festgabe im Jubiläumsjahr]*. Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2004, S. 119.

²⁰³ Die Unterschiede zwischen den beiden betont Toellner: Büchner und Haller.

²⁰⁴ Toellner: Büchner und Haller, S. 115. Der unablässigen Konzeptwandel, der die Medizin des 18. Jahrhunderts prägt, beruht dabei weniger auf einer Folge radikaler Brüche, als auf der kontinuierlichen Umgestaltung etablierter Schulen und Traditionen, die in neuem Gewand erscheinen und sich überlappen (Eckart: Geschichte der Medizin, S. 230f.).

²⁰⁵ Carsten Zelle (Hg.): *‚Vernünfftige Ärzte‘. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001.

²⁰⁶ Kümmel: Büchner, S. 110.

²⁰⁷ Carsten Zelle: „Vorbemerkung.“ In: Ders. (Hg.): *‚Vernünfftige Ärzte‘. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 1–3, hier: S. 1. Zelle geht in seiner Vorbemerkung vor allem auf den psychomedizinischen Kreis der selbstbetitelten ‚vernünftigen Mediziner‘ um Johann Gottlieb Krüger (1715–1759), Johann August Unzer (1727–1799), Ernst Anton Nicolai (1722–1802) und Johann Christian Bolten (1727–1757) ein. S. a.: Stefan Borchers: *‚Totus homo oder ganzer Mensch? Zum Auftakt der Anthropologie an der Universität Halle.‘* In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 552–559.

Randfigur zu werden.²⁰⁸ Wie sich allerdings an seinem Plädoyer für die seinerzeit umstrittene Pockenimpfung zeigt, ist der Mediziner Neuerungen gegenüber aufgeschlossen und gewillt, herkömmliche starre Therapieverfahren auf ihre Anwendbarkeit und Nützlichkeit hin zu überprüfen.²⁰⁹ Will man ihn in der Medizin seiner Epoche verorten, stellen Friedrich Hoffmann, unter dem er studiert hat,²¹⁰ und Hermann Boerhaave bedeutende Einflüsse dar. Zwischen deren mechanistischen Positionen nimmt Büchner eine pragmatisch-vermittelnde Grundhaltung ein, allerdings mit Tendenz zu Hoffmann.²¹¹

Büchner schließt sich nachweislich dem zentralen aufklärerischen Anliegen an, nämlich der Beförderung des gemeinen Nutzens. Als Mitglied und als Präsident der Leopoldina ab 1735 – mit ihrer Gründung als *Academia Naturae Curiosorum* im Jahr 1652 die heute älteste, ununterbrochen existierende naturwissenschaftlich-medizinische Akademie der Welt – bezeugt er dies ebenso²¹² wie mit der Auslegung seiner eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit. Im Jahr 1721 hatte Büchner an der Universität Erfurt seine medizinische Dissertation vorgelegt und fünf Jahre später zusätzlich einen „Magister der Weltweißeit“²¹³ erlangt, bevor er an der medizinischen Fakultät seiner Alma mater 1729 zunächst die Professur für *institutiones medicae* und wenige Jahre später die Chemieprofessur übernahm.²¹⁴ 1745 folgte er dem Ruf an die Universität Halle, wo er erst als Professor der Medizin und Physik an der Ausdifferenzierung seines Faches mitwirkt. Hier bekommt er anschließend eine Doppelprofessur, wodurch er der medizinischen und der philosophischen Fakultät zugleich angehört. Diese Binarität, die beispielweise

²⁰⁸ Manger: Andreas Elias von Büchner, S. 130.

²⁰⁹ Kümmel: Büchner, S. 99. Die Technik der Variolation, ab 1720 im Einsatz, ist ebenso wie die der Vakzination ab 1800 eine für die medizinischen Praktiken der Zeit ungewöhnliche, weil sie eine rein empirische Technik ist (Foucault: Vorlesung 3 (25.01.1978), S. 91). Büchner wendet sich hier entschieden gegen den theologischen Einwand, eine Impfung greife in die göttliche Vorsehung ein, und propagiert die Variolation als Pflicht sowohl der eigenen Gesundheit als auch der Gesellschaft gegenüber (ebd.; s. a. zum Zusammenhang von Impfpraxis und poetologischen Positionen: Cornelia Zumbusch: *Die Immunität der Klassik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 2014). 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2011; Ulrich Krellner: Von der historischen Anthropologie zur Immunitätspoetik. Hans-Jürgen Schings und Cornelia Zumbusch haben Studien zur ‚Weimarer Klassik‘ vorgelegt [Rez.]. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18136&ausgabe=201308 [20.01.2017]) Kümmel gibt noch weitere Beispiele für Büchners Aufgeschlossenheit, wie etwa seine Unterstützung Dorothea Erxlebens, der ersten Frau, die 1754 in Halle zum Doktor der Medizin promoviert wurde, die Aufnahme Nicht-Akademiker in die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften oder die Ermutigung seiner Doktoranden, sich allerneuesten Entwicklungen und Entdeckungen zu widmen (Kümmel: Büchner, S. 109f.).

²¹⁰ Jürgen D. Kiefer: „Der Mediziner Andreas Elias von Büchner als Erfurter Universitätslehrer und Akademiemitglied.“ In: Ders.; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 79–92, hier: S. 79.

²¹¹ Vgl. Kümmel: Büchner, S. 108–110.

²¹² Manger: Andreas Elias von Büchner, S. 130. Zu den Verbindungen zwischen Büchner und der Akademie s. a. Kiefer: Der Mediziner Andreas Elias.

²¹³ o. V.: Büchner, Andreas Elias, S. 911.

²¹⁴ Kiefer: Der Mediziner Andreas Elias, S. 79f.

auch Johann Gottlieb Krüger auszeichnet, „ist signifikant für den Typus des ‚philosophischen Arztes‘ Mitte des 18. Jahrhunderts und markiert die anthropologische, d. h. auf die leibseelische Ganzheit des Menschen abhebende Problemstellung.“²¹⁵ Wie eng die alten Fakultätswissenschaften – Theologie, Recht, Medizin und Philosophie – und damit die sich daraus entwickelnden Fachwissenschaften verbunden sind, lässt sich an Büchners akademischem Lebenslauf ablesen.²¹⁶ Aber auch innerhalb seiner medizinischen Lehre tritt ein holistischer Ansatz zutage: Im Rahmen seiner Lehrtätigkeit behandelt er alle Gebiete der damaligen Heilkunde, von Allgemeiner Therapie über Chirurgie bis hin zu Gerichtsmedizin und Pharmazie. Diese Bemühungen um „die ganze Medizin“²¹⁷ gehen mit seinem Fokus auf den ganzen Menschen einher, den er als Arzt unter Berücksichtigung sämtlicher Begleitumstände in den Blick nimmt.

Auch seine publizistischen Beiträge zeigen deutlich, wie stark Büchner dem aufklärerischen Konzept von Wissenschaft verpflichtet ist und wie viel er selbst dazu beiträgt:²¹⁸ Diese sind bereits zu Erfurter Zeiten in deutscher Sprache verfasste Nachrichten, die einer allgemeinen Leserschaft medizinische Inhalte vermitteln sollten. In Halle beteiligt sich Büchner dann über die *Wöchentlichen Hallischen Anzeigen* an einer „aufklärerisch ambitionierte[n] Medizin- und Gesundheitspublizistik“²¹⁹, mit der er seine ärztlichen Kollegen sowie ausdrücklich auch den ‚gemeinen Mann‘ anspricht. Inwiefern dieses Vorhaben angesichts seiner mehrteiligen, um die 40 Seiten umfassenden Abhandlungen von Erfolg gekrönt war, sei dahingestellt (die gebildete bürgerliche Oberschicht als exklusive Leserschaft ist eher wahrscheinlich),²²⁰ die Intention dahinter tritt klar hervor: „ob Arzt oder Laie; er soll belehrt, von Vorurteilen befreit und zu richtigem Verhalten in medizinischen Dingen angeleitet werden.“²²¹

Diesen Zweck verfolgt auch seine an angehende Mediziner gerichtete Anleitung, wie die Geschichte eines Kranken zu erfassen und aufzuschreiben sei. Enthalten ist sie in einem zweibändigen Werk, das zwischen 1762 und 1765 ohne Verfasserangabe in Erfurt erschien.²²² Der erste Band des Werkes erscheint 1762 unter dem ‚griffigen‘ Titel

²¹⁵ Zelle: Experimentalseelenlehre, S. 176f.

²¹⁶ Toellner: Büchner und Haller, S. 114. So hielt Büchner im Rahmen der Philosophischen Fakultät Vorlesungen in so diversen Fächern wie Physik, Anthropologie, Hydrologie, Meteorologie und über Themen wie Fossilien, Mineralien und Metalle (Kümmel: Büchner, S. 97).

²¹⁷ Manger: Andreas Elias von Büchner, S. 137.

²¹⁸ Manger: Andreas Elias von Büchner, S. 139.

²¹⁹ Kümmel: Büchner, S. 101.

²²⁰ Kümmel: Büchner, S. 101.

²²¹ Kümmel: Büchner, S. 105.

²²² Mit der Aufnahme des Titels in die Marienbibliothek in Halle konnte die Schrift unter anderem dank des zeitgenössischen handschriftlichen Vermerkes „Büchner’s [sic!] Unterricht für Junge Aerzte“ auf dem Buchrücken des halleschen Exemplars (aus dem Besitz Johann Christlieb Kemmers, eines Fakul-

*Der in schweren und verwirrten Krankheiten vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus, oder gründlicher Unterricht, wie in solchen wichtigen Fällen besonders von jungen Ärzten Consila Medica am sichersten können theils eingeholet, theils auch fürnehmlich nach Hofmannischen und Boerhavischen Grundsätzen klüglich ertheilet werden.*²²³ Er enthält eine Abhandlung, wie die „ordentliche[] Einrichtung und Aufzeichnung einer vollständigen Krankheits=Geschichte, und denen sämtlichen dazu erforderlichen Stücken“ (Med I, S. 33) vorstatten zu gehen hat. Büchner reiht sich unter diejenigen Mediziner ein, die sich „um diesen Theil der Arzeneigelahrtheit“ (Med I, S. 34) verdient gemacht haben; er selbst verweist im zweiten Paragraphen unter anderem auf Hippokrates und Galen, deren Beschreibungen ihm aufgrund ihrer Vollständigkeit als die besten gelten (Med I, S. 35), hebt für das 16. Jahrhundert den Niederländer Pieter van Foreest alias Petrus Forestus (§ 3), desweiteren die Werke von Giorgio Baglivi sowie Thomas Sydenham und schließlich die größten Einflüsse seiner Zeit, Hoffmann und Boerhaave, hervor. Büchner wertet die fremden Erfahrungen der vorangegangenen Ärztegenerationen als entscheidende Hilfe für angehende Mediziner, doch ersetzen sie nicht den Wert, den eigene Erfahrungen für das Verständnis von Krankheiten hätten. Schließlich können sich gleiche Krankheiten bei verschiedenen Patienten unterschiedlich ausprägen oder Krankheiten zusammen auftreten und so eine klare Einschätzung verhindern (Med I, S. 40f.). Wie Büchner im vierten Paragraphen anmerkt, reichen die allzu schematischen Krankheitsdarstellungen der Vorgänger nicht aus, um solche abweichenden Fälle einordnen zu können. Nicht zuletzt um den innerdisziplinären Austausch voranzutreiben, weitet er daher die gängige Topik der Krankengeschichte systematisch zu einer Poetik der Fallerzählung aus.²²⁴

Büchners Regeln beziehen sich in erster Linie auf die Notation von „wichtigen, verwirrten, oder zusammengesetzten Krankheiten“ (Med I, S. 85f.), gelten aber auch für eine der *morbi sporadici*, also einer „ausserordentlich merkwürdigen und seltenen Krankheit“ (Med I, S. 86). Wenn der Arzt jedoch „die Geschichte derer epidemischen Krankheiten aufzeichnen muß, die an einem Orte mehrere Pesonen [sic!] zugleich, und

tätskollegen Büchners) sowie durch die Auflistung des Werks unter Büchners Namen im Versteigerungskatalog seiner Bibliothek Andreas Elias von Büchner zugeordnet werden (Kümmel: Büchner, S. 95f.). Der erste Band besteht aus einer Einleitung, dem Abschnitt mit den poetologischen Einlassungen und 20 Fällen, der zweite Band aus einem Vergleich zwischen den Lehren Boerhaaves und Hoffmanns, eine Abhandlung über Vernunft und Erfahrung in der Medizin und weiteren 20 *casus* (vgl. Zelle: A. E. Büchner, S. 307).

²²³ Büchner: *Medicus I*. Hier sei nochmals an die Sigle Med I erinnert, unter welcher der Titel mit entsprechender Seitenzahl im Text zitiert wird.

²²⁴ Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 370. Vgl. Med I, S. 88, wo Büchner seine Richtlinien als vollständiges Regelwerk begreift.

auf einerley Art befallen“ (Med I, S. 88), dann habe er zwei Punkte zu beachten: Zum einen fällt aufgrund der Krankheitsursache *contagium*, also Ansteckung, die körperliche Verfasstheit des Patienten als Ursache weg. Die physiologische Beschreibung habe sich daher um die disponierte Personengruppe zu drehen (Med I, S. 89). Zum anderen müsse der Ursache der Epidemie selbst nachgegangen werden und zwar indem Witterung und Luftbeschaffenheit sowie die geografische Lage des Ortes untersucht werden (Med I, § 20).²²⁵

Büchners Regelwerk regt an, die *historia morbi* in zwei Teilen anzulegen, wobei sich der erste mit der Person des Kranken an sich, in physischer und psychischer Hinsicht, und der zweite mit einer narrativen Rekonstruktion des Krankheitsverlaufs beschäftigt, was auch bedeutet, ihren Ausgang samt Nachweis über die Medikation und im besten Falle mit Sektionsprotokoll zu behandeln (Med I, S. 86f.). In Bezug auf ihre Beschaffenheit sieht Büchner die Krankengeschichte, die alle Umstände und Kleinigkeiten anführen muss, als Schwester der „*species facti*“, welche von redlichen Advocaten zum Grund eines zu erhebenden Processes gelegt wird, und dem Richter hernach zu dessen gewissenhafter Entscheidung dienen muß“ (Med I, S. 43). So wie die Rechtsfallgeschichte die Grundlage für die juristische Entscheidung darstellt, soll die *historia morbi* dem Arzt bei der Beurteilung des Krankheitsfalles helfen. Dafür verlangt Büchner, ganz im Einklang mit Moritz’ und Schillers anthropologischer Maxime, dem ‚Kleinscheinenden‘ Aufmerksamkeit zu schenken,²²⁶ den Blick aufs Detail:

Die Geschichte einer Krankheit bestehet ordentlicher Weise in einer deutlichen und zusammenhangenden [sic!] Erzählung aller dererjenigen Umstände, Veränderungen und Zufälle, welche von Anfang derselben sind wahrgenommen worden, sie mögen nun von der Krankheit selbst, oder von denen gebrauchten Arzneimitteln, oder von besondern zufälligen Ursachen herrühren. (Med I, S. 43)

Büchner gebraucht den Begriff ‚Zufall‘ ganz im Sinne des 18. Jahrhunderts: „SYMPTOMA, *Accidens*, heißt ein Zufall, und ist alles dasjenige, was einem schon würdlich Krancken wider die Natur zustösset, daher es auch Zufall heisset, als wenn es

²²⁵ Es lohnt sich an dieser Stelle, nochmals auf Foucaults Ausführungen zur Epidemie (Foucault: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, siehe v. a. Vorlesung 3 vom 25.01.1978) hinzuweisen. Auch gegenwärtig wird die Epidemie unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachtet: „Epidemie = massenhaftes Auftreten einer Krankheit, v. a. einer Infektionskrankheit, in einem begrenzten Gebiet u. Zeitraum; als Tardiv-E. (durch Kontakt ausgelöst: „Kontakt-E.“) mit langsamem, als Explosiv-E. mit steilem Anstieg der Erkrankungsziffer (z.B. bei Verseuchung von Milch, Wasser, Lebensmitteln). Wesentlich für die Ausbreitung sind der Kontagionsindex der Krankheit u. die Besiedlungsdichte“ (Reiche: Roche-Lexikon Medizin [28.06.2015]).

²²⁶ Vgl. Moritz: Vorschlag, S. 801; Hervorheb. im Orig.: „*Aufmerksamkeit aufs Kleinscheinende* ist überhaupt ein wichtiges Erfordernis des Menschenbeobachters [...]“.

gleichsam nur zur Kranckheit fälle [sic!].“²²⁷ Die einzelnen Ereignisse der Krankheit, sämtliche „Zufälle, Abwechselungen und Veränderungen, nebst allen dem, was sonst dabey vorgefallen, [sind; MK] sodann erstlich in einen richtigen Zusammenhang zu bringen [...]“ (Med I, S. 44) Dadurch treten die individuelle Konstitution des Patienten sowie die spezifischen Umstände hervor, welche den Verlauf der Krankheit ausmachen und die jeweilige Medikation bestimmen. Aus diesem Grund fordert Büchner einen eingehenden Blick auf den Kranken selbst, welcher der Krankheitsgeschichte vorangeht.

Folgende Kategorien gibt Büchner den angehenden Ärzten zur anamnestischen²²⁸ Erfassung des Patienten im „ersten Hauptstück einer ordentlichen Krankheits=Geschichte“ (Med I, S. 83) an die Hand: der gegenwärtige Zustand, der nach Geschlecht und Alter, der Leibeskonstitution, dem Temperament, der Gemütsbeschaffenheit, den erblichen Neigungen, der Lebensart (mit Stand, Amt und Profession) und den *res non naturales* zu differenzieren ist, dazu etwaige Vorerkrankungen.²²⁹ Unter ‚Temperament‘ versteht er die an die hippokratische Humoralpathologie angelehnte Lehre Galens (vgl. Med I, S. 51), als ‚unnatürliche Dinge‘²³⁰ gelten bei Büchner die Diät des Patienten, Schlaf- und sonstigen Gewohnheiten sowie die diversen Ausscheidungen (Stuhlgang, Urin, Ausdünstungen und Blutflüsse), denen der Arzt mit den Paragraphen 11 bis 16 dabei am meisten Raum gibt. Die Reihenfolge, in der Büchner die einzelnen Aspekte vorstellt, entspricht dabei jener, der die Krankengeschichte zu folgen hat, denn die zuerst beschriebene „Leibes=Constitution des Patienten“ bereitet beispielsweise bereits „die Erkenntnis seines Temperaments“ (Med I, S. 50) vor. Da Büchner mit Hoffmann das „Gemüth als die Haupt=Ursache sowol [sic!] der Gesundheit, als derer Krankheiten“ (Med I, S. 56) ansieht, soll nach den physiologischen Ausführungen der Fokus auf die

²²⁷ o. V.: Symptoma [Art.], Sp. 763. Der Autor im Zedler differenziert dabei nach Boerhaave und Gaub (vgl. Kap. 4.1.4) zwischen *symptomata morbi*, *causae morbi* und *symptomata symptomatum*, bestimmt damit die Symptome in ihrem zeitlichen Verhältnis zum Krankheitsgeschehen genauer und bringt sie in eine kausale Abhängigkeit zur Krankheit. Vgl. Hess: Entstehung, S. 54–60.

²²⁸ „Anamnese = die subjektiv erinnerlichen (oder von Angehörigen mitgeteilten) früheren Krankheiten als Vorgeschichte einer aktuellen Krankheit (= Eigenanamnese), ergänzt durch Krankheitsangaben aus dem Familienbereich (= Familien-A.). Als ‚biographische A.‘ über die früheren Krankheiten hinaus auf die ganze Lebensgeschichte erweitert.“ (Reiche: Roche-Lexikon Medizin [28.06.2015]) Die biografische Anamnese, chronologisch geordnet, findet sich bei Boerhaave und ist die, welche eben auch Büchner vorschlägt.

²²⁹ Vgl. Med I, S. 45ff. § 6 (Geschlecht und Alter), S. 48ff. § 7 (Leibes-Constitution), S. 50ff. § 8 (Temperament), S. 54ff. § 9 (Gemüthsbeschaffenheit), S. 57ff. § 10 (angeerbte Neigungen), S. 60ff. § 11 (Lebensart), S. 64 § 12–16 (unnatürliche Dinge), S. 78ff. § 17 (was für Krankheiten derselbe sonst, und sonderlich zunächst vor derjenigen, die gegenwärtig vorhanden ist, sey unterworfen gewesen).

²³⁰ Vgl. Weisser: Hippokrates, S. 25: Bei Galen sind die *sex res non naturales* jene sechs Faktoren, die „durch die Art der Lebensführung willkürlich zu beeinflussen sind und je nach ihrem vernünftigen oder unvernünftigen Gebrauch zur Erhaltung der Gesundheit oder aber zum Auftreten von Krankheiten beitragen [...]: Luft (im weiteren Sinne von ‚Umwelt‘), Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe, Anfüllung und Entleerung sowie die Gemütsbewegung [...]“.

psychologische Verfassung des Patienten gelegt werden. Angesichts des Problems des *commercium mentis et corporis* und aufgrund der diätetischen Lehre von den *sex res non naturales* müssen die Fallerzählungen also psychische Faktoren sowie umweltbezogene Umstände miteinbeziehen. Sie haben folglich nicht nur das Was zu skizzieren, sondern vor allem auf das Wie einzugehen, also: Wie erlebt der Kranke seine Krankheit? Wie sieht die Verbindung zwischen Pathologie, der Krankheit, und Persönlichkeit, dem Alltagsleben des Patienten, aus?²³¹ Dafür bietet das zweite Hauptstück der Krankheitsgeschichte Gelegenheit,

welches in *der Krankheit* an und vor sich selbst besteht, von welcher sodann eine ausführliche, deutliche und ordentliche historische Beschreibung muß geliefert werden, auf was Art sich dieselbe angefangen habe, auch was etwa vorher noch vor ausserordentliche Umstände sind bemerkt worden, und wie sie sich in ihrem Fortgange bis auf die Zeit, da eine solche Geschichte aufgezeichnet wird, verhalten habe, und mit was für Zufällen sie bishero sey begleitet worden [...] (Med I, S. 83; Hervorheb. im Orig.)

Selektion lautet dabei das erste entscheidende Stichwort, um aus den „Kleinigkeiten“ diejenigen „Umstände sorgfältig anzumerken [...], die man nur einigermaßen von Erheblichkeit befindet, und [die; MK] zu einer genauen Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Krankheit behülflich seyn können.“, ohne dabei „ein völliges Tage=Register zu verfertigen“ (Med I, S. 83). Das zweite maßgebliche Schlagwort ist Komposition: Da die Umstände und Symptome einer Krankheit „theils der Kranke selbst zu erzählen pflegt, theils auch durch Fragen von ihm können erforschet werden“ (Med I, S. 84) – Büchner nimmt hier die heute gängige Differenzierung von objektivem und subjektivem Symptom vor²³² –, müsse die Struktur der *historia morbi* kausale und temporale Verbindungen aufzeigen (ebd.). Dafür ist es nötig, dass der Arzt „die bey denen Patienten vorkommende Umstände in einen richtigen Zusammenhang bringe, und daraus eine deutliche und vollständige Historie der Krankheit formire [alles sic!]“ (Med I, S. 41). Erst die Erzählung stellt den Kausalnexus zwischen Ereignissen her und trennt tatsächliche Krankheitsursachen von kontingentem Geschehen.²³³ Das meint Büchner, wenn er ‚Zusammenhang‘ fordert, wie seine Definition der Krankengeschichte als einer in „ordentlicher Weise in einer deutlichen und zusammenhangenden [sic!] Erzählung“ (Med I, S. 43) vor Augen führt.

In dieser Formulierung klingt nicht nur der normative Anspruch seiner Anleitung („ordentlich“) sowie ihr am rhetorischen Ideal der *perspicuitas* ausgerichteter Stil („deut-

²³¹ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 205.

²³² Vgl. Reiche: Roche-Lexikon Medizin [28.06.2015].

²³³ Zelle: A. E. Büchner, S. 311.

lich‘)²³⁴ an, sondern es wird auch deutlich, wie stark Büchners Anforderungen an eine *historia morbi*, die den gesamten Umfang und Verlauf der Krankengeschichte berücksichtigt, den Anforderungen der aristotelischen Poetik ähneln. Das gilt auch für den in der Fallerzählung hergestellten kausalen Konnex, der bei Aristoteles in der tragischen Handlung vor allem durch die Wahrscheinlichkeit charakterisiert ist. Die Handlungsphasen haben nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit auseinander hervorzugehen.²³⁵

Die Krankheit, verstanden als „ein Ganzes, das zwischen Auftreten und Ausgang liegt“ (GK, S. 105), stellt die medizinische Notation vor eine Herausforderung: Sie muss die Anordnung der Manifestationen, aber auch die Reihenfolge ihrer Genese (GK, S. 128) beschreiben. Nun geht es darum, auf „der Ebene der Worte eine Geschichte zu rekonstruieren, die das ganze Sein der Krankheit abdeckt“ (GK, S. 109), was sie zur Königsdisziplin der ärztlichen Wissenschaft erhebt, wie Foucault mit Amard festhält: „Die Kunst der Beschreibung der Tatsachen ist die höchste Kunst in der Medizin; vor ihr verblaßt alles.“ (ebd.) Die Forderung, das Ganze der Krankheit abzubilden, ruft wieder Aristoteles auf den Plan:

Ein Ganzes ist, was Anfang, Mitte und Ende hat. Ein Anfang ist, was selbst nicht mit Notwendigkeit auf etwas anderes folgt, nach dem jedoch natürlicherweise etwas anderes eintritt oder entsteht. Ein Ende ist umgekehrt, was selbst natürlicherweise auf etwas anderes folgt, und zwar notwendigerweise oder in der Regel, während nach ihm nichts anderes mehr eintritt. Eine Mitte ist, was sowohl selbst auf etwas anderes folgt als auch etwas anderes nach sich zieht. (AP, S. 25)

Das ‚Ganze‘ ist bei Aristoteles nicht explizit temporal gedacht, sondern wird vielmehr als logische Struktur dessen, was ein Ganzes ist, präsentiert, wie der Vergleich mit dem Organismus und dem Schönen (ebd.) bekräftigt. Es geht hier darum, die Form zu plausibilisieren, in der ein bestimmtes Geschehen dargestellt wird, also dessen dramatische Formung mit Anfang, Mitte und Ende, die Aristoteles im sechsten Kapitel seiner *Poetik* im Rahmen seiner Tragödiendefinition mit dem Begriff Mythos fasst. Er ist „das Geflecht, das aus den Handlungen mehrerer resultiert. [...] ein bestimmtes Arrangement solcher Geschehnisse, die Handlungsstruktur, die Fabel, de[r] Plot.“²³⁶ Aristoteles versteht den Mythos als Strukturmodell des *plots*, des spezifischen Arrangements der Geschehnisse (AP, S. 19).²³⁷ Diese spezifische Art und Weise, Geschehnisse zusammen-

²³⁴ Zelle: A. E. Büchner, S. 314.

²³⁵ Vgl. Manfred Fuhrmann: „Nachwort.“ In: Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 2005, S. 144–178, hier: S. 169.

²³⁶ AP, S. 110, Anm. 8.

²³⁷ S. a.: Cornelia Zumbusch: „Die Kunst der Intrige“. Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität, München [22.10.2009]. Ganz ähnlich beschreibt Pinel die Krankheit als ein vom Entstehen bis zum Ausgang fortdauerndes, unteilbares Ganzes, in der sich charakteristische

zukuüpfen, bezeichnet er, wie bereits kurz angerissen, als *synthesis*. Die Tragödie, wie sie Aristoteles im 18. Kapitel definiert, besteht aus der *desis* (‚Verknüpfung‘) und der *lysis* (‚Lösung‘), wobei die *desis* den dramatischen Verlauf bis zur Peripetie meint, während *lysis* den Abschnitt „vom Anfang der Wende bis hin zum Schluß“ (AP, S. 57)²³⁸ bezeichnet. Beide Bestandteile des Dramas berühren sich im kunstvoll geschlungenen Knoten (*ploke*), in dem sich die Handlungsstränge zu einem Zustand höchster Komplexität verdichten. Bei aller Undurchsichtigkeit der sich in der *ploke* kreuzenden Stränge ist es dabei jedoch die Pflicht der *desis*, ihre eigene Lösung bereits vorzubereiten. Dem Knoten muss also stets schon die *lysis*, die Lösung, innewohnen.²³⁹

Wer die Kunst beherrscht, dramatische Knoten zu binden, kann das Geschehen auf verschiedene Weise zusammensetzen. Für Aristoteles erfordert eine gute Tragödie eine zusammengesetzte Handlung,²⁴⁰ die als ein Ganzes in ihrer dramatischen Formung Anfang, Mitte und Ende hat. Der jeweilige Einsatzpunkt des Stückes ist damit der Anfang eines bestimmten Endes.²⁴¹ Das gilt auch für die Krankengeschichte: Angesichts „zusammengesetzte[r], verwirrte[r] und verdorbene[r] Krankheiten [... die; MK] ihm noch keine hinlängliche Einsicht“ (Med I, S. 41) bieten, fordert A. E. Büchner, alle Umstände „in einen richtigen Zusammenhang“ (ebd.) zu bringen und sie „in einer deutlichen und zusammenhängenden [sic!] Erzählung“ (Med I, S. 43) darzulegen. Durch eine detaillierte Beschreibung aller Zeichengeber reichert sie damit den Galenischen Krankheitszyklus mit Beginn, Zunahme (*coctio*), Höhepunkt (*crisis*) und Abnahme (*lysis*) an.²⁴² Da sich die anamnestische Erfassung „auch bis auf Kleinigkeiten erstrecken“ (ebd.) muss, überlagern sich in der medizinischen Fallgeschichte verschiedene ätiologische Stränge, die in der *desis* in einem Flechtwerk verschwinden. Wie im dramatischen Geschehen, in dem der Fadenlauf für eine gewisse Zeitspanne nicht mehr durchschaut werden kann, produzieren die gekreuzten Stränge „eine beunruhigende Situation der Richtungslosigkeit“²⁴³ bei der Bestimmung der pathologischen Erscheinungen.

Symptome in richtiger periodischer Folge regelmäßig miteinander verbinden (Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, S. 495).

²³⁸ Vgl. AP, S. 57: „Die Verknüpfung umfaßt gewöhnlich die Vorgeschichte und einen Teil der Bühnendhandlung, die Lösung den Rest. Unter Verknüpfung verstehe ich den Abschnitt vom Anfang bis zu dem Teil, der der Wende ins Glück oder ins Unglück unmittelbar vorausgeht, unter Lösung den Abschnitt vom Anfang der Wende bis hin zum Schluß.“

²³⁹ Vogel: Verstrickungskünste, S. 270–274.

²⁴⁰ AP, S. 39: „Da nun die Zusammensetzung einer möglichst guten Tragödie nicht einfach, sondern kompliziert sein [...] soll [...]“. Dichtung ist folglich die Kunst, Verflechtungen herzustellen und Knoten zu schlingen und dadurch poetische Texte zu produzieren (Vogel: Verstrickungskünste, S. 269).

²⁴¹ Zumbusch: Die Kunst der Intrige.

²⁴² Frey: Zeichen – Krisis – Wahnsinn, S. 118.

²⁴³ Vogel: Verstrickungskünste, S. 270.

Um keine „nachtheilige Verwirrung“ (Med I, S. 44) zu stiften, regt A. E. Büchner an, die *synthesis* über die Zweiteilung der Fallgeschichte zu bestreiten. Während sich der erste Teil mit der physischen und psychischen Konstitution des Patienten auseinandersetzt, bringt der zweite Teil „sämtliche Zufälle, Abwechselungen und Veränderungen, nebst allen dem, was sonst dabey vorgefallen“ (ebd.) in einen richtigen Zusammenhang. In ihm wird der Knoten samt intrinsischer *lysis* geknüpft: Da „alle diejenigen Umstände sorgfältig anzumerken sind, die man nur einigermaßen von Erheblichkeit befindet, und zu einer genauen Einsicht in die wahre Beschaffenheit der Krankheit behülflich seyn können“ (Med I, S. 83), werden relevante Ereignisse selektiert und so in der Erzählung angeordnet, dass sie als Symptome eines bestimmten Krankheitstyps dessen spezifischen Verlauf hervortreten lassen.²⁴⁴ Das Scharnier zwischen Verknüpfung und Lösung, die Peripetie, ist in den Fallgeschichten somit der Moment nach der Krisis, in dem zum Beispiel die Therapie greift und so die Diagnose bestätigt – ein Ergebnis, das eine gelungene *desis* im Verknüpfungsprozess bereits vorbereitet hat, denn es resultiert aus der Auflösung eines Knotens, der nach einer verborgenen Ordnung geknüpft wurde.²⁴⁵ Bei Fallgeschichten, die pathologische Erscheinungen aus dem Bereich der Psychologie und Psychiatrie ausloten, besteht diese verborgene Ordnung oftmals in den psychophysischen Wechselwirkungen. Die Bildsprache des Bindens und Lösens spielt für sie daher noch auf einer dritten Ebene eine fundamentale Rolle. Wie die Analyse der Fallberichte von Herz, Spieß und Kleist aufzeigen wird, werden die Gesetze der Seele textilmeta-phorisch gefasst.

Die vollständige Historie der Krankheit, mit den von Büchner häufig gebrauchten Schlagworten ‚vernünftig‘ und ‚Erkenntnis‘ ganz den Maximen Rationalität und Empirismus verpflichtet, verhilft dem Mediziner „hernach [!] selbst zu einer genauern Einsicht dieser ihrer wahren Beschaffenheit“ (Med I, S. 41). Sie schafft nachträglich, und das ist der ausschlaggebende Punkt, dadurch Klarheit, dass sie „den Zustand des Kranken dergestalt deutlich vor Augen stellen kann“ (ebd.). Das Resultat der ästhetischen Funktion eines *sub oculos subiecto*, die Anschaulichkeit der Schilderungen, zielt darauf

²⁴⁴ Zelle: Hoffmanns Medicina, S. 370f. Büchner spricht ganz deutlich von Typen der Krankheit, die spezifische Symptome aufwiesen: „Denn es ist uns ja bereits aus der Erfahrung zur Genüge bekannt, daß eine jegliche Krankheit, so fern sie noch nicht auf irgend eine Weise gestöhret ist, unter einer besondern und ihr gleichsam eigenen Gestalt sich zeige, daß sie ihre gewisse Ordnung in Ansehung ihrer Anfälle, oder einen so genannten t y p u m, beobachte, sich anders in ihrem Anfange, als im Fortgange, verhalte, ihre besondern Abwechselung theils in gewissen, theils auch in unbestimmten Zeiten äussere, sich auf diese oder jene Art, oder vermittelst einer oder der andern erfolgenden ausserordentlichen Ausführung, wieder endige [...]“ (Med I, S. 83f.).

²⁴⁵ Vogel: Verstrickungskünste, S. 273f.

ab, Evidenz zu erzeugen,²⁴⁶ womit sich Büchner in die rhetorische *evidentia*-Tradition einschreibt.

Zur Herstellung von Evidenz eignen sich all diejenigen Mittel und Verfahren, die es schaffen, den Inhalt von Aussagen als so sinnfällig erscheinen zu lassen, dass er deshalb als unzweifelhaft wahr angesehen wird. Die rhetorische Lehre der *evidentia* befasst sich demnach auch damit, wie das unmittelbar Einleuchtende durch lebendig-detaillierte Schilderung vermittelt und dadurch Wahrheit suggeriert werden kann.²⁴⁷ So erhält das Konzept der *evidentia* eine epistemische Dimension: „Evident ist das, was jeder für wahr halten muß.“²⁴⁸ Für die Frühe Neuzeit ist diese Verbindung selbstredend; wie dargelegt, ist hier schließlich das Selbst-Sehen die Basis für Empirie.²⁴⁹ Das Resultat sind verschiedenste Formen der Verbildlichung: von den Wunderkammern der Frühen Neuzeit über die naturkundlichen Sammlungen an Universitäten im 18. Jahrhundert bis zu den mit Illustrationen gefüllten Wissenschaftswerken des 19. Jahrhunderts. Für „die Geschichte der modernen Naturwissenschaft ist das *sub oculos* des Bildes Komplement und Surrogat der eigenen empirischen Überprüfung“.²⁵⁰

Als rhetorische Funktion ist das Vor-Augen-Stellen besonders relevant, wenn neue Erkenntnisse gegen bestehende, autoritative Wissensbestände ausgespielt werden sollen. Um sie durchzusetzen, sind sich Mediziner seit dem 16. Jahrhundert dessen bewusst, auf besonders effektive Argumentations- und Ausdrucksformen angewiesen zu sein.²⁵¹ Ärzte im Frankreich des 18. und 19. Jahrhunderts werden explizit dazu angehalten, ihre *observations* – nichts anderes als „Beobachtung[en] zweiten Grades“²⁵² – analog zum ‚malenden Dichter‘ als eine *peinture de la nature* anzufertigen, die beobachtete mensch-

²⁴⁶ Wübben: Mikrotom der Klinik, S. 173. Vgl. Jan-Dirk Müller: „Evidentia und Medialität. Zur Ausdifferenzierung von Evidenz in der Frühen Neuzeit.“ In: Gabriele Wimböck; Karin Leonhard; Markus Friedrich (Hg.): *Evidentia*. Berlin: Lit Verlag 2007, S. 59–84; s. a. der Sammelband Gabriele Wimböck; Karin Leonhard; Markus Friedrich (Hg.): *Evidentia*. Berlin: Lit Verlag 2007 und zur Poetik des 17. Jahrhunderts: Vos: Dramatic Narration.

²⁴⁷ Müller: Evidentia und Medialität, S. 61. „Unter diesen Verfahren kommt der Suggestion von Augenschein die zentrale Bedeutung zu, so sehr, daß *evidentia* weithin nichts anderes als ‚rhetorisch hergestellter Augenschein‘ heißt.“ (ebd.) Das, was rhetorisch als ‚Einsicht‘ bezeichnet wird, hat dabei jedoch lediglich Als-Ob-Struktur, denn die erzeugte *evidentia* ist fiktiv.“ (Ansgar Kemmann: „Evidentia, Evidenz [Art.]“ In: Gerd Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Darmstadt: Max Niemeyer 1996. Bd. 3, Sp. 33–47, hier: Sp. 39f.) Hergestellt wird *evidentia* durch *energeia* (die ‚Verlebendigung‘ der Rede, die auf die Affekte wirkt) und *enargeia* (Detaillierung; die mit detaillierter Genauigkeit anschauliche Beschreibung) (Müller: Evidentia und Medialität, S. 61f.).

²⁴⁸ Müller: Evidentia und Medialität, S. 66.

²⁴⁹ Müller: Evidentia und Medialität, S. 66.

²⁵⁰ Müller: Evidentia und Medialität, S. 67.

²⁵¹ Simone de Angelis: „Demonstratio ocularis und evidentia. Darstellungsformen von neuem Wissen in anatomischen Texten der Frühen Neuzeit.“ In: Helmar Schramm; Ludger Schwarte; Jan Lazardzig (Hg.): *Spuren der Avantgarde: Theatrum anatomicum: Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*. De Gruyter 2011, S. 168–193, hier: S. 168f. S. a. die anderen Beiträge dieses Sammelbandes.

²⁵² Behrens: L’eloquence, S. 91.

liche Natur also quasi in einem Gemälde festzuhalten.²⁵³ Im 18. Jahrhundert zu einer eigenen Kategorie der Ästhetik erhoben,²⁵⁴ ist die Anschaulichkeit für Mediziner eine unabdingbare Qualifikation: So preist die einflussreiche *Anweisung zur verbesserten Teutschen Oratorie* (1725) Ärzten den unschätzbaren Wert einer soliden Rednerausbildung an, da sich diese nicht nur im Umgang mit den Patienten, sondern insbesondere für den Krankheitsbericht als äußerst nützlich erweise.²⁵⁵ Für Anatomen, deren Wissenschaft über die Zerlegung des Körpers funktioniert,²⁵⁶ stellt der Anspruch auf Evidenz eine besondere Herausforderung dar. Schnitte in den Körper gelten zwar als die Evidenzmaßnahme schlechthin, doch sie gehören einem anderen Konzept als das Erzählen an. Anatomen müssen ihre Einsichten, die sie bei der Autopsie gewonnen haben, gleich zwei Mal evident machen: Zunächst werden sie bei der vor Publikum durchgeführten Obduktion durch die unmittelbare Augenzeugenschaft im *theatrum anatomicum* beglaubigt. Dieses Testimonium rufen dann in einem zweiten Schritt die Darstellungsmittel eines narrativen Vor-Augen-Stellens im Autopsiebericht auf.²⁵⁷ Bei A. E. Büchner erhält das Sektionsprotokoll daher auch einen bedeutenden Rang innerhalb der Fallgeschichte, denn es transponiert die unmittelbare Sichtbarkeit, welche die Leichenöffnung bietet. Schließlich stellt sie „mit ihrer Deixis alle unsicheren Semiosen still“²⁵⁸:

Im andern Fall aber ist es wenigstens alsdenn, wenn ein Arzt die Erlaubnis erhalten kann, den todten Körper zu eröffnen, sowol nöthig, als nützlich, daß er einer solchen Geschichte auch eine umständliche Nachricht von allen dem mit beyfüge, was er bey dieser Section wahrgenommen habe, als wodurch dieselbe erst recht vollständig und brauchbar kann gemacht werden. (Med I, S. 86)

Aus der Auseinandersetzung mit dem *evidentia*-Konzept und dem epistemischen Ideal des Beobachtens resultiert die starke Autorisierungsgeste, die Falldarstellungen auszeichnet. Es geht stets darum, die berichteten Dinge so darzustellen, als böten sie sich in

²⁵³ Auch Pinel ruft in seiner *Nosographie philosophique* die Bild-Semantik auf, allerdings *ex negativo* auf den fokussierenden Blick des Mediziners bezogen, der sich vom „begierig irrenden Blick des Kunstliebhabers auf seine ‚galerie de tableaux‘“ (Behrens: *L’eloquence*, S. 91; siehe dort S. 60–93 zur Porträt- und Schriftmetaphorik und dem *observateur* als *peintre* bei Pinel und den französischen *observations*) abgrenze. Schon Sydenham verglich die Arbeit des Mediziners, ein wirklichkeitsgetreues Abbild des phänomenalen Geschehens von Krankheiten zu liefern, mit der des Malers (Hess: *Entstehung*, S. 41).

²⁵⁴ Müller: *Evidentia und Medialität*, S. 64f.

²⁵⁵ Zelle: Hoffmanns *Medicina*, S. 361.

²⁵⁶ Vgl. o. V.: „Anatomie [Art.]“. In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 43: Anatomie stammt von griech. *anatomé* ‚Aufschneiden, Zergliedern‘.

²⁵⁷ Angelis: *Demonstratio ocularis*, S. 170f. Zum anatomischen Theater der Renaissance s. a. Jonathan Sawday: *The body emblazoned. Dissection and the human body in Renaissance culture*. London: Routledge 1995.

²⁵⁸ Vgl. Schäffner: *Die Zeichen des Unsichtbaren*, S. 493.

ihrer Stringenz förmlich von selber an²⁵⁹ und als geschähen sie eben jetzt, als würden sie folglich vergegenwärtigt – *enargeia* oder Evidenz ist hergestellt, wenn Gegenwart in der Darstellung evoziert ist.²⁶⁰ Doch hinterlässt die inszenatorische Hand ihre Spuren im medizinischen Fallbericht, und das durchaus mit Absicht, denn wer gut erzählt, dessen Beobachtungsgabe ist profund.²⁶¹ Die Beobachtung am Fall, wie sie der Text vorstellt, erweist sich dabei also stets als Simulation einer solchen, als eine Inszenierung von Beobachtung, die gerade auch über die zeitliche Organisation des Textes sichtbar wird.²⁶²

Da der narrative Akt mit Selektion und Neuarrangement den medizinischen Sachverhalt gewissermaßen erst herstellt,²⁶³ ist die Krankheit nach Bruno Latour ein ‚Hybrid‘: Sie ist zugleich naturgegeben wie kulturell erzeugt, denn die Beschwerden des Patienten, die tatsächlich vorhanden sind, werden durch ihre erzählerische Anordnung in der Fallgeschichte zu einer Krankheit zusammengefügt. Wie Zelle unterstreicht, führt Büchner genau das vor:

Vor der Erzählung gibt es keinen Unterschied zwischen krankheitsindizierendem Symptom und kontingentem Umstand, d. h. *vor* der Erzählung, die den Verlauf der Krankheit zur Darstellung bringt, gibt es nur die Chronologie der Tagesregister voller unentschiedener Kleinigkeiten. Narratologisch betrachtet heißt das jedoch auch, dass die Geschichte, die im Unterschied zum Geschehen aneinandergereihter Ereignisse auf der Gesetzmäßigkeit aufeinander folgender Ereignisse beruht,²⁶⁴ erst durch das Medium der Erzählung geschaffen wird: ‚Die Geschichte der Krankheit besteht [...] in einer [...] Erzählung [...].‘²⁶⁵

Für keine Variante der Fallgeschichte gilt dies mehr als für jene der psychologisch-psychiatrischen Disziplin, welche Prinzipien der medizinischen Fallbeschreibung aufgreift und entscheidend verändert, weshalb ihr einige abschließende Betrachtungen gewidmet werden.

²⁵⁹ Eva Siebenborn: „Darstellungsprobleme im medizinischen Fallbericht am Beispiel einer *Hystérie pulmonaire* (1888).“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 107–133, hier: S. 116.

²⁶⁰ Karin Krauthausen, Stephan Kammer: „Gegenwart, gegenwart. Für einen strukturalen Realismus.“ In: Hans J. Balmes; Jörg Bong; Alexander Roesler; Oliver Vogel (Hg.): *Neue Rundschau. Gegenwart vs. Futur zwei*. Unter Mitarbeit von Kathrin Röggla. 1. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 2016, Jg. 127/Heft 1, S. 141–154, hier: S. 142f.

²⁶¹ Wübben: *Die kranke Stimme*, S. 157.

²⁶² Siebenborn: *Darstellungsprobleme*, S. 120f.

²⁶³ Vgl.: „Es gibt in diesem Sinne keine Gegebenheit, und wer beobachtet, sieht zuallererst nichts. Die Konstitution des Faktums führt nicht vom Gegenstand zum Begriff, sie verläuft vielmehr in umgekehrter Richtung [...]“ (Vogl: *Für eine Poetologie*, S. 114).

²⁶⁴ Vgl. Martínez et al.: *Einführung in die Erzähltheorie*, S. 109; Hervorheb. im Orig.: „Im Geschehen seriell aneinandergereichte Ereignisse ergeben aber erst dann eine zusammenhängende *Geschichte*, wenn sie nicht nur (chronologisch) *aufeinander*, sondern auch nach einer Regel oder Gesetzmäßigkeit *auseinander* folgen.“

²⁶⁵ Zelle: A. E. Büchner, S. 316; Hervorheb. im Orig.

4.2.3 Psychiatrische Fall-Texte

Die frühen psychiatrischen Texte²⁶⁶ sind eng mit der klassischen medizinischen Tradition des Beobachtens und Aufschreibens verflochten und orientieren sich an bereits etablierten Strukturen der Fallerzählung, wie sie oben skizziert wurden. Die textuelle Gliederung entspricht dem Gerüst, das in der ärztlichen Praxis dazu dient, die Phänomene zu ordnen; in der Klinik Pinels werden persönliche Daten des Kranken, wie Alter, Geschlecht, Beruf, körperliche und psychische Konstitution protokolliert. Der diätetischen Tradition entsprechend berücksichtigen die Fallberichte Faktoren wie Nahrung, Luft, Feuchtigkeit ebenso wie Lebensgewohnheiten, frühere Erkrankungen und, wenn vorhanden, die Wirkung der verordneten Medikamente. Als praktikabel gilt, die Fallgeschichte in drei Teile zu gliedern, wobei sich an den anamnestischen Teil mit dem *état actuel* die erste Befundaufnahme und schließlich der finale Part anschließt, der „auf einer Zeitachse den Verlauf der Symptome und ggf. die entsprechenden Therapieschritte verzeichnet.“²⁶⁷ Das narrative Schema folgt nach wie vor einer biografischen Spannungskurve, von der Komplikation in Gestalt der Seelenstörung, die als plötzlicher ‚Einfall‘ skizziert wird, bis zur Resolution, wobei durch die temporale Anordnung der Kranke als Individuum an Profil gewinnt.²⁶⁸ Der letzte Teil ist insofern entscheidend, als er aufzeigt, wo sich Symptome überschneiden und wo sich Krankheiten differenzieren. Er stützt sich in besonderem Maß auf die Narration, was die Falldarstellung aufgrund des erzählerischen Überschusses jedoch in konzeptionellen Widerspruch zum anvisierten tableauartigen Systematisierungsversuch bringt.²⁶⁹ Zudem wird daran das Paradox von Fallgeschichten der klassifizierenden Methode deutlich: Um eine einzelne Beobachtung als Symptom im Fallbericht festzuhalten, ist bereits eine Hypothese nötig, welche die Beobachtung in ein nosologisches System einordnet. Aber: „Die Diagnose der Krankheit ergibt sich streng genommen wiederum erst aus der Verkettung der Symptome in der Krankengeschichte.“²⁷⁰

²⁶⁶ Schuster unterscheidet in ihrer Studie zur sprachlichen Professionalisierung der Psychiatrie genau zwischen den unterschiedlichen sprachlichen Strategien der psychiatrischen Textsorten Monografie, Krankengeschichte in Zeitschriften, Krankengeschichte in Krankenakten, Krankenakte und theoretische Abhandlung (Schuster: Auf dem Weg, v. a. Kap. 4).

²⁶⁷ Behrens: L’eloquence, S. 96. S. a. Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, der darauf hinweist, dass Pinel erwähnt, wie seine Schüler das Vorlesen solcher Krankengeschichten am Krankenbett üben, und darin eine gängige Praxis um 1800 vermutet (ebd., S. 96).

²⁶⁸ Schuster: Auf dem Weg, S. 265.

²⁶⁹ Behrens: L’eloquence, S. 98f. Behrens skizziert hier auch die entsprechenden Gegenbewegungen in Frankreich, welche „die narrative Linearität, die ja komplexe mnemotechnische Techniken voraussetzt, wieder in eine Bildhaftigkeit der unmittelbar erfassbaren Darstellung“ (ebd., S. 98) rückübersetzen, zum Beispiel durch Tabellen mit verknüpften Informationen und deren bildlicher Präsentation.

²⁷⁰ Düwell et al.: Epistemologie, S. 14.

Indem Pinel die Naturgeschichte auf die Psychiatrie anwendet, trägt er dazu bei, dass sich neue Schreibe- und Aufzeichnungsverfahren als maßgebliche Nosografie der französischen Psychiatrie etablieren, die das Fach bis in die Gegenwart prägen.²⁷¹ Bei Pinel werden individuelle, nicht übertragbare „Geschehnisse als mögliche Ursachen der Störung einbezogen, die in klassischen medizinischen Fallgeschichten tatsächlich kaum eine Rolle spielen.“²⁷² Oliver Sacks’ Bedauern über die generell mangelhafte Betrachtung der „patient’s personhood“²⁷³ in medizinischen *case histories* träfe Pinels Fallgeschichten – oder *historiettes*, wie er sie nannte²⁷⁴ – in geringerem Ausmaß: Sie charakterisiert vor allem das Interesse an der persönlichen Geschichte des Kranken. Die Eigenschaften des Krankheitsträgers, aber auch seine (seelische) Geschichte werden von Pinel in den Blick genommen und verschriftlicht; damit „rekonstruiert [er] eine ganze Kette von chronologisch und kausal miteinander verbundenen einzelnen Ereignissen.“²⁷⁵ In seinem *Traité* führt Pinel sowohl die antike Medizin mit Hippokrates als auch die Naturgeschichte als Gewährsleute für die textuell gefassten Beobachtungen an, weshalb auch seine eigenen Darstellungstechniken variieren: Ein „auf die Erfassung von Zeit ausgerichtetes Notationsregime“²⁷⁶ würde der ausdauernden und wiederholten Beobachtung von Symptomen gerecht werden, doch bei Pinel liegt oft ein eher abstraktes Verlaufsschema vor, das sich am epidemiologischen Muster von Beginn, Krise und Ausgang orientiert und anhand von Datums- und Tageseinträgen die auftretenden Symptome mit klimatischen Bedingungen knüpft.²⁷⁷

Heinroth hingegen, wie erwähnt ein ausgesprochener Kritiker Pinels, widmet der rhetorischen und narrativen Konturierung des Verlaufs in seinen Falldarstellungen besondere Aufmerksamkeit angesichts seines klassifikatorischen Ansatzes, die psychischen Krankheiten anhand ihres Verlaufs voneinander zu unterscheiden und daraus eine klinische Formenlehre zu entwickeln.²⁷⁸ Pinels *observationes* kritisiert er als reine Momentaufnahmen und attestiert ihnen Willkürlichkeit und mangelnde Aufmerksamkeit auf Dauer und Frequenz, also auf die korrekte zeitliche Dimension.²⁷⁹ Im Gegensatz zu

²⁷¹ Wübben: Büchners Lenz, S. 26. Eine eigene Prägung verleihen die Fallgeschichten der frühen Psychiatrie den tradierten Darstellungsstrategien, indem sie sich erörternde Textmuster aneignen, wie sie etwa die Philosophie kennt.

²⁷² Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 273.

²⁷³ Sacks: The man who mistook, S. x (Preface). S. a.: zu Sacks ‚Neuro-Novellen‘: Müller: Zeit des Erwachens.

²⁷⁴ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 824.

²⁷⁵ Frey: Am Beispiel der Fallgeschichte, S. 276.

²⁷⁶ Wübben: Büchners Lenz, S. 33.

²⁷⁷ Wübben: Büchners Lenz, S. 33f.

²⁷⁸ Wübben: Büchners Lenz, S. 44.

²⁷⁹ Wübben: Büchners Lenz, S. 71.

Pinel setzt er jedoch nicht am Einzelfall an; in seinen idealtypischen Schilderungen fehlen Hinweise auf Alter, Geschlecht des Patienten oder den Zeitpunkt der Erkrankung. Zudem erfasst Heinroth nicht sämtliche beobachteten Einzelsymptome, sondern nur jene, die als repräsentativ für die beschriebene Krankheit gelten.²⁸⁰ An Heinroth wird die Besonderheit der Psychiatrie deutlich: Um den Verlauf der Erkrankung darzustellen und die psychopathologischen Veränderungen als Symptomfolge zu erfassen, werden Erzählform und Erzählinhalt verknüpft und spezifische Krankheitselemente narrativ angeordnet.²⁸¹

Die Publikationen der Psychiatrie sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowohl in Deutschland als auch in Frankreich eine bunte Mischung von knappen Berichten, Mischformen von *observations*, polemischen Diskussionen anderer medizinischer Standpunkte bis hin zu ausschweifenden Selbstdarstellungen des Arztes. Der erzählerische Gestus bestimmt vor allem in den ersten zwei Jahrzehnten die Fallberichte. Das schreibende Ich tritt durch Formulierungen hervor, die es selbst in die Medizintradition eingliedert. Der personale oder auktoriale Erzähler fügt die einzelnen Abschnitte zu einem kohärenten Text zusammen, ohne das individuell Erfahrene durch Verallgemeinerung zu schmälern. Statt zu objektivieren stellt er seine eigene Subjektivität zum Beispiel durch Bewertungen heraus. Die sprachlichen Strategien umfassen eine Vielzahl von Graduierungen und Superlativen, um darzustellen, inwieweit der Kranke vom Normalmaß abweicht, sowie Idiome, die das Ausmaß der Krankheit verdeutlichen. Die Texte sind dabei nicht wertneutral, sondern bedienen sich eines elaborierten rhetorischen Stils, etwa durch die Nutzung von Antithesen, Hyperbeln und Metaphern, oder bauen philanthropische Passagen ein. Bezüge zu zeitgenössischen Diskursen, wie etwa der Differenztheorie der Geschlechter, werden ebenso hergestellt wie zu bereits etabliertem medizinischem Vokabular, etwa bezüglich der einzelnen Stadien, woraus eine Vielzahl an konkurrierenden begrifflichen Alternativen resultiert.²⁸² Der Wortschatz – mit einer noch sehr überschaubaren Anzahl an Fachausdrücken – weist zudem deutliche

²⁸⁰ Damit nähert er sich dem Genre der *pathognomics* an, das die Nosologen des 18. Jahrhunderts für die Klassifikation von Krankheiten besonders bevorzugten (Wübben: Büchners Lenz, S. 46f.).

²⁸¹ Wübben: Büchners Lenz, S. 7.

²⁸² Vgl. Schuster: Auf dem Weg, S. 46–60 und S. 127: „Gerade die Bezeichnung der psychischen Krankheiten, besonders ihrer Obergruppen, bleibt jedoch ein Problem, das bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts im Bewusstsein der Psychiater nicht ansatzweise gelöst wird. Erst in dem Moment, in dem die Psychiatrie sich als gesellschaftliche Institution etabliert und erst in dem Moment, als die führenden Psychiater eine Anerkennung der Psychiatrie als reguläres medizinisches Prüfungsfach anstreben, wird gemeinsam – mit großem Aufwand – nach einer gemeinsamen Terminologie gesucht.“ Erst Emil Kraepelins Lehrbuch (1883) dient zur Orientierung für eine psychiatrische Nosologie; die Normierung der psychiatrischen Krankheitsbezeichnungen geschieht dann durch die Übernahme des ICD Mitte der 1980er Jahre (ebd., S. 128).

Spuren der Erfahrungsseelenkunde auf – der intertextuelle Bezug zu Moritz' *Magazin* ist offensichtlich –, doch sind die frühen Psychiatrietexte im direkten Vergleich weniger am Unterhaltungswert als am wissenschaftlichen Nutzen interessiert.

Schuster charakterisiert die Sprache der psychiatrischen Texte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts als ‚transitorische Varietät‘, worunter sie eine Varietät versteht, die „weder reine Bildungssprache noch abgrenzbare Fachsprache ist. Dennoch ist sie funktional in dem Sinne, dass sie Verständigung gewährleistet und sich sprachliche Formen der Abgrenzung zu anderen Disziplinen herausarbeiten lassen.“²⁸³ Die konkurrierenden Darstellungsarten verweisen auf unterschiedlich zu kombinierende Traditionsbestände,²⁸⁴ mit Allusionen, die sich ebenso auf literarische Texte beziehen wie auf Fälle der ärztlichen Praxis, die bereits im kulturellen Gedächtnis sedimentiert sind.²⁸⁵ Von 1830 an wird der erzählerische Gestus durch Verknappung und Formalisierung der Form langsam abgelöst.²⁸⁶ „Mit dem psychiatrischen Spital wird die Krankengeschichte obligatorisch [...] Die Krankengeschichte wird mehr und mehr formelhaft“²⁸⁷, denn sie hat nun auch persönliche Daten zu registrieren. Sogenannte Krankenjournale mit diarischer Notationsweise, oft in Kladden geführt, beinhalten das Aufnahmedatum, den Namen der Patienten, die konkrete Krankengeschichte und ärztliche Anweisungen.²⁸⁸

Aus den Texthybriden in der Initialphase der Psychiatrie entwickeln sich bis zu den 1840er Jahren verschiedene wissenschaftliche Textsorten: Fallgeschichten, die zu Monografien erweitert werden können;²⁸⁹ Krankenakten,²⁹⁰ welche die Administration dokumentieren und strukturieren – auch sie können Fallschilderungen aufweisen, die dann aber auf wenige Stichpunkte reduziert sind, welche im klinischen Prozess von Wert sind; Abhandlungen, die sich auf körperliche Symptome und Ursachen psychischer Erscheinungen beschränken, sowie wissensvermittelnde Texte für den Überblick oder die

²⁸³ Schuster: Auf dem Weg, S. 129.

²⁸⁴ Schuster: Auf dem Weg, S. 131.

²⁸⁵ Schuster: Auf dem Weg, S. 148.

²⁸⁶ Behrens: L'eloquence, S. 99.

²⁸⁷ Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 96f.

²⁸⁸ Wübben: Büchners Lenz, S. 29–31.

²⁸⁹ Schuster nennt sie in diesem Zeitraum noch ‚Krankengeschichten‘, um sie von den um einzelne Stichwörter gruppierten Fallgeschichten ab 1840 abzugrenzen, die hinsichtlich der Textorganisation den Krankenakten ähneln (Schuster: Auf dem Weg, S. 275). Zu dieser Unterscheidung siehe ebd., S. 250.

²⁹⁰ Krankenakten zählen neben den Sektionsprotokollen zu den wichtigsten Notationsformen der Klinik, denn sie umfassen „Aufzeichnungen aus der Station, Protokolle der klinischen Demonstration, stenographische Mitschriften, Patientenbriefe und polizeiliche oder gerichtliche Aktenabschriften. Die Blätter sind meist nur lose zusammengebunden [...] In ihrer Mobilität gleichen klinische Daten durchaus denen des experimentellen Labors.“ (Yvonne Wübben: „Einleitung.“ In: Dies.; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 13–19, hier: S. 14f.)

Lehre.²⁹¹ Dieses Spektrum zeichnet sich bereits durch einen spezifischen Zuschnitt aus, mit dem sich die Texte später als Fachtexte profilieren werden, etwa durch einen eigenen Wortschatz oder die Nivellierung von Traditionen.²⁹² Außerdem zeigt es auf, zwischen welchen Polen das medizinische Schreiben oszilliert: Institutionalisierte Darstellungen des Patienten, wie sie die Krankenakte versucht, drücken Rezeptwissen aus. Ihre notwendige Prämisse ist der psychisch Kranke – nicht so für die Krankengeschichte, die das Objekt ‚psychisch Kranker‘ erst konstituiert, ihn damit also zum Fall macht und so die Legitimationsgrundlage für psychiatrisches Handeln schafft.²⁹³

Dem wachsenden Druck, psychiatrische Texte so nüchtern wie möglich zu gestalten, entzieht sich, wie eingangs gezeigt, der Psychiater Emil Kraepelin mit seinen Fallgeschichten, die er ab den 1880ern veröffentlicht. Was Kraepelin trotz seines Fokus auf die Geschichte der Krankheit nicht berücksichtigt, ist der Inhalt der berichteten Ereignisse. Wie „die Symptomatologie des Bildes mit der Subjektivität des Patienten in Beziehung zu setzen wäre“, habe sich, so Kiceluc, Kraepelin entzogen, weshalb er „Zeichen und Geschichte, Semiologie und Narratologie unverbunden nebeneinander stehen“²⁹⁴ ließ. Erst Sigmund Freud (1856–1939)²⁹⁵ wird die beiden Strategien zusammenführen. Im Versuch, eine vollständige Lebensgeschichte zu konstruieren, stiftet er schließlich den Zusammenhang: Der „Symptomträger Körper wird selbst zum Erzähler.“²⁹⁶ Letztlich geht er sogar noch einen Schritt weiter,²⁹⁷ denn bei Freud ist die Narration nicht nur Darstellungs- und Erkenntnismittel, sondern wird in der *talking cure* sogar Bedingung der Heilung.²⁹⁸

Auch Freud sucht Anschluss an die medizinische Tradition, wenn es darum geht, Krankengeschichten anzufertigen, und folgt dem klassischen Schema von *status actualis* bis zur Epikrise, doch der psychoanalytische Ansatz zwingt ihn dazu, neue Wege zu

²⁹¹ In Abgrenzung und Vertiefung von Schusters Perspektive, welche die wissenschaftlichen Lehrbücher zu Beginn und Ende des 19. Jahrhunderts miteinander vergleicht und dabei die allgemeine Tendenz zur Verknappung und Typisierung feststellt, betont Wübben die Bedeutung der Kasuistik für die Lehrbücher um 1890. Schließlich träten die Lehrbuchverfasser miteinander auf dem immer schneller expandierenden Lehrbuchmarkt in Konkurrenz, was die Entwicklung einer Fachsprache, gültige Einteilungsprinzipien und die fachlich wie didaktisch angemessene Darstellung von Krankengeschichten angeht (Wübben: Mikrotom der Klinik, S. 156 u. Anm. 22).

²⁹² Schuster: Auf dem Weg, S. 270.

²⁹³ Schuster: Auf dem Weg, S. 250.

²⁹⁴ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 828.

²⁹⁵ Vgl. Heinz Schott: „Sigmund Freud (1856–1939).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 323–335.

²⁹⁶ Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 121.

²⁹⁷ Oder wie Ralser schreibt: „Er stellt das semiologische Prinzip der modernen Klinik gleichsam vom Kopf auf die Füße.“ (Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 50)

²⁹⁸ Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 117.

beschreiten.²⁹⁹ Die strukturelle Nähe zur fiktionalen Schreibe mit dem Fokus auf die ‚unerhörte Begebenheit‘ wie in der Novelle wurde ebenso oft betont wie kritisiert, doch lässt sich Fiktion in psychoanalytischen Fallgeschichten schon deswegen nicht umgehen, da das Unbewusste selbst Fiktionsstruktur besitzt: Die Aufgabe der Freudschen Fallgeschichte ist, die psychische Realität zu rekonstruieren, wofür entscheidend ist, wie das Unbewusste, das wie eine Sprache strukturiert ist, im Sprachgefüge zusammengesetzt ist.³⁰⁰ Mit diesem Anspruch hängen auch das Fragmentarische und der Detailüberschuss zusammen, welche die Fallberichte Freuds aufgrund der zu befolgenden Konzepte des Unbewussten und der Übertragung charakterisieren und die sie von der medizinischen Tradition abgrenzen.³⁰¹ Gezielt formt Freud seine Fallgeschichten zudem gegen die chronologische Kontinuität der Lebens- und Krankengeschichte des Patienten, um die Historie der Behandlung und die geleistete Aufdeckungsarbeit herauszustellen.³⁰²

Wie Kraepelin ist er mit seinen neuartigen Fallgeschichten ein Außenseiter unter seinen *peers* und ebenso wenig wie sich die Schreibweisen des Psychiaters durchsetzen, folgt auf Freud eine psychoanalytische Tradition der Krankengeschichtsschreibung. Das ändert nichts an der Tatsache, dass seine Fallstudien aufzeigen, wie Freud eine Lücke füllt, welche die Psychiatrie bis dahin noch nicht zu schließen wusste, und zwar mit der Grundannahme, dass zwischen einer Vorgeschichte ohne Krankheitssymptome und der anschließend beim Patienten auftretenden Krankheit Beziehungen bestehen, also mit dem Konzept der ‚Konversion‘:³⁰³ „Freud war es, der Meister der Rätsel, der Pinels

²⁹⁹ Mai Wegener: „Fälle, Ausfälle, Sündenfälle – Zu den Krankengeschichten Freuds.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 169–194, hier: S. 170f. Freuds Zusammenarbeit mit Breuer in den gemeinsamen *Studien über Hysterie* (1895) gilt als entscheidend für die Entstehung der Psychoanalyse, was vor allem an der Krankengeschichte über Anna O. liegt, der Erfinderin der *talking cure* (Schott: Sigmund Freud, S. 331).

³⁰⁰ Wegener: Fälle, S. 176. Bude nennt Freud gar einen Novellisten, dessen Fallgeschichten nur deswegen unvollständige Novellen seien, weil sich vom Unbewussten keine ‚schönen‘ Geschichten erzählen ließen (Heinz Bude: „Freud als Novellist.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 3–16, hier: S. 16). Abgesehen davon, dass diese Schlussfolgerung fragwürdig ist, überinterpretiert Bude Freuds Novellen-Aussage.

³⁰¹ Vgl. Wegener: Fälle; Overbeck: Die Fallnovelle, S. 50.

³⁰² Overbeck: Die Fallnovelle, v. a. S. 51–55, der allerdings in zu starkem Maße die angeblich beabsichtigte Rezeptionswirkung einspannt, um narrative Verfahren Freuds zu erklären.

³⁰³ Müller: Zur Geschichte der Krankengeschichte, S. 99; Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 121; Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 850. Zu den Formen psychiatrischer Falldarstellungen um 1900 siehe Ralser: Das Subjekt der Normalität, S. 59ff. Auf die kasuistischen Beiträge der psychiatrischen Forschung des 20. Jahrhunderts, insbesondere zur Leukotomie, geht Marietta Meier ein und arbeitet die stark standardisierte Struktur und den streng chronologischen Aufbau der psychochirurgischen Fallgeschichten heraus: Marietta Meier: „Geschichten aus der Klinik.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014,

Vexierfrage löste und die Semiotik des Körpers mit den Erzählungen des Geistes in Einklang brachte.“³⁰⁴

Dank der bisher angestellten Betrachtungen gelang es, die Felder aufzufalten, die für einen Blick relevant sind, der sich auf die Schreibweisen medizinisch-psychologischer Fallgeschichten richtet. Auf diesem Fundament fußen die sich nun anschließenden Analysen der Texte von Marcus Herz, Christian Heinrich Spieß und Heinrich von Kleist, die sich in präziser Lektürearbeit den Strukturen, Narrativen, Denkfiguren und Reflexionsstellen eines medizinischen Zeit-Wissens der Falldarstellungen widmen werden, um daran die Vermengung narrativer und dramatischer Schreibweisen ausdifferenzieren. Zunächst wird das Augenmerk auf den Fallgeschichten von Marcus Herz liegen, insbesondere seinem Bericht über die Behandlung von Karl Philipp Moritz, der als Patient unter Herz' Obhut stand, sowie der Darstellung seiner eigenen Krankheit.

S. 60–81; Marietta Meier: „Die Konstruktion von Wissen durch Fallgeschichten. Psychochirurgische Studien in den 1940er und 1950er Jahren.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 103–114.

³⁰⁴ Kiceluc: Der Patient als Zeichen, S. 853.

5 Marcus Herz (1747–1803)

5.1 ‚Umherwandeln in den Grenzfürdern‘:

zwischen Philosophie, Medizin und Psychologie

Am 27. Februar 1786 erhält Immanuel Kant per Brief eine emphatische Loyalitätsbekundung. Verfasst hat sie Marcus Herz, Kants ehemaliger Lieblingsschüler, den sich der Philosoph als Respondenten für die eigene Disputation ausgesucht hatte. Seit seinem Studium bei Kant in den Jahren 1766 bis 1770 hat sich Herz zu einem der bekanntesten Berliner Ärzte und einer prominenten Figur der Haskala, der jüdischen Aufklärung, entwickelt.¹ Obwohl vereinnahmt durch seine „Brodwissenschaft“², wie er die Heilkunst bezeichnet, sieht sich Herz weiterhin als Botschafter der Kantischen Lehre, als „ein Überläufer, der noch Ihre Uniform trägt, und bey andern Mächten, nicht Ihren Feinden, Ihren Dienst einzuführen sucht“.³ Denn, so erläutert Herz,

¹ Vgl. Anselm Model: „Kant und die Medizin der Aufklärung.“ In: *Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte* 1990, Bd. 74/Heft 1, S. 112–116. Unter: <http://www.jstor.org/stable/20777276> [18.12.2015], S. 112; Martin L. Davies: *Identity or history? Marcus Herz and the end of the enlightenment* (Kritik. German Literary Theory and Cultural Studies). Detroit: Wayne State University Press 1995, S. 7; s. a. Bernhard Meyer: „Ein Leben im Geist der Aufklärung. Der Arzt und Philosoph Markus Herz (1747–1803).“ In: Ernst Goder (Hg.): *Berlinische Monatsschrift. Publikation zur Stadtgeschichte*, Bd. 1. Berlin: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V. 1997, S. 30–35; Bernhard Meyer: „Denken in ‚Gränzfürdern‘. Marcus Herz.“ In: Ernst Goder (Hg.): *Berlinische Monatsschrift. Publikation zur Stadtgeschichte*, Bd. 12. Berlin: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V. 1998, S. 51–56; Birgit Nehren: „Herz, Markus.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.2596> [28.06.2014]; Martin L. Davies: „Reason and Revulsion: Marcus Herz and the Enlightenment.“ In: *German Life & Letters* 1996, Bd. 49/Heft 2, S. 136–146. Die Schwierigkeiten, die ein jüdischer Student zu jener Zeit bewältigen musste, um überhaupt zugelassen zu werden, skizziert Christoph M. Leder: *Die Grenzgänge des Marcus Herz. Beruf, Haltung und Identität eines jüdischen Arztes gegen Ende des 18. Jahrhunderts* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 35). Münster, New York: Waxmann 2007, v. a. S. 205–208; Davies führt anhand konkreter Zahlen die Besonderheit der Causa Herz vor Augen: Im Jahr 1770, als sich Herz am *Collegium medico-chirurgicum* einschrieb, kamen in Berlin auf 133 520 Einwohner nur 36 Mediziner, davon waren drei jüdische Ärzte (Davies: *Identity or history*, S. 84) (siehe diesbezüglich auch die Kritik am zu engen Identitäts- und Aufklärungskonzept Davies’ bei Johan van der Zande: „Review: Identity or History? Markus Herz and the End of the Enlightenment. By Martin L. Davies.“ In: *Central European History* 1996, Bd. 29/Heft 4, S. 585–587).

² Herz’ Klagen über den harten Alltag eines Arztes sind nicht unbegründet: So macht er selbst Mitte November 1780 täglich rund 30 Hausbesuche und hat dazu noch jeden Tag circa 30 Patienten im Jüdischen Hospital zu behandeln. Da er darüber hinaus noch seine Vorlesungen vorbereitet, arbeitet Herz vom frühen Morgen bis spätabends (Davies: *Identity or history*, S. 85).

³ Immanuel Kant: „Briefwechsel.“ Aus den Bänden 10–13 und 23 der Akademieausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken. Hg. v. Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik und Korpora.org: Elektronische Edition der Gesammelten Werke Immanuel Kants. Bonn/Duisburg-Essen 2002/2008, S. 431; fortan im Text zitiert mit der Sigle AA, der Bandnummer sowie der Nummer des Briefes und der jeweiligen Seitenzahl. Herz war nicht der einzige Kant-Verehrer unter seinen Kollegen, wie Jütte am Lustspiel *Reb Henoch, oder: Woßt tut me damit* (1793) von Isaak Euchel zeigt, das die unkritische Kant-Begeisterung jüdischer Ärzte um 1800 persifliert (Robert Jütte: „Es müssen dem

ich liebe das Umherwandeln in den Gränzörtern der beyden Länder, der Philosophie und der Medizin, und habe meine Freude daran, wenn ich da Vorschläge und Einrichtungen zu Gemeinregirungen entwerfen kann. Es wäre gut, dünkt mir, wenn ähnliche Gränzörter zwischen der Philosophie und ihren benachbarten Gebieten fleißig von den Philosophen so wohl als von den praktischen Gelehrten und Künstlern aller Art fleißig besucht würden; jene würden dadurch dem häufigen gerechten Tadel der unnützen Grübeley, und diese dem der Empirie entgehen. [alles sic!] (AA X, Nr. 260, S. 431f.)

Herz plädiert hier für ein ausgeglichenes reziprokes Verhältnis von Medizin und Philosophie. Er vertritt die unter seinen Medizin-Kollegen noch recht unpopuläre Ansicht, dass ein Zusammenspiel von Empirie und Vernunft zwingend nötig ist, um die ärztliche Tätigkeit ausführen zu können.⁴ Die Philosophie helfe dabei zu demonstrieren, wie Wissen angeeignet werden könne: „Sie erstreckt sich, um mich logisch auszudrücken, mehr auf die Form als auf die Materie des Denkens.“⁵ Damit ist die Philosophie diejenige Wissenschaft, aus der sich alle anderen speisen, wie Herz am Bild der Philosophie als Strom verdeutlicht, „aus welchem die übrigen Wissenschaften, in verschiedenen Entfernungen von der Quelle, gleichsam Arme von beyden Seiten ausfliessen, zu denen man aber nicht kommen kann, ausser wenn man seine Farth, von der Hauptquelle des Stroms an der Länge nach nimmt.“⁶ Die Philosophie durchdringt demnach alle Wissenschaften, doch mit der Medizin steht sie in besonders enger Verbindung, und zwar über den Teil der ‚Arzeneygelahrtheit‘, der sich mit der ‚Natur der Seele‘ beschäftigt.⁷ Da diese medizinische Teildisziplin für Herz ein elementarer, wenn nicht sogar der entscheidende Bestandteil der Heilkunst ist, kritisiert er die mangelnde Aufmerksamkeit, die ihm im akademischen Umfeld geschenkt wird. Er fordert einen verstärkten Fokus im Rahmen der universitären Ärzte-Ausbildung,⁸ und damit „in einer wohl eingerichteten

Juden seine eingerosteten Ideen benommen werden‘ – Anmerkungen zur Rolle jüdischer Ärzte in der Haskala.“ In: *Aschkenas* 2007, Bd. 15/Heft 2, S. 573–581, hier: S. 575f.).

⁴ Mark Boulby: „Marcus Herz the Psychologist.“ In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 1980, Reihe A/Bd. VIII/Heft 4, S. 327–331, hier: S. 328.

⁵ Marcus Herz: *Versuch über den Schwindel*. 2., umgeänd. und verm. Aufl. Berlin: Voß 1791, S. xxxiii. Fortan im Text zitiert mit der Sigle VüS und der entsprechenden Seitenzahl.

⁶ Marcus Herz: „[Rezension zu:] D. Ernst Platners, der Arzeneykunst Professors in Leipzig, Anthopologie für Aerzte und Weltweise.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 7–23, hier: S. 7.

⁷ Herz: Platner, S. 8.

⁸ „Aber freylich wird zu dieser Pharmaceutik, eine tiefere und genauere Kenntniß unserer Seele erfordert, als man uns gemeinlich auf den Schulen beybringt. Wir empfangen da Unterricht in einer Menge Nebenwissenschaften, die bisweilen mit unserm Hauptvorwurf nur in einer sehr zufälligen Verbindung stehn, nur gerade diejenige wird am meisten vernachlässigt, die uns am erheblichsten seyn sollte. Wir haben Lehrer in der allersubtilsten Anatomie, die mit der genauesten Eintheilung und Benennung der Seiten, Winkel und Bänder eines jeden Knöchelchen, sorgfältig unsern Kopf anfüllen, wir haben Lehrer in der künstlichen Chimie, in der Botanick, aber der würde eine seltene Erscheinung auf der Universität ausmachen, der sich zum Lehrer einer medicinischen Psychologie aufwerfen würde [alles sic!].“ (Herz: Platner, S. 9)

medizinischen Schule, neben dem Lehrer der Körperzerschneidung, einen Lehrer der Seelenzergliederung“ (VüS, S. 28).

Während des Medizinstudiums genießen die angehenden Ärzte in der Aufklärung auch Unterricht in Philosophie.⁹ Herz selbst, am 17. Januar 1747 in Berlin als Sohn eines Talmud-Schreibers geboren, hat beide Fächer in Königsberg studiert, bevor er 1774 seine in Berlin und Halle erfolgte medizinische Ausbildung mit dem Doktorgrad abschließt. Dabei macht Immanuel Kant einen nachhaltigen Eindruck auf seinen Schüler Herz:

Sie allein sind es dem ich meine glückliche Veränderung des Zustandes zu danken habe, dem ich ganz mich selbst schuldig bin; ohne Ihnen würde ich noch jezo gleich so vielen meiner Mitbrüder, gefeßelt am Wagen der Vorurtheile ein Leben führen, das einem jeden viehischen Leben nach zu setzen ist; ich würde eine Seele ohne Kräfte haben, ein Verstand ohne Thätigkeit, kurz ohne Ihnen wäre ich dies was ich vor vier Jahre war, das ist, ich wäre nichts. [alles sic!] (AA X, Nr. 58, S. 99)

Aus Kants Dissertation *Von der Form der Sinnen- und Verstandeswelt und ihren Gründen* (*De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis*) aus dem Jahr 1770 entnimmt Herz eine Reihe von Thesen, die er in seinen eigenen Schriften, allen voran den *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit* (1771),¹⁰ verarbeitet. Besonders Kants neuartiges psychologisches Modell¹¹ fällt bei Herz auf fruchtbaren Boden: Der Königsberger Philosoph hat bereits in seiner Dissertation „Vernunft und Sinnlichkeit als zwei gleichberechtigte Erkenntnisweisen mit kategorial verschiedenen Funktionen“¹² definiert: Um sinnlich wahrnehmbare Objekte erfahren zu können, ist eine rezeptive Fähigkeit erforderlich, die Sinnlichkeit. Der Akt des passiven sinnlichen Erfassens von Objekten durch Gehör, Geruch, Gesichtssinn etc. wird mit dem Begriff Anschauung bezeichnet. Alle physikalischen Objekte und Ereignisse, die den fünf äußeren Sinnen direkt oder indirekt zugänglich sind, gehören damit ebenso zu den Anschauungen wie alle gefühlten, erinnerten, introspektiven, in der Selbstwahrnehmung erkannten psychologi-

⁹ Model: Kant, S. 113. Für Johann Gottlob Krüger zählen darüber hinaus Logik, Mathematik und Metaphysik zu den Disziplinen, die der angehende Medizinstudent zu meistern hat, um sich als Arzt zu qualifizieren (Davies: *Identity or history*, S. 99). Vgl. Elfriede Conrad et al.: „Einleitung.“ In: Marcus Herz: *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit*. Hg. v. Elfriede Conrad, Heinrich P. Delfosse und Birgit Nehren. Hamburg: Felix Meiner Verlag 1990, S. VII–XL, S. IX.

¹⁰ Vgl. Marcus Herz: *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit*. Hg. v. Elfriede Conrad, Heinrich P. Delfosse und Birgit Nehren. Hamburg: Felix Meiner Verlag 1990; im Folgenden mit der Sigle BspW und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

¹¹ Stefanie Buchenau: „Markus Herz. Kritik und Religion.“ In: Michael Hofmann; Carsten Zelle (Hg.): *Aufklärung und Religion. Neue Perspektiven* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2010, S. 223–241, hier: S. 228.

¹² Iwan-Michelangelo D’Aprile: *Die schöne Republik. Ästhetische Moderne in Berlin im ausgehenden 18. Jahrhundert* (Studien zur deutschen Literatur, 181). Tübingen: Max Niemeyer 2006, S. 121.

schen Zustände – die Objekte des inneren Sinns nach Kant.¹³ In Zusammenspiel mit dem Verstand vermittelt die Anschauung die Einheit des angeschauten Gegenstands,¹⁴ denn der Verstand ist das Vermögen, die Affektionen – also die sinnlichen Daten, welche die rezeptive Einbildungskraft liefert – zu ordnen und empirische Begriffe zu bilden.¹⁵ Die unmittelbare sinnliche Erkenntnis eines bestimmten Objekts geht demnach Hand in Hand mit einem generellen Konzept oder Begriff, unter die dieses Objekt fällt; Anschauungen und Begriffe arbeiten folglich in der menschlichen Erkenntnis zusammen.¹⁶

Reine, das heißt allgemeine und notwendige Formen von Anschauungen sind nach Kant der Raum und die Zeit an sich. Da sie jeglicher sinnlich-empirischer Anschauung vorausgehen, also jeglicher Wahrnehmung zugrunde liegen, lassen sie sich nicht von der Erfahrung abziehen und stellen als Ordnungsformen die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung dar:¹⁷

Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen abgezogen worden. [...] Der Raum ist eine nothwendige Vorstellung a priori, die allen äußeren Anschauungen zum Grunde liegt. [...] Er wird also als die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinungen und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung angesehen und ist eine Vorstellung a priori, die nothwendiger Weise äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt.¹⁸

Gleiches gilt für die Zeit: „Denn das Zugleichsein oder Aufeinanderfolgen würde selbst nicht in die Wahrnehmung kommen, wenn die Vorstellung der Zeit nicht a priori zum Grund läge.“ (AA III, S. 57)

Diejenigen Vorstellungen, deren Quelle die Sinnlichkeit ist, sind demnach durch die zeitliche und räumliche Ordnung gekennzeichnet. Als reine apriorische Formen der Anschauung strukturieren Zeit und Raum damit die menschliche Erfahrung von Objekten, zusammen mit den Vernunftbegriffen. Letztere beziehen sich allerdings auf eine von

¹³ James R. O’Shea: *Kant’s Critique of Pure Reason. An Introduction and Interpretation*. Durham: Acumen 2012, S. 26.

¹⁴ Axel Spree: „Anschauung [Art.]“. In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [22.01.2016].

¹⁵ Wulff D. Rehfus: „Verstand [Art.]“. In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [03.05.2016].

¹⁶ O’Shea: Kant, S. 33. Vgl.: „Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden“, woran sich Kants berühmte Aussage in der *Kritik der reinen Vernunft* anschließt: „Gedanken ohne Inhalte sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ (Immanuel Kant: „Kritik der reinen Vernunft (2. Aufl. 1787).“ Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken (Bd. 3). Hg. v. Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik und Korpora.org: Elektronische Edition der Gesammelten Werke Immanuel Kants. Bonn/Duisburg-Essen 2002/2008, S. 75)

¹⁷ Axel Spree: „Anschauungsformen [Art.]“. In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [22.01.2016].

¹⁸ Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, S. 52f.; fortan zitiert unter der Sigle AA III und der entsprechenden Seitenzahl.

der Sinnenwelt abgetrennte Realität.¹⁹ Denn so wie den Sinnesempfindungen Raum und Zeit als apriorische Prinzipien zugrunde liegen, so muss auch das Denken auf bestimmten Denkformen fußen: apriorische Verstandesbegriffe, die nicht von der Erfahrung abhängen, also nicht zur Sinnlichkeit gehören. Kant nennt sie die Kategorien, gemäß denen die Vorstellungen geordnet beziehungsweise klassifiziert werden, sodass die erscheinende Wirklichkeit begrifflich erkannt wird.²⁰

Diese grundsätzliche Einteilung der Begriffe, die Kant in seiner Dissertation vornimmt und später in der *Kritik der reinen Vernunft* (1781) vertieft, übernimmt Herz und führt sie in sämtlichen eigenen Schriften an. Als Kantianer der ersten Stunde wird Herz auch von seinen Zeitgenossen erachtet, seine *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit* werden sowohl vom Verfasser als auch von Rezensenten und Fachpublikum als Darstellung der Positionen Kants aufgefasst, womit sie die Kant-Rezeption nachhaltig beeinflussen.²¹ Doch ist die Forschung uneins darüber, wie Herz' Verhältnis zu Kant nach dessen kritischer Wende zu beurteilen ist. Schließlich ist von der gegenseitigen

¹⁹ Buchenau: Markus Herz, S. 228.

²⁰ Vgl. Wulff D. Rehfus: „Kategorien [Art.]“. In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [22.01.2016]: Für Kant sind die Kategorien „apriorisch, reine Begriffe des Verstandes, gemäß denen die Vorstellungen geordnet bzw. klassifiziert werden, sodass die erscheinende Wirklichkeit begrifflich erkannt wird.“ Nach Kant gibt es vier Kategorien, die ihrerseits in drei Unterpunkte gegliedert sind, also zwölf transzendente Grundbegriffe: die Quantität (mit den Größen Einheit, Vielheit und Allheit); die Qualität (mit den Größen Realität, Negation und Limitatio); die Relation – mit Inhärenz und Subsistenz (*substantia et accidens*, Substanz, Akzidens), Kausalität und Dependenz (Ursache und Wirkung) und Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden) –; die Modalität – mit den Gegensatzpaaren Möglichkeit und Unmöglichkeit, Dasein und Nichtsein und dem Gegensatzpaar Notwendigkeit und Zufälligkeit (ebd.). Sie liegen dem Verstand als apriorische Begriffe in gleicher Weise zugrunde, wie es die Anschauungsformen Raum und Zeit bei den Sinnesempfindungen tun: Die Anschauungsformen sind nach Kant „die jeder sinnlich-empirischen Anschauung vorausgehenden und also jeder Erfahrung zugrunde liegenden Ordnungsformen Raum und Zeit.“ (Spree: Anschauungsformen [Art.]) Zur Unterscheidung von Vernunft und Verstand: „Für Kant ist Vernunft einerseits das (theoretische) Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien, und ihre Aufgabe ist es entsprechend, die vom Verstand konstituierte Wirklichkeit ‚unter die höchste Einheit des Denkens‘ zu bringen. Andererseits ist die Vernunft das (praktische) Vermögen der Ideen. In diesem Gebrauch ist die Vernunft regulativ, indem sie das Wollen und Handeln der Menschen bestimmt“ (Wulff D. Rehfus: „Vernunft [Art.]“. In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [27.05.2016]). Der Verstand ist für Kant „das Vermögen der Begriffe, die der Mensch spontan entwickelt. Der Verstand nämlich ordnet die Affektionen, d. h. die sinnlichen Daten, welche die rezeptive sinnliche Einbildungskraft im Rahmen der Vorstellungsformen Raum und Zeit liefert, gemäß den Kategorien (Quantität, Qualität, Relation und Modalität) und bezieht sie, in der Bildung von (empirischen) Begriffen, auf die transzendente Einheit des Bewusstseins. Auf diese Weise konstituiert der Mensch in einem spontanen Bewusstseinsakt die erscheinende Wirklichkeit im Begriff (Rehfus: Verstand [Art.]).

²¹ Conrad et al.: Einleitung, S. XXXI–XXXVIII. Vgl. ebd., S. XXXIV: Dass Kant schon kurz nach Erscheinen der *Betrachtungen* sein anfangs wohlwollendes Urteil einschränkt, liegt vor allem in der persönlichen Weiterentwicklung begründet, die ihn seine eigene Dissertation in kritischem Licht sehen lässt, wie er Herz in seinem Brief vom 21. Februar 1772 darlegt (AA X, Nr. 70).

Verbundenheit, von der der Briefwechsel zwischen Kant und Herz von 1770 an zeugt,²² über die Jahre weniger und weniger zu spüren. Die beiden Philosophen entfremden sich zunehmend, aber der Grund hierfür ist in der Forschung umstritten.

Seit der *Kritik der reinen Vernunft* (1781), an der er seit 1770 gearbeitet hat und Herz dabei stets über die Fortschritte auf dem Laufenden hält, bestimmt Immanuel Kant Philosophie als Erkenntniskritik. Als Beleg dafür, dass Herz diese Wende aus der eigenen praktischen Erfahrung heraus nicht mittragen und auch nicht vollständig durchdringen kann, wird sein Geständnis vom 7. April 1789 gewertet, das er Kant gegenüber äußert:

Ich bin in der praktischen Sphäre, die sich täglich mehr und mehr um mich erweitert ganz verstrickt, und sie macht mir es leider physisch und moralisch unmöglich, an jenen süßen erhabenen Spekulationen, mit denen Sie jezo die Welt so sehr beglücken, die den Menschen so ganz sich und seinen Werth fühlen lassen, und die für mich den mächtigsten Reitz haben, so recht warmen Antheil zu nehmen! Sie stehen beständig mir vor Augen Ihre unsterblichen Werke, ich lese fast täglich darin, unterhalte mich fleißig mit meinen Freunden darüber; aber das System so ganz zu umfassen, es zu durchdringen, dazu hat mich leider mein praktisches Leben völlig unfähig gemacht, und, Ihnen kann ich es gestehen, der Gedanke an dieser Unfähigkeit trägt manche Stunde meines Lebens. (AA XI, Nr. 351, S. 14f.)

Zu Recht warnt Buchenau davor, Herz' Bekenntnis allzu wörtlich zu nehmen, zumal sich Kants kritische Gedankengänge auch bei Herz wiederfinden: Wenngleich sich bestimmte Gegenstände der sinnlichen Erkenntnis entziehen, so seien sie darum nicht gleich undenkbar, behauptet Kant und nennt Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als die drei reinen Konzepte der Vernunft. Sie zählen zu den *noumena*, den Objekten des Verstehens, deren apriorische Erfahrung das höchste Ziel der Metaphysik ist.²³ Während Kant im Jahr 1770 Kritik und Metaphysik noch als komplementäre Disziplinen gewertet hat, rückt er mit der *Kritik der reinen Vernunft* die Selbsterkenntnis der Vernunft in den Mittelpunkt;²⁴ die überlieferte Metaphysik sei mit ihrem Versuch, eine Welt jenseits aller Erscheinungen als wahre Welt zu erkennen, gescheitert.²⁵ Die sogenannte „Koper-

²² Conrad et al.: Einleitung, S. XVII f. So nennt Herz seinen Mentor sowie Lessing „seltne[] Jahrhundterscheinungen“ (Marcus Herz: *Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit*. 2., verm. und verb. Aufl. Berlin: Voß 1790, S. 58) und besonders die Briefe in den Jahren nach Herz' Weggang aus Königsberg sprechen von der tiefen Verehrung des Schülers für seinen Lehrer und von Kants Wohlwollen Herz gegenüber (vgl. AA X Nr. 55, 58, 59, 67, 68, 70, 79).

²³ O'Shea: Kant, S. 15.

²⁴ Buchenau: Markus Herz, S. 229.

²⁵ Vgl. Kants berühmtes Bild vom Ozean für die Welt des Dings an sich: „Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset und jeden Theil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel und durch die Natur selbst in unveränderliche Gränzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Oceane, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt und, indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflucht, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann.“ (AA III, S. 155)

nikanische Wende‘ bei Kant formuliert eine radikale Kritik an der traditionellen rationalen Metaphysik und äußert sich in einer revolutionären Sicht der Metaphysik, die auf der Annahme fußt, dass ‚sich die Gegenstände nach der Erkenntnis richten‘ (AA III, S. 7).²⁶ Die Wissenschaftlichkeit der Metaphysik müsse begründet und die Beziehung zwischen den sinnlichen Gegenständen und den Dingen an sich, die weder mit den Sinnen noch mit der Vernunft je voll begriffen werden können, in ihrer Funktionsweise bestimmt werden, wozu Kant die transzendente Deduktion und das transzendente Schema einführt.²⁷

Dass sich Herz von Kant entfernt, mag zu einem gewissen Grad mit der unterschiedlichen Einschätzung der Metaphysik zu tun haben²⁸ und mit Bestimmtheit im großen Einfluss Moses Mendelssohns auf Herz gründen.²⁹ Entscheidender in Hinblick auf den Mediziner Marcus Herz scheint mir aber die Einschätzung der Psychologie zu sein, die Kant in Opposition zu Herz stellt. Immerhin sollte mit Kants kritischer Wende die Psychologie der Aufklärung aus der Philosophie ausgeschlossen werden, schließlich würde die empirische Psychologie in Gebiete eindringen, in denen sie nichts zu suchen habe:³⁰ „Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen in einander laufen läßt.“ (AA III, S. 8) Herz, der selbsternannte Grenzgänger zwischen Philosophie und Medizin (vgl. AA X, Nr. 260), muss hier zwangsläufig anderer Meinung sein.

Denn Herz versteht sich als philosophischer Arzt, der die ‚Weltweisheit‘ nutzt, um Probleme der alltäglichen medizinischen Praxis lösen zu können – unter anderem in

²⁶ Vgl. AA III, S. 11–13; s. a.: O’Shea: Kant, S. 38f.; Ralf Ludwig: *Kant für Anfänger: Die Kritik der reinen Vernunft. Eine Lese-Einführung*. München: dtv 1995. Zur Definition von Metaphysik in der Geschichte der Philosophie vgl. Karl Bormann: „Metaphysik [Art.]“. In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [09.03.2016].

²⁷ AA III, ab § 13.

²⁸ Buchenau: Markus Herz, S. 230. Herz habe Kants neues System nicht wegen intellektuellen Unvermögens nicht völlig durchdringen können; Kants „metaphysischer Kritizismus von 1770 entspricht einfach seinen religiösen Überzeugungen besser“ (Buchenau: Markus Herz, S. 240).

²⁹ Vgl. Meyer: Denken in ‚Gränzörtern‘, S. 52. Zur Beziehung Herz’ zu Mendelssohn vgl. Conrad et al.: Einleitung, S. XXIII–XXX. Mendelssohn beeinflusste Herz ebenso stark wie Kant, wobei der Mediziner stets versuchte, das Denken der beiden in Einklang zu bringen (ebd., S. XXI). Wo Herz von Kant abweicht, gehe dies direkt auf den Einfluss des väterlichen Freundes Mendelssohn zurück, beispielsweise bezüglich Kants Satzes des Widerspruchs, bei dem Herz der Argumentation Mendelssohns folge (ebd., S. XXXVIII).

³⁰ Bell: The German tradition, S. 145, der Kants ambivalente Haltung der Psychologie gegenüber auffaltet (ebd., S. 145–154). Dass Herz eigentlich dazu angetreten sei, die empirische Psychologie zu desavouieren, damit aber das Gegenteil erreicht, ist für Steigerwald der Grund für das abkühlende Verhältnis zu Kant (Jörn Steigerwald: „Ideen-zirkulation und Zirkulation von Ideen. Zur empirischen Psychologie der Berliner Spätaufklärung (am Beispiel von Marcus Herz)“. In: Harald Schmidt; Marcus Sandl (Hg.): *Gedächtnis und Zirkulation. Der Diskurs des Kreislaufs im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (Formen der Erinnerung, 14). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, S. 39–62, hier: S. 50).

seiner Funktion als Leiter des Jüdischen Hospitals in der Oranienburger Straße in Berlin (in seiner Heimatstadt praktiziert er als niedergelassener Arzt bis zu seinem Tod am 19. Januar 1803).³¹ Philosophie betreibt Herz also stets angewandt als Anthropologie und empirische Psychologie, womit er sich in die Denktradition der ‚vernünftigen Ärzte‘ der Hallenser Frühaufklärung einreihet.³² „Medicine and philosophy were, after all, complementary aspects of the only science that mattered, the science of Man.“³³

Kants scharfe Kritik an der Psychologie speist sich aus dem für sie so zentralen Leib-Seele-Problem. Die Beziehung zwischen Körper und Geist zu bestimmen, sei, so Kant in einem Brief an Herz aus dem Jahr 1773, „die subtile u. in meinen Augen auf ewig vergebliche Untersuchung über die Art wie die organe [sic!] des Korper [sic!] mit den Gedanken in Verbindung stehen“³⁴. Für Herz aber bilden die Interdependenzen von Körper und Seele, deren Beweis seine praktische Tätigkeit als Arzt liefert, die Grundüberzeugung, auf der seine medizintheoretischen Abhandlungen fußen. Zudem ist für Herz „nicht die Seele an und für sich, sondern nur so fern sie mit dem Körper in Verbindung steht“, ³⁵ Gegenstand des Arztes. Am Nexus von Körper und Seele entwickelt er seine medizinisch-philosophischen Positionen, die sämtliche Publikationen des Mediziners kennzeichnen und daher im Folgenden skizziert werden sollen. Damit lotet Herz die aufstrebende Wissenschaft der Psychologie weiter aus, der auch Kants Gegenkampagne nichts anhaben kann: „[...] far from doing any long-term damage to psychology, it strengthened it, contrary to Kant’s intentions. [...] The result was the invention of psychophysics and the beginnings of psychology as a laboratory science.“³⁶

³¹ Davies: Identity or history, S. 7f.; Meyer: Denken in ‚Gränzörtern‘, S. 51. Zur Krankenversorgung in der jüdischen Gemeinde und den jüdischen Hospitälern in Berlin s. a.: Leder: Die Grenzgänge, S. 122–133.

³² Vgl. die Ausführungen zu A. E. Büchner in Kap. 4.2.2. Die spezielle Rolle der Medizin in der Haskala, in der die Spannung zwischen jüdischer Religion und bürgerlicher Gesellschaft besonders deutlich wurde, beleuchtet Jütte an Mediziner-Kollegen von Marcus Herz (Jütte: Jüdische Ärzte). Zum Einfluss aufklärerischer Gedanken im Alltag des Physikus s. a.: Mary Lindemann: „The Enlightenment Encountered: The German Physicus and His World, 1750–1820.“ In: Roy Porter (Hg.): *Medicine in the Enlightenment*. Amsterdam, Atlanta/GA: Rodopi 1995, S. 181–197.

³³ Davies: Identity or history, S. 89. Vgl. empirische Psychologie „gewinnt ihre Erkenntnisse mit Hilfe empirischer, d. h. auf überprüfter Erfahrung beruhender Verfahren. Nach den wissenschaftlichen Kriterien der Wiederholbarkeit, der Eindeutigkeit von Durchführung und Ergebnis, der Objektivität und der Reliabilität werden Hypothesen oder ganze Theorien der Überprüfung unterzogen. Dem *Empirismus* als einer von mehreren Säulen moderner Wissenschaften liegt die philosophische Annahme zugrunde, die *Erfahrung* sei die einzige Quelle der Erkenntnis (nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu: Nichts ist im Verstand, das nicht vorher im Sinn, d. h. in der Wahrnehmung war).“ (Oliver Schulz: „Empirische Psychologie [Art.]“ In: Gerd Wenninger (Hg.): *Lexikon der Psychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2000. Unter: <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/empirische-psychologie/4081> [09.03.2016]; Hervorheb. im Orig.).

³⁴ AA X, Nr. 79, S. 145.

³⁵ Herz: Platner, S. 10.

³⁶ Bell: The German tradition, S. 144.

5.1.1 Von Koryphäen und Monddoktoren, von Beobachtung und Experiment: Herz' medizinischer Standpunkt

Psychologie ist für Herz ‚Erfahrungsseelenkunde‘, die er als „*via regis toward this science of humanity [...], the cornerstone of philosophical medicine*“,³⁷ ansieht. Daher macht er sich zusammen mit Karl Philipp Moritz und Moses Mendelssohn Gedanken zu einem entsprechenden Magazin-Projekt und entwirft mit ihnen 1782 einen Plan für das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*.³⁸ Mit Mendelssohn diskutiert Herz darüber hinaus intensiv den Entwurf eines medizinischen Lehrbuchs: Der *Grundriß aller medizinischen Wissenschaften*, den Herz dann 1782 publiziert, gewinnt hohes Ansehen; so wird er etwa an der renommierten Medizin-Fakultät in Halle, aber auch in Berlin als Vorlesungskompodium verwendet.³⁹ In ihm führt Herz die Erkenntnisse seiner am jüdischen Krankenhaus und am *Collegium medico-chirurgicum* gehaltenen Vorlesungen zusammen. Das *Collegium*, an dem sich Herz selbst 1770 eingeschrieben hat, gilt als Hort der Boerhaaveschen Lehre. Durch den großen Einfluss, den die Boerhaave-Schüler Johann Theodor Eller und Julien Offray de La Mettrie auf Friedrich den Großen ausüben, ist das Ethos der ärztlichen Praxis in Berlin von Boerhaaves modernem empirischem Ansatz und seiner Auffassung von klinischer Erfahrung geprägt.⁴⁰ Herz teilt vor allem Boerhaaves Verständnis von Krankheit als einem widernatürlichen Zustand, den zu beseitigen die Aufgabe des Mediziners ist, um so die natürliche Balance im menschlichen Individuum wiederherzustellen. Als Moritz schließlich das *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* ins Leben ruft, lässt er diverse Aufsätze Herz' abdrucken, die diese Auffassung vertreten.⁴¹ Krankheit als ein Versuch der Natur, Gesundheit wiederherzustellen, indem das Kranke eliminiert wird, ist zudem eine Definition des von Herz verehrten Sydenhams, die der Berliner Arzt in seiner medizinischen Dissertation zitiert.⁴² Freilich kommt nach Herz dem Mediziner dabei eine entscheidende Rolle zu, nämlich die eines

³⁷ Davies: Identity or history, S. 133. S. a.: Leder: Die Grenzgänge, S. 195.

³⁸ D'Aprile: Die schöne Republik, S. 112.

³⁹ Conrad et al.: Einleitung, S. XIV.

⁴⁰ Davies: Identity or history, S. 84. Herz lernte während seines Medizinstudiums in Halle bei Goldhagen, der ihm die Hoffmannschen Methoden vermittelte, an denen sich Herz auch im *Grundriß* orientierte (Leder: Die Grenzgänge, S. 132). Herman Boerhaave hatte versucht, die iatrochemische und die iatromechanische Schule in einem universellen Hippokratismus zusammenzubringen (Leder: Die Grenzgänge, S. 158).

⁴¹ Herz beteiligt sich mit einigen Beiträgen am *Magazin*: Neben dem Bericht über seine eigene Krankheit, der in Bd. 1, Stück 2 erscheint, finden sich dort auch die Texte „Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge“ (Bd. 8, Stück 2, S. 1) und „Fragment aus des Herrn Professor Herz Schrift, über den Schwindel“ (Bd. 9, Stück 1, S. 97).

⁴² S. a. die entsprechenden Ausführungen in *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften* (1782), *Briefe an Aerzte. Erste Sammlung* (1777), *Ueber den Gebrauch des Wasserfenchelsaamens in der Lungenschwindsucht* (1796). S. a.: Davies: Identity or history, S. 103f.; Leder: Die Grenzgänge, S. 69.

Halbgottes: Schließlich ist der Vorgang der Heilung „an enactment of the doctor’s metaphysical insights“,⁴³ der das Kunstwerk ‚Mensch‘, welches die Krankheit beschädigt hat, in seiner moralischen Bestimmtheit wieder errichtet.⁴⁴

Im *Grundriß* skizziert Herz seine Krankheitslehre, deren Kernanliegen ist, die pathologischen Zusammenhänge vollständig zu erfassen. Herz erklärt Erkrankungen des Körpers aus einem mangelnden Zusammenspiel der Körperfunktionen, die er in drei Kategorien aufteilt: die Lebensfunktionen (wie Herztätigkeit, Blutversorgung etc.), die natürlichen Funktionen (z. B. Verdauung) und die ‚thierischen Funktionen‘ (u. a. Sinestätigkeit).⁴⁵ Fehlen alle drei Funktionen, tritt der Tod ein; ‚stimmen‘ die drei Funktionen ‚überein‘, so herrscht vollständige Gesundheit; zwischen diesen Polen aber erstreckt sich „die stufenreiche Gesundheitsleiter“.⁴⁶ Das Tätigkeitsfeld, das sich hier für den Mediziner eröffnet, ist die Pathologie, die „dem Arzt nothwendige Lehre von den verletzten Funktionen, oder von den Abweichungen von der vollständigen Gesundheit“.⁴⁷ Nach Herz faltet sich die Pathologie in drei große Felder auf, je nachdem, wie die Krankheit betrachtet wird:

Als Erscheinung, in so fern verschiedene Zufälle zusammengenommen dieselbe und keine andere ausmachen; als Folge, in so fern sie von dieser oder jener widernatürlichen Veränderung im Körper entspringen kann; und als Ursache, in so fern sie Folgen von verschiedener Art und Beschaffenheit im Körper hat.⁴⁸

Deshalb lauten die Felder der Pathologie erstens Phänomenologie beziehungsweise Nosologie, die Lehre von den Erscheinungen, die Herz als Teil der Naturgeschichte definiert;⁴⁹ zweitens Ätiologie, die Lehre von den Ursachen, nach Herz Teil der Naturphilo-

⁴³ Davies: Identity or history, S. 106.

⁴⁴ Davies: Identity or history, S. 106. Wie Annette Keck anregte, wäre interessant, das Konzept des Arztes als Halbgott einem europäischen Vergleich zu unterziehen: Taucht es auch in Fallgeschichten aus England und Frankreich auf oder ist es ein genuin deutsches Phänomen?

⁴⁵ Marcus Herz: *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften*. Berlin: Voß 1982. Unter: http://reader.digital-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10084893_00005.html [23.12.2015], Abschnitt Pathologie, §§ 4–7, S. 217–219.

⁴⁶ Herz: *Grundriß*, Abschnitt Pathologie, § 8, S. 220.

⁴⁷ Herz: *Grundriß*, Abschnitt Pathologie, § 16, S. 223.

⁴⁸ Herz: *Grundriß*, Abschnitt Pathologie, § 20, S. 225.

⁴⁹ Vgl. v. a. Kap. 4.1.3. S. a. Lammel und Hansen, die Herz’ Ansatz zur Naturgeschichte aufgrund der Anknüpfung an Kant in unterschiedlich stark ausgeprägter Opposition zu Blumenbach sehen: Hans-Uwe Lammel, Ragnhild Münch: „Versuch und Experiment bei Marcus Herz.“ In: Gerhard Baader, Michael Hubenstorf; et al. (Hg.): *Medizingeschichte und Gesellschaftskritik. Festschrift für Gerhard Baader* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 81). Husum: Matthiesen 1997, S. 101–122, hier: S. 113; Leeann Hansen: „From Enlightenment to Naturphilosophie: Marcus Herz, Johann Christian Reil, and the Problem of Border Crossings.“ In: *Journal of the History of Biology* 1993, Bd. 26/Heft 1, S. 39–64. Unter: <http://www.jstor.org/stable/4331243> [03.11.2015], S. 40.

sophie, und drittens Symptomatologie, die Lehre von den Folgen, die zur eigentlichen Arzneikunde gehört.⁵⁰

Naturgeschichte und Naturphilosophie ordnet Herz in seinen 1787 publizierten *Grundlagen zu meinen Vorlesungen über Experimentalphysik*⁵¹ in eine Hierarchie des Wissens ein:⁵² Dafür teilt er die Naturkunde in „Naturbeschreibung“, welche die „Erkenntniß [sic!] der gleichzeitigen [...] Natur“ ist, und in Naturwissenschaft. Letztere gilt Herz als die „vernünftige Erkenntniß der Natur“ und ist ihrerseits wieder zweigeteilt, nämlich in Naturphilosophie und die Mathematik der Natur. Während sich die Mathematik mit den Größen der Natur befasst, bezieht sich die Naturphilosophie auf die „Beschaffenheiten der Natur“⁵³.

Jede der Lehren, welche die drei Felder der Pathologie ausmachen (Phänomenologie, Ätiologie, Symptomatologie),⁵⁴ eignet sich laut Herz dazu, Krankheiten zu klassifizieren; die Phänomenologie unterteilt diese beispielsweise nach den erscheinenden Eigenschaften, die laut Herz wesentliche oder zufällige Verschiedenheiten sein können. Die wesentliche Verschiedenheit der Krankheiten resultiert aus den Funktionsverletzungen, die auf unterschiedliche Art und Weise vorliegen können, nämlich entweder die Empfindung (äußerlich und sinnlich oder aber innerlich und seelisch bedingt) oder aber die Bewegung betreffend.⁵⁵ Generell unterscheidet Herz zwischen ‚hitzigen‘ und ‚chronischen‘ Krankheiten. Die hitzige Krankheit, bei der die Naturkräfte alles daran setzen, die widernatürlichen Veränderung zu beseitigen, weist in der Regel „vier voneinander verschiedene Zeitmaße[] (*stadia*)“⁵⁶ auf: Anbeginn (Verletzung einer Funktion), Wachstum (die widernatürlichen Zufälle erreichen ihren Zenit), Stillstand (im Körper finden verschiedene Veränderungen statt, die das Ende der Krankheit vorbereiten) und Abnahme (die Zufälle nehmen ab, die Gesundheit ist wieder hergestellt).⁵⁷ Bei chronischen Krankheiten hingegen sind solche Stadien nicht eindeutig zu unterscheiden.

Weil nun aber individuelle Krankheiten „in Ansehung ihrer Subjekte, ihrer Symptomen, ihres Grades und der Zeit ihrer Erscheinung, von so mannigfaltiger Verschieden-

⁵⁰ Herz: Grundriß, Abschnitt Pathologie, § 21, S. 225.

⁵¹ Marcus Herz: *Grundlagen zu meinen Vorlesungen über die Experimentalphysik*. Berlin: Voß 1787.

⁵² Lammel et al.: Versuch und Experiment, S. 110. Allerdings vertauschen Lammel und Münch die bei Herz angeführten Definitionen der verschiedenen Naturbegriffe!

⁵³ Alle Zitate: Herz: Grundlagen, §§ 6–8, S. 2f.

⁵⁴ Herz: Grundriß, Abschnitt Pathologie, § 21, S. 225.

⁵⁵ Herz: Grundriß, Abschnitt Pathologie, §§ 37/38, S. 233f.; § 40, S. 234f. Vgl.: Leder: Die Grenzgänge, S. 152f.

⁵⁶ Herz: Grundriß, Abschnitt Allgemeine Therapie, § 14, S. 383.

⁵⁷ Herz: Grundriß, Abschnitt Allgemeine Therapie, § 14, S. 384.

heit“⁵⁸ sind, muss der Arzt ihnen durch spezifische Behandlungsregeln gerecht werden. Herz plädiert daher mehrfach für eine ausgefeilte diagnostische Technik. Auf Grundlage einer angemessenen klinischen Beobachtung lasse sich nämlich die medizinische Praxis vervollkommen, schließlich sei die Heilung der Krankheit – sobald sie samt ihrer Ursache, ihres Verlaufs und der Bedeutung ihrer Symptome erst einmal bestimmt worden ist – das geringste Kunststück.⁵⁹ Als vernünftiger Arztphilosoph strebt er danach, „jedwede Krankheit mit Hilfe seiner pathologischen Semiotik zu erfassen und rationelle Behandlungspläne zu gestalten.“⁶⁰

In seinem Verständnis als vernünftiger Arzt spricht sich Marcus Herz zudem stets für einen vorsichtigen Umgang mit neuen Medikamenten aus, wie er bereits in der ersten Sammlung der 1777 publizierten *Briefe an Aerzte* betont:

Es steht uns nicht wie dem Naturforscher, frey, unsern Gegenstand aus einem Zustand in einen andern zu zwingen, um ihn von jeder Seite zu betrachten, und in jeder Verfassung das Resultat unserer Wirkung versuchen zu können. Wir können nicht nach Gutdünken in einem menschlichen Körper Veränderungen hervorbringen, und wenn wir sie alsdann unserm Entzwecke nicht entsprechend finden, sie allemahl wieder aufheben, und den Schaden, den wir dadurch gestiftet, verbessern. Unser Vorwurf ist der Mensch, dessen Leben oder mindesten Theil seiner Gesundheit wir nicht auf das Spiel setzen dürfen, um hundert dadurch das Leben zu erretten, bey dessen Behandlung wir immer denjenigen Weg einschlagen müssen, den wir bereits aus Erfahrung oder aus Vernunftgründen als den sichersten und am wenigsten gefährlichen kennen.⁶¹

Durch Experimente der Natur „Antworten auf vorgelegte Fragen abzuwängen“,⁶² sei in der medizinischen Kunst aus ethischen Gründen eben nicht im selben Maße möglich wie in der Chemie oder in der Physik, wie er auch im Aufsatz *Ueber den Gebrauch des Wasserfenchelsaamens* [sic!] *in der Lungenschwindsucht* (1796) erläutert. Schließlich sei „jeder einzelne Mensch, den wir zu behandeln haben, höchster Endzweck, wir dürfen ihn nie als Etwas seiner Gattung untergeordnetes betrachten, nichts berechtigt uns, ihn aufzuopfern, oder nur zu vernachlässigen und wenn die Erhaltung des ganzen Geschlechts davon abhinge.“⁶³ Deshalb bewertet Herz auch die Kreuz-Immunisierung (die damals neue Methode des britischen Arztes Edward Jenner, bei der Kuhpocken auf den Menschen übertragen werden, um ihn gegen Pocken zu immunisieren) als zu risikoreich

⁵⁸ Herz: Grundriß, Abschnitt Von den Indikationen, § 28, S. 393.

⁵⁹ Leder: Die Grenzgänge, S. 156.

⁶⁰ Leder: Die Grenzgänge, S. 195.

⁶¹ Marcus Herz: *Briefe an Aerzte. Erste Sammlung*. 2. Aufl. Berlin: Voß 1784, S. 160f.

⁶² Marcus Herz: „Ueber den Gebrauch des Wasserfenchelsaamens in der Lungenschwindsucht.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 33–59, hier: S. 48.

⁶³ Herz: Wasserfenchelsamen, S. 49.

und spricht sich für das bisherige Verfahren der Variolation aus,⁶⁴ zumal Vakzination mit Herz' Konzept von philosophischer Medizin unvereinbar ist: „vaccination was bound to be pure anathema, since it combined (allegedly) practical legitimacy with patent metaphysical heresy.“⁶⁵ Schließlich demonstriert Vakzination die physiologische Affinität zwischen Mensch und Tier und subvertiert damit Herz' Glauben an den rational-metaphysischen Vorrang des *homo sapiens*⁶⁶ – und das mittels eben jener Instrumente aufklärerischen Denkens wie Beobachtung, Erfahrung und Analogie, die Herz hochhält.⁶⁷

Durch Beobachtung seines Patienten gewinnt der Arzt ‚Erfahrung‘, wobei Herz zwischen einer abwartenden und einer erzwungenen beobachtenden Tätigkeit, wie sie etwa Experimente darstellen, unterscheidet und ersterer aus ethischen Gründen den Vorzug gibt. Dass solche moralischen Schranken dem medizinischen Fortschritt hinderlich sein können, war Herz bewusst.⁶⁸ Schließlich erweist sich die abwartende Tätigkeit, die sich auf zufällige Beobachtungen verlässt, insofern als problematisch, als sich akzidentielle Feststellungen nicht über den rein empirischen Status hinausheben, da die Vernunft keinen Anteil daran habe: „sie zeigen uns entstandene Veränderungen, nie *wie* sie entstanden, noch die Umstände, unter welchen ihr Entstehen wieder zu erwarten ist. Ebenso stellen bloße Beobachtungen nichts als die Abwechselung [sic!] von Zuständen dar, welche der Reihen nach auf einander folgen, ohne uns die Verknüpfung dieser Folge einsehen zu lassen.“⁶⁹

⁶⁴ Vgl. Foucaults Gouvernementalitäts-Vorlesung Nr. 3, in der er Variolation und Vakzination thematisiert (Foucault: Vorlesung 3 (25.01.1978), S. 91). Auch wenn die Inokulation des Kuhpockenimpfstoffes die Ärzteschaft in Europa spaltete, so wurde sie doch von 1798 an in zahlreichen Ländern zur Pflichtimpfung erklärt (Leder: Die Grenzgänge, S. 184).

⁶⁵ Davies: Identity or history, S. 136.

⁶⁶ In seiner Platner-Rezension attackiert Herz Ernst Platner wegen dessen Einschätzung der menschlichen Seele: „In dem Menschen ist das Leben nicht, wie Herr P. es sich vorstellt, aus dem mechanischen der Pflanzen, dem geistigen der Thiere und dem Zusatze des Vernünftigen zusammengesetzt, sondern mechanisches, geistiges und vernünftiges machen in ihm nur eins aus, und das erste ist mit dem Pflanzen-Leben, und das zweyte mit dem thierischen ganz heterogen, so, daß jede Bewegung, jede Vorstellung, jede Auesserung einer Kraft in dem Menschen das Zeichen der Menschheit an sich trägt, und unter keine fremde Klasse gebracht werden kann. [...] [Wir glauben vielmehr,] daß sie [die menschliche und die tierische Seele; MK] völlig heterogen sind, und daß die höchste Stufe einer menschlichen Seele nicht weiter als die niedrigste, von der vollkommensten thierischen Seele entfernt ist, in jener ist ein Bestandtheil, nemlich das *Bewustseyn ihrer selbst*, welcher den Charakter des Menschen ausmacht, und der in dieser gänzlich mangelt.“ (Herz: Platner, S. 13/14f.)

⁶⁷ Davies: Identity or history, S. 138. Vgl.: Lammel et al.: Versuch und Experiment, S. 114–122. S. a. Herz: Platner, S. 9, wo Herz meint, dass die Medizin noch nicht soweit sei, „daß wir ihre Sätze *a priori* aus reinen Vernunftbegriffen herleiten können, sondern die Beobachtung und Erfahrung noch immer unsere einzige Führerin müssen seyn lassen [...]“.

⁶⁸ Leder: Die Grenzgänge, S. 182.

⁶⁹ Herz: Wasserfenchelsamen, S. 50; Hervorheb. im Orig.

So setzt er auf anerkannte Behandlungsansätze und orientiert sich dabei an der ‚Analogie der Krankheiten‘:⁷⁰ Ist eine bestimmte Krankheit durch ein Mittel erfolgreich geheilt worden, setzt er dieses Mittel auch bei ähnlichen Krankheiten ein, denen trotz variierender Symptome dieselbe nächste Ursache zugrunde zu liegen scheint. Ist allerdings die Ätiologie der Erkrankung unklar, warnt Herz vor einer analogen Behandlungsweise, da die Gefahr besteht, auf diese Weise die Krankheit nur oberflächlich zu behandeln und mitunter sogar tieferliegende verborgene Krankheitsursachen zu begünstigen.⁷¹ Wenn nun die vorliegende Krankheit weder als Erscheinung noch als Folge noch als Ursache augenscheinlich ist, offenbart sie sich nur durch gewisse „jedem Naturdinge eigene charakteristische Zeichen“.⁷² Daher kommt die Semiotik ins Spiel. Die Kenntnis der Lehre der Zeichen ist nach Herz „das vorzüglichste Unterscheidungsstück [sic!] des Arzts [sic!] vom Empiriker, des Genies vom Handwerker.“⁷³ An diesem Erkennen des Unbekannten scheidet sich der ‚echte Künstler‘ vom ‚gemeinen Kurierer‘,⁷⁴ wobei sich ersterer durch „Beobachtungsgeist, Künstlerblick, Scharfsinn, Beurtheilungsvermögen und Genie“⁷⁵ auszeichnet.

Erst das differenzierte Zusammenspiel von Vernunft und Beobachtungen auf empirischer Grundlage führt den Mediziner zu validen Erkenntnissen bezüglich unbekannter Krankheiten, auch im Bereich der Psychologie.⁷⁶ Denn die Vernunft

hat den Künstler durch hundertfache Krümmung in das Gebiet der Erfahrung gebracht, wo er nun mit sichern Schritten seinem Ziele entgegengeht. Der unwissende Empiriker, jener weisen Führerin beraubt, stürzt mit einem Salto mortale in dieß Gebiet hinein, wo er im schwindlichen Tummel um sich her tappt, um die Bahn zu erhaschen, die zu dem Gegenstande seiner Behandlung führt.⁷⁷

Mit Unverständnis und Herablassung begegnet Herz deshalb auch reinen ‚Empirikern‘ und ‚Afterärzten‘, wie etwa dem bekannten ‚Monddoktor‘, der im Jahr 1780 in Berlin zahlreiche Besucher anlockt, da er physische Beschwerden scheinbar durch das Licht

⁷⁰ Marcus Herz: *D. Markus Herz an den D. Dohmeyer. Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen. Aus Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde. Zweiter, verbesserter Abdruck.* Berlin: Johann Gottfried Braun 1801. Unter: http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN721978606&LOGID=LOG_0005 [18.12.2015], v. a. S. 42–49. Herz betont, dass nur wiederholte Versuche „über die Kräfte einfacher Arzeneien und ihre Verhältnisse gegen widernatürliche Beschaffenheiten des Körpers Aufschlüsse zu geben“ vermögen (Herz: Wasserfenchelsamen, S. 50).

⁷¹ Leder: *Die Grenzgänge*, S. 186.

⁷² Herz: *Grundriß*, Abschnitt Pathologie, § 22, S. 225.

⁷³ Herz: *Grundriß*, Abschnitt Pathologie, § 22, S. 226.

⁷⁴ Herz: *Wasserfenchelsamen*, S. 51.

⁷⁵ Herz: *Wasserfenchelsamen*, S. 51. Auch im *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften* (1792) unterstreicht Herz, dass man „weder Philosoph noch Arzt durch Nachahmung oder bloße Regeln [wird; MK], sondern bloß durch *eigenes Genie*.“ (Herz: *Grundriß*, S. 1)

⁷⁶ Vgl. Boulby: Marcus Herz, S. 328.

⁷⁷ Herz: *Wasserfenchelsamen*, S. 51.

des Mondes zu heilen vermag. Herz macht sich selbst ein Bild vom Behandlungsprozedere, als er sich im Juli 1781 als Patient ausgibt und den Monddoktor Weisleder aufsucht. Seinen Ergebnisbericht veröffentlicht Herz zwei Jahre später in der *Berlinischen Monatsschrift* unter dem Titel *Die Wallfahrt zum Monddoktor in Berlin*.⁷⁸ Wie aus jeder Zeile seiner Beschreibung deutlich wird, ist für ihn die Begeisterung für solche ‚Wunderärzte‘ ein Affront gegen die Vernunft: Während Weisleder für die männlichen Patienten verantwortlich zeichnet, behandelt seine Frau die Patientinnen mit derselben Methode in einem anderen Raum des Hauses. Als der Heiler in seiner Behandlung einhält, da der Mond angeblich durch einen Streifen verdeckt ist, sieht Herz ihm nach, „entdeckte aber weder Mond noch Streife; wie denn auch im Grunde die Sichtbarkeit des Mondes bei der Kur gar nicht nothwendig gewesen sein muß, da die Frau Doktorin zu derselben Zeit mit demselben Monde durch Fenster nach der entgegengesetzten Seite kurirte.“⁷⁹

Herz’ eigener ausgezeichnete Ruf als Mediziner macht sein Heim zu einer bevorzugten Anlaufstelle der Berliner Gesellschaft. Im Jahr 1779 beginnt er zusammen mit seiner frisch angetrauten Gattin Henriette, ihr Haus an zwei Abenden in der Woche für Freunde und Gelehrte zu öffnen – die Geburt des berühmten Herzschen Doppelsalons.⁸⁰ Während Henriette mit ihren Gästen über Lyrik und Prosa diskutiert, hält Marcus Herz in einem anderen Raum Vorträge über philosophische, medizinische und naturwissenschaftliche Themen, zu denen bisweilen sogar Mitglieder der preußischen Königsfamilie erscheinen. Seine Frau, die Goethes Werke sehr verehrt, hat in den 1790ern bereits einen eigenen, gemischten Kreis aus jüngeren Besuchern etabliert. Zu diesem zählen neben den Humboldt-Brüdern auch Caroline von Dacheröden, Sophie de La Roche und Rachel Levin sowie Friedrich Schlegel und insbesondere Friedrich Schleiermacher.⁸¹ Doch der freie Austausch unter den eklektischen Besuchern des Salons kommt 1803 zu einem plötzlichen Ende: Als ihr Mann stirbt, fehlen Henriette Herz mit ihrer Witwenrente die finanziellen Mittel, den Salon fortzuführen.⁸²

⁷⁸ Marcus Herz: „Die Wallfahrt zum Monddoktor in Berlin.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 24–32; s. a.: Leder: *Die Grenzgänge*, S. 188–194.

⁷⁹ Herz: *Monddoktor*, S. 31f.

⁸⁰ Hansen: *From Enlightenment to Naturphilosophie*, S. 50.

⁸¹ Leder: *Die Grenzgänge*, S. 138f; Conrad et al.: *Einleitung*, S. XII. Zur ‚Ellipse‘ des Salons s. a.: Hansen: *From Enlightenment to Naturphilosophie*, S. 43.

⁸² Hansen: *From Enlightenment to Naturphilosophie*, S. 43. Marcus Herz wurde an der Seite von Moses Mendelssohn auf dem Jüdischen Friedhof in der Großen Hamburger Straße beerdigt (Meyer: Herz, S. 35).

Das ‚Umherwandeln in den Grenzfällen‘, zu dem Herz neben dem eigenen Doppelsalon insbesondere die Abendveranstaltungen diverser Lesegesellschaften⁸³ Gelegenheit bieten, hält der Mediziner in seinen beiden theoretischen Hauptwerken, dem *Versuch über den Schwindel* und dem *Versuch über den Geschmack*, schriftlich fest. In ihnen kulminieren seine philosophischen und medizinisch-psychologischen Ansätze, weshalb sie im Folgenden im Fokus stehen sollen.

5.1.2 Das Zusammenspiel von Körper und Seele: der *Versuch über den Schwindel* über Vorstellungen, Zeit und Raum

Um aus den pathologischen Erscheinungen, Ursachen und Folgen die richtigen Schlüsse auf die vorliegende Krankheit und ihre Behandlung schließen zu können, fordert Herz den Blick auf das Zusammenspiel von Körper und Seele.⁸⁴ Denn

wem ist dieser wechselseitige Einfluß, den Seele und Körper auf einander haben, unbekannt? Jede Leidenschaft, jede Empfindung, jede Aeussierung einer Kraft, jede Idee in der Seele, hat ihre bestimmte Wirkung auf die Spannung der Fasern, auf die Erweiterung der Kanäle und auf dem [sic!] Umlauf der Säfte; und so auch umgekehrt, jede Veränderung in dem Körper hat ihre Folgen in den [sic!] Zustand der Seele. [...] Es giebt [sic!] der Fälle eine Menge, wo Krankheiten der Seele durch angewendete Mittel auf dem Körper gehoben worden sind, warum sollte es umgekehrt nicht derer eben so viele geben, wo durch Veränderung des Zustands der Seele, der Körper wiederum in seine natürliche Fassung gebracht worden ist?⁸⁵

Da Herz außer Boerhaave und „einigen englischen philosophischen Aerzten“⁸⁶ keine Vorgänger in seiner Disziplin kenne, die sich jener Frage mittels praktischer Untersuchungen angenommen hätten, will er selbst diesen Ansatz – widernatürliche körperliche Zustände mit seelischen Mitteln zu beseitigen – in einer ‚Medizinischen Psychologie‘ verfolgen. Diesen neuen Begriff verwendet Herz erstmals in seiner Rezension von Ernst Platners *Anthropologie für Aerzte und Weltweise*, die 1773 in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* erscheint.⁸⁷ In der eigenen praktischen Arbeit sieht Herz dann seine

⁸³ Vgl. auch die Rolle der Zusammenkünfte wie der 1783 vom Arzt J. K. W. Moehsen gegründeten Mittwochsgesellschaften, in der die führenden Köpfe der deutschen Aufklärung zusammenkamen, „not simply for professional, academic reasons but also to explore the practical, social application of knowledge.“ (Davies: *Identity or history*, S. 80) S. a.: Leder: *Die Grenzgänge*, S. 136f.

⁸⁴ Herz: Platner, S. 8. Herz versuche damit, die iatromechanische Position, die den Körper in den Fokus rückt, mit dem vitalistischen Blick auf die Seele zu verknüpfen (Leder: *Die Grenzgänge*, S. 195).

⁸⁵ Herz: Platner, S. 8.

⁸⁶ Herz: Platner, S. 8.

⁸⁷ Holger Steinberg: „Die Identität der Medizinischen Psychologie: Eine historische Spurensuche.“ In: *Psychother Psych Med* 2014, Bd. 64/Heft 11, S. 411–420, hier: S. 412f. In seiner Platner-Rezension pflichtet Herz Platner zwar in einigen Punkten bei, kritisiert aber etliche Ansätze dessen *Anthropologie*. So könne er etwa nicht begreifen, „wie der Verfasser einer *Anthropologie* den Einfluß geistigen

Vermutung bestätigt, wie eine seine bekanntesten Fallgeschichten über Karl Philipp Moritz, der sich die Textanalyse widmen wird, beweist: Durch gezielt hervorgerufene Veränderungen in der Seele lassen sich physische Krankheiten heilen – und vice versa.

Aber wie diese Verbindung genau aussieht, stellt das zentrale Problem dar, mit dem sich Herz' theoretische Auseinandersetzungen befassen. Wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt, scheiden sich Herz und Kant an dieser Frage, und doch glaubt Herz die Lösung eben in den Theorieentwürfen seines Lehrers gefunden zu haben. Herz argumentiert nämlich mit den Kantischen Anschauungsformen und Kategorien: Raum und Zeit sind für Herz „im Grunde nichts anders [...] als eine Art von Ordnung in der Seele, nach welcher allein es ihr möglich ist, die Dinge *sinnlich*, d. i. neben oder nach einander anzuschauen.“⁸⁸ Die zeitliche und räumliche Ordnung, die jene Vorstellungen kennzeichnet, welche aus der Sinnlichkeit gewonnen werden, beschreibt dabei nicht die objektive Realität, sondern die subjektiven, vom Sinnesvermögen selbst abhängigen Bedingungen der Wahrnehmung.⁸⁹ Für Herz bilden Raum und Zeit „eine wichtige Verbindung zwischen Vorstellungen[,] die unter ihrer Verwandtschaft stehen, und man weiß, [...] wie sehr gleichörtliche und gleichzeitige Veränderungen und Begebenheiten sich einander in der Seele erhalten und erregen.“⁹⁰ Dabei sind sie nicht nur ‚Verwandtschaftsmittel‘, sondern auch ‚verwandtbare Gegenstände‘:

Denn obschon Raum und Zeit nichts als gewisse Erkenntnißformen in unserer Seele sind, so betrachtet sie doch eben die sinnliche Erkenntniß, deren Form sie sind, als Anschauungen außer uns, und sieht sie irriger Weise als reelle Behälter an, *in welchen* die Gegenstände ihr Daseyn haben.⁹¹

Dadurch werden Raum und Zeit zu Objekten, die mit den in ihnen existierenden Dingen verbunden sind und sich gegenseitig in der Vorstellung reproduzieren, wie Herz verdeutlicht: „Nicht nur zwey Personen, die ich an einem Orte oder zu einer Zeit gesprochen, bringen sich unter einander vermittelt dieser Gemeinschaft in meiner Seele hervor, sondern selbst der Ort und die Zeit an sich erwecken die Vorstellung dieser Personen in mir.“⁹² Diese Kantischen Anschauungsformen, zusammen mit der Kategorie der

Lebens auf das mechanische leugnen kann, worinn [sic!] besteht sonst die Verknüpfung zwischen Seele und Körper?“ (Herz: Platner, S. 13) Zu Platner als Verfechter der leib-seelischen Einheit des Menschen vgl.: Bergengruen et al.: Einleitung Die Grenzen des Menschen.

⁸⁸ Marcus Herz: „Fragmente aus einer Abendunterhaltung in der Feßlerschen Mittwochsgesellschaft.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 89; Hervorheb. im Orig.

⁸⁹ Buchenau: Markus Herz, S. 228. In der *Kritik der reinen Vernunft* versteht Kant diese Formen der Anschauung als transzendente Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, vgl. Kants Abschnitt zur Transzendentalen Ästhetik in der *Kritik der reinen Vernunft*: AA III, S. 49–73.

⁹⁰ Herz: Fragmente, S. 89.

⁹¹ Herz: Fragmente, S. 89; Hervorheb. im Orig.

⁹² Herz: Fragmente, S. 89f.

Kausalität, sieht Herz als zentral für das ärztliche Verständnis des Nexus zwischen Körper und Seele an: „He wanted to construct theories of nerve function and of mind-body interaction that had an empirical basis in clinical medicine and a philosophical foundation in the *Critique of Pure Reason*, using the categories of Time, Space, and Causality.“⁹³

Dass Kants briefliche Darlegung seiner *Kritik der reinen Vernunft* trotz Herz' abwinkenden Eingeständnisses eben doch nicht gänzlich auf taube Ohren gestoßen ist, zeigen sowohl Herz' *Briefe an Aerzte* als auch der *Versuch über den Schwindel*. Während er in den *Briefen* die Kantischen Erkenntnisse in Bezug auf den Sitz der Seele anwendet,⁹⁴ legen sie im *Versuch* das Fundament „für eine grundlegende Neuordnung der Psychologie“⁹⁵. Damit aber bringt sich der Mediziner in eine paradoxe Zwischenstellung, wie sie die Berliner Kant-Rezeption seiner Zeit kennzeichnet. Sie oszilliert nämlich zwischen „der affirmativen Bezugnahme auf Kant als Mitstreiter der Aufklärung und dem gleichzeitigen Beharren auf pragmatischen, popularphilosophischen Positionen“⁹⁶ – ein Widerspruch, den Herz ebenfalls in seinen Werken zur Ästhetik vorführt, wie das Folgekapitel zeigen wird.

Herz versucht also, die abstrakten Kategorien Kants aus der *Kritik der reinen Vernunft* auf die konkreten Felder der Physiologie und Medizin anzuwenden.⁹⁷ Im *Versuch über den Schwindel*, den Herz 1786 vorlegt, erläutert er in einer modellhaften Demonstration von philosophischer Medizin⁹⁸ seine Thesen und leistet „nichts geringeres [sic!] als den Übertrag von Kants Anschauungsformen ‚Raum‘ und ‚Zeit‘ aus der *Kritik der reinen Vernunft* in das Feld der Psychologie“.⁹⁹ Er geht dabei von folgender Grundannahme aus: Das „ganze Wesen der menschlichen Seele besteht in Vorstellungen“ (VüS,

⁹³ Hansen: From Enlightenment to Naturphilosophie, S. 45. Zur Kausalität siehe die dritte Antinomie der reinen Vernunft: AA III, S. 108f.

⁹⁴ Vgl. die Analyse bei Hansen: From Enlightenment to Naturphilosophie.

⁹⁵ Jörn Steigerwald: „Schwindelgefühle. Das literarische Paradigma der ‚Darstellung‘ als Anthropologicum (Klopstock, Sulzer, Herz, Hoffmann).“ In: Thomas Lange; Harald Neumeyer (Hg.): *Kunst und Wissenschaft um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 13). Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 109–131, hier: S. 120, Anm. 36.

⁹⁶ D'Aprile: Die schöne Republik, S. 111.

⁹⁷ Hansen: From Enlightenment to Naturphilosophie, S. 41f. Dieser Versuch sollte nach Hansen zu theoretischen Spannungen führen, die dem Konzept der Naturphilosophie unter Physiologen und Ärzten zur Geburt verhelfen. Reil, der zwischen 1782 und 1783 im Herzschen Haushalt lebte und wie Herz bei Goldhagen in Halle studierte, hielt Marcus Herz in hohen Ehren, doch die Auseinandersetzung mit dessen Versuch, Physiologie auf Kant zu gründen, führten ihn schließlich zur Naturphilosophie (ebd., S. 43).

⁹⁸ Davies: Identity or history, S. 36.

⁹⁹ Steigerwald: Schwindelgefühle. Das literarische Paradigma, S. 120. Hansen hat auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die bei Herz' Übertragung der Kantischen Positionen auf konkrete Bereiche der klinischen Medizin auftreten, und zeigt dies anhand der *Briefe für Aerzte* u. a. am Konzept eines Sitzes der Seele und dem des Nervensafts (Hansen: From Enlightenment to Naturphilosophie, S. 46–48).

S. 37)¹⁰⁰ und solange „die Seele Seele ist“, also „selbst im Schlafe, im neugebohrnen [sic!] Kinde, in Nervenkrankheiten und im letzten Augenblick des Lebens“, muss sie Vorstellungen haben, die nicht ohne Folgen für den Körper sein können.¹⁰¹ Denn die Vorstellungen in der Seele stehen mit körperlichen Veränderungen stets in einem konstitutiven Zusammenhang: Jeder Vorstellung in der Seele entspricht einer Bewegung in „demjenigen Theile des Körpers, mit welchem ihre Verbindung die nächste ist: in dem Gehirne und in den Nerven.“ (VüS, S. 134) Herz vermutet, dass der Nervensaft, der bewegt wird, für die körperliche Veränderung verantwortlich zeichnet¹⁰² und so bei einer bestimmten Vorstellung die korrespondierende Bewegung im Gehirn entstehen lässt. Auch der umgekehrte Weg ist dabei denkbar, nämlich dass durch körperliche Ursachen eine Bewegung im Gehirn verursacht wird, woraufhin in der Seele die entsprechende Vorstellung entsteht (VüS, S. 134f.).¹⁰³

Dabei ist für Herz ‚Vorstellungen haben‘ „in der Seele kein leidender, sondern ein thätiger Zustand, eine Anstrengung ihrer Grundkraft.“ (VüS, S. 122) Der Mechanismus, wie die Seele die ihr angebotenen Vorstellungen verarbeitet,¹⁰⁴ wie die ‚Seele von einer Vorstellung zur nächsten geht‘, hängt von der Art der Verwandtschaft zwischen diesen Vorstellungen ab.¹⁰⁵ Diese Verwandtschaften legen das Ausmaß der Anstrengung, welche die Seele aufwenden muss, sowie den Grad der Lebhaftigkeit der Vorstellungen fest (VüS, S. 122). Bestimmte Verhältnisse reduzieren diese Anstrengung und erleichtern es der Seele, von einer Vorstellung zur nächsten überzugehen. Dazu zählt „das Verhältniß der *Einerleyheit* und der *Verschiedenheit*. Eine Menge Gegenstände, die einander gleich

¹⁰⁰ Vgl. AA X, Nr. 260.

¹⁰¹ Herz: Platner, S. 14.

¹⁰² Vgl. VüS, S. 142. Herz' Autoritätsfigur bezüglich der Nerven ist Samuel Tissot mit seiner *Abhandlung über die Nerven und deren Krankheiten* (vgl. VüS, S. 10). Das Nervensystem nimmt nun eine Mittlerfunktion ein, da es für die Mitteilung, Speicherung und Assoziation der Sinnesreize verantwortlich zeichnet, und Leib und Seele auf kürzestem Wege miteinander verbindet (Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München: Fink 1999, S. 123f.).

¹⁰³ Herz kritisiert Platner scharf dafür, dass er behauptet, „die Gedächtnißideen im Schlafe liegen nicht in der Seele, sondern im Gehirn“, denn: „Was hat das körperliche Gehirn mit Ideen zu thun? Ist es nicht die Seele, sondern das Gehirn, das im Schlafe träumt? Alles was zugegeben werden kann und muß, ist, daß mit jeder Idee in der Seele eine Bewegung im Gehirn verknüpft ist, und daß bey dem Erinnern einer Idee, dieselbe Bewegung wieder rege wird, die bey ihrer Entstehung sie begleitete, aber ohne den Begriff in der Seele sind diese Eindrücke, diese Bewegungen im Gehirn, nichts als jede andere nichtsbedeutende körperliche Veränderung.“ (Herz: Platner, S. 17)

¹⁰⁴ Nachdem Vorstellung laut Herz in der Seele durch Anstrengung der Seele auftauchen, kann diese Anstrengung in gewissem Maß erzeugt werden, entsprechend dem Grad der Lebhaftigkeit der Vorstellungen. Deshalb hat man es bei der Wahrnehmung nicht mit der externen Realität zu tun, sondern mit Prozessen innerhalb der Seele (Hansen: *From Enlightenment to Naturphilosophie*, S. 53; bei Herz VüS, 75–95).

¹⁰⁵ Die sinnliche Erkenntnis, „welche der Seele die Data an die Hand giebt“ (Herz: Platner, S. 15), ist geprägt von der Beschaffenheit der Gegenstände, „vermöge welcher die Seele auf ihrem Gange von der Vorstellung des Einen zu der Vorstellung des Andern geleitet wird“ (Herz: *Fragmente*, S. 89).

sind, wird von der Seele leichter gefasst, als eine eben solche Menge verschiedener Gegenstände“ (VüS, S. 62; Hervorheb. im Orig.), was zu einem beschleunigten Fortschreiten von einer Vorstellung zur anderen führt (ebd.). Gleiches gilt für das Verhältnis von ‚Ähnlichkeit‘ und ‚Abstechung‘: Ähnliche Vorstellungen durchlaufe die Seele schnell, abstechende langsam (VüS, S. 68). Als dritte relative Beschaffenheit einer Menge von Vorstellungen, welche den Gang der Seele zwischen ihnen bestimmt (VüS, S. 85), nennt Herz das Verhältnis von Ordnung und Unordnung: „Vorstellungen, die nach einer gewissen Regel beysammen sind, oder auf einander folgen, sind der Seele leicht zu fassen, und werden schnell von ihr durchlaufen; bey einer völligen Regellosigkeit geschieht das Gegentheil.“ (ebd.) Besondere Arten von Ordnung, die den Fortgang der Seele beschleunigen, sind die Vollkommenheit, die Harmonie und die Symmetrie, da bei ihnen die „Regel der Uebereinstimmung der Mannichfaltigkeit zur Einheit zum Grunde liegt.“ (VüS, S. 87) Auch die Verwandtschaft der Vorstellungen bezüglich Zeit und Raum, wodurch Dinge neben- und nacheinander vorgestellt werden können (ebd.),¹⁰⁶ rechnet Herz zu den Relationen, die dem Prinzip der Ordnung entspringen – Herz „has shifted Kant’s concepts from epistemological categories to psychological constructs.“¹⁰⁷

Die vierte Relation beschreibt die Beziehungen der Vorstellungen auf der Seele selbst: Um Vorstellungen hervorzubringen, welche die Seele schon einmal gehabt hat, muss sie weniger Anstrengung aufbringen, als dies bei seltenen oder neuen Vorstellungen der Fall wäre (VüS, S. 88). Als wichtigste Beziehung aber, die auch den meisten Einfluss ausübt, nennt Herz das Kausalverhältnis: „Der Fortgang der Seele ist fast nirgends leichter als zwischen Vorstellungen, die sich gegen einander wie Grund und Folge, oder Ursache und Wirkung, verhalten“ (VüS, S. 93f.). Dabei spielt die Zeit eine besondere Rolle, denn

da wir bey der Gegenwart von Ursache und Wirkung in der Natur immer wahrnehmen, daß jene sich der Zeit nach früher uns darbietet als diese; so verbinden oder verwechseln wir gar mit ihnen diese Begriffe von früher und später, und der Fortgang der Seele nimmt in Ansehung der Zeit eben diese Verschiedenheit an, wie bey Grund und Folge. Wir gehen bey allen Arten von Vorstellungen leichter und schneller von einer vorhergegangenen zu der darauf folgenden über, als umgekehrt von der folgenden zu der vorangegangenen. (VüS, S. 107f.)

Aufgrund dieser vielschichtigen Beziehungen werden die Vorstellungen schließlich auch zu physiologischen Manifestationen, denn sie stehen stets in einem konstitutiven Zusammenhang mit Tätigkeit, Aufmerksamkeit, Dauer und Geschwindigkeit: Bei meh-

¹⁰⁶ Vgl. Herz: Fragmente, S. 89.

¹⁰⁷ Hansen: From Enlightenment to Naturphilosophie, S. 52.

ren Vorstellung muss die „Thätigkeit der Seele [...] der Reihe nach von einer zur andern fortrücken“, wobei „je anhaltender die Thätigkeit auf eine einzige, oder, welches einerley ist, je öfter sie auf dieselbe wiederholt wird, die Aufmerksamkeit desto größer, die Vorstellung desto klarer und lebhafter seyn muß.“ (VüS, S. 42f.) Diese Tendenz kehrt sich ab einem gewissen Grad – wenn die Geschwindigkeit zu hoch oder die Dauer zu lange wird – um, da dann „die Aufmerksamkeit, statt zuzunehmen, in eben dem Verhältnisse geschwächt, die Vorstellung schwindend und dunkler“ (VüS, S. 43) wird. Wie viel Zeit auf die einzelne Vorstellung verwendet werden muss, wirkt sich auf ihre Lebhaftigkeit ebenso aus, wie die ‚Weile‘, also die Zeit zwischen den einzelnen Vorstellungen. Wenn etwa die Weile zu kurz ist, „so fällt die neue Thätigkeit mit der noch unvollendeten vorhergehenden in einander, und die Vorstellungen werden verwirrt“ (VüS, S. 123). Je interessanter eine Vorstellung ist, desto mehr Anstrengung und Verweildauer ist seitens der Seele nötig; ihre Fertigkeit, die jede Anstrengung automatisch in der Seele erzeugt, richtet sich nach der relativen Beschaffenheit der Vorstellungen, also ihrem Grad der Einheit. Die wiederum, wenn sie partiell ist, hängt unter anderem von Ähnlichkeit, Ordnung und dem Kausalverhältnis ab: „Je größer nun diese Einerleyheit ist, desto größer ist die Fertigkeit, desto leichter und schneller der Uebergang, aber auch desto geringer die Lebhaftigkeit der Vorstellungen.“ (VüS, S. 124)

Wie bereits angerissen, bestehen die Veränderungen im Gehirn, die den Vorstellungen entsprechen, nach Herz „in nichts anderem [...], als in Bewegung, und zwar wahrscheinlicherweise in Bewegung einer vom Blute abgesonderten Flüssigkeit, die man gewöhnlich den Nervensaft nennt, innerhalb gewisser Kanäle.“ (VüS, S. 142) Je stärker nun das Blut zirkuliert oder zum Hirn drängt, desto mehr Nervensaft muss „abgesondert und mit desto größerer Schnelligkeit bewegt werden.“ (VüS, S. 143) In diesem Fall folgen die Vorstellungen rascher als gewöhnlich aufeinander: „Im Zustand einer heftigen Leidenschaft oder der Berausung, da das Blut schnell umher getrieben wird, ist in der Seele ein beständiges Schweben und Schwinden der Vorstellungen, so daß sie nicht an einer einzigen lange haften kann.“ (ebd.) Bei Fieberhitze springe die Seele äußerst schnell von Vorstellung zu Vorstellung, selbst wenn zwischen ihnen eigentlich nur schwache Verbindungen bestehen (VüS, S. 144). Diese Mechanik prägt daher auch Herz' Verständnis psychischer Krankheiten: Danach zeigen seelische Störungen an, dass im Fortgang der Vorstellungen Unordnung herrscht. Zu denjenigen Arten von ‚Verrückung‘,

in welcher die Kranken bey keiner einzigen Idee sich eine Zeitlang verweilen können, sondern von einer jeden, die in ihnen entsteht, rastlos zur andern und wieder andern, wel-

che keine oder nur die schwächste unmerkliche Verbindung unter einander haben, so fortgerissen werden, woraus alsdann die sinnlosesten Verbindungen und die ungereimtesten Vergleichen der Vorstellungen entspringen (VüS, S. 147f.),

zählen sämtliche Abstufungen zwischen dichterischem Genie und dem Rasenden der Tollhäuser, wie Herz mit Verweis auf Haller festhält (VüS, S. 148). Auch Schwindel fällt für den Berliner in diese Kategorie, da er „in einem widernatürlichen Gange der Ideen besteht, also eigentlich eine Krankheit der Seele ist“ (VüS, S. 36); die Ursache des Schwindels aber – und darin sieht Herz den Innovationsanspruch seines *Versuchs*¹⁰⁸ – könne sowohl unmittelbar in der Seele als auch im Körper sein, welcher, „vermöge seiner Verknüpfung mit derselben, die Folge der Ideen widernatürlich verändern und dadurch alle Erscheinungen des Schwindels hervorzubringen vermag.“ (ebd.) Sämtliche Erscheinungsformen zwischen Traurigkeit und schwerer Melancholie entstünden dagegen, wenn die Seele aufgrund einer zu langsamen Blutzirkulation an einer einzelnen Idee haften bleibe, statt zur nächsten fortzugehen. Eine Behandlung muss nach Herz daher an den Stimuli und der Erregbarkeit der Nerven ansetzen, die im ersten Fall entfernt respektive vermindert und im zweiten Fall gesteigert werden sollten (VüS, S. 148f.).

Zeitgenössische Stimmen kritisieren Herz' *Versuch über den Schwindel* scharf,¹⁰⁹ doch verdient die Schrift Anerkennung „for its early recognition of the crucial importance of the unconscious for the study of mental processes and of the need for a scientific, therapeutic approach to psychic disturbance.“¹¹⁰ Wenn nun aber das, was beim Blick auf den Zusammenhang von Körper und Seele den ‚echten Künstler‘ vom ‚gemeinen Kurierer‘ unterscheidet, in dessen ‚Beobachtungsgeist‘ und ‚Künstlerblick‘

¹⁰⁸ Traditionell war Schwindel, auch von Boerhaave, als eine Unordnung der Lebensgeister innerhalb des Gehirns angesehen worden. Diese Ansicht wies Herz als zu mechanistisch zurück, da es von einer direkten Verbindung zwischen in Unordnung geratenen Lebensgeistern und dem Gehirn selbst ausging. Er wollte die herkömmliche Schwindel-Theorie widerlegen, was ihn abermals vor die problematische Frage nach der Verbindung zwischen Seele und Körper stellte: Wie gestaltet sich dieser Konnex, wenn die physischen Bewegungen in den Nerven nicht in unmittelbarer Beziehung zu den Vorstellungen in der Seele stehen? Herz postuliert das Konzept der materiellen Vorstellungen, wonach diese eine organische Substanz innerhalb des Gehirns sind und als Vermittler zwischen Seele und Gehirn fungieren. Sie übersetzen die Vibrationen des Nervensafts in konkrete Bilder, Töne, Gerüche. Über diese materiellen Vorstellungen, die Ideelles und Materielles vereinen und damit vor dem Verfallen in Materialismus bewahren, ist für Herz das Problem der Einheit von Seele und Körper gelöst, wie Hansen darlegt (Hansen: *From Enlightenment to Naturphilosophie*, S. 56; bei Herz VüS, S. 197/212–214).

¹⁰⁹ So resümiert der anonyme Rezensent seine vernichtende Besprechung folgendermaßen: „Der Leser, der zu denken gewöhnt ist, wird bald merken, wie unrichtig Hr. H. seinen Standpunkte nimmt, aus der er die Sachen ansieht. Und ich darf sagen, Hr. H. wird es mit der Zeit selbst merken, wie sehr er den rechten Punct hier und in einem großen Theile seines Buchs verfehlt habe.“ (o. V.: „Herz, Versuch über den Schwindel [Rez.]“ In: Friedrich Nicolai (Hg.): *Allgemeine deutsche Bibliothek*, Bd. 73. Berlin, Stettin: Nicolai 1787, S. 119–124. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/adb/adb.htm> [22.12.2015], S. 123)

¹¹⁰ Davies: *Identity or history*, S. 133. Vgl.: Conrad et al.: *Einleitung*, S. XV.

liegt, wie Herz in seinem *Wasserfenchelsamen*-Aufsatz behauptet,¹¹¹ kommen in der Medizin der sinnlichen Wahrnehmung und damit der Ästhetik besondere Bedeutung zu. Diese verknüpft der Arzt mit seiner psychologischen Theorie von den Vorstellungen, wie das nachfolgende Kapitel darlegen wird.

5.1.3 ‚Digressionen‘ zur Vollkommenheit: der *Versuch über Geschmack* über Ästhetik und Medizin

Bringt ein Objekt den „Fäsergen der Nerven“¹¹² eine Bewegung bei und wird diese wahrgenommen und dem Gehirn mitgeteilt, spricht man, so der gleichlautende Artikel im Zedler, von *Aisthesis*, der Empfindung der Sinne. Schon die Erläuterung des Lexikons verweist darauf, dass die sinnliche Erkenntnis sowohl den äußerlichen als auch den innerlichen Sensus betrifft. Sie meint also neben visueller, auditiver, olfaktorischer, gustatorischer und taktiler Wahrnehmung auch „die allgemeine Empfindung, Phantasia, die Einbildungs-Kraft, Aestimativa, die Beurtheilungs-Kraft, Memoria, das Gedächtnis“¹¹³. Zusammengefasst unter dem Begriff der Sinnlichkeit zählen sie alle zu den sogenannten ‚unteren Erkenntnisvermögen‘, denen die ‚oberen Erkenntnisvermögen‘ Verstand, Vernunft und Urteilskraft gegenüberstehen.¹¹⁴ Zusammen machen sie das Erkenntnisvermögen aus, das neben Gefühl und Wille zu denjenigen Vermögen der Seele zählt, die Kant als ‚obere Seelenvermögen‘ zusammenfasst.¹¹⁵ Die Einteilung in ‚obere‘ und ‚un-

¹¹¹ Herz: *Wasserfenchelsamen*, S. 51.

¹¹² o. V.: „Aisthesis [Art.]“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 1: A–Am, S. 888. Unter: <http://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=6334&bandnum=mer=01&seitenzahl=0483&supplement=0&dateformat=1%27%29> [30.06.2016].

¹¹³ o. V.: *Aisthesis* [Art.].

¹¹⁴ o. V.: „Erkenntnisvermögen [Art.]“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlass*. Berlin: Mittler 1930, S. 140f., hier: S. 140.

¹¹⁵ Kant führt sämtliche Seelenvermögen auf die folgenden drei Fähigkeiten der Seele zurück, die er als die ‚oberen Seelenvermögen‘ versteht: das Erkenntnisvermögen (für das allein der Verstand gesetzgebend ist), das Gefühl der Lust und der Unlust (für welches die Urteilskraft gesetzgebend ist) sowie das Begehrungsvermögen (für das die Vernunft gesetzgebend ist). Verstand, Urteilskraft und Vernunft bezeichnet Kant als die ‚oberen‘ Erkenntnisvermögen, die Sinnlichkeit, bestehend aus Sinn und Einbildungskraft, als ‚niederes‘ Erkenntnisvermögen (o. V.: „Seelenvermögen [Art.]“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlass*. Berlin: Mittler 1930, S. 489; o. V.: *Erkenntnisvermögen* [Art.], S. 140). Zu den ‚unteren Seelenvermögen‘ zählt das 18. Jahrhundert: Begehren, Fantasie bzw. Vorstellungsvermögen, Empfindung, Leidenschaften/Affekte (Matthew Bell: „The Revenge of the ‚untere Seelenvermögen‘ in Schiller’s Plays.“ In: *German Life & Letters* 1999, Bd. 52/Heft 2, S. 197–210, hier: S. 200). ‚Seelenvermögen‘ ist ein Begriff der älteren Psychologie, die Denken, Fühlen und Wollen als selbstständige Vermögen der Seele ansah (Markus Wirtz (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von

tere‘ Seelen- beziehungsweise Erkenntnisvermögen impliziert eine Hierarchie, die besonders in der Position des Rationalismus sichtbar wird. Nach Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff resultiert die Sinnlichkeit als unteres Erkenntnisvermögen in verworrenem Erkenntnis, der Verstand dagegen in klarer Erkenntnis. Alexander Gottlieb Baumgarten, der als einer der Hauptvertreter des Rationalismus gilt, behält zwar den grundlegenden Dualismus bei, aber er setzt dieser einseitigen Wertschätzung rationaler, begrifflicher Erkenntnis eine neue Stoßrichtung der Ästhetik entgegen. Mit seiner im Jahr 1750 erschienenen Schrift *Aesthetica* begründet er die Ästhetik als eigene philosophische Disziplin und definiert sie als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis.¹¹⁶ Der unteren Erkenntnislehre kommt dabei die gleiche Bedeutung zu wie der Logik: Die Vorstellungen der sinnlichen Erkenntnis, die das ganze Spektrum obskurer und konfuser Perception umfassen, haben eine eigene, fundamentale Bedeutung für das Erfassen der Wirklichkeit.¹¹⁷ Trotz seines Bemühens, so die Hierarchie zwischen ‚oberen‘ und ‚unteren‘ Erkenntnisvermögen abzuflachen, bleibt Baumgarten der rationalistischen Tradition und ihrer Überzeugung, sinnliche Vorstellungen seien per se verworren und damit untergeordnet, weiterhin verhaftet.

Kant aber, der den „vortreffliche[n] Analyst[en]“ (AA IV, S. 30)¹¹⁸ Baumgarten sehr schätzt, wertet die Rolle der Sinnlichkeit bei der Erkenntnis nochmals deutlich auf, indem er sie als unterschiedlichen, aber gleichberechtigten Erkenntniszweig neben die Vernunft stellt: Sie stehen in wechselseitiger Abhängigkeit miteinander, denn der Ver-

Janina Strohmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014, zitiert nach der Online-Version: <https://portal.hogrefe.com/dorsch/seelenvermoegen> [13.09.2016]). Im Gegensatz zu dieser älteren Annahme von selbstständigen Potenzen der Seele wurden Seelenvermögen später als alle Betätigungen der Seele im Sinne fundamentaler Dispositionen des Bewusstseins selbst verstanden, wobei mal der eine, mal der andere psychische Moment überwiegt. Zwar lassen sich intellektuelle, emotionelle und volitionelle Prozesse unterscheiden, stellen jedoch nie reine Bewusstseinsvorgänge dar, sondern sind als Vorstellung, Gefühl und Wille verschiedene Typen (o. V.: „Seelenvermögen [Art.]“. In: Rudolf Eisler (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearb. von Rudolf Eisler. 4. Aufl. Berlin: Mittler 1927. Band 3: Sci-Z, S. 24–30).

¹¹⁶ Die semantische Mehrfachbesetzung führt der Begriff Ästhetik (αἴσθησις *aísthēsis* ‚Wahrnehmung‘, ‚Empfindung‘) fort, wobei die Gegenstände der sinnlichen Erkenntnis „ursprünglich vor allem in der Natur gesucht [wurden; MK]. Erst später fand man in den Werken der Kunst den eigentlichen Ort ästhetischer Erfahrung“ (Axel Spree: „Ästhetik [Art.]“. In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophiewoerterbuch.de> [09.03.2016]), weshalb Ästhetik bekanntlich auch als Theorie der Künste bestimmt wird.

¹¹⁷ Dagmar Mirbach: Alexander Gottlieb Baumgarten: *Aesthetica/Ästhetik* (2 Bde.). Unter: <http://www.baumgarten-alexander-gottlieb.de/aesthetica/index.html> [09.03.2016].

¹¹⁸ AA IV = Immanuel Kant: „Kritik der reinen Vernunft (Prolegomena)“. Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken (Bd. 4). Hg. v. Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik und Korpora.org: Elektronische Edition der Gesammelten Werke Immanuel Kants. Bonn/Duisburg-Essen 2002/2008.

stand bestimmt die Vorstellung, welche die Sinnlichkeit von einem Gegenstand gebildet hat, begrifflich.¹¹⁹

Herz, der in seinen *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit* das Fundament seiner eigenen Ästhetik erarbeitet, verwendet darin die Kantische Bestimmung von Vernunft und Sinnlichkeit als zwei unterschiedliche, aber gleichberechtigte Erkenntniszweige. Bezüglich seiner Ausführungen in den *Betrachtungen* schreibt Herz selbst an seinen Lehrer:

Niemanden habe ich es weniger nöthig zu sagen als Ihnen theurster Herr Profeßor wie klein mein ganz Verdienst in dieser Schrift ist. Ich habe bloß Ihre Schrift vor Augen gehabt, den Faden Ihrer Gedanken gefolgt, und nur hie und da einige Digressionen gemacht die mir mehr im Arbeiten einfielen als daß ich sie vorher mit im Plane gebracht habe. [alles sic!] (AA X, Nr. 68, S. 125f.)

Zu diesen ‚Digressionen‘ zählt neben „der Entwicklung der Begriffe von Raum u. Zeit [...] eine Ausschweifung zu der Natur der Grundsätze des Schönen“ (AA X, Nr. 68, S. 126), womit Herz die ästhetische Problematik um den Geschmack ins Zentrum rückt.¹²⁰ Bei Baumgarten ist es der Geschmack, der dem sinnlichen Erkenntnisvermögen erlaubt, ein Urtheil zu fällen: Er bemerkt, ob die verschiedenen Teile zusammengesetzter Dinge harmonisch und ausgewogen sind und zusammenstimmen. Damit stellt der Geschmack auch fest, ob sie vollkommen sind oder nicht. Diese Bindung des Geschmacksurteils an die Begriffe Vollkommenheit und Unvollkommenheit weist Kant im 15. Paragraphen der *Kritik der Urteilskraft* (1790) strikt zurück (vgl. AA V, S. 226–229) und vollzieht damit die kritische Wende auf dem Gebiet der Ästhetik.¹²¹ In dieser Ge-

¹¹⁹ Dass das Verhältnis von begrifflich und sinnlich allerdings noch weitaus komplexer ist, legt Kant schließlich in der *Kritik der Urteilskraft* dar und problematisiert damit die Baumgartensche Einteilung. Schließlich ist bei Baumgarten trotz allem jegliche Erkenntnis begrifflich gefasst, also sowohl die verstandesmäßige als auch die sinnliche Erkenntnis. Mit diesem Grundsatz, dass alle Vorstellungen Begriffe sind, bricht Kant durch seine Formen der Anschauung Raum und Zeit.

¹²⁰ Leventhal: *Ästhetische Dimensionen*, S. 200. Kant selbst hatte 1771 eine Auseinandersetzung mit der „Natur der Grundsätze der Ästhetik“ geplant und könnte Herz’ Beschäftigung damit angeregt haben, wie die Herausgeber der *Betrachtungen* vermuten (Conrad et al.: Einleitung, S. XXXVII).

¹²¹ D’Aprile: *Die schöne Republik*, S. 121. So lautet die Überschrift des hier entscheidenden 15. Paragraphen der *Kritik der Urteilskraft* (Immanuel Kant: „Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilskraft.“ Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken (Bd. 5). Hg. v. Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik und Korpora.org: Elektronische Edition der Gesammelten Werke Immanuel Kants. Bonn/Duisburg-Essen 2002/2008 = AA V, S. 226–229): „Das Geschmacksurteil ist von dem Begriffe der Vollkommenheit gänzlich unabhängig.“ (ebd., S. 226) Vgl. Kants *Kritik der Urteilskraft*: „Ich habe aber schon angeführt, daß ein ästhetisches Urtheil einzig in seiner Art sei und schlechterdings kein Erkenntniß (auch nicht ein verworrenes) vom Object gebe: welches letztere nur durch ein logisches Urtheil geschieht; da jenes hingegen die Vorstellung, wodurch ein Object gegeben wird, lediglich auf das Subject bezieht und keine Beschaffenheit des Gegenstand, sondern nur die zweckmäßige Form in der Bestimmung der Vorstellungskräfte, die sich mit jenem beschäftigen, zu bemerken giebt. Das Urtheil heißt auch eben darum ästhetisch, weil der Bestimmungsgrund desselben kein Begriff, sondern das Gefühl (des innern Sinnes) jener Einhelligkeit im Spiele der Gemüthskräfte ist, sofern sie nur empfunden werden kann. Dagegen wenn man verworrene Begriffe und das objective Urtheil, das sie zum Grunde hat, wollte ästhetisch nennen,

mengelage versucht Herz in den *Betrachtungen* und dem *Versuch über den Geschmack* seine eigene Ästhetik zu verorten.

Die zeitgenössischen Debatten um den Geschmack beherrschen die gegensätzlichen Positionen von Objektivismus und Subjektivismus in der Ästhetik, die Herz in den *Betrachtungen* auffaltet. Wenn das Schöne für etwas Objektives gehalten wird, dann ist ‚Schönsein‘ eine „absolute Bestimmung“ (BspW, S. 20) und somit unabhängig von einer wahrnehmenden Entität; die Schönheit wird vielmehr zur „logischen Wahrheit.“ (BspW, S. 21) Die Gegenseite, bestehend aus den Subjektivisten oder Relativisten, wie sie die britische empiristische Tradition kennt,¹²² verneint allgemeingültige Regeln, die über Schönheit richten. Ihnen ist Schönheit etwas Individuelles und somit sind die Empfindungen einer Person „nicht weniger richtig in [ihrem; MK] Ausspruch“ (BspW, S. 21) als die konträren einer anderen. „Dadurch werden alle Grundsätze der Ästhetik über den Haufen geworfen“ (ebd.), die Frage, ob etwas schön ist, ist daher nicht entscheidbar.

Als Herz seine *Betrachtungen* niederschreibt, teilt er Kants Skepsis gegenüber Baumgartens Rationalismus. So meldet Herz 1770, als er – frisch in Berlin angekommen – die Bekanntschaft Moses Mendelssohns macht, seinem Königsberger Lehrer noch bedauernd, dass Mendelssohn an jenen Stellen, an denen Kants Dissertation „mit Baumgartens Meynungen nicht übereinstimmt“ (AA X, Nr. 58, S. 100), den Thesen Kants nicht beipflichten kann. Herz meint aber den Ort gefunden zu haben, wo beide Parteien, die ästhetischen Subjektivisten und Objektivisten, „aufeinanderstoßen und sich die Hände bieten müssen“ (BspW, S. 21), indem er Kants Unterscheidung zwischen Form und Materie bei Vernunftkenntnissen¹²³ bei der sinnlichen Erkenntnis des Schönen einführt:¹²⁴

man einen Verstand haben würde, der sinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe seine Objecte vorstellte, welches beides sich widerspricht. Das Vermögen der Begriffe, sie mögen verworren oder deutlich sein, ist der Verstand; und obgleich zum Geschmacksurtheil, als ästhetischem Urtheile, auch (wie zu allen Urtheilen) Verstand gehört, so gehört er zu demselben doch nicht als Vermögen der Erkenntniß eines Gegenstandes, sondern als Vermögen der Bestimmung des Urtheils und seiner Vorstellung (ohne Begriff) nach dem Verhältniß derselben auf das Subject und dessen inneres Gefühl, und zwar sofern dieses Urtheil nach einer allgemeinen Regel möglich ist.“ (AA V, S. 228f.)

¹²² D’Aprile: Die schöne Republik, S. 114.

¹²³ Vgl. Kants Definition am Beginn der Transzendentalen Ästhetik: „In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, daß das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann, nenne ich die Form der Erscheinung. Da das, worin sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber mu [sic!] zu ihnen insgesamt [sic!] im Gemüthe a priori bereit liegen und daher abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden.“ (AA III, S. 50)

¹²⁴ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 115.

Das Objektive in der Materie ist der Eindruck, den die Sinne von dem Gegenstand empfangen, oder die Veränderung des Zustandes, welchen die Seele dadurch leidet. Die genaue Bestimmung desselben hingegen hängt von demjenigen ab, was jedem Subjekt besonders eigen ist, und muß daher in verschiedenen Subjekten verschieden sein. (BspW, S. 21)

Weil aber, wie bereits dargelegt wurde, die wahrgenommenen Gegenstände bei der sinnlichen Erkenntnis über die ‚Formen der Anschauung‘ aktiv geordnet werden, begründen diese Anschauungsformen die „allgemeingültigen Aspekte des Geschmacksurteils“¹²⁵. Für Herz sind diese Anschauungsformen, die „der Seele als notwendige Gesetze beiwohnen“ (ebd.), die allgemeinen objektiven Grundsätze, anhand derer die Seele die Schönheit eines sinnlichen Gegenstands beurteilen kann.¹²⁶ „Der *sinnlich schöne Gegenstand* verhält sich also zu den allgemeinen Regeln des Geschmacks wie der *sinnliche Gegenstand* überhaupt zu denjenigen Bedingungen, welche bei Vorstellung desselben der Seele vorgeschrieben sind, und die [...] in den Begriffen *Raum* und *Zeit* bestehen.“ (BspW, S. 22; Hervorheb. im Orig.) Die Geschmacksurteile können aufgrund der divergierenden Gegenstände, Umstände und Subjekte zwar abweichend ausfallen, aber die Regeln des Geschmacks haben „den gleichen objektiven Status wie die Formen der Anschauung“.¹²⁷ Gegenständen, die mit diesen Regeln konform gehen, die Schönheit abzusprechen, wäre für Herz genauso unmöglich, „als ungereimt es ist, sich einen sinnlichen Gegenstand vorzustellen, ohne ihn *irgendwo* und *irgendwann* zu gedenken.“ (BspW, S. 23; Hervorheb. im Orig.)

Von diesen Voraussetzungen geht Herz auch in seinem ästhetischen Hauptwerk, dem *Versuch über den Geschmack* (1776),¹²⁸ aus, in dem er seine ‚Digressionen‘ zu Zeit, Raum und Schönheit vertieft. In einer zweiten, ausführlicheren Auflage (1790) verfeinert er seine Ästhetik weiter. Dort definiert er den Geschmack als das Vermögen, das Schöne zu erkennen (VüG, S. 9),¹²⁹ und legt dessen Regeln genauer dar. Doch nun schiebt Herz einen Exkurs zu Baumgartens Ästhetik ein und bindet seine eigene ästhetische Theorie in der zweiten Auflage des *Versuchs über den Geschmack* damit explizit

¹²⁵ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 115.

¹²⁶ „Die *Form* machen die allgemeinen Grundsätze aus, die die Ästhetik auseinandersetzt, die wiederum insofern objektiv sind, als sie der Seele als notwendige Gesetze beiwohnen, nach denen allein sie die Schönheit oder Häßlichkeit irgendeines sinnlichen Gegenstandes beurteilen kann.“ (BspW, S. 21; Hervorheb. im Orig.)

¹²⁷ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 115.

¹²⁸ Herz: Versuch über den Geschmack, S. 38; fortan im Text mit der Sigle VüG und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

¹²⁹ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 116. D’Aprile zeigt anhand Kants Überlegungen zur Ästhetik auf, wie stark Herz’ Bestimmungen des Geschmacks in den *Betrachtungen* mit den vorkritischen Positionen seines Lehrers übereinstimmen (ebd.). Generell gilt: Der Geschmack richtet sowohl in den Künsten als auch in den Wissenschaften und letztlich auch in jeder Seelentätigkeit und in jedem Begriff über Schönheit und Hässlichkeit (Steigerwald: Ideenzirkulation, S. 54).

an Baumgartens Bestimmungen (VüG, S. 8).¹³⁰ Dafür greift Herz seine medizinisch-psychologische Theorie von den Vorstellungen auf und verknüpft sie mit seiner psychologischen Ästhetik.¹³¹ Wie bereits skizziert, hat er im *Versuch über den Schwindel* erläutert, dass der Seele diejenigen Ordnungen den Übergang von einer Vorstellung zur anderen erleichtern, denen „die Regel der Uebereinstimmung der Mannichfaltigkeit zur Einheit zum Grund liegt“ (VüG, S. 87). Im *Versuch über Geschmack* definiert Herz nun mit Baumgarten die Schönheit als „die *klar vorgestellte Vollkommenheit*; und diese besteht in der Mannichfaltigkeit, welche zur Einheit übereinstimmt.“ (VüG, S. 7; Hervorheb. im Orig.)

Herz legt seiner Ausführung die Annahme zugrunde, dass jedes Ganze aus mannigfaltigen Teilen besteht, die zu einer Einheit als dem Endzweck übereinstimmen. Diese Übereinstimmung wird Vollkommenheit genannt, die umso größer ausfällt, je größer die Mannichfaltigkeit und je genauer die Übereinstimmung der Teile ist (VüG, S. 11). Da für die Seele eine solche Übereinstimmung „ein Erleichtungsmittel ist, die Mannichfaltigkeiten zu fassen“ (VüG, S. 12), gewährt ihr die Anschauung der Vollkommenheit Lust: „die Vollkommenheit *gefällt*, die Unvollkommenheit *mißfällt* ihr.“ (ebd.; Hervorheb. im Orig.) Der Wert eines Gegenstands bemisst sich nach diesem Gefallen,¹³² denn das ‚oberste Grundgesetz in der menschlichen Seele‘ besage, dass Lust aus der Vorstellung von Vollkommenheit, Unlust aus der Vorstellung von Unvollkommenheit resultiere; ein schöner Gegenstand muss demnach die Vorstellung von Vollkommenheit darbieten (VüG, S. 27).¹³³ Herz fasst folglich als Bestimmung von Schönheit zusammen: „sie sey die klare Vorstellung desjenigen, was unmittelbar in der Erscheinung Lust gewährt, welches mir in Baumgartens körnichter Erklärung: *pulchritudo est perfectio phaenomenon*, völlig enthalten zu seyn scheint.“ (VüG, S. 29; Hervorheb. im Orig.)

¹³⁰ Vgl.: „Die hinzugekommenen Verbesserungen bestehen hauptsächlich in der genauern Zergliederung der Baumgartenschen Erklärung des Begriffes *Schönheit*, und der deutlichern Auseinandersetzung meiner angegebenen Regel für die *Haltung*.“ (VüG, S. IV; Hervorheb. im Orig.)

¹³¹ Steigerwald: Ideenzirkulation, S. 42.

¹³² „Das *mittelbar Gefällige* nennt man *gut*. Es liegt in dem Begriff des Guten, daß es zu *etwas* gut seyn muß. Hier ist also eine Beziehung zwischen Mittel und Endzweck, eine Vergleichung beyder gegen einander, die, wie jede Beziehung, nicht empfunden, sondern bloß durch die thätige Kraft der Seele, die Vernunft, angestellt und erkannt werden kann. Das *unmittelbar Gefällige* hingegen nennen wir *angenehm*. Der nächste Gegenstand desselben ist unsere Empfindung, wobey keine Vergleichung vorgeht, sondern dessen ganzes Wesen in der leidenden Anschauung unseres veränderten Zustandes besteht, und dessen Erkenntnis daher lediglich vom Gefühl abhängt.“ (VüG, S. 15; Hervorheb. im Orig.)

¹³³ Herz führt aus, dass der Gegenstand dabei unmittelbar gefallen muss und die Lust, die er gewährt, aus der Vorstellung der Verbindung und Übereinstimmung seiner Mannichfaltigkeit entspringt, d. h. der Grund des Gefallens in der Vorstellung der Form, nicht der Materie, besteht. Die Vorstellung der Form muss dabei in der klaren Anschauung, nicht einer deutlichen Vernunftkenntnis bestehen (VüG, S. 27–29).

Damit führt Herz seine Ausführungen in Baumgartens Schönheitsbegriff der ‚erscheinenden Vollkommenheit‘, die den Dingen anhaftet und sinnlich erkannt wird, zusammen. Auf die tieferen „Untersuchungen jenes großen kritischen Seelenumseglers“ (VüG, S. 8) Kant im Rahmen von dessen kritischer Philosophie¹³⁴ aber will sich Herz im *Versuch über den Geschmack* nicht einlassen. Er beschränkt sich darauf, die „gänzlich außer allen Gränzen der Streitigkeiten“ (VüG, S. 8) liegenden begrifflichen Unterscheidungen durch Kant – sinnliche und vernünftige Erkenntnisse, mittelbares und unmittelbares Gefallen beziehungsweise Gutes und Schönes sowie Materie und Form der Erkenntnis – zu verwenden.¹³⁵ Er selbst erklärt die Abweichungen von seinem Lehrer damit, dass er davon ausgeht, dass die Seele bei der Tätigkeit der Vernunfterkennung den „Sprung aus dem engen Kreis ihrer Vorstellungen in die weite Region der äußern Gegenstände“ (VüG, S. 9) wagt und damit immer schon über die Welt urteile.¹³⁶ Die transzendente Frage nach der Befugnis der Seele, dies zu tun, also über die äußeren Gegenstände zu urteilen, überlässt er aber ausdrücklich „Kants Gerichtsbarkeit“ (ebd.).

Dass eine Vielzahl einzelner Wesensmerkmale („Mannigfaltigkeit“) zu einem geordneten Ganzen zusammenstimmen („Einheit“) führt jede Ästhetik des 18. Jahrhunderts als Eigenschaften des Schönen an.¹³⁷ Aber, so argumentiert Herz, Schönheit ergibt sich eben nicht allein dadurch, dass „alle Theile der Mannichfaltigkeit zur Hervorbringung der Einheit mit einander verknüpft sind“ (VüG, S. 36f.), sondern jedes einzelne der Teile hat daran „einen bestimmten ihm angemessenen Antheil“ (VüG, S. 37). Daher stellt Herz noch eine weitere Eigenschaft der Schönheit neben das Merkmal der ‚Einheit‘ und das der ‚Mannigfaltigkeit‘: die ‚Haltung‘. Sie erläutert nach Herz, wie die einzelnen Teile richtig zueinander proportioniert sind.¹³⁸

Als Schlüsselbegriff in den schönen Künsten taucht ‚Haltung‘ in der Malerei auf, wobei Johann Georg Sulzer darunter die Eigenschaft eines Gemäldes versteht, die richtige Proportion der einzelnen Teile zueinander über Perspektivierung, Kolorierung, die Gestaltung von Licht und Schatten und perspektivisches Arrangement herzustellen.¹³⁹

¹³⁴ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 122.

¹³⁵ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 122.

¹³⁶ Vgl.: „Herz verweist die kritische Vernunft in ihre Schranken, dafür aber betont er, daß die Seele als psychologisches Vermögen, das zwischen den einzelnen, in Raum und Zeit wirklichen, leidend aufgenommenen, sinnlichen Erkenntnissen und den allgemeinen, abstrakten, nach ‚unveränderlichen Grundgesetzen‘ ausgearbeiteten Vernunftkenntnissen vermittelt [sic!].“ (Martin L. Davies: „Nachwort.“ In: Marcus Herz: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 102–112, hier: S. 104).

¹³⁷ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 117.

¹³⁸ Vgl. VüG, S. 38f. S. a. Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 203.

¹³⁹ Vgl. Sulzer: Allgemeine Theorie, S. 507–509, hier: S. 507. „Man sagt von einem Gemähd [sic!][,] es habe Haltung, wenn jeder Theil in Ansehung der Tiefe des Raumes, oder der Entfernung vom Auge,

Herz, der in der ersten Auflage des *Versuchs über den Geschmack* noch glaubte, der erste zu sein, „der diese Idee von Haltung aus der Malerey entlehnt und auf das Schöne überhaupt angewendet“ (VüG, S. 38) hat, weitet den Begriff auf alle schönen Gegenstände aus.¹⁴⁰ Haltung definiert Herz dementsprechend als Balance von Teilen, die als Set variabler Faktoren alle Kunstformen beschreibbar machen, wie er in einer quasi mathematischen Aufstellung vorführt (VüG, S. 44–47).

Herz' Haltungsbegriff bestimmt nicht nur die Beziehung von Teil und Ganzem genauer, sondern verknüpft auch Ursache und Wirkung:¹⁴¹ „jede Ursache muß ihrer Wirkung nach proportioniert seyn“ (VüG, S. 39).¹⁴² Schließlich sei, wie auch schon im *Versuch über den Schwindel* postuliert, für die Seele das Gesetz der Kausalität das wichtigste, sie mache die „Grundlage der ganzen Menschheit, d. i. des Gebrauchs unserer Vernunft aus, daß wir da, wo wir eine Wirkung erblicken, auf das Daseyn einer Ursache geführt werden, und bey der Gegenwart einer Ursache eine Wirkung erwarten.“ (VüG, S. 40) Doch wenn der Grad von Schönheit, wie er im *Versuch über den Geschmack* darlegt, jeweils von Wirkungen, Ursachen und deren Proportionen zueinander abhängt¹⁴³ und damit reine Schönheit respektive Vollkommenheit vorliegt, wenn das Verhältnis von Ursache und Wirkung genau übereinstimmt,¹⁴⁴ dann beschreibt Herz darüber hinaus im Prinzip nichts weniger als die vollständige Gesundheit, die er im *Grundriß* als Übereinstimmung aller Funktionen definiert hat.¹⁴⁵ Über den Begriff der ‚Vollkommenheit‘ verbindet Herz also Ästhetik und Gesundheit: Die Abweichungen, die ein jedes menschliches Individuum aufweist, also auch Erkrankungen, stellt Herz in seinem Aufsatz zu den ‚Widersprüchen in der menschlichen Natur‘ aus dem Jahr 1773¹⁴⁶ expli-

sich von den neben ihm stehenden innerlich absondere, so daß die nahen Sachen gehörig hervortreten, die entfernten, nach Maaßgebung der Entfernung, mehr oder weniger zurücke weichen.“ (ebd., S. 507) Für Sulzer ist ‚Haltung‘ ein Schlüsselbegriff in den schönen Künsten, wie er in Bezug auf die Haltung des Körpers ausführt: „In den zeichnenden Künsten, im Schauspiel, im Tanz und auch in dem Vortrag der Rede, ist sie von der größten Wichtigkeit, weil sie uns ofte Dinge empfinden läßt, die uns durch kein anderes Mittel empfindbar können gemacht werden.“ (ebd., S. 506)

¹⁴⁰ D'Aprile: Die schöne Republik, S. 117.

¹⁴¹ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 203f.

¹⁴² Vgl.: „[...] indem jede Schönheit, ob sie gleich eine Einheit ist, die das Resultat des Mannichfaltigen ausmacht, dennoch nur Einheit in der Erscheinung ist, die an sich aus so vielen Theilen zusammengesetzt ist, als sich Einheiten in der Mannichfaltigkeit finden, die als wirkende Ursachen das ihrige zur ganzen Wirkung beytragen.“ (VüG, S. 39)

¹⁴³ Davies: Identity or history, S. 183f. Vgl. VüG, S. 44–47.

¹⁴⁴ „Man kann daher sagen, das Resultat Schönheit im Ganzen eines Kunstwerks besteht erstlich aus der Summe der Wirkungen, die von den einzelnen Stücken der Mannichfaltigkeit hervorgebracht werden, und zweytens aus der Verbindung dieser einzelnen Wirkungen unter einander.“ (VüG, S. 43) S. a.: „Die vollkommenste Schönheit ist diejenige, bey welcher sich die größte Anzahl von mannichfaltigen Dingen, die genaueste Einheit und die richtigste und angemessenste Haltung finden“ (VüG, S. 55).

¹⁴⁵ Vgl. Kap. 5.1.1; Herz: Grundriß, Abschnitt Pathologie, § 8, S. 220, bzw. § 16, S. 223.

¹⁴⁶ Dort und in den *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit* versucht der philosophische Arzt die unzerlegbare Individualität mitsamt ihren Abweichungen – eine zur ästhetischen Vervollkomm-

zit in Zusammenhang mit seiner ästhetischen Idee der Vollkommenheit. Dabei beweisen die Abweichungen „nicht Unordnung in der Natur“¹⁴⁷, sondern sind notwendiger Teil der natürlichen Gesetze,¹⁴⁸ die nach Vollkommenheit streben und an Herz’ an Sydenham angelehnte Ansichten über die Wiederherstellung der Gesundheit erinnern, wie sie in Kap. 5.1.1 angerissen wurden.

Um die drei Merkmale Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung, die den schönen Gegenstand kennzeichnen (VüG, S. 51), erkennen zu können, sind nach Herz insbesondere folgende drei Fähigkeiten erforderlich: „*Vernunft* zur Erkenntnis der Einheit; die *Einbildungskraft* zur Vorstellung der Mannichfaltigkeit, und ein *Gefühl* von dem wahren Werthe der einzelnen Stücke in dem Mannichfaltigen, vermöge dessen die Lebhaftigkeit der Vorstellung eines jeden seiner Wirkung zum Ganzen angemessen ist.“ (VüG, S. 51; Hervorheb. im Orig.)¹⁴⁹ Zwischen der rationalen Vernunft, welche die Einheit stiftet, und der emotiven Einbildungskraft, welche die Mannigfaltigkeit wahrnimmt beziehungsweise hervorbringt, steht also als drittes Vermögen das ‚Haltungsgefühl‘, mithilfe dessen die richtige Proportion eines schönen Gegenstands erkannt werden kann.¹⁵⁰ Denn die Haltung als „proper disposition of the diverse aesthetic characteristics within the formal unity of the object [...] in the work of art [...] invites the appropriate psychological attitude [*Haltung*], i.e. disposition of mental faculties [*Fähigkeiten*] in the observer“.¹⁵¹

Sind alle drei Fähigkeiten – Vernunft, Einbildungskraft, Haltungsgefühl – in höchstem Maße und idealem Verhältnis vorhanden, so ist der Geschmack vollkommen (VüG, S. 55).¹⁵² Zwar ist das ‚Haltungsgefühl‘ für jeden Menschen ein spezifisches und

nung notwendige Triebkraft – auf erkenntnis- sowie medizintheoretischem Fundament zu erklären (Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 202f.).

¹⁴⁷ Marcus Herz: „Ueber die Widersprüche in der menschlichen Natur.“ In: *Der Teutsche Merkur* 1773, Heft 1, S. 144–163, hier: S. 151.

¹⁴⁸ Herz: Ueber die Widersprüche, S. 151.

¹⁴⁹ Sie sind die ‚subjektzentrierten‘ Seelenvermögen, die dem objektiven Profil des Ästhetischen mit Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung entsprechen (Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 203f.).

¹⁵⁰ Haltung ist nach Herz der Nexus zwischen Vernunft und Gefühl, äußerem Gegenstand und Seele, damit sie „ein Ganzes ausmachen“ (VüG, S. 10): „jede Eigenschaft eines jeden ästhetischen Urteils [hat; MK] einen „doppelten Erkenntnisgrund [...]: einen objektivischen der Sache, und einen subjektivischen unsers Zustandes, und zwar [...] den ersten durch die Vernunft, den zweyten durch das Gefühl“ (Davies: Nachwort, S. 104.) Weil Haltung sowohl Vernunft als auch Urteilskraft in einem ist, fallen Geschmack und Schönheit unter die Verwaltung der Vernunft (Davies: Nachwort, S. 105). „Das ermöglicht es Herz, die Bestandteile des ästhetischen Urteils zu analysieren und eine rationale Taxonomie der Geschmacksarten aufzustellen (sowie am Leitfaden des Kausalitätsgesetzes eine rationale Nosographie zu entwickeln), folglich auch den individuellen Fall sowohl vernunftgemäß als auch ästhetisch – mit anderen Worten: kategorisch – zu regeln.“ (ebd., S. 105)

¹⁵¹ Davies: Identity or history, S. 184; Hervorheb. im Orig.

¹⁵² Vgl.: „[...] der vollkommenste Geschmack ist der, welcher die ausgebreitetste und lebhafteste Einbildungskraft, die größte Vernunft, und das richtigste Haltungsgefühl mit einander vereinigt“ (VüG, S. 55).

macht den individuellen menschlichen Charakter aus, doch wird ein subjektives Geschmacksurteil nach Herz letztlich dadurch aufgehoben, dass sich das ‚Haltungsgefühl‘ einer „allgemeine[n] Haltungsregel“ (VüG, S. 98) unterordnen lässt:¹⁵³

[D]iese Regel [können wir; MK] zugleich die oberste Regel für den Künstler sein lassen; vorzüglich, da er doch die Absicht hat, durch Vollkommenheit Lust zu erwecken, und da kein Gegenstand unter einer andern Bedingung Lust gewährt, als in so fern er Vollkommenheit ist, d. i. in so fern er ein Moment des großen Endzwecks, worauf das Triebwerk allen Lebenden abzielt, der *höchsten Glückseligkeit*, ausmacht, oder als ein solches vorgestellt wird! (VüG, S. 105; Hervorheb. im Orig.)¹⁵⁴

Der Geschmack richtet als aktives Seelenvermögen nicht nur in den Künsten über Schönheit,¹⁵⁵ sondern letztlich „in jedem sinnlichen und vernünftigen Gegenstande, in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, in jeder Seelenfähigkeit, in jedem Begriffe, in jeder Bewegung.“ (VüG, S. 7) Denn auch der medizinische Künstler muss, um die vollkommene Gesundheit erkennen und herstellen zu können, Denkfähigkeit, die auf Einbildungskraft beruht, sowie die Unterwerfung dieser Einbildungskraft unter die Vernunft und die Bündelung der eigenen mannigfaltigen Fähigkeiten mit Hilfe eines ausgeglichenen Haltungsgefühls, aufweisen können.¹⁵⁶

Das Konzept der Haltung verbindet damit nicht nur die Werke *Versuch über den Schwindel* und *Versuch über den Geschmack*; in ihm amalgamieren Herz’ ästhetische, philosophische und psychologische Theorieansätze.¹⁵⁷ Dabei macht die Verknüpfung von mannigfaltigen Elementen, welche die Beziehung von Teil und Ganzem sowie von Ursache und Wirkung berücksichtigt, das Haltungskonzept auch für den Arzt Herz auf mehrfache Weise fruchtbar. Während das darin integrierte Kausalitätsgesetz ihm den

¹⁵³ D’Aprile: Die schöne Republik, S. 118. Vgl. VüG, S. 104: „[...] giebt es, bey der so großen Mannigfaltigkeit von herrschenden Neigungen unter verschiedenen Menschen, dennoch eine oberste Verhaltensregel für den Menschen überhaupt, nach welcher er den Zügel jeder Leidenschaft anziehen oder nachlassen muß, und welche folglich den Plan zu seiner höchsten Glückseligkeit enthält?“ Herz bejaht seine Frage in den darauffolgenden Abschnitten (VüG, S. 105).

¹⁵⁴ Indem Herz Geschmack und Glückseligkeit koppelt, zitiert er die spätaufklärerische Theorie des Gleichgewichts der Seelenkräfte, denn sowohl guter Geschmack als auch Glückseligkeit beruhen im bestmöglichen Zustand darauf, dass die Seelenkräfte vervollkommen sind und in richtigem Verhältnis zueinander stehen (D’Aprile: Die schöne Republik, S. 118f.). Wie D’Aprile erläutert, wird Moritz Herz diese doppelte, weil widersprüchliche Funktion des Haltungsgefühls vorwerfen: Das Haltungsgefühl als eine Seelenkraft unter anderen steht der Funktion dieser Seelenkraft, für das Gleichgewicht unter allen Seelenkräften zu sorgen, entgegen (ebd., S. 119). Moritz und Kant prägen die neuere Autonomieästhetik, die Herz’ Ästhetiksystem herausfordern wird (vgl. ebd., S. 120–124). S. a.: „In der Ästhetik unterscheidet man zwischen autonomen und heteronomen Ästhetiken, also zwischen solchen, die die ästhetischen Wertqualitäten aus außerästhetischen Seins- und Wertsphären ableiten, und solchen, die die Autonomie des ästhetischen Gebiets und seine Unabhängigkeit von anderen Gebieten postulieren.“ (Axel Spree: „Autonomie [Art].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch> [11.03.2016])

¹⁵⁵ Steigerwald: Ideen-zirkulation, S. 54.

¹⁵⁶ Leder: Die Grenzgänge, S. 147 bzw. S. 194.

¹⁵⁷ Steigerwald: Ideen-zirkulation, S. 42.

Leitfaden liefert, um eine rationale Nosografie zu entwickeln,¹⁵⁸ gibt die Ästhetik dem Künstler die „allgemeine oberste Regel“ (VüG, S. 85) zur Hand, nach der er die Mannigfaltigkeit zur Einheit in Übereinstimmung zu bringen hat, um ein in sich vollendetes Ganzes hervorzubringen (VüG, S. 84f.). Ebendies vollbringt Herz in seinen Fallgeschichten, in denen er schließlich mannigfaltige Elemente zusammenfügt¹⁵⁹ – und das eben nicht nur auf die disparaten Textkonventionen bezogen, sondern auch auf die medizinischen ‚Zufälle‘, die zur Geschichte einer Krankheit angeordnet werden.

Bei der dafür nötigen genauen empirischen Bestandsaufnahme verbindet das medizinische Genie nach Herz dabei „die Anleitung der Vernunft, scharfsinnige Beobachtung, intuitive Erkenntnis, Einbildungskraft und vor allem angesammelte Erfahrungen“¹⁶⁰. Dies entspricht Baumgartens Vorstoß, Ästhetik als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis auszulegen. Sie zielt darauf ab, alle, also sowohl obere als auch untere, Erkenntnisvermögen zu verbessern, weshalb er die ‚Kunst der Aufmerksamkeit‘ auch als Grundlage der Ästhetik bestimmt.¹⁶¹ Damit konnten auch „das rein Empirische, das Zufällige, das Abwegige, das Entstellte, das Pathologische am Körper und an der Seele [...] der vernunftmäßigen Behandlung zugänglich gemacht werden.“¹⁶² Die gewonnene Erkenntnis steht dabei in konstitutivem Wechselverhältnis zum Protokoll des Befundes, der Darstellung.¹⁶³ Indem Baumgarten die Ästhetik darüber hinaus auch als Wissenschaft des sinnlichen Darstellens, als Ausdruck der sinnlichen Erkenntnis bestimmt, macht er sie „damit zugleich zu einer Theorie der freien Künste und auch für Rhetorik und Poetik systematisch leitbildend.“¹⁶⁴

In seinem Traktat *Von der Darstellung* (1779)¹⁶⁵ erhebt Friedrich Gottlieb Klopstock die ‚unteren Seelenvermögen‘¹⁶⁶ zu Zielobjekten einer avancierten Darstellung, die ihren Gegenstand damit mit Ästhetik und medizinischer Psychologie teilt.¹⁶⁷ Das neue Paradigma der Darstellung richtet sich bei Klopstock darauf, über die Dichtung die unteren Seelenvermögen des Rezipienten zu erregen, um in ihm den Eindruck von ‚fast-

¹⁵⁸ Davies: Nachwort, S. 105.

¹⁵⁹ Vgl. Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 207.

¹⁶⁰ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 195.

¹⁶¹ Zelle: A. E. Büchner, S. 314f.; Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 195.

¹⁶² Davies: Nachwort, S. 105.

¹⁶³ Zelle: A. E. Büchner, S. 313f. An diese Auslegung von Ästhetik knüpft, wie Zelle darlegte, auch Andreas Elias Büchners Aufmerksamkeitslenkung in seinen Fallgeschichten an (ebd.).

¹⁶⁴ Mirbach: Baumgarten Aesthetica.

¹⁶⁵ Friedrich G. Klopstock: „Von der Darstellung. Drittes Fragment.“ In: Ders. (Hg.): *Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente*. Hamburg: Heroldsche Buchhandlung 1779, S. 243–258.

¹⁶⁶ Zu den ‚unteren Seelenvermögen‘ zählt das 18. Jahrhundert: Begehren, Fantasie bzw. Vorstellungsvermögen, Empfindung, Leidenschaften/Affekte (Bell: *The Revenge*, S. 200).

¹⁶⁷ Steigerwald: Schwindelgefühle, S. 112.

wirklichen Dingen‘ zu erwecken.¹⁶⁸ Wenn Vorstellungen von bestimmten wirklichen Dingen für die Dinge selbst gehalten werden, der Rezipient also einer vollständigen Täuschung unterliegt, werden diese Vorstellungen nach Klopstock zu ‚fast-wirklichen Dingen‘. Gelingt dies, hat eine Darstellung ihre vollständige Wirkung erreicht. Dafür muss sie zum einen starke Empfindungen beim Rezipienten hervorrufen, zum anderen hat die Darstellung selbst durch ‚Bewegung‘ geprägt zu sein, denn dies resultiert in einer Schnelligkeit der ‚Vorstellungen‘, die wiederum das ‚Fastwirkliche‘ evoziert.¹⁶⁹ Die Schnelligkeit trägt dazu bei, dass sich der Eindruck des Dargestellten vergrößert: „Wen, Schlag auf Schlag, Läbendiges Läbendigem folgt; so nimt dadurch seine Kraft [...] zu [alles sic!]“¹⁷⁰. Dass sich durch viele unterschiedliche Eindrücke die Lebendigkeit eines Eindruckes steigern lässt, erinnert an Herz’ Argumentation in Bezug auf die Vorstellungen im *Versuch über den Schwindel*.

Um eine größtmögliche Wirkung zu erzielen, muss eine Darstellung also die unteren Seelenvermögen erregen, wofür ihr Verfasser nach Klopstock den ganzen Menschen, also sämtliche Leidenschaften und Empfindungen in ihren Funktionsmechanismen, genauestens kennen muss.¹⁷¹ Diese Ansicht teilt der Mediziner Johann Christian Bolten (1727–1757), der die Wichtigkeit der Ästhetik hervorhebt, da ebendiese die Regeln und Gesetze der unteren, also der sinnlichen Erkenntniskräfte liefert.¹⁷² Bolten, der zu den Hallenser Psychomedizinern um Krüger und Unzer zählt, stärkt die Beziehung entscheidend, welche die Ästhetik über den Fokus auf Affekte insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Medizin und Psychologie eingeht.¹⁷³ In den *Gedanken von psychologischen Curen* aus dem Jahr 1751 entwickelt Bolten nämlich seine philosophische Pathologie:¹⁷⁴ „Die philosophische Pathologie ist die Lehre von denen Affecten, deren aesthetischer Theil lehret, wie man die Gemüthsbewegungen erregen, unterdrücken, und in seiner Gewalt haben soll.“¹⁷⁵ Schließlich könnten dadurch „viele tausend schädliche Zufälle bei den Kranckheiten [sic!] der Seele und des Körpers [...]

¹⁶⁸ Klopstock: Von der Darstellung, S. 244: „Die Forstellungen von gewissen Dingen können so läbhaft würden, daß diese uns gegenwertig, und beina di Dinge selbst zu sein scheinen. Diese Forstellungen nen ich fastwirkliche Dinge [alles sic!].“

¹⁶⁹ Klopstock: Von der Darstellung, S. 249: „Daß man den Gegenstand in seinem Läben zeigen müsse, ist der erste Grundsatz der Darstellung. Denn gezeigtes Läben bringt und fornämlich dahin, daß wir di Forstellung ins Fastwirkliche ferwandeln [alles sic!].“

¹⁷⁰ Klopstock: Von der Darstellung, S. 249/251.

¹⁷¹ Steigerwald: Schwindelgefühle, S. 112/114.

¹⁷² Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 197f.

¹⁷³ In der Baumgartenschen Prägung lässt sich Ästhetik schließlich nicht von der Sinneswahrnehmung und damit auch nicht von der körperlichen Physiologie und dem Schmerzempfinden abstrahieren (Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 197f.).

¹⁷⁴ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 196f.

¹⁷⁵ Johann C. Bolten: *Gedanken von psychologischen Curen*. Halle: Hemmerde 1751, S. 62.

durch Beobachtung dieser Regeln gehoben werden“¹⁷⁶. Mit seinen Ausführungen in den *Gedanken zu psychologischen Curen* etabliert Bolten eines der ersten medizinisch-psychologischen Konzepte,¹⁷⁷ das „die mechanische Abhängigkeit des Seelengeschehens von den somatischen Prozessen abzuschwächen versucht und die ihm eigenen immanenten Gesetzmäßigkeiten hervorkehrt“¹⁷⁸:

Man muß also die Aesthetik inne haben, um psychologische Curen verrichten zu lernen. Die sinnlichen Kräfte der Seele machen uns in der Cur derer Kranckheiten am meisten zu schaffen: folglich muß sich derienige vor andern auf die Erlernung der Gesezze ihrer Natur legen, der psychologische Curen zu verrichten wissen will. [alles sic!]¹⁷⁹

Herz greift Boltens theoretisches Konzept auf und entwickelt daraus das Fundament seiner psychotherapeutischen Behandlungen. In den *Versuchen* arbeitet er die Naturgesetze der Seelenkräfte heraus, deren Kenntnis Bolten als ‚Ästhetik inne haben‘ bezeichnet und für erfolgreiche ‚psychologische Curen‘ voraussetzt. Weil Herz um die psychophysischen Wechselwirkungen weiß, kann er entsprechende therapeutische Behandlungsversuche wagen. Will der Mediziner sie schriftlich festhalten, steht er vor der Herausforderung, die leib-seelischen Relationen präzise abzubilden. Der Fallbericht muss das Verhältnis von Ursachen und Wirkungen im menschlichen Körper beschreiben und damit die Krankheit und ihre Ätiologie umreißen. Für diesen Zweck spannt Herz die Narration ein.¹⁸⁰ Dass eine solche Darstellung besonders an den medizinisch-psychologischen Arzt außerordentliche Herausforderungen stellt, ist Herz bewusst, weswegen er aber nicht minder firm darauf besteht, dass sich die „Naturbeschreiber“ (VüS, S. 32) ihrer annehmen:

Ihre [der Psychologie; MK] Grundsätze sind eben so aus der Erfahrung hergenommen, wie die Grundsätze der Körperlehre, und die Eigenschaften der Seele werden eben so durch Anschauung vermittelt des innern Sinns erkannt, wie die Eigenschaften der Körper durch Anschauung der äußern Sinne. Es bleibt mir daher freilich unerklärbar, warum die Naturbeschreiber auf die Beobachtung der Windungen und Schnörkel an den Schneckenhäusern, deren Bewohner sie gar nicht kennen, der Strahlenszahl der Fische, oder auch selbst der Triebe der Thiere mehr Sorgfalt verwenden, als auf die Beobachtung der Neigungen, Fähigkeiten und Triebe der menschlichen Seele, wo ihnen doch die tägliche Erfahrung an sich selbst sowohl, als an andern, so reichen Stof [sic!] darbietet? Aber die-

¹⁷⁶ Bolten: *Gedanken von psychologischen Curen*, S. 69.

¹⁷⁷ Steinberg: *Medizinische Psychologie*, S. 413. Wie Steinberg betont, ziehen Boltens Überlegungen gewichtige praktische Forderungen nach sich, die ihn als Vorläufer der Medizinischen Psychologie auszeichnen: Medizinstudenten müssten fundierte psychologische Kenntnisse vermittelt werden, so dass sie psychosoziale Kompetenz erwerben, die sich in ihrer Tätigkeit als Ärzte letztlich als patientenzentrierte Haltung niederschlägt (ebd.).

¹⁷⁸ Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, S. 127.

¹⁷⁹ Bolten: *Gedanken von psychologischen Curen*, S. 60.

¹⁸⁰ Reil wird später versuchen, dem Phänomen Melancholie und eben auch ihren Ursachen durch erzählte Krankheitsgeschichten näherzukommen (Harald Neumeyer: „Wir nennen aber jetzt Melancholie“ (Adolph Henke). Chateaubriand, Goethe, Tieck und die Medizin um 1800.“ In: Thomas Lange; Ders. (Hg.): *Kunst und Wissenschaft um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 13). Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 63–88, hier: S. 66).

ser Inconsequenz der Menschen ungeachtet, kann dennoch der Arzt, dem das Studium der Natur überhaupt so unentbehrlich ist, diesen besondern Naturgegenstand, der in das Getriebe seiner Kunst so wesentlich eingreift, auf keine Weise vernachlässigen. (VüS, S. 32f.)

Den ‚reichen Stoff, den ihm seine tägliche Erfahrung darbietet‘, greift Herz selbst konsequenterweise auch auf und hält bestimmte Fälle aus seiner Praxis in ausgearbeiteten Fallgeschichten fest. Zwei davon, der Bericht über seine eigene Krankheit sowie über den Fall Moritz, werden im Folgenden im Zentrum stehen.

Ihre Struktur ist, verglichen mit ähnlich ausgerichteten Darstellungen in Medien wie dem *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, komplex. Die Texte bedienen sich unter anderem dramatischer Versatzstücke. Bislang wurden sie in der literaturwissenschaftlichen Forschung ausschließlich durch bloßen Traditionsbezug auf die Schreibweisen des Talmud oder die Orientierung am dramentheoretisch relevanten Konzept des ‚Interessierenden‘ erklärt.¹⁸¹ Vielmehr liegt jedoch die Vermutung nahe, dass die Schreibweisen der Fall-Texte in engem Zusammenhang mit ihrer jeweiligen epistemologischen Zielsetzung stehen. Inwiefern neuartige Entwürfe zu medizinisch-psychologischen Sachverhalten und Therapiemöglichkeiten dabei eine Rolle spielen, soll die anschließende Analyse zu Tage fördern.

¹⁸¹ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 191 bzw. 204f.

5.2 Marcus Herz' Fallgeschichten

Als Marcus Herz seine bekanntesten Fallgeschichten, nämlich die Berichte seiner eigenen Krankheit (1783), der von Moses Mendelssohn (1786)¹⁸² und von Karl Philipp Moritz (1798), veröffentlicht, hat er sich als Verfasser medizinischer Texte längst einen Namen gemacht. Was dem Arzt im Zuge seiner praktischen Tätigkeit in Berlin widerfahren ist, publiziert er bereits 1777 in der ersten Auflage der *Briefe an Aerzte*. Sie sind eine Kompilation von Beobachtungen, aufbereitet als drei Briefe an die Fachkollegen Goldhagen, Cothenius und Marx, womit Herz an die bereits in der Frühen Neuzeit übliche medizinische Kommunikation durch Briefwechsel anknüpft. Auch stilistisch orientieren sich die durchnummerierten und als ‚Erfahrung‘ bezeichneten Praxisberichte an herkömmlichen medizinischen Beschreibungen physischer Phänomene und fokussieren insbesondere die Wirkungsweise der angewendeten Arzneimittel.¹⁸³ Herz' Falldarstellungen im Rahmen seiner zahlreichen Rezensionen und Beiträge in Wissenschaftsorganen wie dem *Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*¹⁸⁴ bestätigen den Traditionsbezug. In deutscher Sprache abgefasst präsentieren die Schilderungen neben den Erfahrungen aus der Behandlungspraxis auch theoretische Reflexionen und Verweise auf die medizinische Literatur.

Eine gemeinsame Struktur verleihen den Fallgeschichten die Eckdaten der jeweiligen Krankheit, deren Beginn, Dauer, Fortgang und Behandlungsort zusammen mit der Rolle der Therapierenden in allen Berichten festgehalten wird.¹⁸⁵ Meist werden sie von anamnestischen Angaben zu den Kranken, wie Alter, Beruf, die alltägliche Betätigung und die Lebensumstände, eingeleitet. Abgesehen von Herz' prominenten Patienten wird dabei der Name des Kranken selten genannt. Zu den beschriebenen Leiden zählen Fieber-, Husten- und Brechanfälle, Engbrüstigkeiten, Koliken, Wurmkrankheiten und Verstopfungen sowie Lungengeschwüre und die Schwindsucht, aber auch Formen des Wahnsinns. Sie alle zählten zu den inneren Erkrankungen, für die ein approbierter Medicus verantwortlich zeichnete, während bei äußerlichen Leiden ein Wundarzt zu Rate gezogen werden musste. So thematisiert Herz in seinen Berichten etwa die Zusammenarbeit mit dem Vater seiner Frau Henriette, Benjamin de Lemos, oder dem ein-

¹⁸² Vgl. Leder: Die Grenzgänge, S. 118–120.

¹⁸³ Düwell: Erfahrungsseelenkunde, S. 87f.

¹⁸⁴ Vgl. Martin L. Davies: Marcus Herz Bibliographie. Zusammengestellt von Martin Davies, ausführlich ergänzt von Stefanie Wiczorek. Unter: <http://www.haskala.net/autoren/herz01/bibliographie.html> [25.01.2017].

¹⁸⁵ Vgl. Leder: Die Grenzgänge, der die Falldarstellungen deshalb als „Vertextungen beruflicher Praktiken“ (ebd., S. 49) liest.

flussreichen Wundarzt Johann Christian Anton Theden.¹⁸⁶ Die von ihnen verschriebenen Heilmittel zählen oft zu den besten, wenngleich teuersten zeitgenössischen Pharmazeutika.¹⁸⁷ Die Behandlung selbst findet in der Regel im Jüdischen Krankenhaus oder aber den Privathäusern der Kranken statt, wobei das Krankbett „zum schicksalsträchtigen Ort der Entscheidung zwischen Heilerfolg oder Scheitern“¹⁸⁸ der therapeutischen Intervention wird.

Wenn sich Marcus Herz im Kampf gegen physische Übel auf etablierte Verfahren stützt, stellt ihn das vor große Herausforderungen, sobald er das Gebiet der seelischen Störungen und psychophysischen Wechselwirkungen betritt. Am prominentesten reflektiert er dies in den außergewöhnlich ausgefeilten Fallgeschichten zu seiner eigenen Krankheit und der seines Patienten Karl Philipp Moritz, die im Folgenden genauer betrachtet werden sollen.

5.2.1 *Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg (1783)*

Der vortrefliche Aufsatz des Herrn Hofrath Marcus Herz über seine eigene Krankheit, S. 44-n.f.w. enthält für den Arzt und Psychologen die interessantesten Winke zur Bereicherung ihrer Wissenschaft, und ich wünscht nichts mehr, als daß von philosophischen Aerzten mehr dergleichen Krankheitsgeschichten, wo der Körper durch die Seele zu genesen anfangt, bekannt gemacht werden mögen.¹⁸⁹

Voll des Lobes ist Karl Friedrich Pockels, Mitherausgeber des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde*, für den Beitrag, den Marcus Herz für den ersten Band verfasst. Dort wird 1783 die Beschreibung seiner eigenen Krankheit, die Herz im vorangegangenen Jahr nur knapp überlebt hat, unter der Rubrik ‚Seelennaturkunde‘ veröffentlicht. Dass damit die Fallgeschichte als Beitrag zur allgemeinen Psychologie markiert ist, bedeutet weniger eine dezidierte Entscheidung gegen die Einordnung der Krankheit als psychopathologischen Fall¹⁹⁰ – zumal Herz’ Krankheit mit ihren fieberinduzierten Wahnepisoden somatische und psychische Störungen gleichermaßen umfasst. Vielmehr wird da-

¹⁸⁶ Leder: Die Grenzgänge, S. 141.

¹⁸⁷ Leder: Die Grenzgänge, S. 107.

¹⁸⁸ Leder: Die Grenzgänge, S. 60.

¹⁸⁹ Karl F. Pockels: „Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.“ In: Karl P. Moritz; Ders.; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 5 (1787), 3. Stück, S. 1–14, hier: S. 8f.

¹⁹⁰ Das impliziert Düwell, indem sie auf die alternative Rubrik ‚Seelenkrankheitskunde‘ verweist (Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 87).

durch betont, dass die Wechselwirkungen von Körper und Seele für das junge Feld der Psychologie als elementar eingeschätzt werden.¹⁹¹ Als Beitrag dazu bestimmt sich Herz' Falldarstellung explizit durch ihren Titel, mit dem sie im Inhaltsverzeichnis des Magazins aufgeführt ist: „Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg“¹⁹², womit sie als erstes selbstdeklariertes Beispiel des Erzähltypus ‚psychologische Fallgeschichte‘ identifiziert wurde.¹⁹³ Der Text, der als Brief an Doktor Joël¹⁹⁴ verfasst und damit Teil des fachlichen Austauschs und der wissenschaftlichen Kommunikation ist, folgt in der Tat insofern einer außergewöhnlichen narrativen Struktur, als er die Beschreibung des physischen Krankheitsverlaufs durch Selbstbeobachtungen vervollständigt und damit die herkömmliche medizinische Krankengeschichte mit einer psychologischen verschränkt.¹⁹⁵ Damit führt Herz genau das vor, was er im *Versuch über den Schwindel* als Fähigkeit einer medizinischen Krankheitsgeschichte fordert: nämlich sowohl die Phänomene des äußeren als auch die des ‚inneren Sinns‘ zu beschreiben. Die hierfür notwendige Darstellungsform ist noch komplexer als nur die Skizze eines chiasmatischen Verhältnisses zweier Krankheitsphasen,¹⁹⁶ wie zu zeigen sein wird.

Was den zeitlichen Umfang der Krankheit betrifft, beziffert ihn Herz im Text selbst mit 17 Tagen, was allerdings Fragen aufwirft. Den Beginn datiert er auf Montag, den 18. November 1782, von dem ausgehend er die Ereignisse bis zum 26. November für jeden Tag einzeln schildert. Diese neun Tage machen für ihn die „erste Epoche“ (EF, S. 53) seiner Krankheit aus; am Abend des 26. setze die zweite Phase ein, die sieben Tage gedauert habe (ebd.). Den Tagen bis zum 29. widmet sich die Falldarstellung wieder einzeln, um dann einen Sprung zum 3. Januar zu machen, auf den am Mittag des Folgetages die Genesung folgt. Davon ausgehend, dass der Beginn der Krankheit von

¹⁹¹ Auch im *Versuch über den Schwindel* erwähnt Herz seine Krankheit, „um anschaulich zu zeigen, von welchem erheblichen Einflusse der Zustand der Seele auf den Gang einer Krankheit ist, die keineswegs ihren Sitz unmittelbar in den Nerven hat, wenigstens nicht als eigentliche Nervenkrankheit erscheint; und wie sehr der Arzt bisweilen auf das Spiel der Vorstellungen Rücksicht nehmen muß, wenn er nicht alle seine körperliche [sic!] Mittel vergeblich verschwenden will.“ (VüS, S. 22)

¹⁹² Marcus Herz: „An Herrn Doktor J. in Königsberg. [Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg].“ In: Karl P. Moritz; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingertszahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 1 (1783), 2. Stück, S. 44–73; fortan im Text zitiert mit der Sigle EF und der entsprechenden Seitenzahl.

¹⁹³ Leventhal: *Ästhetische Dimensionen*, S. 206.

¹⁹⁴ Vgl. Stefanie Wiczorek: Marcus Herz – Biographie. Unter: <http://www.haskala.net/autoren/herz01/biographie.html> [22.04.2016].

¹⁹⁵ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 91f.

¹⁹⁶ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 92.

Herz korrekt angesetzt wurde und die zweite Epoche tatsächlich sieben Tage dauert, muss hiermit (der November hat schließlich 30 Tage) der 3. Dezember gemeint sein.¹⁹⁷

Mit der Rahmung des Textes und der emphatischen Danksagung für den „innigliche[n] Herzensbrief“ (EF, S. 45) ruft Herz die Konventionen der empfindsamen Briefkultur auf und bietet zugleich gewissermaßen einen *teaser* auf die nun folgende Krankheit. Für sie findet er das empfindsame Bild des überstandenen Sturms:¹⁹⁸

Ich habe einen von allen Seiten betrachtet schrecklichen Sturm ausgehalten. Die Spitze des Mastes küßte [sic!] schon die Wellen; das Fahrzeug leck; und die Kräfte der Arbeiter erschöpft. Noch einige Augenblicke, und es wäre geschehn gewesen: und auf einmal heitres Wetter, Windstille, die Arbeiter erholen sich; das Fahrzeug wird ausgebessert, und erwachend aus der Ohnmacht finde ich mich auf dem Trockenen! (EF, S. 44)¹⁹⁹

Als Topos der Empfindsamkeit tritt der Sturm in kaum einem Roman prominenter in Erscheinung als in Goethes *Werther* (1774). Da für Werther die Ossianischen Dichtungen mit ihrer Naturmotivik das eigene Schicksal direkt anzusprechen scheinen,²⁰⁰ rezipiert er Lotte gegenüber ganze Passagen daraus, insbesondere die „Songs of Selma“.²⁰¹ Als „subjektive Klage im empfindsamen Zeitstil, eingefügt in die Naturstimmung mit Nacht, Wind und Mond“²⁰² sind die lyrisch-ergreifenden Gesänge über das tragische Schicksal junger Heldinnen und Helden von einer markanten Sturm-Metaphorik durchzogen. In ihr stehen sich brausende Winde und tobendes Wasser mit dem Schutz vor

¹⁹⁷ In keinem Forschungsaufsatz, der sich mit Herz' Text auseinandersetzt, ist meines Wissens diese Unstimmigkeit angesprochen worden.

¹⁹⁸ Vgl. Franz A. Schmitt (Hg.): *Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Eine Bibliographie*. 3. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 1976.

¹⁹⁹ S. a. Carolin Kull: „Marcus Herz: ‚An Herrn Doktor J. in Königsberg‘. Psychologische Beschreibung seiner eigenen Krankheit. Eingeleitet und kommentiert von Carolin Kull.“ In: Carsten Zelle (Hg.): *Casus. Von Hoffmanns Erzählungen zu Freuds Novellen. Eine Anthologie der Fachprosagattung ‚Fallerzählung‘* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 7). Hannover: Wehrhahn 2015, S. 113–123, hier: S. 119, die mit Brigitte Ibing auf das Hafen-Bild in Herz' Dissertation verweist. Vgl. Kap. 6.1.1: Christian Heinrich Spieß wird durch den Vergleich der Leidenschaften mit einem reißenden Strom Wasser mit Wahnsinn korrelieren und sich damit in eine lange literarische Tradition einreihen (Vgl. Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. 2. Aufl. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 39). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977, S. 26–31).

²⁰⁰ Johann W. v. Goethe: *Die Leiden des jungen Werther*. Entspricht in Text und Anhang der von Erich Trunz herausgegebenen und kommentierten ‚Hamburger Ausgabe‘. 20. Aufl. München: dtv 1978 (2004), S. 82. Die Ossianischen Dichtungen wurden vom jungen Schotten James Macpherson verfasst, der jedoch vorgab, sie aus überlieferten, altgälischen Texten übersetzt zu haben. Die angeblich historische Volksdichtung, von 1760 an als die Ossian-Dichtungen erschienen, fand im Umfeld der Empfindsamkeit großen Anklang. Klopstock, Herder und Goethe begeisterten sich gleichermaßen für das Werk, das der empfindsamen Strömung der Neuzeit verwandte Stoffe und Motive zu bieten schien (Goethe: *Werther*, S. 198).

²⁰¹ Goethe: *Werther*, S. 108–114. Die „Songs of Selma“ sind ein typisches Stück Ossianischer Dichtung: „Am Beginn steht Naturlyrik, dann erscheinen, schattenhaft, Gestalten der Heldenzeit. Sie singen von vergangenen, tragischen Ereignissen. Dabei werden die Menschen mit der Natur, mit Felsen, Blumen und Wind verglichen. Eine Anzahl Namen taucht auf und neue Geschichten folgen fast ohne Übergang. Der Zusammenhang bleibt undeutlich, sofern man sich nicht sehr genau den verschachtelten Aufbau klarmacht.“ (ebd., S. 205)

²⁰² Goethe: *Werther*, S. 205.

ihnen und ersehnter Ruhe gegenüber und bieten so ein eindrückliches Bild für seelischen Aufruhr und seine Gefahren.²⁰³

Auch das von Herz verwendete Sturm-Bild hebt darauf ab, doch geht es noch darüber hinaus. Schließlich skizziert Herz in der Beschreibung des überstandenen Sturmes eben die vier Krankheitsstadien, die er als typisch für ‚hitze‘ Krankheiten ansieht: Auf die Verletzung einer Funktion, die den Anbeginn der Erkrankung darstellt, folgt das Wachstum, durch das die widernatürlichen Zufälle schließlich den Zenit erreichen. Hier verharrt die Krankheit in einem Stillstand, der die Veränderungen hin zum Ende einleitet. Die letzte Phase besteht aus der Abnahme der Zufälle.²⁰⁴ Diese metaphorisch in der Sturm-Passage nachgezeichneten *stadia* seiner Fiebererkrankung – „Einige nennen sie ein Faulfieber, andre ein bösartiges Katarrhalfieber, andre ein hitziges Nervenfieber.“ (EF, S. 45) – nehmen darüber hinaus die Struktur des Briefes vorweg, die sich ihnen konzeptionell und rhetorisch auf unterschiedliche Weise nähert, wie zu sehen sein wird.

Die Bewältigung der Krankheit wird einerseits als ‚Wunder‘ charakterisiert und entsprechend vorbereitet: „Ein kleines Wunder war in der That meine Errettung, das behaupten alle meine Freunde, alle die um mir waren, alle meine Aerzte“ (EF, S. 44f.), was Herz fast – aber nur fast, wie er betont – dazu verleitet, der „Vorsehung“ (EF, S. 45) eine entscheidende Rolle darin beizumessen. Die transzendente Sphäre unterstreicht die Nennung des Cherubs, der zudem – Raum-, Zeit- und Naturgesetzen enthoben²⁰⁵ – eine Macht jenseits von Empirie und Bewusstsein repräsentiert.²⁰⁶ Bezeichnenderweise dauert die zweite Phase der Herzschen Krankheit, die den Patienten in einem

²⁰³ In den von Werther vorgetragenen „Gesängen von Selma“ ist in einer solchen Häufigkeit von Sturm und Strom die Rede, dass hier nur die markantesten Beispiele angeführt werden sollen: „Der Strom und der Sturm saust“, „der rauschende Strom“, „von dem Gipfel des stürmenden Berges“ (Goethe: Werther; alle S. 109), „Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saust im Gebirge. Der Strom heult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor Regen, mich Verlaßne auf dem stürmischen Hügel.“ (S. 108f.), „Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.“, „wenn’s Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn“ (beide S. 110), „Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide. Deine Stimme glich dem Waldstrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. [...] dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig deine Brust wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.“ (S. 111), „Auf, ihr Winde des Herbstes! auf, stürmt über die finstere Heide! Waldströme, braust! Heult, Stürme, im Gipfel der Eichen!“ (S. 112), „Die Wellen zerschmettern das Boot. Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er sank und hob sich nicht wieder.“ (S. 113), „Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hochhebt, sitz’ ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen.“ (S. 114)

²⁰⁴ Herz: Grundriß, Abschnitt Allgemeine Therapie, § 14, S. 383.

²⁰⁵ Hans J. Kreutzer: *Traum und Cherub – über Kleists ‚Käthchen von Heilbronn‘ – Vortrag am 10. Oktober 1995 in der Stadtbücherei Heilbronn*. Heilbronn: Stadt Heilbronn/Stadtbücherei 1995, S. 14.

²⁰⁶ Gerhart Pickerdot: „Mein Cherubim und Seraph“. Engelsbilder bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 171–187, hier: S. 174.

Fieberwahn gefangen hält und den entscheidenden Wendepunkt hin zur Genesung von Körper und Geist enthält, sieben Tage. Der Symbolgehalt der Zahl Sieben – die mit Vollkommenheit assoziiert wird, da sie mit den Ziffern Drei und Vier das Innere, die Seele, den Himmel mit dem Außen, dem Leib, der Erde verbindet²⁰⁷ – führt sowohl den mystisch-göttlichen Gestus als auch die von Herz vertretene und in der Fallgeschichte dokumentierte medizinische Komplementärlehre, das Zusammenspiel von Seele und Körper, mit. Auf das ‚Wunder‘ wird auch durch den Verweis auf die Schwere der Krankheit vorbereitet, „von der, [sic!] der vierzig Jahr practicirende M. sagt, daß er nur zwei Menschen daran curirt habe!“ (EF, S. 46) Arzt S. habe sogar noch keinen daran Erkrankten heilen können (ebd.).

Andererseits beharrt Herz darauf, dass sich die Krankheit nach strengen Natur-Gesetzen abgespielt hat (vgl. EF, S. 45), und transformiert das ‚über‘-natürliche Wunder zu einem ‚natürlichen‘ Wunder: Das Wunderbare der Heilung liegt in den Gesetzen der Natur, präziser denen der Seele, verborgen. Diese will Herz in der Schilderung seiner Krankheit darlegen, denn, so lautet die Zielsetzung seiner Fallgeschichte, das, was Herz in den Phasen empfunden hat, in denen „meine Phantasie mich in einer ganz andren Welt, in einem ganz andren Zusammenhang der Dinge fest[hielt; MK]“ (ebd.), möchte er ebenso beschreiben, wie die luziden Momente und das, was ihm von Ärzten und Bekannten über den Verlauf der Erkrankung berichtet worden ist. Mit der angestrebten Berücksichtigung von unteren und oberen Seelenvermögen schließt er sich der im vorangegangenen Kapitel erläuterten Baumgartenschen Forderung zur Ästhetik an, die sinnliche Erkenntnis und ihre Darstellung zu verbessern. Dazu bemüht Herz das Kausalitätsprinzip in zweifacher Hinsicht: Indem er die Regeln, denen die Vorstellungen und die Seele folgen, in ihrer Wirkungsweise vorführt, befriedigt Herz zum einen das Verlangen des menschlichen Gemüts, hier das des medizinisch geschulten Lesers Joëls, nach Ursache und Wirkung bei der Bewältigung der Krankheit (ebd.; vgl. VüS, S. 95f.) und schafft damit zum anderen die Voraussetzungen, dass andere Ärzte aus diesen dargelegten Regeln Nutzen für die eigene therapeutische Praxis ziehen können (EF, S. 54).

Dass Herz überlebt, ist ein guter Grund dafür, den Fall im *Magazin* publik zu machen, schließlich handelt es sich streng genommen um den Bericht einer gescheiterten ärztlichen Therapie.²⁰⁸ Denn nicht die Maßnahmen der Mediziner, sondern ein Vorschlag von Herz’ Schwiegermutter führt letztlich die entscheidende Veränderung herbei (EF, S. 69f.). Der autodiegetische Fallbericht faltet über zwei Stränge sowohl zwei un-

²⁰⁷ Vgl. <http://www.britannica.com/topic/number-symbolism> [09.03.2016].

²⁰⁸ Düwell: Erfahrungsseelenkunde, S. 91.

terschiedliche Phasen der Krankheit als auch deren Behandlungsversuche auf. Die Komposition des Textes stellt damit die ärztliche Diagnose, die in einer konventionellen medizinischen Fallgeschichte eingebettet ist, dem psychischen Prozess gegenüber. Als eben solchen zeichnet Herz nämlich seine Erkrankung und ergänzt die als inadäquat erachtete herkömmliche Falldarstellung, das medizinische Protokoll, mit einer psychologischen Schilderung.²⁰⁹

Um die erste Phase rekapitulieren zu können, ist Herz jedoch auf die Erzählungen seiner Ärzte und Bekannten angewiesen, denn obwohl, so schreibt Herz, „ich mein völliges Bewußtseyn und den Gebrauch meiner Seelenkräfte hatte, [... ich; MK] mir nicht das allermindeste zu erinnern weiß.“ (EF, S. 53) Der protokollarische Bericht trägt diesem Umstand Rechnung, indem er eine streng chronologische Beschreibung der Symptome, der physischen Vorgänge und der Empfindungen des Kranken sowie der Medikation liefert. Dabei thematisiert Herz das spätere Erzählen im narrativen Modus, indem er das Protokoll als nachträgliche Rekonstruktionsarbeit ausstellt.²¹⁰ Die Zeiteinheit bildet der einzelne Tag, dessen jeweiligen Geschehnisse nach einem festen Schema dargelegt werden: Auf die exakte temporale Verortung mittels Datums- und gegebenenfalls Tageszeit-Angaben folgen Auskünfte zum Bewegungsradius Herz' (ist es ihm zum Beispiel möglich, in der Stube umherzugehen?), zu den verschriebenen Arzneimitteln und zur Qualität des Schlafes. Sie decken damit den gesamten Tagesverlauf ab. Die Absätze enden für gewöhnlich mit der Auflistung der anwesenden Personen, die über Herz wachen. Dieses starre Korsett macht das medizinische Fallprotokoll aus, das Herz dadurch ergänzt, dass er für die Schilderung der zweiten Phase eine andere Form findet.

Bevor das Protokoll einsetzt, liefert Herz eine Anamnese, die immer engere Kreise zieht: Herz erläutert die eigene Disposition, beginnend „schon lange“ vorher über „ein ganzes Vierteljahr vorher“ bis hin zu den acht Wochen, die dem Beginn der Erkrankung am 18. November vorausgegangen sind (EF, S. 46f.). Dabei spart der Mediziner nicht mit Thesen, die seine „Empfänglichkeit einer so schweren Krankheit“ (EF, S. 46) erklären. Primär führt der Mediziner sie auf Überanstrengung und Überarbeitung zurück, die zum einen von der Vorbereitung seiner Vorlesungen und eines dazugehörigen Compendiums herrühren, an denen er quasi ununterbrochen gearbeitet hat, zum anderen

²⁰⁹ Vgl. Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 94.

²¹⁰ Vgl. „[...] so wie ich gegenwärtig aus den Rezepten sehe, verschluckte ich denselben Tag eine ansehnliche Menge hitziger schweißtreibender Mittel.“ (EF, S. 50); „Ich finde, daß er mir denselben Tag drei ganz heterogene Rezepte verschrieben [...]“ (ebd., S. 51); „In der That wie ich jetzt höre, hat mein einsichtsvoller Freund diesen Tag bereits die ganze künftige Krankheit vorausgesehn [...]“ (ebd.).

aber im krankheitsbedingten Ausfall seines Schwiegervaters wurzeln. Herz hat dessen Patienten zusätzlich zu seinen eigenen zu versorgen, so dass er für gewöhnlich auf eine Zahl von 60 Patienten täglich kommt (EF, S. 47).²¹¹ Aufgrund der „übertriebenen Anstrengungen meiner Seelenkräfte“ (EF, S. 46), so vermutet Herz, bemerkt er die körperlichen Anzeichen für eine nahende Erkrankung zu spät. Deren Ausbruch am 18. November schildert er als Überfall, dem eine heftige Migräne vorausgeht. Sie stellt die Verletzung einer Funktion dar, die nach Herz' eigener Definition das erste Stadium einer hitzigen Krankheit einleitet. Das zweite Stadium, die Zunahme der Symptome und die generelle Verschlechterung des Zustandes von Herz, notiert die Fallgeschichte, indem sie die zeitlichen Referenzpunkte noch enger setzt: Um 14 Uhr zwingen Herz Kälte, Müdigkeit und Niedergeschlagenheit dazu, von seinen Geschäften nach Hause zurückzukehren; den Nachmittag über ist der Arzt, der damit zu tun hat, „in Gesellschaft einiger Studenten ein Gehirn zu zerschneiden“ (EF, S. 48), symptomfrei, doch um 19 Uhr bricht die Krankheit über ihn hinein:

Um sieben Uhr des Abends überfiel mich auf einmal ein gewisses Krankheitsgefühl, das ich noch nie aus eigener Erfahrung kannte, und daß [sic!] ich Ihnen auch nicht beschreiben kann. Mein Kopfschmerz am Hinterhaupt fing heftig an; ich ward mit einmal läßig und niedergeschlagen; empfand einen geringen Schauer; der Toback wollte nicht schmecken; Essen und Menschen und Welt waren mir gleichgültig oder gar zuwider. Ich konnte nicht aufdauern²¹² (EF, S. 48f.).

Herz' Unfähigkeit, das eigene Krankheitsgefühl zu beschreiben, lässt sich als autoreflexive Wendung auslegen, wie schwierig es ist, Empfindungen, also den inneren Sinn darzustellen, was sich Herz ja als Ziel seiner Fallgeschichte gesetzt hat. Am Folgetag spürt Herz „die Annäherung einer überaus schweren Krankheit in meinem Körper, von der ich nichts geringeres (warum weiß ich selbst nicht) als den Tod mir vorstellte.“ (EF, S. 49) So sicher ist er sich des eigenen baldigen Ablebens, dass er „in einer gleichgültigen Laune, die beinahe an die fröhliche gränzte, vom Sterben“ (ebd.) spricht. Gleichwohl verschreibt sich Herz die nächsten beiden Tage selbst ‚temperierende Mixturen‘ zur Bekämpfung der Krankheit, die er auch seinem Arzt A. diktiert (EF, S. 50). Dass Herz als Mediziner an seiner eigenen Behandlung aktiv mitwirkt, ist dabei nur die zuge-spitzte Fassung des Arzt-Patienten-Verhältnisses der Zeit. Im Falle der akademischen Ärzte des 18. Jahrhunderts und ihrer sozial meist übergeordneten Klientel agieren diese

²¹¹ Zum Arbeitspensum Herz' s. a.: Conrad et al.: Einleitung, S. XII.

²¹² „Aufdauern, verb. reg. neutr. welches das Hülfswort haben zu sich nimmt, im gesellschaftlichen Umgange, in der Höhe dauern, aufbleiben, im Gegensatze des Liegens im Bette.“ (o. V.: „aufdauern [Art.]“ In: Johann C. Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Erster Theil, von A – E. 2. Aufl. Leipzig: Breitkopf 1793, S. 481)

bei der therapeutischen Bewältigung der Krankheit Hand in Hand, wobei ihre Interaktion durch „ein sehr weitgehendes Aushandeln von gemeinsamen Situationsdefinitionen bestimmt“²¹³ ist: Selbst medizinische Kernkompetenzen wie diagnostizieren und therapieren übernehmen die Patienten; dazu liegen Wahl und Wechsel des behandelnden Arztes in ihrem Ermessen. So entscheidet auch Herz am 22. November, als alle Symptome nochmals zunehmen, die Behandlung Professor S. zu übertragen (ebd.), dem an der Charité tätigen Freund Christian Gottlieb Selle.²¹⁴ Obwohl sich Herz diesem zwar ‚ganz übergibt‘ (ebd.), bringt er dennoch weiterhin einzelne Vorschläge zur Therapie ein.²¹⁵ Als Selle drei ‚ganz heterogene Rezepte‘ an einem Tag verschreibt, deutet Herz dies in einer Anrede an den Empfänger seines Briefes als Beweis für eine verzweifelte Maßnahme, die der Schwere der Krankheit geschuldet ist (EF, S. 51). In einer Verschränkung von proleptischer Äußerung, erzählerischer Gegenwart und analeptischer Rückwendung bereitet Herz die zweite Phase seiner Krise vor: „In der That wie ich jetzt höre, hat mein einsichtsvoller Freund diesen Tag bereits die ganze künftige Krankheit vorausgesehn, und nicht nur sie, sondern auch ihren schlimmen Ausgang allenthalben kund gemacht.“ (ebd.)

In der zweiten ‚Epoche‘ kann für Herz im Gegensatz zur ersten von „völligem Bewußtseyn und vollständigem Gebrauch meiner Vernunft“ (EF, S. 53), aber fehlender Erinnerung keine Rede mehr sein, denn nun herrschen fieberinduzierte Phantasmen und Wahn vor. Dabei ist alles „von dem ersten Augenblicke meiner Raserei bis zur Stunde meiner Genesung noch ganz lebhaft in meinem Gedächtnisse.“ (EF, S. 54) Diese Umkehrung zeigt der Text an, indem er erstmals auf Unsagbarkeitstopoi, Metaphern und Vergleiche zurückgreift.²¹⁶ Sie treten in Erscheinung, als Herz, hier noch bei Bewusstsein, die erste Selbstbeobachtung notiert, die den Eintritt in die bevorstehende zweite Phase ankündigt: „Es war als wenn alle Nerven auf einmal abgespannt wurden, und aller Mark aus allen meinen Gebeinen vertrocknet wäre; [...] das Gefühl meines Ich’s [sic!] gleicht jetzt dem Selbstgefühl einer Mücke.“ (EF, S. 52) Noch stärker ausgeprägt findet sich diese Rhetorik, als die Schilderung des zweiten Teils einsetzt und damit die Abkehr vom medizinischen Protokoll vollzieht. Nun folgt die zentrale Passage des Textes, die ein Drittel der Fallgeschichte ausmacht. In ihr rekapituliert Herz seine Wahn-

²¹³ Lachmund et al.: Die Hospitalisierung des Patienten, S. 37.

²¹⁴ Vgl. VüS, S. 20. S. a.: Meyer: Herz, S. 32.

²¹⁵ „Ich schlug meinem Arzt S. [...] vor, mir Igel an die Schläfe setzen zu lassen. Dies geschahe [...]“ (EF, S. 52) Dabei meldet er, wenngleich erst nachträglich bei Durchsicht der Unterlagen, auch Zweifel über die verschriebenen Heilmittel an: „Unter den Rezepten dieses Tages finde ich bloß einen Trank aus dem Wermuthsalz. Zu welchem Ende errathe ich nicht.“ (EF, S. 63)

²¹⁶ Düwell: Erfahrungsseelenkunde, S. 93.

vorstellungen und sucht sie zu erklären – und zwar nicht im Sinne einer psychologischen Deutung, sondern mit dem Ziel, den potenziell heilenden Einfluss psychischer Faktoren zu plausibilisieren.²¹⁷

Am Abend des 26. Novembers fühlt sich Herz „stark und schmerzlos, aber meine Seele bekam einen Stoß aus dem wirklichen Zusammenhang der Dinge.“ (EF, S. 53) Mit diesem ‚Stoß‘, augenscheinlich ausgelöst durch hohes Fieber, gerät Herz’ Seele ins ‚taumeln‘ und damit aus dem Gleichgewicht zwischen höheren und niederen Seelenvermögen: Denn nun herrschen mit Imagination und Fantasie die niederen Seelenkräfte über die höchste, die Vernunft.²¹⁸ Dass hierfür eine neue Form der Darstellung nötig ist, zeigt das Blick- und Licht-Bildarsenal an, das bezeichnenderweise zur Illustration aufgerufen wird:

Die wahren Gegenstände um mich, und die Klarheit ihrer Wirkung verschwanden bis zur unsichtbarsten Entfernung. Die dunkelsten Scheine bloß, die sie zurückliessen, gaben meiner taumelnden Seele den Stof, woraus sie sich eine ganz neue Verkettung der Begebenheiten, eine ganz neue, häßliche, sie quälende Welt zusammensetzte. Mein Puls hob sich, stieg bis zu 120 Schläge in einer Minute. Mein Gesicht ward roth; mein Auge glühend, und schrecklich heiter, eine Hitze durchwebte meinen ganzen Körper, und in meinem Gehirn befand sich eine Erleuchtung von vielen tausend Lampen. Ich rasete [alles sic!]. (EF, S. 54)

In dieser Beschreibung der Raserei klingen Herz’ theoretischen Entwürfe zur Fieberhitze aus dem *Versuch über Schwindel* an: Die Vorstellungen verlieren an Klarheit und Lebhaftigkeit, je weiter sie vom ‚vollständigsten Fassungsunkt‘ entfernt sind, an dem die Klarheit der Vorstellungen die vollkommenste ist (VüS, S. 45f.). Durch den schnellen Puls²¹⁹ zirkuliert das Blut so schnell, dass „in der Seele ein beständiges Schweben und Schwinden der Vorstellungen“ (VüS, S. 143) herrscht, sie folgen in hoher Geschwindigkeit aufeinander: „In der Fieberhitze weichen die Ideen von ihrem gewöhnlichen Gange ab, und die Seele springt mit einer erstaunlichen Schnelligkeit von einer zur andern über, wenn auch nur die schwächste Verbindung zwischen ihnen ist.“ (VüS, S. 143f.)²²⁰

²¹⁷ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 93f.; Doris Kaufmann: *Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die ‚Erfindung‘ der Psychiatrie in Deutschland 1770–1850* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 122). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1995, S. 92f.

²¹⁸ Kaufmann: *Aufklärung*, S. 92.

²¹⁹ Vgl. VüS, S. 144f.: „Von der anderen Seite muß der Fortgang der Ideen bey allgemeinen Schwächen und Erschlaffungen gleichfalls sehr geschwind seyn, wenn sie mit einem übereilten Blutumlaufe verbunden sind, wie z. B. bey Sterbenden, wo die Reizbarkeit des Herzens so stark ist, daß man die Pulschläge kaum zählen kann, und die festen Theile zugleich den höchsten Grad der Erschlaffung haben. Hier fehlt es den Nervenkanälen an Gewalt, dem eindringenden Nervensaft zu widerstehen; und da dessen Absonderung häufig ist, so muß er schnell durch die Kanäle fortrücken, und in eben diesem Verständnisse müssen auch die Vorstellungen aufeinander folgen.“

²²⁰ Die im *Versuch über den Schwindel* etablierten Prinzipien des Fortgangs der Seele von einer Idee zur anderen kommen im Bericht über Herz’ eigene Krankheit nicht nur bei der Darstellung der Raserei

Auf dieses Beziehungsgeflecht führt Herz letztlich auch seine vielen ‚phantastischen Bilder‘ zurück. In ihnen, die Herz noch so klar vor Augen stehen, macht er bestimmte ‚Hauptthemata‘ aus, die er seinem Briefpartner aufschlüsselt, denn: „es war Methode in meiner Tollheit, und ich kann mir ihre Entstehung und ihren Zusammenhang sehr gut psychologisch erklären.“ (EF, S. 54) Herz verbindet dabei seine psychologische Theorie von den Vorstellungen mit den Ansätzen im *Versuch über den Geschmack*. Über die spezifische Darstellung seines Falls stellt er die Fieberfantasien nicht bloß als disparate, mannigfaltige Elemente seiner Krankheit aus, sondern konstruiert durch die spezifische Verknüpfung der Krankheitsereignisse eine Korrelation von Wahn und dem Selbst.²²¹ Die erklärenden Einschübe seitens Herz liefern den Beleg für diese Konstruktion, bei der die ‚Verschiedenheiten der Mannigfaltigkeiten zu einer Einheit übereinstimmend‘ gemacht werden (vgl. VüG, S. 11f./31).

Um die ‚Methode seiner Tollheit‘ und die Regelmäßigkeit bei den Seelenwirkungen (EF, S. 62) zu illustrieren, greift Herz zu einer Textilmetaphorik, welche die gesamte Fallgeschichte durchzieht.²²² Als das ‚Geschäft‘ der Seele bezeichnet Herz das „Zurückziehen[] aus dem Gewebe der Ideen“ (ebd.).²²³ Wenn nun aber die Seele im Wahn taumelt, setzt sie sich „eine ganz neue Verkettung der Begebenheiten“ (EF, S. 54) zusammen. In diesen Wahnbildern „lebte und webte meine Seele immer fort.“ (EF, S. 62) Am Höhepunkt seiner Wahnepisoden tritt Herz in eine Phase kontemplativer Erwartung des Todes ein, den entscheidenden Augenblick erwartend, „der endlich den Knoten zwischen mir und der l u m p i c h t e n W e l t zerhauen wird“ (EF, S. 58f.; Hervorheb. im Orig.).²²⁴

Mit der Rede von Verknüpfungen und Knoten ruft Herz die aristotelischen Kategorien der *synthesis* auf, nämlich *desis* (‚Verknüpfung‘), *lysis* (‚Lösung‘) und *ploke* (‚Knoten‘). Sie werden nicht nur als textilmetaphorische Verweise auf seelische Wirkungs-

zum Tragen, sondern liefern auch die Erklärung dafür, warum eine Erkrankung auf Reisen selten ist: Mangelnde Einheit zwischen den beobachteten Gegenständen führt zu höherer Anstrengung der Seelenkräfte und damit zu lebhafteren Vorstellungen (VüS, S. 74f.), was der Grund für das bekannte Phänomen sei, „daß eine lebhaftere Aufmerksamkeit, oder eine überspannte Thätigkeit, auf eine kurze Zeit, die größte Unordnung im Körper oft unfehlbar zu machen fähig ist, (man wird daher auf Reisen, wo abwechselnde mannigfaltige Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nur selten krank, und die schmerzhaftesten Gefühle selbst verschwinden oft plötzlich beim Anblick eines fürchterlichen, schrecklichen oder sonst auffallenden Gegenstandes.“ (EF, S. 46f.).

²²¹ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 207.

²²² „von den Gesetzen der Natur“ (EF, S. 45), „eine Hitze durchwebte meinen ganzen Körper“ (EF, S. 54), „die sinnlichen Organe sind übermäßig gespannt“ (EF, S. 57).

²²³ „denn G e s c h ä f t kann man die willkürliche [sic!] Herabspannung der Nerven und Unterdrückung der lebhaften Ideen bei gesundem Gehirn, allerdings nennen“ (EF, S. 56; Hervorheb. im Orig.).

²²⁴ Da die hier zu analysierenden Primärtexte bisweilen Kursivierung und Sperrung als Verfahren der Auszeichnung bei dramatischen Versatzstücken einsetzen, um deren Bestandteile zu differenzieren, werden Sperrungen im Folgenden stets als solche angeführt und nicht kursiv angepasst dargestellt.

weisen aktiviert, sondern in der Fallgeschichte zur Notation der pathologischen Ereignisse relevant. Wenn schließlich ‚Methode in der Tollheit‘ besteht, dann entspricht die medizinische Krise mit ihren Wahnvorstellungen bei Herz einer *ploke*, in der das Gewebe der Ideen und die Verkettung von Vorstellungen als psychischer Vorgang eingebettet ist, der auf verborgenen Gesetzmäßigkeiten beruht. Die Fallgeschichte dient dazu, diese Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten. Deshalb vermerkt Herz auch bei der *desis*, in welcher die Anamnese durchgeführt und die Disposition sowie die Symptome des Patienten dargelegt werden, am Beginn der Therapie, dass sein Bett in die Studierstube gestellt wurde (EF, S. 51). Schließlich wird sich dieser Umstand als entscheidend für die Peripetie erweisen, bei der die Heilung durch psychische Einflüsse eingeleitet wird. Die verschlungenen Stränge in der *ploke* werden also bereits in der *desis* angelegt und in den Erklärungen der Wahnvorstellungen durch Herz entwirrt. Dabei ist die *lysis* an einen Wechsel des Darstellungsmodus gekoppelt, das medizinische Protokoll wird durch die Schilderung der zweiten, psychisch ausgerichteten ‚Krankheitsepoche‘ abgelöst. Hier legt er das Flechtgewebe des Knotens offen und führt auf, wie er sich die Entstehung der wahnhaften Bilder erklärt. Im Text steht die Argumentation Herz’ vor der eigentlichen Peripetie, dem Umschlag zur Heilung, die damit den narrativen Beweis für die zuvor dargelegten Regeln vorlegt.

Bei der *lysis*, der Erklärung der ‚Hauptthemata‘ seines Wahns, kommt Herz auf seine theoretischen Entwürfe aus den *Versuchen* zurück. Eines dieser ‚Hauptthemata‘ ist Herz’ wahnhafte Vorstellung, sich mit seinem Krankenbett nicht in der eigenen Wohnung, sondern auf einem öffentlichen Platz zu befinden. Er führt sie gänzlich auf den Eindruck sinnlicher Empfindungen auf die Seele zurück, in seinem Falle also primär darauf, dass sein Bett nicht an seinem gewohnten Platz in der Schlafstube, sondern im Arbeitszimmer neben dem Bücherschrank steht. Dorthin ist es schon vier Tage nach Krankheitsausbruch gebracht worden, was Herz in seiner protokollarischen Aufbereitung der ersten Krankheitsphase auch pflichtschuldig mit proleptischem Verweis vermerkt.²²⁵ In seiner Erklärung des Phänomens liefert Herz gewissermaßen eine Illustration der Thesen, die er im *Versuch über den Schwindel* aufstellt, um den Zusammenhang von sinnlichen Eindrücken, ihrer Verarbeitung im Gehirn und die Auswirkungen auf Körper und Seele zu erklären:

²²⁵ „Des Abends brachte man mein Gardinenbett aus der Schlafstube in mein Studierzimmer, es wurde an die Stelle des Tisches am Bücherschränken gestellt, (ich erwähne mit Bedacht diese Kleinigkeiten, denn die waren in der Folge meiner Krankheit von vielem Einflusse) wo ich die vierte Nacht höchst-elend durchwachte.“ (EF, S. 50f.)

Es ist eine bekannte Sache, daß wir die erste Nacht in einem fremden Bette oder in einer fremden Stube, selbst im gesunden Zustande, schlaflos und unruhig zubringen. Der Mangel der gewöhnten Gegenstände, deren Vorstellung, die Seele bei ihrem Geschäft, (denn Geschäft kann man die willkührliche Herabspannung der Nerven und Unterdrückung der lebhaften Ideen bei gesundem Gehirn, allerdings nennen) des Zurückziehens aus dem Gewebe der Ideen, zu begleiten pflegt, von der einen Seite, und die stärkere Wirkung der neuen und ungewöhnlichen Gegenstände von der andren Seite, beides fesselt die Aufmerksamkeit der Seele, und ihr Abstraktionsvermögen hat um so vielmehr Schwierigkeiten zu überwinden. Und natürlich müssen diese Schwierigkeiten fast unüberwindlich in einem Zustande seyn, wo die sinnlichen Organen übermäßig gespannt sind, der Umlauf des Bluts durch das Gehirn, und folglich die Absonderung der Lebensgeister sehr schnell geschieht, und bei unmächtiger Willkühr tausend Ideen immer bereit sind, sich mit den neuen zu verkettten, und ihre Lebhaftigkeit zu vermehren, so entferntet auch ihre Verwandschaft mit dieser seyn mag. (EF, S. 56f.; vgl. VüS, S. 143f.)

Die sinnliche Erkenntnis ist durch ein Ungleichgewicht eingeschränkt: Während der Sehsinn beeinträchtigt ist und demnach die bekannte Umgebung nicht vermitteln kann, sind die übrigen Sinnesorgane überspannt: Geräusche, Gerüche und Empfindungen werden „mit verstärkter Lebhaftigkeit“ (ebd.) wahrgenommen und bringen Vorstellungen hervor, die sich um die „Grundidee“ (ebd.), nicht zu Hause zu sein, gruppieren.²²⁶ Die niederen Sinne, als die Herz den Geruch, den Geschmack und das Gefühl klassifiziert (VüS, S. 54; VüG, S. 167), bringen Vorstellungen von starkem Eindruck hervor, für welche die Seele viel Anstrengung aufwenden muss. „Die Vorstellungen der höheren Sinne hingegen, des Gesichtes und Gehörs, sind von flüchtiger Art“ (VüS, S. 54) und werden von der Seele dementsprechend schnell durchlaufen. Dieser Widerstreit resultiert in einer ungewöhnlichen Verkettung von Vorstellungen: So kann ein blasierter Postillion zur Idee führen, sich auf einem öffentlichen Platz zu befinden, während das Wiehern eines Pferdes, das von draußen in die Krankenstube dringt, den Patienten glauben lässt, in einem Stall zu sein (EF, S. 57f.). Der gewöhnliche Konnex, den Raum und Zeit nach Herz nicht nur als seelische Ordnungsformen bei sinnlicher Erkenntnis, sondern auch als Objekte, die mit den in ihnen existierenden Dingen verbunden sind, zwischen Vorstellungen herstellen, indem sie sich gegenseitig in der Vorstellung reproduzieren,²²⁷ ist im fiebrigen Wahnzustand gebrochen. Schließlich kann sich Herz nicht mehr „bereden“ (EF, S. 55), in der tatsächlichen gewohnten Umgebung zu sein, das

²²⁶ „Meine Sehnerven haben von Anfang an einen Druck gelitten; die Gegenstände des Gesichts, die mich allenfalls auch in meiner Studierstube an meine Heimat hätten erinnern können, wirkten auf das Organ zu schwach, ich sah alles dunkel, zerstückelt oder verkehrt. Meine übrigen Organe hingegen waren um so mehr gespannt, Gehör, Geruch, Gefühl waren ungemein scharf; ihre Gegenstände wirkten mit verstärkter Lebhaftigkeit, und es war also sehr leicht, daß die Vorstellungen, die sie hervorbrachten, mit der Hauptvorstellung: der örtlichen Veränderung meiner Gegenwart sich zusammengesellten.“ (EF, S. 57)

²²⁷ Herz: Fragmente, S. 89f.

höhere Seelenvermögen, die Vernunft, kann seinen Anteil an der Erkenntnis nicht mehr liefern.

So drängt sich bei hitzigen Krankheiten eine „einzige verdrüßliche Idee [...] der Seele des Leidenden gegen seinen Willen [...]“ (VüS, S. 19) auf, die „ununterbrochene Lebhaftigkeit der Vorstellungen erhielt meinen Körper in beständiger Unruhe, und das Fieber immer auf demselben Grade.“ (VüS, S. 20) So gaukelt Herz’ „trunkene Phantasie“ (EF, S. 55) ihm vor, von seinen Wächtern zwischen zwei engen Mauern, auf einer Grabstätte, in einem Stall oder vor dem Lazarett in seinem Bett festgehalten zu werden. Die Orte, mit eigentümlichem Symbolgehalt, unterstreichen die Grenzgänger-Thematik der Fallgeschichte,²²⁸ die über die Raserei ausgestellt wird – sei es die rasende Tätigkeit des Patienten, in der dieser den Ursprung seiner Krankheit vermutet, sei es der ‚Stoß‘ seiner Seele aus den ‚wirklichen Zusammenhängen‘ oder seien es seine Phantasmen. Darin drückt sich Herz’ Verständnis von Krankheit als „äußerste Grenze zwischen dem Reiche des Lebens und des Todes“ (EF, S. 63) aus, das er bei Zuspitzung der Erkrankung äußert. Der beständige Ortswechsel, der den Kern seiner ersten Wahnidee ausmacht, schafft eine eigene Raum-Zeit des Wahns, ein eigenes raum-zeitliches-Gefüge innerhalb der Vorstellungen; die verschiedenen Orte, an denen Herz sich gebracht sieht, werden gewissermaßen zu Chronotopoi²²⁹ des Wahn-Narrativs, das sich durch Unentschiedenheit und Unerreichbarkeit auszeichnet: Auf Herz’ im Wahn ausgesprochenes Flehen, man möge ihn in seine Stube zurückbringen, reagieren die ihn umgebenden Freunde, indem sie ihm die Umsiedlung in naher Zukunft vor Augen stellen: „Es hieß dann immer: in einigen Stunden soll es geschehn; morgen früh; es ist jetzt Nacht, u. s. w.; und so lag ich, das Ende dieser einigen Stunden, dieses Morgenfrühs, mit Schmach erwartend, und wenn es da war, ward das Versprechen doch nicht erfüllt.“ (EF, S. 55)

Die materiellen Zeichen, die Herz’ Freunde ihm zum Beweis dafür vorlegen, dass er sich in der Tat in seinem Zimmer befindet, verfehlen ihre intendierte Wirkung, denn Herz sieht sie als Teil eines elaborierten Täuschungsmanövers seiner Freunde (EF, S. 56). Die wahnhaftige Vorstellung, betrogen zu werden, macht dann auch den Kern seiner zweiten Einbildung aus. Sie speist sich aus dem „Mißtrauen, das, wie meine Freunde mir versichern, in gesunden Tagen schon mir gegen die Welt eigen war“ (EF, S. 58), und führt zur fixen Idee, dass die ganze Welt Herz hasse oder ihn verlassen habe. Wie die erste Wahnidee führt Herz die Entstehung der zweiten damit sowohl auf die eigene

²²⁸ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 207.

²²⁹ Vgl. Bachtin: Formen der Zeit.

Disposition sowie eine Reaktion auf äußere Reize und eine zu schwache Vernunftkraft zurück: „Die Ursache dieser Phantasie war vermuthlich, weil ich keinen von meinen vertrautesten Freunden um mich sah.“ (ebd.) Die ihn umgebenden und pflegenden Bekannten waren dabei „grade die Leute [...], an denen ich sonst das gefälligste und nachgebendste Betragen gewohnt war, und die nun alles thaten, was in meiner Schwärmerie mir höchst zuwider war.“ (EF, S. 60) Im Wahnzustand kann Herz ihre in guter Absicht verordneten Maßnahmen ebenso wenig als solche erkennen wie mitleidige Gesichtsausdrücke, die „meinem trunkenen Gehirne als Züge der ausgelassensten Freude vor[kamen; MK]“ (ebd.). Die weiteren wahnhaften Vorstellungen, die Herz während seiner Erkrankung hat, sind die „gemeinsten, die jedem Delirio eigen sind“ (ebd.), und Reflexe auf äußere Reize, die falsch interpretiert werden. So hält Herz etwa die Blumen seiner Bettgardinen für sich bewegende Menschen (EF, S. 60f.).

Herz' Behauptung, es sei Methode in seiner Tollheit, bezieht sich damit zum einen auf deren Gegenstände und ihre Entstehung und zum anderen auf die Kohärenz des Wahninhalts an sich, der sich durch Zusammenhang, Wahrscheinlichkeit und regelhafte Ordnung auszeichnet (EF, S. 61). Herz resümiert dies wie folgt: „In der ausschweifendsten Raserei der Fieberhitze, in dem höchsten Grad der Trunkenheit, giebt es so wenig bei den Seelenwirkungen etwas regelloses als in der Neutonschen Seele, da sie sich mit dem Bewegungssystem der Himmelskörper beschäftigt!“ (EF, S. 62) Für Herz muss es Aufgabe des Mediziners und Psychologen sein, diese Ordnungen zu erkennen und für die praktische Arbeit nutzbar zu machen, wie er dem Adressaten des Briefes mitteilt (ebd., S. 54). Dafür gilt es, „das ganze Schattenspiel“ (EF, S. 63), das die Fieberfantasien in Herz' Seele veranstalten, zu analysieren. Die Realität der „unklaren Vorstellungen und Empfindungen, die mittelst der psychologischen Fallerzählung zur Klarheit, und d. h. zur ‚sinnlichen Vollkommenheit‘ des Ästhetischen erhoben wird“, ²³⁰ kann damit ein ausschließlich von der Vernunft geleitetes (und damit nach Kant gleichzeitig unvollständiges) Wissen ergänzen. Die spezifische Verknüpfung der Ereignisse in der *desis* der Fallgeschichte, die ihre Lösung im geschlungenen Knoten bereits enthält, macht die Herzsche Argumentation für psychische Wechselwirkungen im Text erfahrbar.

Nach den Erläuterungen der Fieberfantasien setzt das medizinische Protokoll mit ergänzenden Behandlungshinweisen zur Raserei-Phase wieder ein und führt die Auflistung der einzelnen Tage, am 27. November einsetzend, fort – nun allerdings unter Be-

²³⁰ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 208f.; Hervorheb. im Orig.

rücksichtigung der Wahnvorstellungen. Als das Fieber an diesem Tag für einige Stunden nachlässt, gerät Herz „in Ansehung des Delirii in eine[n] seltenen Mittelzustand“ (EF, S. 62). Während der Remission versucht Herz die in der Exazerbation entstandenen und verfestigten Wahnvorstellungen zu unterdrücken, wenngleich er sie „auch dann für wirkliche Naturdinge [hielt; MK], in ihnen lebte und webte meine Seele immer fort.“ (ebd.) Ein erneuter Fieberanfall, der im Text abermals durch entsprechende Lichtmetaphorik gekennzeichnet ist, macht diese vergeblichen Bemühungen um (Verstandes-) Klarheit zunichte: „Indessen sobald der Anfall des Fiebers wieder herankam, so war meine Stärke die Bilder zu unterdrücken verloschen; eine Wärme durchdrang meinen ganzen Körper, und auch meine ganze Seele; mein Gehirn ward wieder erleuchtet, und das ganze Schattenspiel drang sich mir wieder mit äusserster Lebhaftigkeit auf.“ (EF, S. 63) Gefolgt wird er am nächsten Tag von einer Art Wundstarrkrampf, bei welchem der Patient zwar bei Bewusstsein, aber bewegungsunfähig ist. Herz wertet diesen Zustand als anstehenden Übergang ins Totenreich, wie er mit einer Anspielung auf den Fährmann Charon anzeigt.²³¹ So sicher ist er sich dessen, dass er Freund V., vermutlich Charité-Arzt Johann Christoph Friedrich Voitus,²³² anweist, seinen Totenschein auszustellen (EF, S. 64). Doch stattdessen nimmt Herz' Krankheit eine letzte Wende zum Schlechteren, sie erreicht in der Nacht zum 29. November ihren Höhepunkt, was der Text durch einen stilistischen Wechsel anzeigt. Die Dringlichkeit der Krankheitszeichen äußert sich durch syntaktischen Parallelismus, die Symptome werden parataktisch gereiht und bis zur Agonie gesteigert:

Es überfiel mich in derselben [Nacht; MK] eine ungemeine Schwäche, darauf folgten unwillkührliche stinkende Stuhlgänge; mein Bewußtseyn entwich; mein Puls verschwand; meine Augen verdrehten sich; ein kalter Schweiß bedeckte mich; ich schnarchte, röchelte, las Federn, zupfte an der Bettdecke, war steif, ungelenkig: ich befand mich in der wahren Agonie, der Vorstadt der Zukunft. (EF, S. 64)

Aufgrund der Schwere der Krise empfiehlt der Arzt Selle den wachenden Freunden, Herz' Schwiegervater auf den nahen Tod seines Schwiegersohnes vorzubereiten. Der Text wechselt an dieser Stelle zu direkter Rede und anschließend ins historische Präsens:

„Gehen Sie hin zu ihrem [sic!] sterbenden Sohn, und ertheilen ihm Ihren letzten Seegen [sic!], dies ist alles, was Sie der Vater noch thun können, Sie der Arzt vermögen nichts mehr.“ Der gute Mann springt aus dem Bette, ziehet sich an, aber auf einmal fiel er hin

²³¹ „Ich hielt diesen Zustand ganz gewiß für die äusserste Grenze zwischen dem Reiche des Lebens und des Todes und lag ruhig und zufrieden, die gewünschte Ueberfahrt erwartend.“ (EF, S. 63)

²³² Herz eignete Voitus und Selle aus tiefer Dankbarkeit für die Behandlung seinen *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften* zu (Herz: Grundriß, S. 3f.; s. a. Meyer: Herz, S. 32).

mit einer Lähmung und einem Zittern an den Gliedern, ward kalt, und konnte nicht aus der Stelle. (EF, S. 65)

Die beiden Erkrankungen werden miteinander verschränkt: Als Herz in die zwei Stunden andauernde Agonie eintritt, sein Zustand am höchsten Punkt der Krankheitskurve angekommen ist und das Todesurteil gesprochen scheint, erleidet sein Schwiegervater auf die schlechte Nachricht hin einen Krampfanfall. Dieser Moment der Gleichzeitigkeit, an dem das Schicksal beider Männer in der Schwebe ist, markiert das dritte Stadium der Fieberkrankheit, den Stillstand. Im Text wird dieser von Beginn an durch eigentümliche Momente der Ruhe vorbereitet, die mit der Fieberraserei kontrastiert werden: In einem Zustand von gesetzter Ruhe und gleichgültiger Gelassenheit spricht Herz von seinem bevorstehenden Tod (EF, S. 49/53), den er begrüßt, „ruhig und zufrieden [...], voller Erwartung des entscheidenden Augenblicks, der endlich den Knoten zwischen mir und der lumpichten Welt zerhauen wird“ (EF, S. 58f.; s. a. S. 63).

Das Innehalten am Zenit der Krankheit drückt Herz in einer eingeschobenen Ansprache an den Briefadressaten in der Metapher des „Familiengemählde[s]“ [sic!] (EF, S. 65) aus: In einer Art Tableau der Gleichzeitigkeit präsentiert er Doktor Joël die Erkrankten und ihre betroffenen Familien, die dieser sich im Sinne eines *tableau vivants* ‚recht lebhaft vorstellen‘ solle (ebd.).²³³ Dieses Vergegenwärtigen im Tableau ruft in mehrfacher Hinsicht das Konzept der medizinischen Krise auf. Abgeleitet von κρίνειν (*krínein* meint scheiden, unterscheiden, trennen, aussondern, auswählen, entscheiden, urteilen, richten), impliziert ‚Krisis‘ eine endgültige, nicht revidierbare Entscheidung, welche das Los zwischen Leben und Tod wirft.²³⁴ Nach Hippokrates ist die kritische Phase einer Krankheit diejenige, in welcher „der Kampf zwischen Tod oder Leben endgültig ausgetragen wurde, in der die Entscheidung fällig, aber noch nicht gefallen war.“²³⁵

Zwei spezifische Operationen konstituieren die medizinische Krise: „einerseits das differenzierende Scheiden, das ein Möglichkeitstableau überblickt und sortiert, andererseits das selektierende Unterscheiden, das dieses Tableau auf eine der Möglichkeiten reduziert.“²³⁶ Da der Mediziner in der kritischen Krankheitsphase diese beiden Tätigkeiten, das ‚differenzierende Scheiden‘ und das ‚selektierende Unterscheiden‘, vollziehen muss, speist sich eine zeitliche Dimension in die ‚Krisis‘ ein: Um eine Prognose wagen

²³³ Gerade im medizinischen Kontext sei hier auch an Foucaults Bestimmung des (nosologischen) Tableaus der klassifizierenden Medizin der Neuzeit als „de[n] flache[n] Raum des Immerwährend-Gleichzeitigen“ (GK, S. 22) erinnert.

²³⁴ Koselleck: Einige Fragen, S. 203f.

²³⁵ Koselleck: Einige Fragen, S. 204.

²³⁶ Krauthausen et al.: Gegenwart, S. 148.

zu können, muss das medizinische Urteil nach Galen zunächst die richtige Zeitphase eines Krankheitsverlaufs diagnostizieren.²³⁷

Als temporaler Begriff zeichnet sich die ‚Krise‘ durch eine Struktur aus, die stets Dynamik impliziert und einen Zwang zum Urteilen sowie das Gebot schnellen Handelns aufstellt.²³⁸ So betrachtet wäre ein Synonym für ‚Krise‘ der Begriff der ‚Gegenwart‘: Zwar ist die Gegenwart das, was momentan anwesend ist, doch zugleich ist sie das, was „gegen mich gekehrt oder gegen mich herkommend“²³⁹ agiert. Da sie „eigentlich mit dem ahd. *geginwart* zusammenfällt, da auch dies zugleich eine bewegung bezeichnete [alles sic!]“²⁴⁰, ist die Gegenwart als eine auf respektive gegen ‚mich‘ gerichtete Bewegung ein „Ereignispotential, das ‚mich‘ involviert.“²⁴¹ Wird Gegenwart in der Darstellung evoziert, also etwas so vor Augen geführt, als geschehe es eben jetzt, ist Evidenz hergestellt.²⁴²

Diese vielfältigen Implikationen der Begriffe ‚Gegenwart‘ und ‚Krise‘ machen sich bei Herz umfassend bemerkbar. Schließlich muss Herz zunächst als Mediziner die beiden entscheidenden Operationen während der kritischen Krankheitsphase durchführen. Ein zweites Mal muss sie Herz dann vollziehen, wenn er den Bericht über den Krankheitsverlauf anfertigt und die Krankheit zu einer kohärenten, am Kausalitätsprinzip ausgerichteten Fallgeschichte verdichtet, ordnet und damit als solche erst hervorbringt. Die Krise, die Gleichzeitigkeit, das Schweben im Stillstand der Krankheit wird im Text sowohl durch den stilistischen Wechsel als auch durch den Tableau-Einschub vergegenwärtigt und sichtbar gemacht.

Die Korrelation der Störungen bei Vater und Sohn zeigt sich nochmals, als Herz durch erfolgreiche Therapie seiner Agonie „zurück in das Getümmel meiner phantasti-

²³⁷ Koselleck: Einige Fragen, S. 204f.

²³⁸ Koselleck: Einige Fragen, S. 213.

²³⁹ o. V.: „Gegenwart [Art.]“ In: Jakob Grimm; Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bände (in 32 Teilbänden), 1854–1961. Bd. 5, Sp. 2281–2292. Unter: <http://www.woerter-buchnetz.de/DWB?lemma=gegenwart> [14.09.2016], Sp. 2281: „d. h. wie gegen, ahd. *gagan* eigentlich selbst schon [...], sodasz *geginwart*, *gaganwart* wie eine verdeutlichende ausmalung des einfachen wortes aussieht“.

²⁴⁰ o. V.: Gegenwart [Art.], Sp. 2281. Das althochdeutsche Adjektiv *geginwart* bedeutet ‚vor Augen liegend, gegenwärtig‘, mit *gagan* bzw. *gegin* ‚gegen, entgegen, gegenüber, vor, zu, an, nach, in Bezug auf, im Verhältnis zu, entsprechend, für, wegen‘ (o. V.: „geginwart [Art.]“ In: Gerhard Köbler (Hg.): *Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*. 4. Aufl. Paderborn/München u. a.: Schöningh 1993, S. 361. Unter: <http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0004/bsb00049200/images/index.html?id=00049200&groesser=&fip=yztsewqeayaewqweayaqrxxseayaenxdsyd&no=17&seite=431> [14.09.2016] bzw. o. V.: „gagan [Art.]“ In: Gerhard Köbler (Hg.): *Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*. 4. Aufl. 1993, S. 350. Unter: <http://daten.digital-sammlungen.de/~db/0004/bsb00049200/images/index.html?id=00049200&groesser=&fip=yztsewqeayaewqweayaqrxxseayaenxdsyd&no=19&seite=420> [14.09.2016]).

²⁴¹ Krauthausen et al.: Gegenwart, S. 142.

²⁴² Krauthausen et al.: Gegenwart, S. 142f. Vgl. Kap. 4.2.2.

schen Welt gerissen [wurde; MK]. Ich fing an zu fühlen, zu schlucken, mein Puls hob sich, ich ward warm, bald darauf heiß; ich war wieder da, wo ich ausgegangen war“ (EF, S. 66). In dem Moment, in dem Herz wieder ‚seine vorige Raserei rast‘ (ebd.) und dem Schwiegervater von der Erholung berichtet wird, kehrt auch letzterer wieder in den vorherigen Zustand zurück: Es „stellte sich augenblicklich der Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge ein.“ (ebd.) Vom 29. November bis zum 3. Dezember hält Herz’ Fieberwahn in schwankender Ausprägung an; jede akute Verschlimmerung seines Zustandes wird von lebhaften ‚Ideen des Sterbens‘ (EF, S. 67) begleitet. Die Falldarstellung rafft diese Periode der Krankheit im Trikolon „immerfort schlaflos, immerfort rasen, immerfort zanken und flehen“ (EF, S. 68).

Den Wendepunkt im Krankheitsverlauf führt schließlich der hartnäckig seit einigen Tagen geäußerte Wunsch der Schwiegermutter Herz’, man möge ihren Schwiegersohn erhören und in ein Krankenbett in dessen Lesestube umlagern (EF, S. 69), herbei. Der Ortswechsel ist die Ultima Ratio, „weil man nichts mehr zu verlieren hat“ (ebd.), und deckt sich mit der akuten Wahnvorstellung von Herz:

Meine Phantasie lagerte mich gerade an diesem Tag in der neuen Friedrichstrasse auf irgend einen Boden. Als ich auf mein Bitten, man möchte Kutsch und Pferde holen, um mich nach meiner Lesestube zu bringen, von meiner lieben Schwiegermutter die Versicherung erhielt, daß es binnen einigen Stunden geschehen wird, so war ich ausser mir, und versicherte allen; daß ich da ruhig und gesund werde. (ebd.)

Genau das tritt in dem Augenblick ein, in dem der Patient tatsächlich in die Lesestube gebracht wird. Die gewohnte Umgebung eliminiert die fremden äußeren Reize, sein „ganzes innres Gefühl“ (ebd.) ändert sich und Herz fällt endlich in den für die Genesung notwendigen, lang ersehnten Schlaf. Wie Herz im *Versuch über den Schwindel* bekräftigt, ist er

noch bis jetzt überzeugt, daß, wenn man mir meinen Wunsch, in das andere Zimmer gebracht zu werden, früher gewährt hätte, der allgemeine Kampf, der von der herrschenden unangenehmen Idee beständig genährt ward und die Natur in ihrer Geschäftigkeit die Krankheitsmaterie auszuwerfen so zu sagen band, früher gehoben seyn und das Fieber überhaupt zeitiger aufgehört haben würde. (VüS, S. 22f.)

Mit dem Schlaf tritt der Patient in das vierte Stadium der Fieberkrankheit ein, in dem die Zufälle schließlich abnehmen. Die im Verlauf der Krankheit erfahrenen Momente von Ruhe und Zufriedenheit im Angesicht des zu erwartenden Todes scheinen den heilsamen Schlaf antizipiert zu haben. Den Mechanismus, bei der seelische Ruhe zur Heilung führt, wird Herz später bei der Therapie seines Freundes Moritz auszunutzen wissen, wie die Analyse der Moritz-Fallgeschichte aufzeigen wird (vgl. Kap. 5.2.2). Als er am 4. Dezember mittags mit völligem Bewusstsein erwacht, ist Herz zutiefst erschöpft:

„Mein ganzes ich war mir nicht fühlbar, beinah kam es mir vor, daß der Genesene ein ganz andres Subjekt neben mir im Bette wäre.“ (EF, S. 70) Im Schlaf hat Herz' Krankheit zudem „die seltenste Metastasis gemacht“ (ebd.), denn sein gesamter Mundraum und Rachen sind nun mit Schwämmen überzogen – ein Symptom, das Herz selbst den mit Fieber einhergehenden Ausschlägen zuordnet und bei einem viereinhalbjährigen, an Auszehrung leidendem Patienten im Jahr 1780 selbst behandelt hat.²⁴³ Die stetige Verbesserung seines eigenen Zustands berichtet Herz nun iterativ für die folgenden Tage der Regeneration. Im empfindsamen Briefschluss bringt der Mediziner seine Auffassung von der Vollkommenheit der Gesundheit und von körperlichen und seelischen Abweichungen als elementare Bestandteile der menschlichen Natur nochmals auf den Punkt, indem er betont, selbst auf die für ihn so bedrohliche Krankheitserfahrung nicht verzichten zu wollen: „So trefflich [sic!], mein Freund! ist der Dinge Zusammenhang, so weise die Verkettung des Guten mit dem Uebel in der Welt eines Schöpfers wie Gott!“ (EF, S. 72)

Wie in seinen theoretischen Werken geht es Herz auch in der Beschreibung der eigenen Krankheit um die Verbindung von somatischen und psychischen Vorgängen. Um der selbst gestellten Forderung nachzukommen, eine medizinische Fallgeschichte habe die Phänomene des äußeren sowie des inneren Sinns zu beschreiben, nutzt Herz unterschiedliche narrative Verfahren: Er skizziert die erlittene Fiebererkrankung anhand ihrer vier *stadia*, die er in zwei distinkte ‚Epochen‘ der Krankheit einbettet. Das traditionelle medizinische Protokoll stellt dabei die Rekonstruktionsarbeit aus, die seitens Herz' nötig ist, um die erste Phase seiner Krankheit nachzuvollziehen, und wird mit einer Schilderung der Wahnvorstellungen angereichert. Durch sie wird die zweite Phase explizit als psychischer Prozess markiert, bei der gezielte stilistische und rhetorische Mittel, wie etwa die Licht- und Blickmetaphorik, zum Einsatz kommen. Dabei wird das ‚Wunderbare‘ der Krankheit und ihrer erfolgreichen Bekämpfung neu besetzt, und zwar durch die Regelmäßigkeit und die Wirkungsweise psychischer Prozesse.

Herz nutzt die neue Form der Fallgeschichte dazu, jene Regeln vorzuführen, denen die Vorstellungen und die Seele laut seiner *Versuche* folgen. Die Textilmetaphorik des Binden und Lösens, auf welche der Text dabei zurückgreift, ruft die aristotelischen Kategorien von *desis*, *lysis* und *ploke* auf. Indem er seine wahnhaften Episoden aufschlüsselt, legt der Mediziner in der *lysis* seine Argumentation für die Gesetze dar, die bei den Seelenkräften bei sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis herrschen. Den Beweis für die

²⁴³ Vgl. Leder: Die Grenzgänge, S. 86.

skizzierten Wechselwirkungen liefert die Peripetie, also der Umschlag zur Heilung, die in der *desis* der Fallgeschichte von Beginn an vorbereitet wurde. Der Moment, in dem das verschlungene Geflecht seiner Lösung überführt wird, markiert die Stelle in der Fallgeschichte, an dem sich der Darstellungsmodus ändert. Da Herz die psychischen Vorgänge ausstellt, erhebt er über die Narration unklare Empfindungen und pathologische Vorstellungen zur Klarheit und der Wahn wird als solcher und als Teil der Fiebererkrankung erst konstruiert. Damit kommt Herz seinem Ziel, die medizinische Darstellungsweise zu verbessern, ein gutes Stück näher.

Herz' Rationalisierung der Wahninhalte wurde als Kommentar zum Kontrollverlust der Vernunft in solchen Zuständen gelesen, wie sie im *Magazin* ausgetauscht wurden.²⁴⁴ Entscheidender für ihre ausführliche Behandlung innerhalb der Fallgeschichte ist neben der Illustration der theoretisch erarbeiteten Wirkungsmechanismen jedoch, dass die Schilderung der Wahnepisoden neue Therapiemöglichkeiten aufzeigt. Wenn die Seelenkunde in die Medizin integriert wird, kann der potenziell heilende Einfluss psychischer Faktoren bei der Beseitigung somatischer Phänomene nutzbar gemacht werden. Dieser Überzeugung ist insbesondere Herz' Fallgeschichte über Karl Philipp Moritz verpflichtet, die einen solchen Therapieansatz vorführt und zu plausibilisieren sucht. Dabei geht sie in ihrem Versuch, die verschiedenen Krankheitsphasen kenntlich zu machen, noch einen Schritt weiter als der Bericht zu Herz' eigenem Fall. Den Moment des Stillstands, an dem das Schicksal des Kranken in der Schwebe ist und ein Tableau der Gleichzeitigkeit implementiert wird, das die medizinische Krise und das differenzierende Unter- und Entscheiden durch den ärztlichen Eingriff in der retrospektiven Niederschrift ausstellt, arbeitet der Moritz-Fall deutlich heraus. Herz erweitert damit die herkömmliche Krankengeschichte zu einer medizinisch-psychologischen Fallgeschichte mit verschiedensten Darstellungsmodi, die dem medizinischen Sachverhalt und den therapeutischen Eingriffen in ihrer Novität gerecht werden. Den hierfür gewählten Verfahren, zu denen insbesondere der dramatische Dialog zählt, gelten daher die folgenden Ausführungen.

²⁴⁴ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 91.

5.2.2 *Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz [sic!] Krankengeschichte (1798)*

25 Jahre ist Karl Philipp Moritz alt, als er 1782 mit einem ungewöhnlichen Vorhaben für Aufsehen sorgt: Moritz will im Mai desselben Jahres nach England reisen, um dort von London aus über Oxford und Birmingham bis nach Castleton zu wandern – zu Fuß, wie nicht nur die Beobachter vor Ort erstaunt feststellen. In Deutschland entfacht die Reisebeschreibung, die Moritz ein Jahr nach seinem Engländeraufenthalt veröffentlicht, eine lebhaft öffentliche Diskussion und erfreut sich einer großen Leserschaft.²⁴⁵ Zu den Höhepunkten seiner Reise zählt der Besuch des *Devil's Arse*, der bekannten Höhle bei Castleton im Peak District. Doch Moritz holt sich dort eine „mit einem kurzen Husten verbundene Engbrüstigkeit“²⁴⁶, die sich nach seiner Rückkehr nach Berlin im August 1782 den Herbst über zu einer ersten Lungenkrankheit verschlimmert. Behandelnder Arzt des „jungen sehr lebhaften Mann[es]“ (VüS, S. 16) ist Marcus Herz. Um, wie dieser sagt, nicht die Feinde des exzentrischen Moritz „auf eine neue Grellheit und Sonderbarkeit in seinem Charakter aufmerksam zu machen“ (MF, S. 60), verzichtet Herz darauf, den Bericht über seine Behandlung noch zu dessen Lebzeiten zu publizieren. So erscheint *Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz [sic!] Krankengeschichte* erst fünf Jahre nach dem Tod Moritz' in Hufelands *Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunde* (1798).

Doch bereits 1786 erwähnt Herz den ungewöhnlichen Fall zu Beginn seines *Versuchs über den Schwindel*. Knapp schildert Herz dort die Symptome des Lungengeschwürs, „das bereits mit einem anhaltenden heftigen Fieber, aussetzendem Pulse und eitrichtem [sic!] Auswurfe verbunden war“ (VüS, S. 16), und sein therapeutisches Ziel, nämlich „die Fieberbewegungen um Etwas zu mildern“ (VüS, S. 16f.). Schließlich werden letztere, wie Herz bald feststellt, dadurch befeuert, dass der positive Zuspruch, den Moritz von außen erhält, nicht mit dem eigenen negativen Empfinden vereinbar ist: „die Gemüthsschwankungen zwischen der tröstlichen Hofnung [sic!], die ich als Mensch und Arzt dem Kranken machte, von der einen Seite, und zwischen seinem eigenen Gefühle der nagenden Krankheit, von der anderen“ (VüS, S. 17), resultieren in einer Unruhe und

²⁴⁵ Markus Bauer: Nicht nur ein Fremder unter den Engländern. Karl Philipp Moritz sorgte im Jahr 1782 für Aufsehen mit seiner Inselreise. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=20786 [08.04.2016]; Hans-Joachim Althaus: „Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters.“ In: Wolfgang Albrecht; Hans-Joachim Kertscher (Hg.): *Wanderzwang – Wanderlust: Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 11). Tübingen: Max Niemeyer 1999, S. 25–43, hier: S. 31f.

²⁴⁶ Marcus Herz: „Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz Krankengeschichte.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 60–84, hier: S. 67; fortan im Text zitiert mit der Sigle MF und der entsprechenden Seitenzahl.

damit in Fieber, was den Genesungsprozess verhindert. Als Herz zur therapeutischen Intervention ansetzt, wechselt der Darstellungsmodus seiner kurzen Fallvignette im *Versuch über den Schwindel* zur direkten Rede. Die Reaktion seines Patienten samt der Veränderung der Symptome am entscheidenden Tag der Behandlung Moritz' zeichnet Herz engmaschig nach; als eine Besserung des Zustands erkennbar wird, verfährt der weitere Bericht für die drei folgenden Wochen, welche für die vollständigen Genesung Moritz' nötig sind, summarisch. Der Eingriff, den Herz im *Versuch über den Schwindel* zwar nur knapp, dafür aber deutlich als Wendepunkt der Geschichte durch die szenische Erzählweise kennzeichnet, erwächst aus den eigenen Erfahrungen zur Rolle von Ruhe im Heilungsprozess, wie sie Herz im Bericht über die eigene Krankheit festhielt: Der Arzt kündigt seinem Patienten „mit einer kalten ernsthaften Miene [sic!] den gewissen Tod an.“ (ebd.) Denn, so leitet Herz im *Versuch* den Moritz-Fall ein, nur das „sichere Unglück schlägt das Gemüth [sic!] nieder, und bringt es mit der Zeit zur Ruhe; das zweifelhafte erhält es in einem rastlosen Wanken und einer dem Körper höchst verderblichen Lebhaftigkeit.“ (VüS, S. 16) Ihm geht es in der theoretischen Abhandlung darum, „ein merkwürdiges Beyspiel“ (ebd.) dafür zu zeigen, wie durch psychische Beeinflussung physische Symptome beseitigt werden können. In seiner Spurensuche zur unbekannten Verbindung zwischen Seele und Körper, die das Fundament seines medizinischen Theoriegebäudes bildet, kommt dem Moritz-Fall hohe Bedeutung zu, da er den behaupteten Konnex vorführt und damit letztlich den von Herz gewählten therapeutischen Ansatz rechtfertigt. Dem „zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Zustand der Seele“ und seiner „widrigsten Wirkung auf den Körper“ (ebd.) widmet er sich dann ausführlicher in der ausgearbeiteten Fallgeschichte, die ebenfalls mit einer theoretischen Rahmung beginnt.

In der autoreflexiven Einführung bezieht sich Herz auf die ‚flüchtige Erwähnung‘ des Moritz-Falles im *Versuch über den Schwindel* und rechtfertigt den Entschluss, die Behandlung nun öffentlich zu machen:

Ich glaube, der Kunst und meinen angehenden Kunstverwandten die ausführliche Erzählung des Falles, der mir von einer gewissen Seite merkwürdig scheint, schuldig zu sein. *Jener*, um die Größe ihres Umfanges bis in das ferne Gebiet der Seelenkunde, der vielleicht noch nicht so allgemein anerkannt wird, durch eine Thatsache mehr zu bestätigen; *diesen*, um ihre Aufmerksamkeit auf das Studium der Psychologie zu reizen und ihnen die Kenntniß der menschlichen Seele und des Ganges ihrer Leidenschaften von der wichtigsten Seite, von der *therapevtischen*, vor Augen zu legen. (MF, S. 60; Hervorheb. im Orig.)

Indem Herz seine wissenschaftliche Intention darlegt, richtet er sich an die Leser des Hufelandschen Journals, also seine derzeitigen oder zukünftigen Fachkollegen.²⁴⁷ Dass er einen „höchst interessanten Menschen: den *Professor Moritz*“ (ebd.; Hervorheb. im Orig.) vorstellt, ist mehr als bloß plumpe Effekthascherei.²⁴⁸

Schließlich knüpft Herz mit der Formulierung auch an die zeitgenössischen Diskussionen um das ‚Interessante‘ an, auf das er im *Versuch über den Geschmack* in einer Art dramentheoretischer Auslassung eingeht. Dort postuliert er, dass sich Gegenstände, die ‚theatralische Leidenschaften‘ wie das Mitleid erregen sollen, nicht auf körperliche Schmerzen beschränken dürften,²⁴⁹ denn ihnen „fehlt es gänzlich an dem Interessierenden [sic!]“ (VüG, S. 182). Schließlich sei die „süße Empfindung des Mitleidens [...], wie bekannt, zusammengesetzt aus der Unlust über das Unglück des Leidenden, und der Lust über die Vorstellung seiner Vollkommenheiten, die dadurch in uns rege gemacht wird.“ (VüG, S. 175f.) Jede Vorstellung einer Vollkommenheit gewährt Lust; je mannigfaltiger sie dabei sind, desto lebhaftere Vorstellungen bringen sie hervor.²⁵⁰ Beim Gedanken an einen verdienten Freund, der seinen Sohn verliert, so legt Herz dar, vermischen sich demnach die Empfindungen von Lust und Unlust zum Mitleid: Die Lust, welche die Vorstellungen all jener Vollkommenheiten, die in den Kräften und Fähigkeiten des Freundes bestehen, hervorbringen, wird „durch den Anblick des gegenwärtigen Unglücks, einige bittere Tropfen von Unlust über die verhinderte Ausbreitung dieser Vollkommenheiten“ (VüG, S. 179) erhalten. Beim Mitleiden werden die Seelenkräfte „durch das Unglück gereizt, die Vollkommenheiten des Gegenstandes, die dadurch in Gefahr kommen, sich vorzustellen“ (VüG, S. 176). Je mehr Seelenkräfte dabei verknüpft werden, desto mehr können sie eingeschränkt werden und desto größer sind sowohl die Vorstellung des Unglücks sowie die der Vollkommenheiten. Dies ist es, was das Interessierende und damit das Charakteristikum der Seelenkränkungen im Gegensatz zu bloßen körperlichen Schmerzen ausmacht, weshalb letztere „in der Vorstellung auf keine sanfte Thränen des Mitleidens Anspruch machen“ (VüG, S. 182) können,

²⁴⁷ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 60.

²⁴⁸ Als Kriterium für die Veröffentlichung eines Falles war die Ungewöhnlichkeit des beobachteten Phänomens durchaus ausschlaggebend, weshalb Herausgeber Moritz in seiner Revision der ersten drei *Magazin*-Bände kritisch darauf hinweist, dass auch Beiträge über gewöhnliche seelische Vorgänge notwendig seien (Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 83).

²⁴⁹ Vgl. VüG, S. 168–175.

²⁵⁰ Vgl. VüG, S. 175f.: „Denn Lust gewährt alles, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt und das innere Gefühl unserer Realität in uns hebt. Und dies thut jede Vorstellung einer Vollkommenheit: durch diese wird immer eine thätige Kraft in uns rege, sie zu umfassen oder auch selbst hervorzubringen. Je mannigfaltiger die Vollkommenheiten sind, und je lebhafter die Vorstellung ist: desto mannigfaltigere Kräfte werden in uns erweckt, in ein desto lebhafteres Spiel werden sie gesetzt, desto stärker wird das innere Gefühl unserer Realität, desto größer muß die Lust seyn.“

denn der „innere Zustand der Seele kommt in keine Beachtung.“ (VüG, S. 182) Da Herz aber gerade auch in der medizinisch-psychologischen Fallgeschichte dessen exakte Beschreibung fordert, liegt es nahe, dass er die Darstellungsform dieser Bedingung unterwirft, was den Moduswechsel in neuem Licht erscheinen lässt.

Das Interessierende liegt für Herz in den Nuancen des Einzelfalls. Für den Arzt ist die Abweichung „wesentliches Spannungs- und Steuerungselement des Menschen“²⁵¹, das es über die psychologisch-medizinische Fallgeschichte, als die er seinen Moritz-Fall mit seinem Titel ausweist, darzulegen gilt. Dass er mit der Therapie von Moritz Neuland betritt, ist Herz bewusst und letztlich die Hauptintention hinter der Veröffentlichung, der es nicht darum geht, bereits bestehendes Wissen zu popularisieren, sondern darum, die neuen Wissensfelder, welche die Medizin im „ferne[n] Gebiet der Seelenkunde“ (MF, S. 60) zu beackern hat, auszumessen.²⁵²

Schließlich habe man auf die therapeutische Seite „noch immer bey der medizinischen Seelenlehre die wenigste Rücksicht genommen.“ (MF, S. 60) Dennoch ist es für Herz angesichts des „fortgesetzten herrschenden Beobachtungsgeiste[s] unseres Zeitalters“ (MF, S. 64) nur eine Frage der Zeit und der Anstrengung, die geistige Natur zu erkennen und intellektuell zu durchdringen (MF, S. 65). Sein anschließender, an die Kollegen gerichteter *pep talk* betont dabei den Wert von Systematik und vernunftgeleiteter Empirie, um „durch emsiges Beobachten und Versuchen uns mehr Licht und Aufklärung zu erwerben.“ (ebd.) In Erwartung solcher Ausnahmeforscher, wie es Lavoisier und Humboldt seien, habe „jede[r] Arzt, der mit Liebe heilt“ (ebd.), diesen Köpfen „vorzuarbeiten und durch Beobachtungen und behutsame Versuche, deren Erfolg wir wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen, ihnen Resultate darzubieten.“ (ebd.) Seiner Auffassung nach ist es die Aufgabe aller Mediziner, Beobachtungen für ein wissenschaftliches System der psychischen Heilmethoden zu sammeln und zu verbreiten.²⁵³ Er selbst kommt der eigenen Aufforderung dadurch nach, dass er Moritz' Krankengeschichte in Hufelands *Journal der practischen Arzneykunde* zur Verfügung stellt.

Herz' Innovationsanspruch, den er mit seiner Fallgeschichte untermauern will, gründet in der Tatsache, dass die „Aeusserungen der Seele“ (ebd.) zwar in der medizinischen Semiotik als „Zeichen körperlicher Unordnungen, als Anzeige ihrer Ursachen, ihres Ausganges und ihrer gut- oder böartigen Beschaffenheit“ (ebd.) sowie als Krankheiten

²⁵¹ Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 204f. Vgl. VüG, S. 163f.

²⁵² Vgl. Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 73.

²⁵³ Düwell: Erfahrungsseelenkunde, S. 90.

selbst seit jeher Beachtung gefunden hätten. Aber „an die Heilung körperlicher Gebrechen durch künstliche Veränderungen und Richtungen der Seelenfähigkeiten ist bisher noch mit wenigem Ernst gedacht worden.“ (MF, S. 61) Die psychophysischen Korrelationen, die Herz im *Versuch über den Schwindel* und anhand seines eigenen Falls aufzeigte, könnten für die medizinpsychologische Therapie fruchtbar gemacht werden, wenn sich Herz' wissenschaftlicher Anspruch erfüllte: aus den verstreut berichteten Heilungen körperlicher Übel durch zufällige Gemütsbewegungen „endlich ein System zu bilden, das die Anleitung enthält, jene ungefähre heilsame Gemüthsveränderungen vorsetzlich zu veranstalten und mit Absicht jedesmal diejenige zu erregen, welche der Kur des gegenwärtigen körperlichen Uebels angemessen ist.“ (MF, S. 61) Ausführlich legt der Arzt die Schwierigkeiten dar, die einem solchen Projekt innewohnen, wie etwa die problematische Quantifizierung und Dosierung der Maßnahmen:²⁵⁴

Es fehlt uns an einer intensiven Waage, um den Schrecken, den Zorn, die Freude u. s. w., die wir zu unserm Zwecke darreichen wollen, in Grane und Quentchen abzutheilen. Aber eine weit wichtigere Schwierigkeit ist wohl dieses, daß das Relative in der Wirkungsart dieser spirituellen Medicamente viel größer ist, als in der Wirkung der materiellen, indem die Receptivität jener Eindrücke viel verschiedener unter einzelnen Menschen ist, als die Reaction gegen körperliche Einwirkungen. (MF, S. 61)

Die methodische Problemstellung besteht für Herz demnach darin, wie „bey dieser ungeheuern Abweichung der Gefühle der Arzt gerade diesen oder jenen Zustand mit Zuverlässigkeit in der Seele hervorbringen“ (MF, S. 63) kann.

Um den möglichen negativen Effekt einer „aufgereizte[n] Leidenschaft“ (ebd.) zu dokumentieren, baut Herz in einer Fußnote noch eine weitere verbürgte Beobachtung ein, eine winzige Fallgeschichte über den Verlust des Sehsinns, deren Authentifizierungsstrategie darauf beruht, dass der Arzt sie „aus dem Munde eines genauen Bekannten und Freundes des Mannes habe, den das Unglück betroffen.“ (MF, S. 65) Herz mahnt damit zur Vorsicht bei jeglichem Versuch, Gemütsbewegungen zu therapeutischen Zwecken zu erregen. Sowohl ein generelles Studium der menschlichen Seele und ihrer Interaktion mit dem Körper, als auch die exakte Kenntniss der Psyche des betroffenen Patienten, seiner Receptivität sowie seine spezifischen somatischen Reaktionen seien für eine solche Behandlung zwingend nötig. Sich selbst gesteht der Arzt zu, aufgrund der langjährigen Freundschaft mit Moritz zumindest die zweite Hälfte der Bedingungen erfüllt zu haben, weshalb er „mit ziemlicher Zuverlässigkeit den Versuch, ihm das Todesurtheil bestimmt anzukündigen, unternehmen konnte, einen Versuch, den ich in keinem andern Falle, unter keinen anderen Umständen anstellen würde.“ (ebd.)

²⁵⁴ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 89.

In einer Serie rhetorischer Fragen führt Herz weitere Beispiele für die Wirkungsweise starker Affekte wie Trauer, Schrecken und Freude an, die allerdings nicht kalkulierbar ist.²⁵⁵ Denn zwar seien Veränderungen des menschlichen Gemüts ebenso wie die des Körpers bestimmten Gesetzen unterworfen, aber dies in eingeschränkterem Maße. Schließlich „sind diese Regeln doch von einem so feinen, verwickelten Gewebe, daß es öfters nur der äusseren Scharfsichtigkeit möglich ist, einen einzelnen Faden desselben bis an seinem Ende rein aufzuheben, um eine bestimmte Verfahrensart mit Sicherheit daran zu heften.“ (MF, S. 64)

Wenn Herz postuliert, dass die Seelenvermögen „selbst so wenig als irgend Etwas in der Schöpfung regellos sind“ (ebd.), nimmt er die Argumentationslinie, die er im Bericht über die eigene Erkrankung eingeschlagen hat, wieder auf (vgl. Kap. 5.1.2): Weil die seelische Funktionsweise von Ordnung geprägt ist, benötigt der Arzt nach Herz Scharfsichtigkeit, um die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur samt ihren vorliegenden Abweichungen gegebenenfalls zur Einheit eines konkreten Krankheitsbildes zusammenzufügen. Dabei hat sie die als Haltung definierte Beziehung der einzelnen Teile zum Ganzen sowie von Ursache und Wirkung, also die Krankheit als solche anhand ihrer Erscheinungen, Ursachen und Folgen, zu erfassen. Es ist diese Praxis der *synthesis*, die Herz auch in seiner Fallgeschichte zu Moritz' Erkrankung versucht. Als Therapeut schreibt er sich dabei das nötige Zusammenspiel von Einbildungskraft, Vernunft und Haltungsgefühl zu, indem er sich als Vertreter der philosophischen Medizin entwirft. Die Philosophie ist für Herz, wie er erneut betont, diejenige Wissenschaft, die alle anderen Wissenschaften durchdringt, denn sie

hat eigentlich das Denken und Handeln, nicht das Gedachte und Behandelte, zum Gegenstand [...]. Es liegt daher in ihrem Wesen, neben keiner andern Wissenschaft oder Kunst sich abgesondert zu erhalten, sondern sie vereinigt sich immer mit ihrer Gesellschafterin und erhöht dadurch immer ihren Werth. Man ist nicht zugleich Philosoph und Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher, Dichter und Arzt, sondern philosophischer Rechtsgelehrter, Geschichtsforscher, Dichter und Arzt. (MF, S. 67)

Die selbstaufgelegte Grenzüberschreitung, die den philosophischen Arzt in die „Welt der Irr- und Abwege“ mit ihrer „renitenten Mannigfaltigkeit“²⁵⁶, also auch den undeutlichen Vorstellungen und wahnhaften Gedanken, führt, manifestiert sich in der Fallerzählung als Versuch, diese Mannigfaltigkeit zu bannen. Auf diese Weise wird nicht nur das kranke Subjekt hervorgebracht, auch die Erkrankung selbst nimmt erst durch die spezi-

²⁵⁵ Vgl.: „Ohne die eigene Gemüthsverfassung des zu behandelnden Kranken genau zu kennen (und wie unvollständig ist nicht noch die psychische Diagnostik?) kann man nie sicher seyn, durch irgendein Unternehmen nicht gerade die entgegengesetzte Gemüthsbewegung von derjenigen zu erregen, die man eigentlich beabsichtigt.“ (MF, S. 63)

²⁵⁶ Beide Zitate: Leventhal: Ästhetische Dimensionen, S. 209.

fische Verknüpfung der ‚Zufälle‘ und des sich daraus ergebenden Verlaufs im Fallbericht die ihr eigene Gestalt an, so wie sie A. E. Büchner für die Krankheitsgeschichte fordert (vgl. Kap. 4.2.2).²⁵⁷ Damit sich Erfahrung und Darstellung, also empirische Beobachtung und ihr exaktes Protokoll, wechselseitig durchdringen, verschränkt der an Baumgarten geschulte Arzt medizinische mit psychologischer Krankengeschichte, wie am Bericht über die eigene Krankheit bereits aufgezeigt wurde.²⁵⁸ Auf welche Art und Weise Herz dabei die jeweilige Krankheit über die Erzählung hervorbringt, hängt maßgeblich von der spezifischen zeitlichen Struktur ab, die in den Fall-Texten vorliegt, wie an den verschiedenen *stadia* der Herzschen Fiebererkrankung gesehen. In der Fallgeschichte über Karl Philipp Moritz ist diese Strategie ebenfalls nachzuweisen, wobei sie weitaus mehr Raum einfordert und zu einer unterschiedlichen Textstruktur führt. Den Gründen hierfür soll im Folgenden nachgespürt werden.

5.2.2.1 Das dynamische Protokoll

Nach Moritz' Ableben verfasst der Redakteur Karl Gotthold Lenz einen ausführlichen Nachruf, der in *Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1790 bis mit 1793* erscheint.²⁵⁹ In einem Nachtrag, 1798 im Supplementband veröffentlicht, wird auch Herz' Falldarstellung über Moritz abgedruckt – gerahmt von kritischen Anmerkungen eines Fachkollegen Herz' „über dieses ingeniose Verfahren des Prof. Herz“²⁶⁰. Jener Arzt meldet Zweifel an der Schwere der Krankheit an, an Herz' Diagnose und am Effekt seiner Therapie; außerdem bestreitet er die Novität des Falles ebenso wie, „daß ganz so gesprochen worden sey, als der beredte Dialog Herzens aussagt“²⁶¹. Angriffsfläche bietet ihm dabei die rhetorisch und narrativ ausgearbeitete Struktur der homodiegetischen Fallgeschichte, die mit einer dominant internen Fokalisierung, aus der Wahrnehmungspers-

²⁵⁷ Vgl. Zelle: A. E. Büchner, S. 314–316.

²⁵⁸ Düwell: Erfahrungsseelenkunde, S. 92.

²⁵⁹ Friedrich Schlichtegroll (Hg.): *Supplementband zu Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1790 bis mit 1793 oder zu den ersten acht Bänden. Zweyte Abtheilung, enthaltend Nachträge und Berichtigungen zu den ersten vier Jahren des Nekrologs 1790, 91, 92 und 1793. Zweyte und letzte Lieferung*. Gotha: Perthes 1798; vgl. Erich Ebstein: „Eine vergessene Pathographie von Marcus Herz über Karl Philipp Moritz aus dem Jahre 1798.“ In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 1928, Heft 117, S. 513–515, hier: S. 513f.

²⁶⁰ o. V.: „Karl Phil. Moritz (Nekrol. 1793. II, 169.). An den Herausgeber des Nekrologs.“ In: Friedrich Schlichtegroll (Hg.): *Supplementband zu Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1790 bis mit 1793 oder zu den ersten acht Bänden. Zweyte Abtheilung, enthaltend Nachträge und Berichtigungen zu den ersten vier Jahren des Nekrologs 1790, 91, 92 und 1793. Zweyte und letzte Lieferung*. Gotha: Perthes 1798, S. 182–200, hier: S. 217.

²⁶¹ o. V.: Karl Phil. Moritz (Nekrol.), S. 218.

spektive des behandelnden Arztes heraus, ausgestattet ist. Sie setzt mit der Rückkehr Moritz' von seiner England-Fußreise im Jahr 1782 ein, um die Therapie zu rekapitulieren, und ist dabei überwiegend chronologisch organisiert. In den einleitenden Worten betont Herz seine Vertrautheit mit dem Patienten: „Mein vieljähriger Umgang mit Moritz und die äusserst sorgfältige Beobachtung desselben während seiner Krankheit hat mich den Gang seiner Ideen und Gefühle hinreichend kennen gelehrt“ (MF, S. 66), daher ist Herz sich „der Weichheit seines Einbildungsvermögens und [...] der Gewandheit und Beweglichkeit seines Gemüths einigermaßen im voraus versichert“ (ebd.). Eine ausführliche Anamnese seines Patienten aber liefert der Mediziner in seiner Falldarstellung nicht, sondern legt sogleich die Maßnahmen dar, die er Moritz aufgrund seiner „mit einem kurzen Husten verbundene[n] Engbrüstigkeit [...], die mich vor seiner Brust fürchten ließ“ (MF, S. 67), verordnet. Herz zeichnet an dieser Stelle von sich das Bild eines rational-gemäßigten Arztes, dessen Patient ein exaltiertes Genie und dementsprechend unempfänglich für ärztliche Weisungen wie den Aderlass ist.²⁶²

War ihm aller Arznegebrauch zuwider, so hatte er vor dem Aderlassen eine wirkliche Furcht. Nächste dem Gange mit offener Brust und dem kalten Baden gehörte zu den Affektionen des damals graßirenden Geniewesens, an welchem Moritz nicht wenig litt, auch der Abscheu vor dieser blutigen Operation. Man hielt sie für naturwidrig. (MF, S. 67)

In Einklang mit dieser Charakterskizze steht auch Moritz' Fußreise selbst, insofern sie zum Ende des 18. Jahrhunderts aufkommenden Trends des modernen Wanderns gehört. Beruhend auf „neuen, spezifisch bürgerlichen Verhaltens- und Bewegungsweisen, auf Umbrüchen in der Körperlichkeit und auf dem Nachvollzug der sich im 18. Jahrhundert entwickelnden empirischen Naturwissenschaften“²⁶³, dient das Wandern als Bestandteil eines neuen bürgerlichen Lebensstils dazu, einen vor allem bürgerlich-männlichen Habitus zu entwickeln. Moritz, der zu diesem Zeitpunkt bereits mit Herz und Mendelssohn an einem Plan zu einem Magazin der Erfahrungsseelenkunde gearbeitet hat (vgl. Kap. 5.1.1), nimmt ihn begeistert auf und nutzt die Fußreise dazu, empirische Erfahrungsseelenkunde an der eigenen Psyche zu betreiben.²⁶⁴

Nachdem er das Wesen seines Patienten umrissen hat, schließt Herz in seinem Bericht die Schilderung des Krankheitsverlaufs sowie der verschiedenen Therapiemaßnahmen an. Prompt wechselt der Darstellungsmodus ins historische Präsens, um die akute Verschlechterung anzuzeigen, die Herz' Anwesenheit verlangt: „Eines Tages

²⁶² Steigerwald: Ideenzirkulation, S. 58.

²⁶³ Althaus: Bürgerliche Wanderlust, S. 31.

²⁶⁴ Althaus: Bürgerliche Wanderlust, S. 32.

werde ich zwischen zwey und drey Uhr schnell nach der Scharnstraße gerufen, wo Moritz hingefallen seyn und sich im Blute wälzen soll.“ (MF, S. 68) Herz lässt den blut hustenden Patienten von der Stube des Wundarztes in Moritz' Wohnung bringen und verordnet „daselbst das Gehörige“ (ebd.) – auf exakte Angaben, was das ‚Gehörige‘ ist, verzichtet er vermutlich aufgrund des angestrebten Fokus auf die psychische Therapie, der gegenüber die Behandlung rein somatischer Symptome der Krankheit verblasst. In verschiedenen Graden der Raffung berichtet Herz von den vielen Peripetien im Krankheitsverlauf, wobei der einzelne Tag die primär verwendete Zeiteinheit ist. Die temporale Einordnung leitet durch Nennungen wie ‚den andern Morgen‘, ‚den folgenden Tag‘ beinahe jeden neuen Absatz ein. Die diarische Schreibweise weist damit eine grundsätzliche Nähe zu medizinischen Notationsformen wie den sogenannten Krankenjournalen auf, die bereits Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend formalisiert wurden und eine Tag-zu-Tag-Beobachtung des Patienten vorsahen.²⁶⁵

Aber Marcus Herz geht über die starre, durch die Zeiteinheit ‚Tag‘ gekennzeichnete Struktur hinaus, indem er versucht, durch eine Verlaufsnotation das Krankheitsgeschehen in seiner Dynamik, also in seiner Intensität und Frequenz, festzuhalten. Ausgehend von der am darauffolgenden Tag stattfindenden Teilnahme des scheinbar genesenen Moritz an der Einführung der Lehrer des Köllnischen Gymnasiums, an dem er zum Konrektor berufen wurde,²⁶⁶ wirft Herz einen kursorischen Blick auf die nächsten Wochen, nun wieder im Imperfekt berichtet. Als sich Moritz' Zustand abermals drastisch verschlechtert, schildert er erstmals ausführlich die Symptome des von heftiger seelischer Unruhe getriebenen Patienten:

Bleich und abgemattet lag er da, mit anhaltendem, festen [sic!], beynahe erstickendem Husten und einem kleinen, überaus schnellen Pulse, der zuweilen einen Schlag aussetzte. Sein Athem war höchst schwierig, seine Nächte schlaflos, des Morgens schwamm er in Schweiß, er war ein Schwindstüchtiger in ansehnlichem Grade. (MF, S. 68)

Als größtes Problem für Herz kristallisiert sich hier die „übertriebene[] Furcht vor dem Tode“ (ebd.) heraus, die Moritz befällt. Sie macht ihn zu einem Hypochonder par excellence, wie ihn sich die zeitgenössische Medizin gemäß einer Definition in J. A. Unzers medizinischer Wochenschrift *Der Arzt* vorstellt: Die ‚Hypochondristen‘ „sehen ihre Krankheiten für weit gefährlicher an, als sie sind. Sie glauben immer zu sterben, und können doch nie dazu kommen.“²⁶⁷ Die Hypochondrie von Moritz äußert sich laut

²⁶⁵ Vgl. Wübben: Lenz – ein psychiatrischer Fall, Kap. 1.

²⁶⁶ Angelika Lenz: Karl Philipp Moritz: Leben und Werk. Unter: <http://www.bbaw.de/forschung/moritz/forum/chronik.html> [27.05.2016].

²⁶⁷ Nach Robert Leventhal: „Vorstudien zur Hysterie. Marcus Herz' *Etwas Psychologisch-Medizinisches*. Moriz Krankengeschichte (1798).“ In: Ulrich J. Schneider (Hg.): *Kulturen des Wissens im 18. Jahr-*

Herz' Fallbericht in der Überzeugung, dass für das Ausbleiben seines Pulses ein Polyp an seinem Herzen verantwortlich sein müsse.²⁶⁸ Interessanterweise stellt Herz die Sachlage im *Versuch über den Schwindel*, also der ersten Erwähnung des Moritz-Falls, anders dar. Um Moritz die Unausweichlichkeit seines baldigen Todes eindrücklich vor Augen zu stellen, behauptet Herz: „in dem Herzen hat sich ein fürchterlicher Polyp gebildet.“ (VüS, S. 18) In der ausgearbeiteten Fallgeschichte aber scheint Moritz selbst diese Idee vorzubringen, während der Mediziner sie zunächst vehement dementiert (MF, S. 71), bevor er sie schließlich als Ultima Ratio übernimmt (MF, S. 78). Die Differenz dürfte sich nicht ausschließlich auf die Kürze der Darstellung im *Versuch* zurückführen lassen, sondern ist mitunter ihrem Effekt geschuldet, Herz' Therapieansatz nach seinem Sinneswandel noch überzeugender zu machen.

Herz' Kampf gegen den vom eigenen Tod überzeugten Moritz, der sich dem Kurplan des Arztes widersetzt, sobald sich eine kurzfristige Verbesserung des Zustandes abzeichnet, skizziert die Fallgeschichte durch den Kontrast des jeweils erforderlichen Zeitaufwandes: „Der anhaltende Wirbel in seinem Gemüthe, verbunden mit seiner physischen Unmäßigkeit verdarben in einer Stunde alles, was ich mit der behutsamsten Sorgfalt in vielen Tagen durch meine Arzneyen vor mich gebracht hatte.“ (MF, S. 68) Die sich zuspitzende Situation des Kranken, die Verdichtung und Steigerung des psychosomatischen Falls über den Zeitraum einiger Monate – das Zureden durch Herz, Moritz' schlaflose Nächte und dessen ungezügelter Appetit – umreißt der Bericht iterativ unter Einsatz von indirekter Rede. Dabei reflektiert Herz immer wieder das eigene Verhalten während der Behandlung, in der er verschiedene Strategien versucht, um auf Moritz einzuwirken: Als weder die Androhung des Behandlungsabbruches noch alles Bitten noch das Ignorieren seines Patienten den gewünschten Durchbruch bringen, fällt

hundert. Berlin: De Gruyter 2008, S. 431–440; Haller, Albrecht von: „Beschreibung der Hypochondrie“. In: J. A. Unzer (Hg.): *Der Arzt. Eine medizinische Wochenschrift* 1759, Bd. 1/25. Stück, S. 346.

²⁶⁸ Aufgrund dieser Überzeugung argumentiert Leventhal dafür, Moritz als Fall männlicher Hysterie zu deuten (vgl. Leventhal: Vorstudien zur Hysterie). Leventhal liest den Polypen am Herzen mit Blick auf den Namen des behandelnden Arztes („Herz“) als metaphorische Verdichtung der Krankheit, welche die hysterische Konversion bzw. Materialisierung bestätigt (ebd., S. 6), also die von Freud postulierte Übertragung von Affekten auf Organe (ebd., S. 9). Vgl.: „Im Doppelspiel des Titels von Herz' Krankengeschichte zu Moritz – sowohl im „Etwas“ (was ist das denn, dieses „Etwas“?), als auch im Strich, im Auslassungszeichen zwischen ‚psychologisch‘ und ‚medizinisch‘ – lesen wir die wunderschöne Ambivalenz dieses schon im 18. Jahrhundert sehr merkwürdigen und besetzten Phänomens.“ (ebd., S. 9). Ob es legitim ist, Konzepte wie die männliche Hysterie, a posteriori als Befund zu induzieren, sei dahingestellt. Aus den Schriften Herz' heraus argumentiert, ließe sich höchstens im *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften* eine Bekräftigung der These finden, wenn Herz Husten u. a. auf eine hysterische Beschaffenheit zurückführt (Herz: Grundriß, § 89 [Besondere Therapie. Von verschiedenen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Krankheiten], S. 445; vgl. Leder: Die Grenzgänge, S. 113f.).

Herz die Entscheidung, „den Unbändigen aufzugeben und mich seiner Besorgung zu entledigen.“ (MF, S. 69)

Hier tritt in Moritz' Verhalten eine entscheidende Wendung ein, welche die kritische Phase der Krankheit einleitet, die nun abgesehen von iterativen Erläuterungen zu Moritz' Charakter und Reflexionen über den Therapeuten zeitdeckend in szenischer Erzählweise präsentiert wird. Moritz, der apathisch, „steif und leichenartig ausgestreckt auf dem Bette“ (MF, S. 69) liegt, ist umgeben von drei sichtlich erschütterten Besuchern, darunter ein Schullehrer, die den irritierten Mediziner auf den neuesten Stand bringen. Der Schullehrer rekapituliert nun in einem rasch aufeinanderfolgenden Wechsel von direkter und indirekter Rede den Schlagabtausch zwischen den beschwichtigenden Besuchern und Moritz, der in der vorausgehenden Nacht zur Überzeugung gelangt ist, dass sein Tod unmittelbar bevorstehe. Im dramatischen Modus klagt Moritz darin über Herz, wobei die temporalen Indikatoren („von Tag zu Tag“, „eine Viertelstunde“, „auf der Stelle“, „ehe“) zum einen das Hin- und Herschwanken des Patienten zwischen Hoffnung und Verzweiflung illustrieren. Zum anderen aber zeigen Moritz' summarisch oder iterativ präsentierten Empfindungen während seiner Krankheit die erhöhte Frequenz der Ereignisse an, als sich sein Zustand dem kritischen Stadium nähert. Diesen Eindruck von Beschleunigung evoziert auch die syntaktische Struktur mit ihrer asyndetischen Reihung der Symptome („meine Beängstigung, mein Husten, mein intermittierender Puls“), dem parallelen Aufbau der aufeinanderfolgenden rhetorischen Fragen und der atemlosen Interpunktion. Sie kommt zum Einsatz, wenn der Schullehrer Herz gegenüber die aufgebrauchten Äußerungen Moritz' zitiert:

[...] „Schon ganze sechs Wochen vertröstet er mich mit dem Besserwerden von Tag zu Tag, und ich merke nicht die mindesten Spuren davon. Wenn ich mich zuweilen eine Viertelstunde erleichtert glaube, dann stellt sich meine Hoffnung zum Gesundwerden mit den lachendsten Farben dar, Herz hat doch wohl recht, denke ich, und auf der Stelle durchlaufe ich Plane von funfzigerley Arbeiten, die ich in meinem Kopfe seit lange aufbewahre; aber ehe ich mich es versehe, ist meine Beängstigung, mein Husten, mein intermittierender Puls wieder da, ich fühle die Unmöglichkeit meiner Fortdauer und wüthe für Aerger über meine thörichte Aussichten, zu denen mich das glatte Handwerksge schwätz verleitete. Ach Herz weiß es so gut und muß wohl besser wissen, als ich, daß ich unwiederruflich verlohren bin. Er kann keinen Polypen des Herzens kuriren, warum sagt er mir das nicht? warum behandelt er mich wie ein Kind, wie einen läppischen Weichling, für den er bange ist, daß er aus Furcht zu sterben sterben werde? Es ist kein Polyp, sagt er immer; aber ha! ha! fühlen Sie nur den Puls, fühlen Sie nur!“ – in diesem Augenblick traten Sie hinein [alles sic!]. (MF, S. 71)

Indem er Herz direkt adressiert, schaltet sich der Schullehrer in seinen Bericht am Höhepunkt des Moritzschen Ausbruches ein. Dieser kulminiert in der an Herz gerichteten Aufforderung, durch das Fühlen des Pulses den unumstößlichen körperlichen Be-

weis für Moritz' generelle Verfassung sicherzustellen. Damit weist der Text Moritz als Vertreter der ab Mitte des 18. Jahrhunderts verworfenen Auffassung aus, nach der die ‚Zufälle‘, also die Symptome an der Körperoberfläche als evidente Zeichen eines unsichtbaren inneren Geschehens, wie pathologischen organischen Veränderungen etwa, gewertet werden.²⁶⁹

Die Aussage des Schullehrers veranlasst Herz dazu, seine therapeutische Strategie um 180 Grad zu wenden, nämlich bei Moritz „durch die Verkündigung seines gewissen Todes eine vollkommene Resignation auf jeden Gedanken von Wiedergenesung in ihm erregen“ (MF, S. 72), wie der Arzt – erst in indirekter Gedankenrede, dann in einen inneren Monolog wechselnd – darlegt. Indem der Fallbericht dabei einen Tempuswechsel vollzieht („Ich muß ihn in die Fesseln der Furcht schlagen [...]“, ebd.), überführt er die Geschehnisse der Vergangenheit in eine unmittelbare Gegenwart: Als sich Herz nach der minutenlangen Stille, die auf diese Eröffnung folgt, anschickt, Moritz' Krankenstube zu verlassen, erwacht der Patient mit der abermaligen Aufforderung, Herz möge seinen Puls fühlen, aus seiner Starre. Der sich anschließende Wortwechsel der beiden stellt das Herzstück der Fallgeschichte dar und wird in einem dramatischen Dialog samt Regieanweisungen präsentiert (vgl. Kap. 5.2.2.2).

Dadurch, dass er sich des Moduswechsels bedient, konturiert Marcus Herz den Krankheitsverlauf als dynamisches Geschehen und nimmt dessen Wendepunkt in den Blick, indem er ihn in einer dramatischen Szene vor Augen stellt. Dabei geht es vor allem darum, die Verflechtungen von seelischen und körperlichen Erkrankungen aufzuzeigen. Da jede Phase der Krankheit mit unterschiedlichen narrativen und rhetorischen Mitteln dargestellt wird, entwirft der Text Moritz' Leiden auch als zeitlich auf- und auseinanderfolgende Stadien eines (zwischen Hypochondrie und Wahn angesiedelten) psychischen Leidens. Indem bestimmte Darstellungsmittel mit spezifischen psychopathologischen Aspekten verknüpft und damit Erzählform und Erzählinhalt auf distinkte Weise gekoppelt werden, erhalten viele moderne Krankheitskonzepte der Psychiatrie ihre Konturen. Schließlich ist das Vorgehen, unter Einsatz narrativer und rhetorischer Darstellungsmittel den Verlauf zu präsentieren, über das in der Einleitung vorgestellte Lehrbuch Johann Christian Heinroths hinaus bis weit ins 19. Jahrhundert nachzuweisen.²⁷⁰

Die Moritz-Fallgeschichte greift die Argumentation der *Versuche* und des Berichts über Herz' eigenen Fall auf, wenn sie die Regeln psychischer Wechselwirkungen als „von einem so feinen, verwickelten Gewebe“ (MF, S. 64) ansieht, „daß es öfters nur der

²⁶⁹ Vgl. dazu Schäffner: Die Zeichen des Unsichtbaren, hier v. a.: S. 487f./490.

²⁷⁰ Vgl. Wübben: Lenz – ein psychiatrischer Fall, Kap. 2.

äussersten Scharfsichtigkeit möglich ist, einen einzelnen Faden desselben bis an seinem Ende rein aufzuheben, um so eine bestimmte Verfahrensart mit Sicherheit daran zu heften.“ (ebd.) Sie konstituieren auch hier die *ploke*, in dem die Lösung bereits enthalten ist. Aber die textilmetaphorischen Verweise auf *desis* und *lysis* besetzen im Moritz-Fallbericht zudem noch eine zweite Ebene: Wenn Herz davon spricht, seinen Patienten in die „Fesseln der Furcht [zu; MK] schlagen, da er sich an dem sanften Bande der Hoffnung nicht leiten lassen will“ (MF, S. 72), dann reiht er sich in die Damentradition ein, den textilen Komplex als Metapher für die Intrige²⁷¹ zu verwenden. Bei Herz ist es eine therapeutische Intrige, in die er seinen Patienten im Verlauf der Behandlung verwickelt und die letztlich in der Peripetie den Knoten zu lösen vermag. Da der therapeutische Akt, der den Umschwung herbeiführt, im Vor-Augen-Stellen der Täuschung und damit der zugrunde liegenden psychophysischen Wechselwirkungen besteht, korrespondiert er mit dem Einsatz des dramatischen Modus, wie im Folgekapitel dargelegt wird.

5.2.2.2 Tod als Therapie

Als Marcus Herz zur drastischen Maßnahme greift, das Todesurteil über Moritz zu sprechen, nimmt der Text eine dramatische Dialogstruktur an:

Ich blieb gelassen in meiner Stellung. Nach einer langen Pause, während welcher Moritz wie ein halb Wahnsinniger mit den Händen heftig gestikulirte [sic!], ohne einen Ton hervorzubringen, schrie er endlich: nun was sagen Sie? woran denken Sie?

Ich. (immer im vorigen Tone). An den letzten Gedanken von der Möglichkeit Ihrer Genesung, und eben bin ich mit ihm fertig geworden.

Er. Nun?

Ich. Auch dieser ist endlich verschwunden. Es ist vorbei, ich denke hin, ich denke her, umsonst, Sie sind nicht zu retten.

Er. (erschrocken) Wie? Was?

Ich. Ja, meine Kunst, die Kunst überhaupt ist zu Ende, es ist nichts mehr zu machen.

Er. Ich muß also sterben? muß sterben? (MF, S. 73)

Die dramatische Schreibweise führt die Auswirkungen der Herzschen Intervention auf Moritz vor, wobei ihr präsentischer Charakter zusätzlich durch das Fragestakkato unterstrichen wird, das einen verdichtenden Effekt erzielt. Der Eingriff durch Herz besteht im Grunde darin, in eine „Rolle“ (MF, S. 83) zu schlüpfen und Moritz gegenüber vorzugeben, dass keine Hoffnung mehr auf Heilung besteht. Der ‚fromme Betrug‘, den der Arzt an seinem Patienten begeht, wird in der szenischen Darstellung ausagiert, die zu-

²⁷¹ Vgl. Vogel: Verstrickungskünste.

gleich eine gelungene therapeutische Arbeit illustrieren soll.²⁷² Schließlich ist es die intrigante Intervention des Mediziners, welche die Peripetie im Krankheitsverlauf von Moritz einläutet. In ihr treffen *desis* und *lysis* innerhalb der Fallgeschichte aufeinander, denn die Peripetie entwirrt die im Knoten angelegten Fäden der pathologischen Zusammenhänge. Indem Herz vor Augen führt, wie er Moritz einem psychischen Therapieversuch unterzieht, der letztlich von Erfolg gekrönt ist, legt er die psychophysischen Wechselwirkungen offen, die seiner Intervention zugrunde liegen. Somit löst er die *ploke* und leitet die ihr intrinsische *lysis* ein. Im Text wechselt der Darstellungsmodus genau an dieser entscheidenden Stelle zum szenischen Dialog. Die Verweise auf die „Scene“ (MF, S. 70) und Herz' „Rolle“ (MF, S. 83) unterstreichen dabei die Intrige als Dramenfunktion. Im entscheidenden Gespräch zwischen Herz und Moritz korrelieren das inszenatorische Verfahren des Textes und die thematischen Komplexe des Theatralen.²⁷³

Als eine Art ‚Spiel im Spiel‘ wohnt Herz' Therapieversuch dabei eine deiktische Funktion inne, denn er verweist auf die Schwierigkeiten, die intendierte Wirkung der Inszenierung zu erreichen²⁷⁴ und damit dem medizinischen Problem auf den Grund zu gehen. Auch der bereits zitierte Fachkollege Herz' warnt nach der Lektüre des Moritz-Falles vor den Gefahren eines therapeutischen Schauspiels und verweist auf „den Mißbrauch, welchen Aerzte mit Erregung und Erkünstelung von Leidenschaften auf Veranlassung einer so großen Autorität treiben könnten“²⁷⁵. Herz selbst thematisiert die Verstellung in seiner monologischen Ansprache an Moritz und dessen Besucher, wenn er davon spricht, welche „Geckerey“ es wäre, seinen Freund zu „hintergehen“, obwohl ihm als Arzt sein hoffnungsloser Zustand gewiss sei (MF, S. 78). Zudem sei es „Geckerey gegen mich, mich in die Verlegenheit zu setzen, immerdar anders zu reden, als ich denke, und meinen falschen Auesserungen, Mienen und Gebärden anzukünsteln [alles sic!]“ (ebd.). Dass Herz damit eben das beschreibt, was er de facto tut – nämlich so zu tun, als sei Moritz' Tod unausweichlich –, verleiht der Szene durch den selbstreflexiven Gestus eine Doppelbödigkeit.

²⁷² Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 94. Vgl. Dietrich v. Engelhardt: „Arzt-Patienten-Beziehung [Art.]“. In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 80–84, hier: S. 81.

²⁷³ Vgl. Ethel de Matala Mazza; Clemens Pornschlegel (Hg.): *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*. Freiburg im Breisgau: Rombach 2003.

²⁷⁴ Vgl. Stephens: *Zur Funktion der ‚Schauspiele‘*, S. 113.

²⁷⁵ o. V.: Karl Phil. Moritz (Nekrol.), S. 218.

Für diese Verstellungskunst,²⁷⁶ die der Arzt zelebriert, muss Herz seine ‚Haltung‘ anpassen („ich aber blieb in meiner Fassung“; MF, S. 76), die damit zwischen „der illusionistischen Täuschung eines Schauspielers und Redners und der eines aufrichtigen Therapeuten“²⁷⁷ oszilliert. Der Haltungsbegriff wird so zum einen mit „des Künstlers Eifer“ (MF, S. 77) gleichgesetzt und dadurch die Nähe von Kunst und Medizin betont.²⁷⁸ Zum anderen wird er auch mit Täuschung und Illusion verwoben,²⁷⁹ indem Herz gewissermaßen Moritz’ Gemüt ‚modelliert‘. Diese Verknüpfung findet sich auch in Sulzers *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* (1771), denn dort bezeichnet der Terminus, bezogen auf den Körper, „die charakteristische Art, wie ein Mensch bey den verschiedenen Stellungen und Gebärden sich trägt, oder hält. Fast alle Arten des sittlichen Charakters können, bey jeder Art der Stellung und Gebärde, schon durch die Haltung des Körpers ausgedrückt werden [...]“²⁸⁰. Wenn sich aber der „Ton der Stellung und der Gebärden“²⁸¹ zu eigen gemacht wird, mutiert die Haltung zum Akt der Täuschung. Der Arzt Herz, der zu therapeutischen Zwecken seine Haltung anpasst, wird damit zugleich zum Täuschenden.

Der Text bereitet dies auf metaphorischer Ebene dadurch vor, dass er schon im einführenden Teil das Bildarsenal der dramatischen Intrige²⁸² aufruft: Die Regeln, nach denen die menschliche Psyche funktioniert, gleichen einem „feinen, verwickelten Gewebe“ (MF, S. 64), den entscheidenden „einzelnen Faden desselben“ herauszulösen, verlangt ein Höchstmaß an Scharfsichtigkeit (ebd.) und Herz umschreibt das Ziel seines „verschlagenen Plan[es]“ (ebd., S. 84) damit, Moritz „in die Fesseln der Furcht“ (MF, S. 72) schlagen zu wollen. Glaubwürdigkeit verleiht er seiner neuen Haltung durch angebliche medizinische Fakten, die sich mit der Fall-Schilderung im *Versuch über den Schwindel* im Großen und Ganzen decken: „Ich bin nun überzeugt, daß die Lungen selbst gänzlich in Eiter übergegangen und daß im Herzen ein polypenartiges Gewächs sich erzeugt hat, das den schon ohnedieß schwierigen Blutumlauf bald zum völligen Stillstand bringen muß.“ (MF, S. 78; vgl. VüS, S. 18) Der Polyp, der das Blut abschnürt, wirkt hier wie eine physische Manifestation des dramentheoretisch relevanten Knotens.

²⁷⁶ Vgl. Alexander Košenina: „Wie die ‚Kunst von der Natur überrumpelt‘ werden kann: Anthropologie und Verstellungskunst.“ In: Jürgen Barkhoff; Eda Sagarra (Hg.): *Anthropologie und Literatur um 1800* (Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London, 54). München: Iudicium Verlag 1992, S. 53–71.

²⁷⁷ Steigerwald: Ideenzirkulation, S. 60.

²⁷⁸ Vgl. MF, S. 79, wo Herz die Grenzen der medizinischen Kunst mit denen der „Tonkunst“ und der „Bildhauerey“ vergleicht.

²⁷⁹ Vgl. Steigerwald: Ideenzirkulation.

²⁸⁰ Sulzer: *Allgemeine Theorie*, S. 506.

²⁸¹ Sulzer: *Allgemeine Theorie*, S. 506.

²⁸² Vgl. Vogel: *Verstrickungskünste*.

Indem er droht, die Blutzirkulation zu unterbrechen, ist der Polyp darüber hinaus auch mit dem Aspekt der Zeit verknüpft: Er könnte den absoluten Bruch temporaler Ordnung herbeiführen, den Stillstand im Tode.

Der Polyp als Hemmung des Blutumlaufs stellt zudem die Verbindung zu Herz' *Versuch über den Schwindel* her, in welchem er die Blutzirkulation als elementar in der Produktion von Ideen ausweist und so psychosomatische Relationen darlegt.²⁸³ Indem der Mediziner Moritz' hypochondrisch-übermäßig bewerteten Symptome aufnimmt und ihnen organische Ursachen und Wirkungen attestiert, geht er auf Moritz' „Einbildungskraft“ (MF, S. 81) ein. Diese äußert sich für Herz, ganz in der Tradition Genie, Literatur und Wahn zusammenzudenken, in Moritz' Deklamieren „in Prosa und in Versen wider sein Schicksal, wieder sein Verhängniß schwindsüchtig zu seyn und sterben zu müssen“ (MF, S. 68). Darin klingt die andere Art von Täuschung an, die Herz' Fallgeschichte thematisiert, nämlich die der Selbsttäuschung, die der hypochondrische Moritz mit seiner „lebhafte[n] schwärmende[n] Phantasie“ (MF, S. 72) der Deutung seines Arztes nach unterliegt. Damit nähert sie sich der pathologischen Auslegung von Wahn als krankhaft falsche Beurteilung der Realität, die Kant als nachhaltige Störung der Urteilskraft und damit als Selbsttäuschung auffasst.²⁸⁴ Der Patient selbst wird dieses Phänomen Jahre später in seinem *Magazin* behandeln: „In der menschlichen Natur giebt es gewiß kein unerklärbareres Phänomen, als die Möglichkeit, sich *selber zu täuschen*, gleichsam als ob man ein von sich selbst verschiedenes Wesen wäre, das zweierlei Interesse hätte.“²⁸⁵ Die Selbsttäuschung resultiert aus der Fähigkeit, „auch *vor sich selber* eine Rolle zu spielen“.²⁸⁶ Bemerkenswert ist das Gegenmittel, das Moritz hierfür nennt und das er sich als einzig wirksames denken kann, nämlich eine „ruhige Stimmung der Seele“.²⁸⁷ Denn genau das ist es, was Herz bei seinem Patienten zu erzielen sucht und was ihm in der Dialogszene schließlich gelingt.

²⁸³ Der Dualismus von Leib und Seele ruft abermals aristotelische Kategorien auf und zwar die des Hylemorphismus: die Dichotomie von Stoff und Form, wie sie in der *Metaphysik* dargelegt wird (vgl. Tamara Fröhler: *Tragische Materie. Zur Poetologie Wedekinds*. Master-Arbeit. Ludwig-Maximilians-Universität München, München 2016, S. 7–16, die in Wedekinds Lulu-Tragödien den mit dem Stoff analog gesetzten Körper der Protagonistin als Ort der dramatischen Form ausweist).

²⁸⁴ Wolfgang U. Eckart: „Wahn [Art].“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 842–852, hier: S. 845.

²⁸⁵ Karl P. Moritz: „Ueber Selbsttäuschung.“ In: Ders.; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingertzahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 8 (1791), 3. Stück, S. 32–37. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [16.04.2016], hier: S. 32; Hervorheb. im Orig.

²⁸⁶ Moritz: *Ueber Selbsttäuschung*, S. 33; Hervorheb. im Orig.

²⁸⁷ Moritz: *Ueber Selbsttäuschung*, S. 37.

Konsequenterweise besteht die Textstrategie darin, genau darauf hinzuarbeiten. Das Bild des zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Gemütszustandes Moritz', das sowohl im *Versuch über den Schwindel* als auch in der Fallgeschichte jeweils im ersten Satz aufgerufen wird (VüS, S. 16; MF, S. 60), impliziert die Gefahr des Sturzes oder Falles, welcher der auf der Scheide zwischen Gesundheit und Krankheit balancierende Kranke perpetuierend ausgesetzt ist. Es ist ebender *krisis*-Begriff, wie er im Fallbericht über Herz selbst bereits in Erscheinung getreten ist: Die medizinische Krise impliziert die Entscheidung, die fällig, aber noch nicht gefallen ist. Sie bezieht sich dabei sowohl auf das Schicksal des Patienten als auch die diagnostischen und prognostischen Operationen des Arztes, der das Möglichkeitstableau überblicken beziehungsweise zu einem therapeutischen Entschluss verdichten muss.²⁸⁸

Beständig plagen den Patienten die „stürmische Unruhe in seiner Seele“ (MF, S. 68), „der anhaltende Wirbel in seinem Gemüthe“ (ebd.), „das Toben in seiner Seele“ (MF, S. 69), wobei der Arzt Herz für die eigenen Erfahrungen ähnliche Bilder findet: Doch „den Wirbel der sich zurückdrängenden Ideen, den Taumel der Entschliefungen und das unaufhörliche Schwanken der Gründenwaage, die endlich nur durch das dunkle praktische Geniegefühl zur Ruhe gebracht wird“ (MF, S. 78), darf er dabei dem schwankenden Patienten nicht offenbaren. Die Anleihen am meteorologischen Sprachgebrauch dürften nicht zufällig geschehen sein, vergleicht Herz doch in der Einleitung des Moritz-Falls die regellose Regelmäßigkeit der menschlichen Psyche mit jener der Wetterveränderungen, für die ebenso wie für die Seelenkunde eine Systematisierung noch aussteht (MF, S. 64). Die Strudel-Metaphorik hat zudem einen konkreten Effekt: Sie beschleunigt das Tempo und ist im Textgefüge ein antizipatorisches Element, denn sie betont auf rhetorischer Ebene die vorwärtsdrängende Bewegung der Fallgeschichte, die von einer Peripetie im Krankheitsverlauf zur nächsten eilt und schließlich in der Krisis der Krankheit kulminiert. In ihr spiegelt sich die „Natur der heftigen Leidenschaften [...; die; MK] ihre Veränderungen sehr plötzlich bewirken“ (MF, S. 66). Konsequenterweise zu Ende geführt wird dieser meteorologische Komplex dadurch, dass er mit der Textilmetaphorik verflochten wird: Das Bewegungsschema der Handlung wird zugespitzt, durch den Einsatz von Intrige in der therapeutischen Szene bis auf den Punkt der ultimativen Ruhe, den angeblich unausweichlichen Tod, verdichtet und darin schließlich aufgehoben.

²⁸⁸ Vgl. Krauthausen et al.: Gegenwart, S. 142/148.

Moritz' Reaktion „Ich muß also sterben? muß sterben?“ und Herz' Replik „Ja wohl, Sie müssen sterben.“ (MF, S. 73) leiten dabei eine Passage ein, die von der Wiederholung des Sterbetopos geprägt ist:

Ich. (gleichfalls mit einiger Heftigkeit) Unerhört? wie so? unerhört, daß jemand an einer unheilbaren Krankheit stirbt? daß Sie daran sterben ist freylich bis jezo unerhört; wenn Sie daran gestorben seyn werden, wird es in Ansehung Ihrer unerhört seyn, dieß gilt von jedem andern gestorbenen in Ansehung seiner, und ist sehr natürlich, denn man kann nur einmal sterben, aber auch unerhört überhaupt, daß man an einer Krankheit, wie die Ihrige ist, stirbt? – daß man daran nicht stirbt möchte ich schier für unerhörter halten. (MF, S. 73)

Die Repetition identischer Aussagen hat einen retardierenden Effekt und erinnert an Kleists Rat aus seinem Essay *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, bei der Artikulation ebendies als zeitgewinnenden Kunstgriff einzusetzen.²⁸⁹ Im Fall des szenischen Dialogs zwischen Herz und Moritz führt jene Rhetorik dazu, dass die dramatische Sukzession kurzzeitig stehen bleibt – ein Effekt, den Herz durch das „Harangieren[]“ (MF, S. 79), wie er den nun anhebenden eigenen monologischen Redefluss nennt, potenziert. Explizite Zeit-Referenzen untermauern die Textstrategie dieses Abschnitts der Fallgeschichte. So wird die Rede vom Tod, schließlich der Augenblick des absoluten Stillstandes, kontrastiert durch die Thematisierung der gelebten und noch zu lebenden Jahre (MF, S. 74), den „Trieb nach dem Leben“ (ebd.), für den Herz das mechanistische Bild des von der Feder getriebenen Uhrwerks findet, vorgetragen in einem hypotaktischen Satzkonvolut. In der Metapher des „unendlichen Zeitmeeres“ (MF, S. 75) treffen sich die widerstrebenden Bilder und heben sich in einem Moment des Innehaltens auf – und genau das will Herz bei Moritz erreichen. Dafür appelliert der Arzt an dessen Vernunftkraft, wobei er gerade ihm, den er kurz zuvor noch als „mehr Geschmacks- als Vernunftmensch“ (MF, S. 70) charakterisiert hat, eine besonders ausgeprägte zutraut (MF, S. 75). Diese rhetorische *persuasio* zielt darauf ab, Moritz auf eine ‚weise Art des Sterbens‘, auf die Aneignung einer philosophischen Gelassenheit auszurichten, wie Herz sie ihm am Beispiel des Schweizer Geschichtsphilosophen Isaak Iselin demonstriert (ebd.). Sie scheint erste Resultate zu erzielen, denn Moritz zeigt sich auf diese Ansprache hin etwas ruhiger: „Er. (etwas ruhiger und gerührt) Aber ich habe noch nicht weise gelebt! | Ich. So sterben Sie weise!“ (ebd.) Diese Aufforderung wiederholt Moritz und fällt daraufhin in eine beklommene Starre, die von den Besuchern – das uneingeweihte Publikum des therapeutischen Schauspiels – besorgt registriert und in der Falldarstellung durch einen selbstreflexiven Einschub des Medizi-

²⁸⁹ Heinrich v. Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe. Zweibändige Ausgabe in einem Band.* Hg. v. Helmut Sembdner. München: dtv 2001, S. 320.

ners begleitet wird. Immerhin löst die Starre bei Herz Zweifel an der eingeschlagenen Behandlung aus, die er explizit benennt. Die Losung „So sterben Sie weise!“ ist es aber auch, mit der Moritz anzeigt, dass Herz' Therapie anschlägt. In einer zweiten monologischen Rede nimmt Herz daraufhin die zuvor verfolgte Strategie wieder auf und skizziert einen unvernünftigen Antihelden, der Moritz in seiner Hypochondrie ja eigentlich ist, mit dem sein Patient, der mit vernünftiger Gelassenheit dem Tod entgegenblicke, kontrastiere.²⁹⁰ Dabei referiert Herz vor den Anwesenden in einer analeptischen Rekapitulation den Krankheitsverlauf, wie er diesen als behandelnder Arzt wahrgenommen hat (MF, S. 77), die in mehrfachen, erneuten Bestätigungen des Todesurteils mit emphatischen Vertrauensdeklarationen an Moritz gipfelt. Mit Herz' Bitte an Moritz, ihm die Freude zu gönnen, „Sie mit Ruhe und Weisheit verscheiden zu sehen“ (MF, S. 80), hat der Arzt die Illusion des Todes schließlich zur Wirklichkeit des Patienten erhoben: „ach! ich bin ganz bereit“ (ebd.).

Indem die Illusion zum konstitutiven Prinzip der in die Fallgeschichte eingebauten Szene wird und damit eine nicht fassbare Zeitlichkeit in die Falldarstellung einrückt, bedient sie ein Strukturprinzip, das Anthony Stephens in anderem Kontext als paradoxe Antizipation gefasst hat:²⁹¹ Sie herrscht dann, wenn eine Zukunft ausgemalt wird, die nie Wirklichkeit werden kann oder soll; die Sphäre, die dabei als Projektionsfläche dient, wird als Zeitlosigkeit imaginiert.²⁹² Als Moritz die Illusion des Todes annimmt, markiert dies den Endpunkt einer auf die Spitze getriebenen Transgression, nämlich den Übergang von Leben zu Tod, und generiert ein Moment, in dem Temporalität aufgehoben scheint. Der szenischen Vergegenwärtigung im dramatischen Dialog tritt damit eine

²⁹⁰ Vgl. MF, S. 76: „Ich habe es nicht mit einem weibischen, feigen Menschen zu thun, der vor dem Gedanken des Todes zurückbebt, der sich kindisch an das Leben anklammert, als wäre es ein Gut, das er ewig besitzen konnte; der die flüchtigste Vorstellung vom Tode, wegen vorurtheiliger und abergläubischer Bilder, welche übele Erziehung und schwacher Verstand damit verbinden, aus seiner Seele verscheucht; Moritz ist ein Mann, der das Leben erkennt für das, was es ist; der sicher während dasselben über dasselbe oft und reiflich nachgedacht; vor dessen geläutertem Verstande der Tod es nicht wagt, in seinem Frazengewand zu erscheinen, und was noch mehr, dem der Tod gar nichts Unerwartetes seyn kann, da er während der ganzen Krankheit täglich mit mir von ihm sprach [...]“. In der Bemerkung werde auch die im 18. Jahrhundert zwar nicht mehr exklusiv angenommene, doch noch vorherrschende geschlechterspezifische Prägung der Hysterie sichtbar (vgl. Leventhal: Vorstudien zur Hysterie, S. 2).

²⁹¹ Vgl. Anthony Stephens: „Antizipation als Strukturprinzip im Werk Kleists.“ In: Wilfried Barner, Walter Müller-Seidel, Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Kröner 1998. Bd. 42, S. 195–213, aufbauend auf Beda Allemann: *Heinrich von Kleist. Ein dramaturgisches Modell*. Aus dem Nachlaß hg. v. Eckart Oehlenschläger. Bielefeld: Aisthesis 2005 und Anthony Stephens: „Was hilft, daß ich jetzt schuldlos mich erzähle?“. Zur Bedeutung der Erzählvorgänge in Kleists Dramen.“ In: Fritz Martini; Walter Müller-Seidel; Bernhard Zeller (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner 1985. Bd. 29, S. 301–323.

²⁹² Vgl. Stephens: „Die Grenzen überschwärmen“, S. 25/27.

gegenläufige Tendenz gegenüber, nämlich die Distanzierung vom Geschehen durch erzwungene Zeitenthobenheit.

Als Herz sein erstes Etappenziel erreicht, also die Bereitschaft Moritz', seinen ärztlichen Rat zu befolgen, weiht er die Anwesenden in sein „Verfahren“ (MF, S. 81) ein. Sie erklären sich dazu bereit, das Täuschungsmanöver im Folgenden gemeinsam aufrecht zu erhalten. Schließlich hat der Mediziner nun, wie er in seiner Falldarstellung erläutert (die an dieser Stelle wieder in den medizinischen Krankenbericht samt Tageseinteilung wechselt), die Aufgabe, eine Aufhebung des Ruhezustands unbedingt zu vermeiden. Immerhin, so fürchtet Herz, besteht durch die Besserung der Symptome, die bei Moritz aufgrund der Beruhigung des Gemüts erkennbar wird, die Gefahr „eines Rückfalles der Hoffnung“ (MF, S. 83). Solange wie möglich will er daher die Illusion aufrecht erhalten; das bestimmende Strukturgesetz dieses Zustandes, das Als-Ob,²⁹³ dominiert auch die Textstrategie, die an den Stellen, an denen Herz wieder seine „Rolle“ (ebd.) spielt, die Inszenierung in kurzen dramatischen Sequenzen vor Augen stellt. Sie unterbrechen den raffenden Bericht der nächsten sechzehn Tage, die Moritz' vollständige Genesung herbeiführen: „Sein Aussehen wohl, Fieber und Husten waren verschwunden, seine Kräfte hergestellt, er gehörte nicht mehr unter die Kategorie von Kranken.“ (MF, S. 83f.) Herz' therapeutischer Plan hat vor allem auch deshalb funktioniert, weil alle Beteiligten am Täuschungsmanöver partizipiert und so die Illusion nicht durchbrochen haben. Was passiert, wenn dies nicht geschieht, führt Spieß in seiner Fallgeschichte zu Jakob W. vor (vgl. Kap. 6).

Sowohl Herz als auch Moritz zweifeln nicht daran, dass der Patient „jenem weisen Tod von einigen Tagen“ (MF, S. 84) sein Leben zu verdanken hat, weshalb die Ausspruch „So sterben Sie weise!“, je nach Situation unterschiedlich akzentuiert, zur Lösung der Freundschaft zwischen den Männern wird. Die Fallgeschichte verlässt den genesenen Moritz auf der Treppe stehend, die, als symbolischer Ort mit dem Chronotopos der Schwelle verwandt,²⁹⁴ die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit sowie den Aufbruch in das wiedergewonnene Leben als Geheilte markiert.

Herz legt mit seiner Moritz-Fallgeschichte den Beweis vor, wie durch gezielte psychische Beeinflussung physische Symptome beseitigt werden können. Damit rechtfertigt er nicht nur den gewählten therapeutischen Ansatz, sondern liefert selbst einen Beitrag zu

²⁹³ Vgl. Harro Müller-Michaels: *Die Zeitstruktur im Drama Heinrich von Kleists*. Münster: o. V. 1949, S. 137.

²⁹⁴ Bachtin: *Formen der Zeit*, S. 186.

einem wissenschaftlichen System psychischer Heilmethoden, das Herz errichten will, um der Medizin ihr neues Wissensfeld, die Seelenkunde, einzugliedern. Die Darstellung der Moritzschen Krankheit und ihrer Therapie zentriert sich um die Begriffe der ‚Haltung‘ und des ‚Haltungsgefühls‘, deren theoretische Fassung aus den *Versuchen* nun mit konkretem Inhalt gefüllt wird: Das Zusammenspiel von Haltungsgefühl, Einbildungskraft und Vernunft wird sowohl am Verhalten des Therapeuten als auch an dem des Patienten exemplifiziert. Das Konzept der ‚Haltung‘ wird im Fallbericht relevant, denn es meint die Beziehung der einzelnen Teile zum Ganzen sowie zwischen Ursache und Wirkung. Diese Relationen, die mit textilen Metaphern gefasst werden, gilt es, vom Mediziner zu entwirren und in der *synthesis* der Fallgeschichte zu entfalten. Erst dadurch, dass die Mannigfaltigkeit der einzelnen Elemente textuell gebannt wird, bringt der Bericht die Krankheit von Moritz als psychophysisches, zwischen Hypochondrie und Wahn angesiedeltes Leiden hervor.

Die Fallgeschichte über den psychotherapeutischen Eingriff Herz’ zeichnet sich durch eine spezifische zeitliche Organisation aus: Herz reichert die diarische Schreibweise mit einer Verlaufsnotation an, was ihm erlaubt, die spezifische Dynamik der Krankheit festzuhalten und die zeitlich auf- und auseinander folgenden Stadien eines psychophysischen Leidens sowohl motivisch-semantic als auch rhetorisch-syntaktisch herauszuarbeiten. Eine entscheidende Rolle spielt dabei der Moduswechsel, der am Wendepunkt des Krankheitsgeschehens in der Narration erfolgt. Die hier einsetzende szenische Erzählweise dient vor allem dazu, die gelungene therapeutische Arbeit zu illustrieren. Letztere basiert auf der Entscheidung des Arztes, eine gezielte Täuschung des Patienten einzusetzen, um den gefährlich zwischen Hoffnung und Furcht schwankenden Zustand in der Seele zu beseitigen. Wie sehr der Haltungsbegriff dadurch mit Täuschung verknüpft wird, zeigt auch das eingesetzte Metapherngeflecht zur dramatischen Intrige an, das die Korrelation von inszenatorischem Verfahren des Textes und dem Themenkomplex des Theatralen anzeigt. Die herbeigeführte Illusion des Als-Ob, die in der dramatischen Szene etabliert wird, kontrastiert auf Textebene mit der Sturz-Metaphorik, die den seelischen Wirbel von Moritz bildlich fasst. Der Tendenz zur Vergegenwärtigung, wie sie dem dramatischen Dialog eignet, steht dabei eine Zeitenthobenheit gegenüber, die durch die paradoxe Antizipation des Todes während des ärztlichen Eingriffs eingespeist wird und das therapeutische Ziel vorbereitet, den Patienten durch seelische Ruhe auf den Pfad der Genesung zu senden.

Während es in der Fallgeschichte zu Herz' eigener Krankheit primär darum ging, die theoretisch ausgearbeiteten Zusammenhänge am konkreten Fall nachzuzeichnen und die Ätiologie wahnhafter Vorstellungen darzustellen, demonstriert der Bericht über Moritz' Leiden, wie dieses theoretische Wissen über psychophysische Zusammenhänge praktisch appliziert und im Rahmen einer medizinisch-psychologischen Therapie fruchtbar gemacht werden kann. Beide Texte nutzen dazu Aspekte des Temporalen, das als entscheidender Faktor narrativ gefasst und gezielt eingesetzt wird. Der ‚beredte Dialog‘, den Herz' Fachkollege ankreidete, also die Verwendung dramatischer Versatzstücke hat damit eindeutig epistemologische Relevanz: nämlich neuartige medizinpsychologische Theorien zu skizzieren und innovative therapeutische Praktiken vor Augen zu stellen.

Diese Beobachtung regt einen Analyseschritt an, der sich über die wissenschaftlich ausgerichteten Texte eines Fachmannes, wie Herz es ist, hinauswagt und die Erzählungen des populären Schriftstellers Christian Heinrich Spieß in den Blick nimmt. Seine *Biographien* über Selbstmörder und Wahnsinnige kleiden sich in das Gewand moralisch-erfahrungsseelenkundlicher Fallgeschichten und beziehen sich auf die wissenschaftlichen Diskurse ihrer Zeit. Da auch an ihnen eine ungewöhnliche Vermengung unterschiedlicher Schreibweisen auffällt, stellt sich die Frage, ob der skizzierten psychischen Störung erst die narrative Gestaltung ihre spezifische Gestalt gibt. Dieser Überlegung sind die folgenden Kapitel gewidmet.

6 Christian Heinrich Spieß (1755–1799)

6.1 ‚Der Rasenden Reporter‘ und seine Geister:

Erfolg und Erfahrungsseelenkunde

Sechs unschuldige Frauen verführt, mit der Tochter Blutschande begangen und über 70 Morde zu verantworten – das sind die Folgen eines fatalen Teufelspakts, den Rudolf von Westenburg mit dem ‚Petermännchen‘ eingeht. Mit Liebe zum drastischen Detail werden sie im Roman *Das Petermännchen* behandelt, der in den Jahren 1791/1792 als Fortsetzungsgeschichte in der von August Gottlieb Meißner herausgegebenen Zeitschrift *Apollo* erscheint. Die *Geistergeschichte aus dem 13. Jahrhundert* – so der Untertitel – etabliert ihren Verfasser Christian Heinrich Spieß als feste Größe auf dem deutschsprachigen Literaturmarkt. Zahlreiche Auflagen, Übersetzungen ins Englische und Französische und die enorm erfolgreiche Bühnenfassung zeugen vom Siegeszug des *Petermännchens*. Selbst in der Tradition der *gothic novel* stehend, die Horace Walpoles Roman *The Castle of Otranto* im Jahr 1764 begründet, soll die explizite Geschichte für Matthew Gregory Lewis’ Skandalroman *Ambrosio or the Monk* (1796) die Folie geboten haben, der für seine angeblich blasphemischen und obszönen Tendenzen angegriffen worden ist.¹ Spätere Geistergeschichten von Spieß wie *Die zwölf schlafenden Jungfrauen* (1794–1796) können an diesen Erfolg anknüpfen² und so machen die in hoher Zahl produzierten Schauerromane mit ihren „schaurig-schönen Milieubesreibungen“³ den am 4. April 1755 in Helbigsdorf bei Freiberg in Sachsen geborenen Verfasser zu einem der meistgelesenen Schriftsteller seiner Zeit.⁴ Über die Popularität des

¹ Wolfgang Promies: „Christian Heinrich Spieß, oder: Wahnsinn in guter Gesellschaft.“ In: Ders.: *Reisen in Zellen und durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung*. Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997, S. 47–83, hier: S. 53f.; Josef Čermák: „Christian Heinrich Spieß in europäischen Zusammenhängen.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 33–42, hier: S. 39. Zu Spieß’ Wirkung auf Samuel Taylor Coleridge, den Dichter der englischen Romantik, siehe Heidi Thomson: „Coleridge’s Notes from Christian Heinrich Spiess’s *Biographien der Selbstmörder*.“ In: *Notes and Queries* 2012, Bd. 59/Heft 3, S. 375–378.

² Carsten Zelle: „Spieß, Christian Heinrich.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.6331> [26.06.2016]. Zu den Produktions- und Rezeptionsbedingungen populärer Literatur zu Zeiten von Spieß siehe Peter Nusser: *Trivialliteratur* (Sammlung Metzler, 262). Stuttgart: J.B. Metzler 1991, S. 21–29.

³ Zelle: Spieß [Art.].

⁴ Zelle: Spieß [Art.]; Carsten Zelle: „Spieß, Christian Heinrich.“ In: *Neue deutsche Biographie*. Hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot 2010. Bd. 24, S. 694–695. Unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118961446.html#ndbcontent> [02.09.2016]. Johann Friedrich Jünger nennt Spieß als ersten des ‚Direktoriums der fünf Lieblingsschreiber Deutschlands‘, das „in stolzer Souverainetät mit der Phantasie und Vernunft (si fabula vera) deutscher Gehirnschalen“ spielt (zitiert nach Promies: Nachwort BdW, S. 117).

von Spieß beherrschten Genres äußert sich bekanntlich Kleist in seinem Brief an Wilhelmine von Zenge vom 14. September 1800, wenn er seiner Verlobten berichtet, dass in den Lesebibliotheken nur „Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben“⁵ stünden.

Das Wunderbare und Schauerhafte, die Geistererscheinungen, die Komplotte, Geheimbünde und Rituale, um die Spieß' Prosawerke kreisen,⁶ werden in den verschiedenen Narrationen differenziert behandelt. Während im Roman *Der Alte Überall und Nirgends* aus dem Jahr 1792 das Wunderbare schlicht gesetzt und allegorisiert wird, ohne eine rationale Erklärung zu bieten, verfährt Spieß in den beiden Romanen *Der Mäusefallen- und Hechelkrämer* (1793) und *Die Geheimnisse der alten Egyptier* (1798) anders: Wie bei vielen goethezeitlichen Geisterseher- und Geheimbundromanen Usus, werden die in der dargestellten Welt auftretenden fantastischen Elemente hier in ihrer Motivation und Legitimation aufgeschlüsselt.⁷ In ihnen wird der „Geisterapparat mit dem alleinigen Zweck moralischer Erziehung in Bewegung gesetzt“⁸, welche auf Verstand und Moralgefühl abzielt – die beiden Kräfte, die sich im Laufe der Erzählungen stets durchsetzen.⁹ Ein solcher Ansatz kontrastiert mit den vermeintlich antirationalistischen Tendenzen, die insbesondere am *Petermännchen* in den Blick gerieten.¹⁰ Da Spieß' Schauerromane mit vereinfachten und standardisierten Handlungskomponenten

⁵ Kleist: Sämtliche Werke und Briefe, S. 563. Auch die Zeitung für die elegante Welt behauptet, dass in Trier „außer einigen Cramerischen und Spießischen Romanen [...] hier nicht gelesen“ wird: „Der Geschmack jagt hier, wie überall, nach *Spieß* und *Cramer*, indessen die Dii majores bestäubt in den Pulten stehen.“ (Zitiert nach Wolfgang Promies: *Reisen in Zellen und durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung* (Promenade, 7). Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997, S. 47–49; Hervorheb. im Orig.) Zahlreiche Beispiele zeitgenössischer Rezeption und wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit Spieß spürt Maidl auf: Václav Maidl: „Die Rezeption von Christian Heinrich Spieß in den böhmischen Ländern.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 43–54.

⁶ Wie zum Beispiel sein umfangreichster Roman *Die Löwenritter* (1794/95). Vgl. Günter Damman: „Die verschwörungstheoretisch motivierte Schlüsselszene des Schauerromans in Christian Heinrich Spieß' *Die Löwenritter* (1794/95). Mit einem Exkurs über einen Nachdruck.“ In: Barry Murnane; Andrew Cusack (Hg.): *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800* (Laboratorium Aufklärung, 6). München: Fink 2011, S. 135–155.

⁷ Michael Titzmann: „Die Erzähltexte von Christian Heinrich Spieß und ihr Beitrag zur Anthropologie der Goethezeit.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Bd. 16, S. 9–14, hier: S. 11–13; Marion Beaujean: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans*. Bonn: H. Bouvier u. Co. 1964, S. 133. Spieß' Schauerromane bedienen damit also nicht nur, wie Hartje behauptet, den Typus des Schauerromans, der den Aberglauben seiner bürgerlichen Leser beschwört, ohne die damit verbundenen Ängste aufzulösen – ganz so, wie es das Horror-Genre für sich zu nutzen weiß (Nusser: *Trivilliteratur*, S. 66).

⁸ Beaujean: *Der Trivialroman*, S. 132.

⁹ Beaujean: *Der Trivialroman*, S. 133.

¹⁰ Nusser: *Trivilliteratur*, S. 66f.; Beaujean: *Der Trivialroman*, S. 121. Für ein Nebeneinander divergierender Ansätze argumentiert Ulrich Hartje: *Trivilliteratur in der Zeit der Spätaufklärung. Untersuchungen zum Romanwerk des deutschen Schriftstellers Christian Heinrich Spieß (1755–1799)* (Europäische Hochschulschriften. Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur, 1535). Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1995, S. 21.

und „Kulissenwelten, deren Ausschmückung allenfalls von der Phantasie des Lesers geleistet wird“¹¹, operieren, bietet ihnen ihr mittelalterliches Gewand eine beliebig auszustaffierende Bühne.¹² Spieß bespielt sie insbesondere, um die Erschütterung vermeintlich stabiler Zustände zu thematisieren, die meist aus einem plötzlich auftretenden, rational nicht vollständig zu durchdringenden Verhängnis entstehen und die Existenz als dem Schicksal ausgeliefert konturiert.¹³

Dass die scheinbar harmonische Weltordnung zerbrechlich sein könnte, ist ein Verdacht, der sich in der Spätaufklärung erhärtet. Die fragile Ordnung kann durch etwas Verstörendes jederzeit bedroht werden kann, das nicht nur in einer „Realität außerhalb des Protagonisten“ besteht, sondern auch in einem „Potential innerhalb der Person selbst, das durch die Verführung von außen nur aktualisiert wird.“¹⁴ Die Unzulänglichkeit des Verstandes, „die in einer für die menschliche Wahrnehmung undurchsichtigen Strukturen der schicksalsrelevanten Faktoren begründete [sic!] ist, zu veranschaulichen

¹¹ Hartje: Trivialliteratur, S. 173, Anm. 147/S. 180; s. a. Ulrich Hartje: „Der Romanautor Christian Heinrich Spieß im Kontext populärer Unterhaltungsliteratur.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, S. 15–32, hier: S. 23. Hartje entwirft ein dreistufiges Modell, nach dem sämtliche Spießschen Romane aufgebaut seien: Zunächst wird ein stabiler Status Quo etabliert, zügig und chronologisch vermittelt, der in einem zweiten Schritt überraschend aufgelöst wird. Hier brechen die Personenkonstellationen auseinander und rational nicht zu durchdringende Phänomene tauchen auf. Die chronologische Erzählweise wird zugunsten spannungsfördernder Narration in parallelen Handlungssträngen aufgegeben. Die dritte und finale Stufe besteht in der Wiedervereinigung der Protagonisten und der Herstellung einer neuen, verbesserten Ordnung. Die zusammengeführten Handlungsstränge legen die Kausalstrukturen offen und präsentieren in straffer Form die Lösung des Geschehens (ebd., S. 23–28). Hartjes’ Versuch, textimmanent die Funktion dieses Modells aufzudecken, erntete reichlich Kritik aus der Forschungsgemeinde (vgl. Manfred Grätz: „Hartje, Ulrich: Trivialliteratur in der Zeit der Spätaufklärung. Untersuchungen zum Romanwerk des deutschen Schriftstellers Christian Heinrich Spieß (1755–1799).“ Frankfurt/Main u. a.: Lang, 1995 (Europäische Hochschulschriften 1, 1535). 202 p. [Rez.]“ In: *Fabula* 1998, Bd. 39, S. 140–141, hier: S. 141; David Hill: „The Classical Era.“ In: *The Year’s Work in Modern Language Studies* 1996, Heft 58, S. 789–836, hier: S. 832; Alexander Košenina: „Gläserne Brust, Lesbares Herz: Ein Psychopathographischer Topos im Zeichen Physiognomischer Tyrannei bei C. H. Spiess und Anderen.“ In: *German Life & Letters (German Life and Letters)* 1999, Bd. 52/Heft 2, S. 151–165, hier: S. 158, Anm. 35).

¹² Hartje: Spieß, S. 22.

¹³ Hartje: Spieß, S. 30. Beaujean liest den Lebensweg des Jünglings aus *Die zwölf schlafenden Jungfrauen*, der, ohne es zu wissen, dazu auserwählt wurde, den Teufelspakt aufzuheben, als „Spiegel des menschlichen Schicksals: Transzendente Mächte greifen durch Vorspiegelung rational nicht erklärbarer Erscheinungen in die diesseitige Welt ein, während dem Menschen ohne genaue Kenntnis der allgemeinen Zusammenhänge und seiner besonderen Bestimmung nur die begrenzte Vernunft zur Orientierung bliebe.“ (Beaujean: Der Trivialroman, S. 155) Auch Georg von Hohenstaufens vergebliche Bemühungen sollen lediglich „Exempel für die Zufälligkeit sein, die das menschlich-zeitliche Schicksal beherrscht.“ (Beaujean: Der Trivialroman, S. 157)

¹⁴ Beide Zitate: Titzmann: Die Erzähltexte, S. 14. „Wie auch sonst häufig in der Spätaufklärung, ebenso bei Klinger wie beim frühen Tieck, haben wir auch bei Spieß eine Krise der (früheren) Gewißheit und Selbstverständlichkeit der Existenz einer göttlichen, vernünftigen, gerechten Weltordnung, die der Mensch zu erkennen vermöchte. Postulat der Aufklärung war nun, daß die Vernunft diese Weltordnung einsehen kann; wenn das nicht mehr der Fall ist, bliebe nur mehr der (resignative) Rekurs auf den (voraufklärerischen) Glauben; daß die Welt und der Geschichtsverlauf nach dem Prinzip der Théodicée organisiert seien, wäre erneut ungewiß.“ (ebd., S. 14f.)

und daraus entsprechende Handlungsempfehlungen abzuleiten“¹⁵, ebendas versucht Spieß in seinen Romanen. Wie Beaujean sehr treffend festhält, wäre manches Motiv „in seiner unabwendbaren Schicksalhaftigkeit Kleists nicht unwürdig.“¹⁶

Ein weiteres Charakteristikum von Spieß' Schauerromanen sind die dominanten Dialogpassagen. An ihnen macht sich der Einfluss Walpoles bemerkbar, denn dessen *gothic novel* orientiert sich stark an dramatischen Schreibweisen. Doch auch Spieß' eigene Bühnenerfahrung wird bei der Wahl des Darstellungsmittels Dialog eine entscheidende Rolle gespielt haben: Als Schauspieler und Dramatiker dürfte Spieß sich des Potenzials dramatischer Verfahren, insbesondere der dialogischen Versatzstücke, gänzlich bewusst gewesen sein.¹⁷ Seit 1774 steht er selbst auf der Bühne, zunächst als Ensemblemitglied der Wanderbühne von Carl Wahr, später auch an Esterhazys Haustheater: „Sein Repertoire umfasste schüchterne Liebhaber so gut wie Heldenväter; der alte Moor war seine Lieblingsrolle.“¹⁸ Acht Jahre nach seinem Schauspiel-Debüt legt Spieß sein erstes eigenes Lustspiel vor, *Die drei Töchter* (1782), das am Deutschen Theater in Prag erfolgreich inszeniert wird. Nach dem Trauerspiel *Maria Stuart* im Folgejahr und weiteren Komödien bringt er 1792 das Ritterdrama *Klara von Hoheneichen* heraus, das sich zum Publikumsmagneten entwickelt, flächendeckend auf sämtlichen großen deutschen Bühnen erscheint und allein von Goethe am Weimarer Hoftheater bis 1805 ganze zehn Mal aufgeführt wird.¹⁹ Bevor Spieß seinen endgültigen Durchbruch mit Prosastücken feiert, ist er also bereits als erfolgreicher Dramatiker etabliert. Als solcher hat er die einschneidende Reform, welche die Prager Theaterszene in den Jahren 1771/72 umwälzt und organisatorisch sowie dramaturgisch neu strukturiert, aus erster Hand miterlebt: Die „veraltete“, moralisch nicht nutzbare improvisierte Burleske“ soll abgeschafft und durch „regelmäßige[]“, literarisch verfaßte[]“²⁰ Schauspiele ersetzt werden – geprägt von der Überzeugung, dass „der Dienst am Ideal der vollkommenen Menschengesell-

¹⁵ Hartje: Trivialliteratur, S. 141.

¹⁶ Beaujean: Der Trivialroman, S. 83. Wie sehr Spieß' *Biographien der Selbstmörder* mit ihrer drastischen Schilderung Assoziationen mit Kleistschen Texten wie etwa *Die Verlobung von St. Domingo* oder *Das Erdbeben von Chili* hervorrufen, hat Košenina in seinem Nachwort festgehalten (Alexander Košenina: „Nachwort.“ In: Christian H. Spieß: *Biographien der Selbstmörder*. Hg. v. Alexander Košenina. Göttingen: Wallstein 2005, S. 245–271, hier: S. 263f.; s. a.: Košenina: Schiller und Pitaval, S. 52).

¹⁷ Vgl. Promies: Nachwort BdW, S. 323, bzw. Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 59; Hartje: Spieß, S. 23.

¹⁸ Promies: Nachwort BdW, S. 319.

¹⁹ Promies: Nachwort BdW, S. 319.

²⁰ Beide Zitate: Alena Jakubcová: „Das Theater in Prag zur Zeit von Christian Heinrich Spieß.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 61–74, hier: S. 62.

schaft durch literarische Tätigkeit für das im Konzept der Erziehung und Ausbildung hochgeschätzte Theater realisiert werden kann.“²¹

Auch Spieß' kleinere prosaische Schriften verpflichten sich einem aufklärerisch-empfindsamen Impetus:²² Mit den vierbändigen *Biographien der Selbstmörder*,²³ veröffentlicht in den Jahren zwischen 1785 und 1789, landet Spieß einen weiteren, vielkopierten Bestseller²⁴ und legt mit den *Biographien der Wahnsinnigen*²⁵ (1795/1796) und den beiden Prosaanthologien *Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers*²⁶ und *Kleine Erzählungen und Geschichten* aus dem Jahr 1797 nach.²⁷ In ihnen versammelt Spieß Fallgeschichten mit moraldidaktischem Anstrich, die ihr Profil dadurch erhalten, dass ihnen ein psychologisches Interesse zugrunde liegt. Da

²¹ Jakubcová: Das Theater in Prag, S. 63.

²² Vgl. Georg Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft, Psychiatrie und Literatur. Zur Entwicklung der deutschen Literatur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts* (Münchner Universitäts-Schriften. Philosophische Fakultät. Münchner germanistische Beiträge, 35). München: Fink 1986, S. 101; durchweg den humanitären Zielen der Aufklärung verpflichtet laut Edward Dixon: „Reason in Revolt – Christian Heinrich Spieß and the Tales of Insanity.“ In: Eitel F. Timm (Hg.): *Subversive sublimities. Undercurrents of the German Enlightenment* (Studies in German literature, linguistics, and culture, 8). Columbia, SC/USA: Camden House 1992, S. 76–85, hier: S. 76.

²³ Im Folgenden wird die von Herausgeber Alexander Košenina im Jahr 2005 besorgte Ausgabe der *Biographien der Selbstmörder* primäre Bezugsquelle sein (Christian H. Spieß: *Biographien der Selbstmörder*. Hg. v. Alexander Košenina. Göttingen: Wallstein 2005) und mit der Sigle SB und der entsprechenden Seitenzahl im Text zitiert werden. Für die Neuausgabe hat Košenina aus den 47 Biographien der vier Bände 25 Stück ausgewählt, die einen Querschnitt verschiedenster Fälle bieten, und ihnen die originalen Frontispize des Prager Kupferstechers Johann Berka beigelegt (ebd., S. 261f.). Bei Bedarf wird sie durch diejenigen Fälle ergänzt, die es nicht in die Košenina-Auswahl geschafft haben. Jene werden im Text mit der Sigle BdS, der jeweiligen Bandnummer und der entsprechenden Seitenzahl nach den Faksimile-Ausgaben (Christian H. Spieß: *Biographien der Selbstmörder. Erstes Bändchen*. Leipzig: in der von Schönfeldschen Handlung 1785; ders.: *Biographien der Selbstmörder. Zweytes Bändchen*. Leipzig: in der von Schönfeldschen Handlung 1786; ders.: *Biographien der Selbstmörder. Drittes Bändchen*. Frankfurt, Leipzig: F. H. Wildmoser 1801; ders.: *Biographien der Selbstmörder. Viertes Bändchen*. Frankfurt, Leipzig: o. A. 1802) zitiert. Eine statistische Auswertung der Selbstmörder-Fälle bieten Bennholdt-Thompson/Guzzoni, die sich allerdings auf die zweite Auflage der *Biographien der Selbstmörder* mit entsprechend geringerer Gesamtzahl an Fällen beziehen (Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: *Der ‚Asoziale‘ in der Literatur um 1800*. Königstein/Ts.: Athenäum 1979, S. 152–154).

²⁴ In der Tat wurden Spieß' biografische Erzählungen nicht nur kopiert, sondern ähnliche Berichte als die seinigen ausgegeben. Zum Qualitätsabfall vor allem im vierten Band der Selbstmörder-Bios und der zweifelhaften Urheberschaft der darin vorhandenen Geschichten vgl. Košenina: Nachwort SB, S. 261f.

²⁵ Im Folgenden im Text mit der Sigle BdW, der jeweiligen Bandnummer und der entsprechenden Seitenzahl nach den Faksimile-Ausgaben (Christian H. Spieß: *Biographien der Wahnsinnigen. Erstes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796; ders.: *Biographien der Wahnsinnigen. Zweytes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796; ders.: *Biographien der Wahnsinnigen. Drittes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796; ders.: *Biographien der Wahnsinnigen. Viertes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796) zitiert. Die Neuausgabe, herausgegeben von Wolfgang Promies (Christian H. Spieß: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966; im Text zitiert mit der Sigle WB und der jeweiligen Seitenzahl) enthält sieben Geschichten, wobei „die Auswahl in philologisch-kritischer Hinsicht alles zu wünschen übrig läßt.“ (Bennholdt-Thomsen et al.: *Der ‚Asoziale‘*, S. 299, Anm. 18): Daher wird auf sie nur in Verbindung mit der BdW-Ausgabe verwiesen werden.

²⁶ Christian H. Spieß: *Meine Reisen durch die Hölen des Unglücks und Gemächer des Jammers. Band 1*. Frankfurt am Main 1797.

²⁷ Zelle: Spieß [Art.].

in ihnen jedoch Erkenntnis- und Schauwert miteinander konkurrieren,²⁸ wurden die Sammlungen des Erfolgsautors allerdings selten als rein erfahrungsseelenkundlich ausgerichtete Schriften wahrgenommen, was auch an ihrem elaborierten Stil liegt. Schließlich sind, so eine zeitgenössische Rezension, die „ganz artigen, zum Theil rührenden, halb wahren Märchen, nicht ohne Weitschweifigkeit erzählt, und oft mit Dialogen untermischt, in welchen die Leute eine Sprache reden, die sich nicht zu ihren übrigen Verhältnissen paßt. Zuweilen fällt sogar der Ton in Witzeley.“²⁹ Die Klagen der Zeitgenossen über Spieß und den herrschenden Publikumsgeschmack, die in keinem Forschungstext über den damals so erfolgreichen Schriftsteller fehlen dürfen, rekapituliert noch Walter Benjamin. In seinem Theaterstück *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben* (1932) legt er seinen Figuren Moritz und Unger abwertende Kommentare über die „nichtswürdigen Scharteken dieses Herrn Spieß, der seine Jammerprodukte mit allen möglichen schönggeistigen oder rührenden Enveloppen versieht“³⁰, in den Mund.

Dabei ist die harsche Kritik nicht gerechtfertigt, denn „Spieß schrieb besser, als sein Ruf will.“³¹ Zunächst einmal besitzt er die „technische[] Geschicklichkeit eines Erfolgsautors“³² und weiß, in welcher Form sein Stoff am besten zur Geltung kommt. Diese Fähigkeit teilt er mit Meißner, dessen Verbrechergeschichten ebenfalls als Publikums-Hit gelten, darüber hinaus jedoch auch als wichtiger Beitrag zum Projekt der Erfahrungsseelenkunde gewertet werden.³³ Da sich auch Spieß' *Biographien* mittels ihrer Vorreden als erfahrungsseelenkundliche Stoffsammlungen gerieren, liegt ein Vergleich mit dem befreundeten Meißner, von dem Spieß einige seiner Geistergeschichten herausbringen lässt, auf der Hand.³⁴ Aufgrund des tradierten rhetorischen Paradigmas des *docere, delectare, movere* stellt sich beiden Autoren bei ihren Fall-Anthologien die Aufgabe, die Gratwanderung zwischen objektiver, vorgeblich authentischer Tatsachen-

²⁸ Vgl. Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 95.

²⁹ Eg.: „Biographien der (besser einiger) Wahnsinnigen. Von Christian Heinrich Spieß. Erstes Bändchen. Ein Alphabet; Zweytes Bändchen.“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1796, Bd. 26/1. Stück, S. 204–206. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015], hier: S. 205. Beaujean überrascht mit der äußerst ungewöhnlichen Einschätzung der *Biographien*, die sie in „strenger Sachlichkeit und ruhigem Ton“ (Beaujean: Der Trivialroman, S. 83) erzählt sieht.

³⁰ Walter Benjamin: „Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben.“ In: Ders.: *Drei Hörmodelle*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971, S. 7–49, hier: S. 19.

³¹ Promies: Nachwort BdW, S. 331.

³² Beaujean: Der Trivialroman, S. 133.

³³ Košenina: Schiller und die Tradition, S. 127; Košenina: Nachwort SB, S. 257. Vgl. Meißners Vorrede zur 13. und 14. Sammlung seiner *Skizzen*: August G. Meißner: „Vorrede.“ In: Ders.: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Hg. v. Alexander Košenina. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2003, S. 7–11.

³⁴ Vgl. Košenina: Nachwort SB, S. 258–260.

beschreibung und dem Streben nach gefälligem Stil zu bewältigen.³⁵ Eben diese Verquickung von Unterhaltung und Belehrung wird als das Erfolgsgeheimnis Meißners angesehen, die auch Spieß in seinen *Biographien* versucht. Allerdings setzt Spieß in höherem Maß als Meißner auf Effekte zur Spannungssteigerung.³⁶ Das eklatanteste Beispiel dafür bieten die letzte Fallgeschichte des ersten Bandes und die erste Erzählung des zweiten Bandes der *Biographien der Wahnsinnigen*. Wie sich nämlich herausstellt, behandeln die beiden Berichte ein und dieselbe Person, die schöne Esther aus dem zweiten Band ist die bereits im ersten Band beschriebene Karoline G. von H. Deren Fallerzählung beendet der Erzähler mit dem Verweis, dass er die „höchst merkwürdige, und wahre Geschichte der Alten“ (BdW I, S. 208) zwar kürzlich erfahren habe, allerdings zunächst, um die Ereignisse wahrhaftig darzustellen, erst noch „mit der strengsten Wahrheitsliebe [...] die Aufklärung verschiedenster dunkler Umstände“ (ebd.) unternehmen will. Er endet mit dem verkaufsfördernden *cliffhanger*-Versprechen, die Geschichte im zweiten Band der *Wahnsinnigen-Biographien* zu ihrem Ende zu bringen (ebd.). Der Fallbericht zu Esther L., der den zweiten Band eröffnet, lässt abgesehen von einem Hinweis zur Namensänderung der Protagonistin³⁷ keinen Verdacht aufkommen, dass es sich bei der Hauptfigur um Karoline G. handeln könnte. Erst nach zwei Dritteln des Textes schaltet sich der Erzähler mit dem Geständnis einer narrativen Finte ein, deren Motivation er sogleich erläutert:

Hier ist der Zeitpunkt, in welchem ich — wenn ich anders die Wahrheit nicht verletzen will — meinen Lesern aufrichtig gestehen muß, daß die schöne Esther und die unglückliche, merkwürdige Alte, ein und die nämliche Person sei, und daß diese Erzählung die wahre Geschichte der letztern enthalte. Ob ich recht that, daß ich so lange schwieg, und meine Leser absichtlich irre führte? Ob ich die einzige Absicht, ihre Erwartung mehr zu reizen und zu spannen, wirklich erreichte? mögen sie nun selbst entscheiden. Heil mir, wenn sie gelang! Vergebung, wenn ich fehlte! Der Reiz war zu groß, da bis zu diesem Umstande, die Geschichte, welche ihr Wahnsinn erfand, beinahe nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrem wahren Lebenslaufe enthält, so konnte ich ihm nicht widerstehen, und glaubte klüger zu handeln, wenn ich wenigstens bis hieher [sic!] die Erwartung meiner Leser zu täuschen suchte. Von jetzt an hat ihr Wahnsinn viele Begebenheiten aus ihrer wahren Geschichte ächt und deutlich herausgehoben, ich werde diese also nur dann umständlicher erzählen, wenn er wieder ganz vom Wege der Wahrheit abweicht. (BdW II, S. 45)

Viel stärker als bei Meißner kommen in den Spießschen Texten Unsagbarkeitstopoi und Aussparungen zum Einsatz, die den Effekt der Fallgeschichten deutlich erhöhen:³⁸ In der Geschichte zu Karl und Kätchen heißt es etwa: „nun folgte eine Szene, die ich nicht

³⁵ Košenina: Schiller und die Tradition, S. 128f.; Košenina: Nachwort SB, S. 246f.

³⁶ Košenina: Nachwort SB, S. 258–260.

³⁷ „Kurz nach ihrem Verschwinden erschien sie zu P —, nahm emsigen Unterricht in der katholischen Religion, und wurde auf ihr Verlangen in der Taufe Karoline, Friederike genannt.“ (BdW II, S. 24)

³⁸ Košenina: Nachwort SB, S. 258.

zu beschreiben vermag. Wäre ichs fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, so würde die Menschheit schauern, und dem gefühlvollen Leser meine Geschichte bebend entsinken.“ (SB, S. 134)

Nicht nur hinsichtlich der Konzeption des *discours* weiß Spieß, wie die Feder zu führen ist, denn immerhin lernt er bei Karl Heinrich Seibt: Von 1770 an hört Spieß an der Prager Universität die Vorlesungen des sogenannten ‚Gottsched Prags‘.³⁹ Er besucht dessen Stilistikübungen und lernt dabei ‚über eine gute Schreibart‘, so der Titel einer der Veranstaltungen – und das augenscheinlich mit Erfolg, denn zwei rhetorische Arbeiten des Studenten werden in Seibts Werk *Von den Hilfsmitteln einer guten teutschen Schreibart* (1773) aufgenommen.⁴⁰ In seinen *Biographien* bedient sich Spieß einer Rhetorik, die mit dem Vokabular der Bibel ebenso arbeitet wie mit dem der Empfindsamkeit und dabei auf Fremdwörter oder Idiotismen verzichtet. Einige wenige Austriazismen und oberdeutsche Wörter verleihen den Texten einen Hauch Lokalkolorit.⁴¹ Gerade seine biografischen Erzählungen, die „zwischen eifrig ausgeschmückter Fallgeschichte und reißerisch aufgemachtem Schauernmärchen“⁴² pendeln, kennzeichnen demnach eine „literarisch keineswegs anspruchslose[] Fabulierkunst“⁴³.

Als poetische Technik der dramatischen Verlebendigung, wie sie die führenden Theoretiker wie Schiller, Blanckenburg und Engel praktisch zeitgleich fordern,⁴⁴ kommen sowohl bei Meißner als auch bei Spieß Dialoge in hohem Maß zum Einsatz. Gerade Schiller, der sich hinsichtlich Unterhaltungsliteratur bestens auskennt – wie später im Übrigen auch Heinrich von Kleist⁴⁵ –, weiß um die Vorteile solcher Techniken. Wenn er sich abfällig über ‚dramatisierte Geschichten‘ und die Literatur in den ‚Lesebibliotheken‘ äußert, mag dahinter eine Werbestrategie stecken, „die sich gegen eine zum Teil sehr ernst zu nehmende Konkurrenz richtet.“⁴⁶ Schließlich fügen sich Meißners Verbrechergeschichten und Spieß’ *Biographien* mit ihrer dramatischen Darstellungsästhetik

³⁹ Košenina: Nachwort SB, S. 255. Vgl.: Ferdinand Seibt: „Karl Heinrich Seibt (1735–1806).“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Bd. 16, S. 83–96.

⁴⁰ Zelle: Spieß [Art.]; Zelle: Spieß, C. H.

⁴¹ Promies: Nachwort BdW, S. 331.

⁴² Petra Porto: Viel beweinte Schatten. Christian Heinrich Spieß’ gesammelte *Biographien der Selbstmörder*. Unter: http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9798&ausgabe=200609 [02.06.2016].

⁴³ Porto: Viel beweinte Schatten.

⁴⁴ Košenina: Nachwort SB, S. 250; Košenina: Schiller und die Tradition, S. 122f. Vgl. Kap. 3.1. Meißner ist im Übrigen sowohl mit den theoretischen Entwürfen, als auch mit ihrer praktischen Anwendung vertraut, denn der Kriminalschriftsteller wurde von keinem Geringeren als Engel zum Schreiben animiert und übernahm im Jahr 1785 selbst den Posten des Ästhetik-Professors an der Prager Universität, den vorher Karl Heinrich Seibt, der ‚Gottsched Prags‘ und Lehrer von Spieß, innegehabt hatte (Promies: Nachwort BdW, S. 312).

⁴⁵ Vgl. Breuer: ‚Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte‘. S. a. Košenina: Ratlose Schwestern, S. 47f.

⁴⁶ Košenina: Schiller und Pitaval, S. 394.

nämlich durchaus in das von Schiller selbst propagierte poetische Programm zur Kriminalgeschichte.⁴⁷ Wie wirksam dieses Konzept ist, beweist auch Goethe mit seinem von durchschlagendem Erfolg gekrönten *Werther*-Roman. Er führt darin zudem vor, wie mittels Briefen und Dialogen eine *historia morbi* an Lebendigkeit gewinnen und das Leiden des Protagonisten als geschlossene Kausalkette gezeichnet werden kann.⁴⁸

Die Möglichkeit, auf diese Weise das Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung zu demonstrieren, ist für Spieß' Falldarstellungen zentral, wie die Vorrede zu seinen *Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächern des Jammers* (1797) anzeigt:

Ich fuhr erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache, die Mutter der größten und wichtigsten Begebenheiten werde; daß ein geringes, von mir und Tausend andern schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichen Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräther seines Vaterlandes machen könne.⁴⁹

Aus der Überzeugung aufzeigen zu können, welche Umstände zu Suizid, Verbrechen oder Wahnsinn führen, speist sich die Intention, die hinter der Veröffentlichung der Spießschen Fallsammlungen steht: „Ich will nicht schaden, sondern, wo möglich nützen!“ (SB, S. 11), so eröffnet Spieß die Vorrede im ersten Bändchen der Selbstmörder-Biografien. Die Kompendien der Lebensläufe sollen „den Jüngling warnen“, „das unerfahrene Mädchen durch schreckliche Beyspiele aufmerkamer auf ihre Gefahr, sorgfältiger gegen ihre Tugenden machen“ und zu guter Letzt „dem Verzweifelnden selbst den thätigsten, größten Trost reichen, wenn ich ihm durch ächte Beyspiele beweise, daß in der äussersten Noth, in der schrecklichsten Lage noch Rettung, noch Hülfe möglich ist“ (ebd.).⁵⁰ Der auf Mitleid abzielende moralpädagogische Impetus gibt damit aber zugleich vor, welche Fälle erzählungswürdig sind. Das bedeutet, dass diejenigen Fallgeschichten, die Eingang in die *Biographien* gefunden haben, bereits das Ergebnis eines Selektionsprozesses sind.⁵¹ Indem Spieß' Texte darauf pochen, auf die Lebenswelt der Rezipienten applizierbar zu sein, stellen sie Ansprüche der Wahrheit und Zweckgebun-

⁴⁷ Košenina: Schiller und Pitaval, S. 392/394.

⁴⁸ Košenina: Nachwort SB, S. 250; s. a. Rüdiger Campe: „Von Fall zu Fall. Goethes *Werther*, Büchners *Lenz*.“ In: Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 33–55.

⁴⁹ Spieß: *Meine Reisen*, S. 3.

⁵⁰ Die Darstellung von Leidenschaften mit ihrem pathogenen Potenzial wird von Spieß als präventive Schutzmaßnahme angesehen. Damit konkurriert die zeitgleich herrschende Überzeugung, welche das umgekehrte Prinzip annimmt: Nicht die Leidenschaften sind gefährlich, sondern ihre Darstellung, da sie die Sinnlichkeit der Leserinnen und Leser adressiert und so gegen den postulierten Bildungsauftrag des Literaturbetriebs arbeitet (Pethes: *Literarische Fallgeschichten*, S. 81–83).

⁵¹ Vgl. Stephanie Bölts: *Krankheiten und Textgattungen. Gattungsspezifisches Wissen in Literatur und Medizin um 1800* (Deutsche Literatur: Studien und Quellen, 21). Berlin, Boston: De Gruyter 2016, S. 198.

denheit auf, die ihre bisweilen reißerische Aufmachung zu unterminieren scheint.⁵² Daraus erklärt sich der dominante Authentifizierungsgestus der Fallgeschichten, den Status der ‚ächten Beyspiele‘ perpetuierend beweisen zu wollen. So beginnt beispielsweise die Erzählung *Pater Hyazinth* mit dem Verweis, der Erzähler habe vor einigen Jahren Geschäfte im Kloster E— zu besorgen gehabt (SB, S. 25). Der Fallbericht zu *Antonette, arm und edel, aber unglückliche Selbstmörderinn aus Liebe* aus dem dritten Bändchen der Selbstmörder-Biografien setzt ein mit: „In der Zeit, als ich mich in Thüringen aufhielt [...]“ (SB, S. 183).

Dieser Bemühungen ungeachtet richten schon zeitgenössische Kritiker den Vorwurf an die *Biographien*, nicht sachdienlich zu sein, wie der Herausgeber Johann Samuel Fest in einer Ergänzung des Beitrags von Salomon Maimon über den Selbstmord in Bezug auf die *Biographien der Selbstmörder* andeutet: „Wirklich gute Biographien der Selbstmörder würden für die Moral und Psychologie gewiß von großem Nutzen sein können. Ich weiß nicht, ob dasjenige, was man dem Publikum unter diesem Titel gegeben hat, seiner Absicht entspreche oder nicht.“⁵³ Das Argument lautet, dass die Darstellung (psychischen) Leidens wirkungsästhetischen und moralpädagogischen Zielen stets untergeordnet bleibe.⁵⁴ Folglich fällt das Urteil des Rezensenten der *Biographien der Wahnsinnigen* auch eindeutig und ungnädig aus:

In psychologischer Hinsicht könnte eine Sammlung von Lebensbeschreibungen wahnsinniger Menschen, mit philosophischem Geiste geschrieben, ein sehr nützliches Werk werden. Seihs, wie Herr Spieß in der Vorrede meint, zu dem Zwecke, daß man daraus lernen könnte, wie man es anzufangen habe, um – nicht auch die Vernunft zu verlieren, wohl aber zur Belehrung für die, welche sich damit beschäftigen, solche Personen zu pflegen, zu behandeln, ihren Zustand zu erleichtern, und, wo möglich, an ihrer Heilung zu arbeiten. Ein solches Werk müßte dann aber auch mit seltenem Scharfblicke die wahren Quellen des Uebels jedesmal sorgfältig aufspüren, sie unausgesetzt verfolgen, den Gang der Krankheit, ohne Schmuck, ohne Verbrämung und ohne an ästhetische Wirkung zu denken, erzählen, damit man nie im Zweifel bleibe, was an der Geschichte wahr, und was Zusatz wäre – kurz! das Werk müßte anders behandelt werden, als das vorliegende, und unmaßgeblich müßte ein Andrer als Herr Spieß ein solches Werk schreiben.⁵⁵

⁵² Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 179.

⁵³ Salomon Maimon: „Versuche zum Selbstmord.“ In: Johann S. Fest (Hg.): *Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit*. 5 Bände, 1788–1797. Leipzig: Weidmann 1795. Bd. 4/3. Stück, S. 810–817, hier: S. 816: „Ich hatte noch nicht Gelegenheit, sie zu beurtheilen, und die bisherigen Anzeigen davon waren nichts weniger als einladend. Mich dünkte aber, daß gegenwärtige Beiträge ein sehr schicklicher Ort wären, dergleichen Selbstgeständnisse und Anekdoten aufzubewahren.“ (ebd.)

⁵⁴ U. a. Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 118.

⁵⁵ Eg.: *Biographien der Wahnsinnigen* [Rez.], S. 204f.

Die Kritik an einer zu starken Ästhetisierung und mangelnder Authentizität wurde in der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* in Bezug auf den vierten Band der *Biographien der Wahnsinnigen* wiederholt:

Der Psycholog verlangt durchaus strenge historische Wahrheit; sonst kann er dergleichen Schriften auf keine Weise für seine Wissenschaft nützen. Ist aber dieses Werk für ihn eigentlich nicht geschrieben: so ist es auf der anderen Seite zu bedauern, daß eine Menge zum Theil sehr wichtiger Phänomene aus dem Gebiet der Erfahrungsseelenlehre durch eine zu romantische und dichterische Darstellungsart gleichsam für ihn verloren geht, indem ihm das Herausfinden des Wahren aus dem Nebel der Dichtung nicht nur erschwert, sondern wohl gar unmöglich gemacht wird.⁵⁶

Auch in der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung hallt diese Argumentation nach, denn im Gegensatz zum *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* – so lautet die regelmäßige Kritik – würden die Spießschen Geschichten aufgrund mangelnder dokumentarischer Leistung den Fällen kein Erkenntnisinteresse abgewinnen, sondern in Rührseligkeit verharren.⁵⁷ Dieser Vorwurf ist schon allein deshalb ungerecht, weil der populär-literarische Status der Fallberichte zwar gesetzt wird, diese dann aber unter denselben Vorzeichen behandelt werden wie Publikationen mit dezidiert wissenschaftlichem Anspruch. Eine solche Beweisführung verstrickt sich in Widersprüche, denn sie kreidet den Fallgeschichten etwas als Mangel an, das sie vorher selbst als fehlgeleitete Ansprüche an die Textform ausgeschlossen hat.⁵⁸ Wenn sie den Erzählungen vorwirft, dass diese den psychischen Leiden zu wenig Raum gewähren, die Symptomatik bereits zu Beginn vorwegnehmen und der Anamnese zu viel Aufmerksamkeit schenken würden, übersieht sie zum einen Beispiele aus den *Biographien der Wahnsinnigen* wie die Fallberichte zu Karoline G. von H., Joseph Karl und zu Patienten wie die beiden Offizieren im Hospital zu P. und natürlich Jakob W. Wie im Folgekapitel gezeigt wird, stellen sie die Krankheit durchaus in den Vordergrund und akzentuieren die verschiedensten pathologischen Aspekte. Zum anderen macht eine derartige Argumentation den Spieß-

⁵⁶ Su.: „Biographien der Wahnsinnigen, von C. H. Spieß. Viertes Bändchen.“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1797, Bd. 30/1. Stück, S. 483–485. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015], hier: S. 483.

⁵⁷ Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 157. S. a. ebd., S. 167/172f.: Zwar bemühen sich Bennholdt-Thomsen/Guzzoni mehrfach um eine Relativierung ihres Negativurteils und gestehen den *Biographien* zu, ein Bild „von dem damaligen Vorkommen von Wahnsinn und von dessen Einschätzung durch die Zeitgenossen“ (ebd., S. 172) zu geben, aber sie beharren darauf, dass sie außerstande wären, „Momente und Zusammenhänge, die in der bloßen Tatsächlichkeit verborgen sind, etwa im Sinne von Diagnose, Erklärung der Genese usw.“ (ebd.) sichtbar zu machen. Angesichts der Stoßrichtung, welche die vorliegende Arbeit verfolgt, muss hier zwangsläufig widersprochen werden.

⁵⁸ Zuletzt etwa Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 179, und schon bei Reuchlein, laut dem sich die Fallgeschichten „oftmals zur bloßen Spekulation auf die Rührseligkeit des Publikums“ verselbstständigten (Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 115).

schen Texten den widersinnigen Vorwurf, sie hielten sich nicht an die Konventionen einer noch nicht einmal etablierten medizinisch-psychologischen Notation.

Spieß, „der Rasenden Reporter“⁵⁹, wie ihn der *Spiegel* 1967 treffend titulierte, mag zwar nicht das Moritzsche Maß an Authentizität in seinen Texten erreichen,⁶⁰ aber trotz allem erweitern sie die erfahrungsseelenkundliche Fall-Datenbank. Somit sind sie durchaus an Moritz’ Projekt einer auf Fallgeschichten fußenden empirischen Erfahrungsseelenkunde beteiligt.⁶¹ Dass in Spieß’ Texten ein psychologisches Interesse durchaus zur Geltung kommt und sie medizinisches Wissen des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht nur an Ätiologie und Symptomatologie formulieren, wird der folgende Blick auf die beiden *Biographien* und ihre Konzeption des Wahnsinns als pathologische Störung offenlegen. Dabei wird auch der zu einem Analysetopos erstarrte Vorwurf zur Debatte stehen, die Fallgeschichten von Spieß vermögen es nicht, den zeitlichen Verlauf der Krankheit in den Fokus zu rücken.⁶² Insbesondere die bereits dargelegten Positionen von A. E. Büchner und Marcus Herz werden die Analyse der Fallgeschichten als Referenzpunkte begleiten.

6.1.1 Unter der Geißel der Leidenschaften: Spieß’ *Biographien der Selbstmörder* und *Biographien der Wahnsinnigen*

Die von Spieß für die *Biographien der Selbstmörder* und die *Biographien der Wahnsinnigen* gewählten Themen, Selbstmord und Wahnsinn,⁶³ deuten auf das neuralgische Zentrum aufklärerischen Selbstverständnisses. Schließlich fordert insbesondere die „Allgegenwärtigkeit des Wahnsinns inmitten einer von den Idealen der Toleranz, Vernunft und Tugend illuminierten Gesellschaft“⁶⁴ jeden rationalistischen Anspruch her-

⁵⁹ o. V.: „Der Rasenden Reporter.“ In: *Der Spiegel* 1967, Ausg. 13. Unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46437714.html> [02.06.2016].

⁶⁰ Košenina: Nachwort SB, S. 260. Vgl.: „Die ‚Biographien der Wahnsinnigen‘ besitzen für mein Empfinden einen ‚verrückten‘ Reiz: wir haben es mit wirklichen Lebensläufen zu tun, die auf dem Wege zur Fiktion sind, um Augenzeugenberichte, die wirken, als wären sie in die Gegenwart (der Aufklärung) versetzte Sagen und sehr trostlose Märchen – wir befinden uns sozusagen vor einer Romantik in präexistentem Zustand.“ (Promies: Nachwort BdW, S. 330)

⁶¹ Košenina: Nachwort SB, S. 245/259.

⁶² Vgl. zuletzt Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 188. Bölts widerspricht sich dabei selbst, wenn sie kurz zuvor den Biografen eine detaillierte Schilderung der Fälle attestiert, über die auch entfernte Ursachen und Auslöser aufgespiert werden sollen (ebd., S. 177).

⁶³ S. a. Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 98–118.

⁶⁴ Dietrich Kreidt: „Außersichsein. Der Schriftsteller, Mediziner, Psychoanalytiker und Philosoph Jean Starobinski.“ In: *Zeit Online* 1986. Unter: <http://www.zeit.de/1986/46/aussersichsein> [02.06.2016], S. 4.

aus.⁶⁵ Das Element der „bewußte[n] Irrationalität“⁶⁶ ist der „stumme Begleiter der Aufklärung“⁶⁷ und führt in der literarischen Auseinandersetzung mit Suizid und Wahn drei Momente eng,

die das späte 18. Jahrhundert umtrieb: die Diskussion über einen subjektiven Faktor bei der Entstehung von psychischen Verstimmungen in Form von Trübsinn, Verzweiflung und Melancholie – man war in diesem Punkt auf sich selbst neugierig geworden; die psychophysischen Faktoren der menschlichen Natur im Rahmen einer anthropologischen Bestimmung, und die gesellschaftlich-sittlichen Umstände, die diese psychischen Spielarten ermöglichten.⁶⁸

So ist es beispielsweise seit „der Eröffnung des Vernunftzeitalters [...] ein strikter Glaubenssatz“⁶⁹, seelische Leiden und Wahnsinn als selbstverschuldetes Übel zu verurteilen. Auch Spieß verhandelt in seinen *Biographien* Fragen nach Zurechnungsfähigkeit und Schuld an affektiven und wahnhaften Störungen wie Melancholie beziehungsweise der *idée fixe*, die er ohne präzise Ausdifferenzierung als ‚Wahnsinn‘ fasst – wenig verwunderlich angesichts einer Ende des 18. Jahrhunderts noch ausstehenden psychiatrischen Differenzierung verschiedener Geisteskrankheiten,⁷⁰ die in den gesellschaftlichen Diskurs Eingang gefunden hätte. Die Erkrankten, die Spieß beschreibt, scheinen oftmals einer moralisch übergeordneten Kategorie zu entsprechen, wie sie beispielsweise im Antagonismus ‚verführte Unschuld‘ und ‚böser Verführer‘ sichtbar wird. Das schließt jedoch nicht den Blick auf innerpsychische Fügungen aus, der durchaus vorhanden ist. Wie insbesondere an der Fallgeschichte zu Jakob W. zu sehen sein wird, geht die Figurenzeichnung den psychophysischen Wechselwirkungen, die im spezifischen Fall vorliegen, in der Tat auf den Grund. Durch ihre moralische Kategorisierung werden die Fälle zu Beispielen, welche die omnipräsente Bedrohung durch den Wahnsinn akzentuieren, der selbst Idealbilder der Aufklärung, wie schöne, empfindsame Frauen und fleißige, bescheidene Männer, jederzeit treffen kann.⁷¹ Schon die Vorrede der *Biographien der Wahnsinnigen* ruft dementsprechend gängige rationalistische Topoi auf:

⁶⁵ Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 73.

⁶⁶ Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 73.

⁶⁷ Kreidt: Außersichsein, S. 4.

⁶⁸ Hans-Uwe Lammel: „Alexander Košenina (Hg.): Christian Heinrich Spieß: Biographien der Selbstmörder, Göttingen: Wallstein 2005, ISBN 978-3-89244-864-8 [Rez.]“ In: *sehepunkte* 2007, Heft 7/Nr. 3. Unter: <http://www.sehepunkte.de/2007/03/11705.html> [25.06.2016].

⁶⁹ Promies: Nachwort BdW, S. 324.

⁷⁰ Vgl. dazu Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 165.

⁷¹ Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 189. Das *Hospital der Wahnsinnigen* zu P. bietet geradezu eine Parade an festumrissenen Typen wie den ‚Geizigen‘ oder den ‚Verschwenderischen‘, wie sie das Personal der Typenkomödie aufzuweisen hat (ebd.). Auch Bennholdt-Thomsen/Guzzoni sprechen in Bezug auf das *Hospital* von „Genrebildern“ (Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Der Irrenhausbesuch. Ein Topos in der Literatur um 1800.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 13–50, hier: S. 37).

Wahnsinn ist schrecklich, aber noch schrecklicher ist's, daß man so leicht ein Opfer desselben werden kann. Ueberspannte, heftige Leidenschaft, betrogne Hoffnung, verlorhne Aussicht, oft auch nur eingebildete Gefahr, kann uns das kostbarste Geschenk des Schöpfers, unsern Verstand, rauben, und welcher unter den Sterblichen darf sich rühmen, daß er nicht einst im ähnlichen Falle, folglich in gleicher Gefahr war? Wenn ich Ihnen die Biographien dieser Unglücklichen erzähle, so will ich nicht allein Ihr Mitleid wecken, sondern Ihnen vorzüglich beweisen, daß jeder derselben der Urheber seines Unglücks war, daß es folglich in unserer Macht steht, ähnliches Unglück zu verhindern. (BdW I, S. IV)

Auch in den einzelnen Biografien wird der Wahnsinn als das Gegenstück zum „kostbare[n] Kleinod“ (BdW III, S. 211) Vernunft entworfen, denn, so doziert der Besucher des titelgebenden *Hospitals der Wahnsinnigen zu P.*:

Nur sie unterscheidet den eingebildeten, stolzen Menschen vom reissenden, grimmigen Thiere! Ohne sie muß er, gleich diesem, um unschädlich zu sein, mit Ketten belastet und im Kerker verwahrt werden! [...] Eine namenlose Menge spielt und tändelt mit ihr gleich einer Puppe, giebt sie den wilden Leidenschaften zum Raube, und läßt sie schwächen und mißhandeln unter ihrer Geißel! [alles sic!] (BdW III, S. 211f.)

Die Rede von den ‚wilden Leidenschaften‘ und der anschließende Appell an die Leser, die Vernunft zu achten, weil der Mensch sonst „dem Löwen [gleiche; MK], welchen man im eng vergitterten Kasten zur Schau umher führt“ (BdW III, S. 212f.), ruft nicht nur das Bild der Irrenanstalt vor Pinels legendärer Befreiung der Wahnsinnigen von ihren Ketten auf.⁷² Sie evoziert auch Schillers Einschätzung der unteren Seelenkräfte, die er in einem Brief an Körner vom 10. Juni 1792 äußert und dabei ebenfalls, wenn gleich anders besetzt, das Bild von Löwen verwendet: „Die sogenannten u n t e r n Seelenkräfte sind wie schlafende Löwen, die man oft beßer thut nicht zu wecken, weil man sie nicht sogleich zum Schweigen bringen kann“⁷³. Auch Spieß' Vorrede zu den *Biographien der Wahnsinnigen* scheint vor den Gefahren „ueberspannte[r], heftige[r] Leidenschaften“ (BdW I, S. IV) zu warnen, die den labilen Status des Verstands als ‚Meisterstück göttlicher Allmacht‘ (BdW III, S. 212) perpetuierend bedroht.⁷⁴ Die Affekte⁷⁵

⁷² Legendär ist sie nicht nur wegen ihres topischen Charakters, sondern weil es eigentlich Hospital-Superintendent J. B. Pussin war, der den Patienten in den Institutionen Bicêtre und Salpêtrière die Ketten abnahm (Košenina: Von Bedlam nach Steinhof, S. 323, Anm. 5).

⁷³ Friedrich Schiller: „Brief an Gottfried Körner (10. Juni 1792).“ In: Ders.: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 26. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlau Nachf. 1943–<2013>, S. 143–145, hier: S. 144. Bell führt dazu aus, dass Schiller die antagonistischen Seelenkräfte als Bestandteil der menschlichen Psyche sieht: „In the early works this has a medical flavour: violent psychic crises are part of the economy of the body. [...] Schiller continued, in the second half of his literary career, to be a ‚Seelenarzt‘, documenting the dangers of psychic imbalance and the possibility of the restoration of health through crisis.“ (Bell: *The Revenge*, S. 209)

⁷⁴ Vgl. Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft*, S. 226: „Vor Descartes und lange, nachdem sein Einfluß als Philosoph und Physiologe erloschen war, bestand die Leidenschaft als Kontaktfläche zwischen Körper und Seele; sie ist der Punkt, an dem sich die Aktivität und Passivität der beiden treffen, ist zugleich die Grenze, die sie sich gegenseitig setzen, und der Ort ihrer Kommunikation.“ Während die Medizin der Säfte diese Einheit als reziproke Kausalität verstand, ging die Medizin der Lebensgeister von einer strengen mechanistischen Transmission der Bewegungen aus (ebd., S. 226f.). Die im

gleichen einem unaufhaltsamen, „reißen den Strom“ (BdW I, S. V), der denjenigen, der sich darin befindet, mit sich fort reißt. Deshalb verdiene jeder Dank und Lohn, „der mich durch Beispiele von seiner Tiefe überzeugt, und, ehe ich das Ufer überschreite, vor der nahen Gefahr warnt.“ (BdW I, S. IV)⁷⁶ Mit der Rede vom bedrohlichen Strom zitiert der Text nicht nur eben jenen Sturm-Topos der Empfindsamkeit, den Herz als Bild für die überstandene Krankheit verwendet (vgl. Kap. 5.2.1), sondern er verweist auch auf die Korrelation von Wasser und Wahnsinn.⁷⁷ Wie Foucault in *Wahnsinn und Gesellschaft* nachzeichnete, besitzt das Zusammendenken von Wasser und Wahnsinn eine lange Tradition: sei es im 15. Jahrhundert durch die Narrenschiffe, welche die aus der Stadt verjagten Irren aufnehmen und die liminale Situation der Wahnsinnigen in die tatsächliche Überfahrt auf dem potenziell reinigenden Wasser übersetzen,⁷⁸ oder durch das von den Mystikern geprägte „Motiv der Seele als Schiff [...], die auf dem unendlichen Meer der Begierden, auf dem sterilen Feld der Sorgen und der Unwissenheit in den falschen Vorspiegelungen des Wissens, inmitten der Unvernunft der Welt treibend, Spielball des Wahnsinns des großen Meeres ist“ (WG, S. 30).

18. Jahrhundert vorherrschende Medizin der festen Stoffe und der flüssigen Körper sieht die Leidenschaft schließlich nicht mehr einfach nur als Ursache, sondern vielmehr als die allgemeine Bedingung des Wahnsinns an (ebd., S. 228f.). Im Folgenden unter der Sigle WG und der entsprechenden Seitenzahl zitiert.

⁷⁵ Der Affekt „ist eine starke Gemütsregung, mit welcher bestimmte Veränderungen des Bewusstseinszustandes verknüpft sind.“ (o. V.: : „Affect [Art.]“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Quellenmässig bearb. von Dr. Rudolf Eisler*. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1899, S. 17–19, hier: S. 17) Die Leidenschaft „ist eine ständig gewordene heftige Begierde.“ (o. V.: : „Leidenschaft [Art.]“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Quellenmässig bearb. von Dr. Rudolf Eisler*. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1899, S. 429) Affekte werden von Kant in der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* als dem Erkenntnisvermögen zugehörig von den Leidenschaften getrennt, die dem Begehrungsvermögen zugeordnet sind (o. V.: : Affect [Art.], S. 19; vgl. Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 241, Anm. 14). „Affekte und Leidenschaften stellen oft in zwiefacher Weise eine Verbindung und Vermittlung dar: einmal zwischen Erkennen und Wollen, d. h. zwischen dem theoretischen und dem praktischen Vermögen, zum anderen [...] zwischen dem unteren und dem oberen Seelenvermögen (d. h. zwischen Sinnlichkeit und Verstand (bzw. Vernunft) einerseits und dem [sic!] sinnlichen Begierden und den vernunftgemäßen Willensakten andererseits.“ (Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 44) Für Kant sind Leidenschaften und Affekte nicht, „wie es die herrschende Anschauung wollte, Ursachen des Wahnsinns, sondern bereits Wirkungen, Erscheinungsformen der Zerrüttung des Gemüts.“ (ebd., S. 170) Da der Irre aus diesem Grund unmündig ist, kann ein Irre kein moralisches Wesen mehr sein (ebd.).

⁷⁶ Vgl. Scherer: *Bis daß der Tod*, S. 67, bzgl. des Todes von Wilhelm und Lottchen in den von Tauwetter und Schneeschmelze verursachten Fluten: „Es wird von Erzählerseite, die Vermutung ausgesprochen, daß die Sehnsucht nach einer Umarmung, welche die beiden so oft geäußert hätten, ihren Wahnsinn überwunden habe und sie einander, vom inneren Gefühl hingerissen, durchs Wasser entgegengeeilt seien.“ (vgl. BdW I, S. 99) Allerdings wird diese Vermutung in der Promies-Ausgabe nicht genannt! (Scherer: *Bis daß der Tod*, S. 67, Anm. 19; vgl. WB, S. 42)

⁷⁷ Vgl. WG, S. 26–31.

⁷⁸ „Die Fahrt überläßt den Menschen der Unsicherheit des Schicksals. Jeder ist auf dem Wasser seinem eigenen Schicksal anvertraut, jede Fahrt mit einem Schiff ist möglicherweise die letzte. Der Irre mit seinem Narrenschiff fährt in eine andere Welt, und aus der anderen Welt kommt er, wenn er an Land geht. Diese Reise des Irren ist zugleich rigorose Trennung und endgültige Überfahrt.“ (WG, S. 29)

Die Fallgeschichten werden konsequenterweise von der sicheren Position des Ufers aus präsentiert,⁷⁹ wobei das proklamierte Ziel der Abschreckung vermuten ließe, die Betroffenen könnten auf die übermäßigen Leidenschaften und damit folglich auch auf die unter ihrer Herrschaft begangenen Taten oder der sich entwickelten psychischen Störung Einfluss nehmen. Je mehr sich die Affektivität in der Innenwelt emanzipierte, desto stärker wurde im zeitgenössischen Verständnis die Vernunft in der Pflicht gesehen, diese zu unterdrücken, um die Gefahr der Normverletzung zu bannen.⁸⁰ Als heftige Erregungen der Seele verstanden, wurde Affekten und Leidenschaften zugeschrieben, das Gleichgewicht der Seelenkräfte zu stören, weshalb sie bereits als Krankheit zu bezeichnen seien. An den aristotelischen Tugendbegriff erinnernd, ist der normale beziehungsweise gesunde Seelenzustand nämlich „weder durch ein Zuviel noch durch ein Zuwenig bestimmt, sondern durch das Maß, die rechte Mitte zwischen den Extremen.“⁸¹

Das aufgerufene, eigentlich bereits veraltete „frühaufgeklärt-diätetische[] Mäßigungsdenken“⁸² der Vorrede, die scheinbar ein fest umrissenes Erzählprogramm ausgibt, wird jedoch von den diversen Fall-Texten so nicht fortgeschrieben. Sie differenzieren es, etwa indem sie das Liebes- und Leidenschaftsideal der Empfindsamkeit aufrufen.⁸³ Im Zuge einer „zunehmenden Rehabilitation der Leidenschaftlichkeit“⁸⁴, wie sie Reuchlein von der Spätaufklärung an beobachtet, wird das rationalistische Verdikt über die Leidenschaften aufgehoben und sogar gesundheitsgefährdenden Affekten eine gewisse Notwendigkeit zugesprochen. Da die uneingeschränkte Verfügbarkeit über die Vernunft und damit über die von ihr geleitete Willensfreiheit nicht länger als gesetzt gilt, weicht der Gestus der moralischen Verurteilung „dem Forscher der Seele, der ihre individuellen Bedingungen berücksichtigt und Abweichungen als Krankheit ansieht, deren Ursachen nicht ohne weiteres in der Macht des Betroffenen stehen.“⁸⁵ Daraus entsteht der neue Habitus der Identifikation und des Mitleids denjenigen „Unglückli-

⁷⁹ Vgl. Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 176.

⁸⁰ Titzmann: *Die Erzähltexte*, S. 11.

⁸¹ Bennholdt-Thomsen et al.: *Der ‚Asoziale‘*, S. 44f. Dass Spieß mit dieser Argumentation fest im zeitgenössischen Diskurs verankert ist, beweist die Untersuchung von Aumüller, Noll und Sahmland zur Lebenswelt der Wahnsinnigen in der Spätaufklärung: Gerhard Aumüller et al.: „Trotz der geringen medicinalischen Pflege geschieht es doch, dass einige genesen“ – Eine Reise in die Lebenswelt von Wahnsinnigen während der Spätaufklärung.“ In: Nicolas Pethes; Sandra Richter (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008, S. 189–226, hier v. a. S. 209.

⁸² Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 100.

⁸³ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 101. Deswegen sei es auch nicht richtig, Spieß (wie es Promies z. T. tut) als aufgeklärten Rationalisten zu porträtieren (so Reuchlein, S. 101, Anm. 60).

⁸⁴ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 94. S. a.: Bell: *The Revenge*.

⁸⁵ Bennholdt-Thomsen et al.: *Der ‚Asoziale‘*, S. 45.

chen‘ gegenüber, deren Verderben an sich achtenswerten Leidenschaften entspringen,⁸⁶ ohne dabei freilich Normverletzungen billigend in Kauf zu nehmen, womit letztlich eine Transformation des Normensystems akzeptiert würde.⁸⁷

Auch Spieß’ Fallgeschichten in seinen *Biographien* rufen nicht zur unbedingten Beseitigung pathogener Leidenschaften auf, „manche Geschichten sind geradezu Apologien selbst heftigster Leidenschaften.“⁸⁸ Die Schuldfrage wird dabei abhängig von der spezifischen moralischen Bewertung psychischer Ausnahmestände beantwortet, wie sie in der entsprechenden Erzählung formuliert wird.⁸⁹ Dafür ist wiederum die jeweilige Relation zu sozialen Verhaltensnormen entscheidend, die meist in Bezug auf den problematischen Konnex von bürgerlicher Gesellschaft und Liebes- und Sexualkonventionen thematisiert werden: Als unkontrollierbare Leidenschaft ist die Liebe elementar für die Genese der psychischen Erkrankung, insofern sie die Betroffenen in Konflikt zu ihrem sozialen Umfeld bringt.⁹⁰ Die Fallberichte berücksichtigen stets den soziologischen Kontext: „Die Gestalten von Spieß sind, ehe sie das Opfer des Wahnsinns wurden, Opfer der Gesellschaft, der Zeitläufte, eines widrigen Schicksals.“⁹¹

⁸⁶ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 96.

⁸⁷ Titzmann: Die Erzähltexte, S. 11. Vgl. zu Spieß im Kontext der ‚Entschuldigungssucht‘ und ‚Vergebungsfreiheit‘ des sogenannten ‚Trivialromans‘: Beaujean: Der Trivialroman, S. 82f.

⁸⁸ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 102.

⁸⁹ Siehe v. a. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 174–207. Reuchlein hat in einer profunden Analyse drei Haupt- und zwei Subtendenzen herausgearbeitet, wie bei Spieß Wahnsinn dargestellt wird (siehe v. a. Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 98–118); einen geschärften Blick für die narrativen Charakteristika hat jüngst Böltz geworfen (siehe v. a. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 174–207). Beide liefern wertvolle Hinweise und sind doch an entscheidenden Punkten einzugrenzen, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

⁹⁰ Vgl. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 194: Die Familie wird in den *Biographien der Wahnsinnigen* meist durch den Vater der Frau repräsentiert, während der Mann oft Waise ist.

⁹¹ Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 55. Vgl. das Vorwort Spieß’ zum ersten Band seiner *Biographien der Selbstmörder*: „Aber ich habe inniges Erbarmen mit diesen Unglücklichen, die, wenn man die Sache gründlich untersucht, sich selten freywillig morden, sondern durch harte, untreue, unempfindliche Menschenseelen zu dieser That gezwungen werden.“ (SB, S. 11) Statt „irrationalism as a revolt against reason and consequently as a reaction to the Enlightenment“ auszulegen, würden die Geschichten von Spieß laut Dixon „insanity [...] rather as a tragic consequence of reason’s revolt against oppression“ (Dixon: Reason in Revolt, S. 84) enthüllen. Deutliche Stellungnahmen des Erzählers zu aktuellen politischen und sozialen Verhältnissen tauchen in den Falltexten Spieß’ durchaus auf, so etwa in der Erzählung *Anton Leiter, Mutter- und Selbstmörder* (SB, S. 85–98), in der eine Fußnote die Praxis des ‚eisernen Briefs‘ anprangert (d. i. „eine Urkunde, worin ein Landesherr einen verschuldeten Unterthan auf einige Zeit wider seine Gläubiger in Schutz nimmt, und ihn dadurch gleichsam eisen, d. i. unverletzlich macht“; o. V.: : „Eisener Brief [Art.]“ In: Johann G. Krünitz (Hg.): *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft in alphabetischer Ordnung*. 1773–1858. Elektronische Version. Universität Trier 2001. Unter: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/e/ke00818.htm> [20.01.2017]): „Obs denn noch Monarchen giebt, die dies barbarische Gesez in ihrem Staate dulden? Ich will ihnen im Namen der Menschheit ein Memorial, in diese Geschichte gewickelt, überreichen, und lassen sie die gekränkte Unschuld noch länger schmachten, so können sie wohl Helden, aber nicht Väter ihres Volkes sein.“ (SB, S. 93) Böltz’ Urteil, die Gesellschaft würde bei Spieß vorwiegend positiv dargestellt (Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 194f.), muss daher eingeschränkt werden.

Leidenschaften werden dann vehement zurückgewiesen, wenn sie egoistischem Triebverhalten entspringen. Eine Sexualität, die auf ‚wahrer Liebe‘ gründet, wird generell befürwortet, solange sie nicht mit etablierten gesellschaftlichen Geboten kollidiert.⁹² Die häufig eingeschobenen Kommentare des Erzählers lassen aufgrund wertender Adjektive wie ‚unnatürlich‘ (BdW I, S. 128) keinen Zweifel an der moralischen Bewertung des Berichteten.⁹³ Die hierarchische Ordnung, in der die sozialen Werte und Normen unbestritten über den individuellen Leidenschaften stehen, bleibt dabei unangetastet.⁹⁴ Wenn in den *Biographien* also von Leidenschaften und Affekten bestimmtes Begehren affirmiert wird, dann handelt es sich folglich „immer schon um ein in zweifacher Hinsicht rationalisiertes, den Maximen der Vernunft unterworfenen Begehren [...]: um ein spezifisch ‚altruistisches‘ und um ein, in den vom ‚Realitätsprinzip‘ vorgegebenen Bahnen verbleibendes Begehren.“⁹⁵

Wie soziale Normen in Bezug auf die Ätiologie des Wahnsinns gesehen werden, grenzt die verschiedenen Beiträge in den *Biographien* voneinander ab. Als ihm ein fünfzigjähriger wahnsinniger Patient vorgestellt wird, begegnet ihm der homodiegetisch erzählende Besucher des Hospitals der Wahnsinnigen zu P. nicht mit verurteilendem Gestus, sondern bringt ihm vielmehr „Ehrfurcht und tiefe Hochachtung“ (BdW III, S. 284) entgegen. Schließlich ist der internierte Schuster Opfer eines unverschuldeten, äußeren Affekts geworden, der den Wahnsinn induziert hat – nämlich die Sorge um seine durch Hungernot bedrohte Familie. Die Solidarität, die dem Schuster zum Zeitpunkt seines Zusammenbruchs auf der Kanzel der Domkirche zuteil wird, von der aus er einen dringenden Appell an seine Mitmenschen richtet, hat ihr Echo in der Reaktion des Erzählers, der „dem edlen Vater Statue und Tempel [baute und sein Gedächtnis fragte; MK]: Ob es einen würdigern und grössern Mann, als diesen, kenne?“ (BdW III, S. 284)

Auch die Geschichte des ‚armen Wenzel‘ aus dem zweiten Band der *Selbstmörder-Biographien* (BdS II, S. 185–197) beweist, dass Leidenschaften eine eminente Rolle in der Entstehung von seelischer Erkrankung einnehmen und letztere nicht nur eine „affek-

⁹² Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 115–118. Wie Bölts richtigerweise festhält, widersprechen sich – anders als von Reuchlein behauptet – das Liebes- und Leidenschaftsverständnis der Vorrede und der Fallgeschichten nicht fundamental: Die notwendige Mäßigung, zu der die Vorrede aufruft, wird auch in den Erzählungen nicht aufgegeben, obwohl diese stark von Konzeptionen der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang geprägt sind (Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 176) – eine Spannung, die durchaus zeittypisch ist (Scherer: *Bis daß der Tod*, S. 63).

⁹³ Vgl. Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 191, die auch ‚barbarisch‘ (BdW III, S. 187), ‚arm‘ (im moralisch-emotionalen Sinn, BdW II, S. 125), ‚schön‘ (BdW II, S. 4) nennt.

⁹⁴ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 114.

⁹⁵ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 118.

tive Re-Aktion auf ein willkürlich von außen über das Individuum hereinbrechende[s] Ereignis“⁹⁶ ist: Als Wenzel seine Geliebte Therese ehelichen will, was auf Verlangen des Grafen D. auf dessen Schloss geschehen muss, entführt und letztlich verführt der lüsterne Graf dort Wenzels Braut, worüber dieser „den Gebrauch seiner Vernunft“ (BdS II, S. 198) verliert. Die kausale wie moralische Schuld am Ausbruch des Wahnsinns trägt aber nicht das Begehren Wenzels, dessen Liebe zu Therese keineswegs als verwerflich skizziert wird, sondern das missgünstige und intrigante Umfeld des Liebespaars.⁹⁷ Von einer ‚Selbstverschuldung‘ im Sinne der Vorrede kann bei Wenzel also keine Rede sein.

Anders scheint der Fall eines Patienten des *Hospitals* zu liegen, denn „unter allen, welche hier dulden, würde er am wenigsten Mitleid verdienen“ (BdW III, S. 285), erklärt der Arzt dem Erzähler. Schließlich habe er sich aus Dummheit und Geiz um den eigenen Verstand und das gehortete Vermögen gebracht, sich also von moralisch verurteilungswürdigen Begierden leiten lassen. Wenzel und der Geizige sind gewissermaßen die beiden Pole, wie Wahnsinn in seinem Nexus zu sozialen Normen dargestellt wird. Zwischen ihnen stehen diejenigen Biografien, in denen die Verhältnisse weniger klar vorliegen: Zwar sind die darin verhandelten Leidenschaften nicht von vornherein verwerflich wie etwa beim Geizigen, doch auch nicht so unschuldig wie im Fall Wenzels. Vielmehr gelten sie als gefährlich oder problematisch, weil ihrer Verwirklichung objektive schicksalhafte oder gesellschaftliche Hindernisse entgegenstehen, wie zum Beispiel Kriegswirren oder Standesunterschiede.⁹⁸

Die psychische Störung selbst entspringt dabei entweder einer Verhinderung von Liebesbeziehungen, zum Beispiel durch Intrigen der Verwandten, die gegen Jakob W.s intendierten Verstoß gegen Ständeschränken einschreiten,⁹⁹ oder aber sie entsteht gerade, weil individuelle Leidenschaften zwar gegen soziale Hindernisse durchgesetzt werden, das Glück aber grausam zerstört und dadurch der Wahnsinn hervorgebracht wird. Die schöne Jüdin Esther ereilt dieses Schicksal, als sie sich für ihren geliebten Offizier und damit gegen die von der Religion aufgestellten Schranken entscheidet (vgl. BdW II, S. 3–66). Liegt normwidriges Sexualverhalten vor, stellt sich bei Spieß’ Protagonistin-

⁹⁶ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 105.

⁹⁷ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 106.

⁹⁸ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 107.

⁹⁹ In den *Biographien der Selbstmörder* sticht in diesem Zusammenhang die Geschichte des Pater Hyazinth heraus, der – nachdem er das Keuschheitsgelübde abgelegt hat – von seiner ehemaligen Geliebten erfährt, dass sie sein Kind auf die Welt gebracht hat, ‚närrisch‘ wird, daraufhin die Flucht ergreifen will und daran mittels eines fingierten Briefs, den angeblichen Tod seiner Geliebten betreffend, gehindert wird (SB, S. 25–32).

nen Schuld und Scham ein, aus denen heraus die Erkrankung entsteht, während die männlichen Figuren an der Unerfüllbarkeit der Liebe verzweifeln und schließlich wahnsinnig werden.¹⁰⁰ In einer weiteren Variante zeigen die *Biographien* die psychische Störung als Resultat einer Selbstzüchtigung: So verfallen Wilhelm M****r und Karoline W–g in der gleichnamigen Geschichte des ersten Bandes der Wahnsinnigen-*Biographien* (BdW I, S. 59–101) in Melancholie respektive Wahnvorstellungen, als ihre Liebe an den Folgen eines vorehelichen Geschlechtsverkehrs und der Rückkehr in das vorherrschende Normensystem zerbricht, das Lottchen, d. i. Karoline, selbst im Wahn durch die unbedingte Trennung von ihrem Geliebten zu restituieren versucht.¹⁰¹

Die Erzählhaltung ist dabei widersprüchlich, denn obwohl latente Kritik am unbedingten Durchsetzten von Sozialnormen und Wertvorstellungen durchscheint,¹⁰² wird dennoch vor jeglicher Normenverletzung gewarnt, deren Konsequenzen die tragischen Lebensläufe der Betroffenen eindringlich illustrieren. Die Fall-Texte in den *Biographien* sind in einem „unauflösbaren Antagonismus zwischen den subjektiven Triebansprüchen und den objektiven Normen“ gefangen, also gleichzeitig „Apologien der Unterwerfung unter die normative Ordnung und Apologien der diese unterlaufenden Leidenschaften“¹⁰³. Sie entsprechen damit zum einen gängiger Wahnsinnsdarstellung um 1800, die psychisches Leiden als selbstzerstörerische Flucht aus der Unterdrückung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche versteht.¹⁰⁴ Zum anderen aber gliedern sich Spieß' Erzählungen dem psychiatrischen Umbruch ein, in dem das Unbewusste letztlich mit neurophysiologischen Prozessen im Körperinneren verquickt wird, wie insbesondere die Ausführungen zu Heinrich von Kleist aufzeigen werden (vgl. Kap. 7.1.2).

¹⁰⁰ Vgl. Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 201, die betont, dass Körperlichkeit also nur bei den Protagonistinnen als Auslöser von Wahnsinn eine Rolle spielt.

¹⁰¹ Lottchen und Wilhelm sind das einzige Paar der *Biographien*, bei dem als Reaktion auf normwidriges Sexualverhalten nicht nur die Frau, sondern auch der Mann wahnsinnig wird; eine geschlechterspezifische Differenzierung fehlt demnach in dieser Erzählung: „Mit Krankheit, Wahnsinn und Tod wird in der vorgestellten Konfiguration das unter bürgerlichen Prämissen normwidrige Sexualverhalten sowohl des Protagonisten als auch der Protagonistin diszipliniert.“ (Scherer: *Bis daß der Tod*, S. 69) Allerdings sind Schuld- und Schamempfinden nur bei Lottchen ursächlich für die Erkrankung, während Wilhelm aufgrund der Unerfüllbarkeit seiner Liebe zu ihr in Melancholie versinkt (Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 201). Davon abgesehen trifft für die übrigen Erzählungen, in denen die Protagonisten vorehelichen Geschlechtsverkehr haben, eine geschlechterspezifische Differenzierung zu, da stets nur die Frauen wahnsinnig werden; vgl. *Karoline W****r* (Bd. 1), *Marie L.* sowie *Amalie F.* (Bd. 3) und *Sophie G.–* (Bd. 4). Zur weiteren Differenzierung vgl. Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 201.

¹⁰² Dies ist zum Beispiel an Pater Hyazinths Geschichte zu beobachten: SB, S. 25–32.

¹⁰³ Beide Zitate: Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 109f. Wie Bennholdt-Thomsen/Guzzoni festhalten, liegt die Deutungsmacht hinsichtlich gesellschaftlicher Normen um 1800 beim gebildeten, aufgeklärten Bürgertum; es entscheidet über „Konformität und Nichtkonformität sozialen Handelns“ (Bennholdt-Thomsen et al.: *Der ‚Asoziale‘*, S. 21f.).

¹⁰⁴ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 110.

Den sittlichen Verfehlungen stehen Kriminalverbrechen gegenüber, wie bei *Anton Leiter, Mutter- und Selbstmörder* aus dem ersten *Selbstmörder*-Band, der sich vor seiner Räuberbande durch den Mord an einer Frau beweisen muss. Als Anton während des Gerichtsverfahrens erfährt, dass diese seine leibliche Mutter war, fällt er in Ohnmacht; als er aus ihr erwacht, „sprach er irre, erhielt auch nie den Gebrauch seiner Vernunft wieder. Er wollte nichts essen, nichts trinken, weil seiner Einbildung nach seine Mutter immer vor ihm stand, und unter alles Blut mischte.“ (SB, S. 85–98, hier S. 98) Selbst hier, trotz des Kapitalverbrechens, gibt der Erzähler Mitleid Vorzug vor pauschaler Verurteilung von Leidenschaften und illustriert seine empfindsam-aufklärerische Haltung, die in moralisch-psychologischer Hinsicht zwischen diesen ‚unvernünftigen Unglücklichen‘ und dem moralisch tatsächlich ‚Bösen‘ unterscheidet.¹⁰⁵ Dass der ‚Unvernunft‘ bei der Verhandlung von Schuldfähigkeit bei Verbrecherinnen und Verbrechern (im Gegensatz zur lange vorherrschenden Deutung als Ausdruck der Schuldfähigkeit) vielmehr eine normstützende Funktion zugewiesen wird, hat Foucault angezeigt: So handele es sich bei der Treue, welche die Handlungsgrundlage eines aus Eifersucht zum Mörder gewordenen ‚Unvernünftigen‘ bildet, um einen gesellschaftlich anerkannten Wert.¹⁰⁶ Daher setzt der Erzähler auch auf präventive Abschreckung, wie sich an seiner Fußnote zu Antons Mutter Marianne zeigt, die unbeschreibliche Qualen leidet, nachdem sie ihren neugeborenen Sohn ausgesetzt hat:

Marianne! ich glaube dir! denn das zärtliche Gefühl einer Mutter kann wohl betäubt, aber nie unterdrückt werden! Es kehrt mit doppelter Stärke zurück, und straft seine Beleidiger mit den Quaalen der Hölle. Von dieser ausgemachten, richtigen Wahrheit sollte man jedes Mädchen durch warnende Beyspiele zu überzeugen suchen, und die Zahl der Kindesmörderinnen würde sich mindern. (SB, S. 87)

Mit der Rede von den ‚Quaalen der Hölle‘ kommt auch zum Ausdruck, dass „die Quaalen der Marter, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in der peinlichen Strafpraxis real zur Bestrafung von Delinquenten eingesetzt, [...] auf eine imaginäre Ebene verlegt [werden; MK], was auf die Psychologisierung der Moderne hinweist.“¹⁰⁷ So führen die *Biographien der Selbstmörder* vor allem Fälle vor, in denen die Affektlage eine psychische Zwangssituation schafft, die den Suizid als einzige Möglichkeit erscheinen lässt. Zumeist wird den betroffenen Figuren eine Seelenstörung attestiert, so dass dem

¹⁰⁵ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 64–67 bzw. S. 75; Böls: Krankheiten und Textgattungen, S. 181.

¹⁰⁶ WG, S. 474–476. Vgl. Böls: Krankheiten und Textgattungen, S. 181, Anm. 41.

¹⁰⁷ Scherer: Bis daß der Tod, S. 64, unter Bezugnahme auf WG, S. 15. Zur kritischen Beurteilung früherer Rechtspraxis aus spätaufklärerischer Reformperspektive, wie sie der Erzähler in der Spießschen *Selbstmörder*-Biografie „Martin Hause, Bösewicht und Selbstmörder“ (SB, S. 78–84) formuliert, vgl. Košenina: Ratlose Schwestern, S. 52f.

Selbstmord wahnhafte und rasende Zustände vorausgehen, die dem Akt der Selbsttötung jede Selbstbestimmung absprechen.¹⁰⁸ In ihrer Behandlung der Leidenschaften und der mit ihnen korrelierten psychischen Zustände halten Spieß' Fallgeschichten ein flammendes Plädoyer auf die Unzurechnungsfähigkeit, eine zentrale Errungenschaft ihrer Zeit.¹⁰⁹ Im 18. Jahrhundert herrscht die naturrechtlich-rationalistische Zurechnungslehre vor, die auf einem weitgehend abstrakten Konzept von Willensfreiheit basiert: Eine Handlung gilt dann als zurechnungsfähig, wenn sie der Akt eines vernünftigen Wesens ist, der aus einem freiwilligen Entschluss resultiert. Defizitäre Zustände, zu denen Kindheit, Schlaf oder Geistesgestörtheit gerechnet werden, können die Kräfte der Vernunft ausschalten und unter ihrem Einfluss begangene Taten somit dem Betroffenen nicht zur Last gelegt, also nicht ‚zugerechnet‘ werden.¹¹⁰ Den Grundstein für die deutsche Zurechnungs- oder Imputationslehre hat der sächsische Jurist Samuel Pufendorf bereits im vorangegangenen Jahrhundert mit der Grundauffassung seines Naturrechtssystems gelegt,¹¹¹ dass aufgrund der Willensfreiheit des Menschen¹¹² nur derjenige Täter für seine Handlung zur Rechenschaft gezogen werden könne, der sie in freiem Willen und vollem Bewusstsein begangen habe.

Die Entwicklung, dass psychische Vorgänge aufgrund der Prinzipien Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit mehr und mehr in den Fokus der Strafrechtswissenschaft rücken,¹¹³ verdankt sich der Vorarbeit, welche die Erfahrungsseelenkunde leistete, und

¹⁰⁸ Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 153. Den Selbstmord in rationaler Façon durchzuführen bleibt in den Selbstmörder-Biographien die Ausnahme (vgl. Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 153).

¹⁰⁹ Košenina: Nachwort SB, S. 258. Vgl.: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998.

¹¹⁰ Hans-Walter Schmidt-Hannisa: „Das eiserne Szepter des Schlafes. Über die Unzurechnungsfähigkeit von Schlaftrunkenen, Nachtwandlern und Träumern im 18. Jahrhundert.“ In: Michael Niehaus; Ders. (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 57–83, hier: S. 63.

¹¹¹ Vgl. Peter Friedrich: „Masse und Recht. Zur Geschichte strafrechtlicher Verantwortlichkeit bei Misdemeanors.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 17–56, hier: S. 17: In Pufendorfs Naturrechtssystem ist der Mensch ein „frei entscheidendes, den physischen Kausalitätszwängen enthobenes Subjekt, das sich gemäß einer freien, vernunftgesteuerten Willensentscheidung zur Ursache einer Wirkung macht“, wobei diese Freiheit der Entscheidung aus der Perspektive des Handelnden die Moralität begründet, „aus dem Blickwinkel ihres Beurteilers wird sie durch ihre Zurechenbarkeit (*imputativitas*) als solche erkannt [...]“. In der Integration der Zurechnungslehre ins Strafrecht liegt das zentrale Verdienst Pufendorfs (ebd., S. 18).

¹¹² Zur Freiheit, zwischen Gut und Böse wählen zu können, und der damit verbundenen moralischen Verpflichtung, diese richtig zu nutzen, die Spieß in seinen Romanen behandle, vgl. Beaujean: Der Trivialroman, S. 133, die diese Ansicht Spieß' als falsche Deutung des Kantschen Freiheitsbegriffs als ‚freiwillige Anerkennung des absoluten Sittengesetzes‘ festhält (vgl. Hartje: Trivalliteratur, S. 17).

¹¹³ Ylva Greve: „Die Unzurechnungsfähigkeit in der ‚Criminalpsychologie‘ des 19. Jahrhunderts.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen*

wird durch die entstehende Kriminalpsychologie und Psychiatrie um 1800 forciert.¹¹⁴ Die spezifische Seelenlage des Delinquenten wird für die Beurteilung der Tat maßgeblich und neue medizinisch-psychologische Erkenntnisse reichern den Begriff der Unzurechnungsfähigkeit mit neuen Krankheitsbildern an.¹¹⁵ Zu denjenigen Faktoren, welche „die Möglichkeit des Subjekts, kraft seiner souveränen Vernunft frei zu entscheiden, deutlich relativieren“¹¹⁶, zählen alle Zustände, die eine Eigendynamik entfalten und dadurch individuelles Verhalten wirkmächtig beeinflussen. So unterhöhlen auch Traum- und Schlafzustände, Affekte, *idées fixes*, Vergiftung, Heimweh, Schwangerschaft, Epilepsie und Monomanien das bisherige Konzept der Willensfreiheit.¹¹⁷ Gerade Phänomene wie Somnambulismus und Hypnotismus zirkulieren in Publikationen sämtlicher Couleur und werden als empirischer Nachweis von Zuständen der Unzurechnungsfähigkeit genauestens untersucht,¹¹⁸ nicht zuletzt, um das Verhältnis von Affekt und Reflexion im Moment der Unzurechnungsfähigkeit auszuloten.¹¹⁹ Indem der Mensch

seinen Wahnsinn gemeistert hat, ihn in den Kerkern seines Blicks und seiner Moral gefangen hat, indem er ihn befreite, dadurch, daß er ihn entwaffnet hat, indem er ihn in eine Ecke seiner selbst zurückdrängte, war es dem Menschen möglich, schließlich jene Beziehung von sich selbst zu sich selbst herzustellen, die man ‚Psychologie‘ nennt. Dazu war es notwendig, daß der Wahnsinn aufhörte, Nacht zu sein, und ein flüchtiger Schatten im Bewußtsein wurde, damit der Mensch behaupten konnte, *seine* Wahrheit zu besitzen und sie in der Erkenntnis zu entschlüsseln. (WG, S. 15; Hervorheb. im Orig.)

gen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 107–132, hier: S. 110f./116.

¹¹⁴ Vgl. WG, S. 123: „Das Recht verfeinert also seine Analyse des Wahnsinns unendlich, und in bestimmtem Sinne ist es richtig zu sagen, daß auf dem Hintergrund einer juristischen Erfahrung mit der Alienation sich die ärztliche Wissenschaft der Geisteskrankheiten errichtet hat.“

¹¹⁵ Schmidt-Hannisa: Das eiserne Szepter, S. 62f. bzw. Greve: Die Unzurechnungsfähigkeit, S. 116. S. a.: Michael Niehaus: „Andere Zustände. Kindermörderinnen im ausgehenden 18. Jahrhundert und ihre Zurechnungsfähigkeit.“ In: Ders.; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert.* Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 85–106. Als Erscheinungsformen psychopathologischen Devianzverhaltens beleuchten Bennholdt-Thomsen/Guzzoni die Phänomene Selbstmord, Wahnsinn in seinen diversen Ausprägungen und den ‚deformierten Charakter‘ näher (Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 37).

¹¹⁶ Schmidt-Hannisa: Das eiserne Szepter, S. 63.

¹¹⁷ Greve: Die Unzurechnungsfähigkeit, S. 117.

¹¹⁸ Stefan Andriopoulos: „Die Unzurechnungsfähigkeit somnambuler Medien. Der ‚Roman‘ und das ‚Schauspiel‘ des ‚hypnotischen Verbehens‘ 1885–1900.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert.* Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 133–154, hier: S. 145f., der auch die zeitgenössischen Zweifel am medizinisch-psychologischen Konzept der Unzurechnungsfähigkeit skizziert, die sich aus dem theatralen Charakter inszenierter Verbrechen durch vermeintlich simulierende Somnambule speist (ebd., S. 150–154).

¹¹⁹ In Schillers Stück *Die Räuber* etwa reflektiert ein Täter trotz Unzurechnungsfähigkeit im Furor gleichzeitig seine Tat – ein Paradox, denn für „eine Psychologie des Bewußtseins, wie sie im Zuge der Erfahrungsseelenkunde entsteht, schließt der Affekt eine Reflexionsleistung gerade aus, für Schillers Psychophysiologie durchdringen sich im Furor Affekt und Reflexion. Die Intensität dieses Furors bemißt sich nach dem Verschmelzungsgrad von Affekt und Reflexion.“ (Schäfer: Mord im politischen Affekt, S. 184f.)

Der moraltheologisch etablierte Dualismus von ‚gut‘/‚böse‘ wird im medizinischen Diskurs Ende des 18. Jahrhunderts in die Dichotomie ‚gesund‘/‚krank‘ umgeschrieben – eine begriffliche Verschiebung, die mit einem „neuen, säkularisiertem Verständnis der ‚Seele‘ als ‚Psyche‘“¹²⁰ einhergeht. Ihm haben sich auch Spieß’ Wahnsinnigen-Biografien verschrieben, wie das Folgekapitel demonstrieren wird. Dort soll der Bezug zwischen den Fallgeschichten und den medizinisch-psychologischen Diskursen der Zeit herausgearbeitet werden: Wie stellen die Texte, die als erfahrungsseelenkundlich gefärbte Fallberichte konzipiert sind, psychopathologische Sachverhalte dar? Aufgezeigt wird, dass sie zwischen Auslöser und Ursache der psychischen Störung zu differenzieren wissen und über die prominente Stellung der Ohnmacht den Zusammenhang von Psyche und Physis behandeln. Auch Fragen der Semiotik und Symptomatik gehen die Spießschen Wahnsinnsfälle nach. Zudem fokussieren sie partielle Formen des Wahns und beschäftigen sich damit, wie fixe Ideen entstehen und was sie beinhalten. Darüber hinaus setzen sie sich mit der dem Wahn inhärenten Logik auseinander sowie mit möglichen Therapieformen. Ein Blick auf die bereits vorgestellten Thesen von Marcus Herz erlaubt es, das psychopathologische Wissen der Texte in ihrem zeitgenössischen Kontext zu verorten. Der Vergleich mit den von A. E. Büchner geforderten medizinisch-psychologischen Notationsformen wird die Art und Weise erhellen, wie Spieß’ Texte Fälle psychischer Erkrankungen hervorbringen. Er bildet damit das Fundament, auf welchem die spätere Analyse des Fall-Textes zu Jakob W. fußt.

6.1.2 Der Wahnsinn als pathologische Störung in Spieß’ *Biographien*

Um das kausale Gefüge der psychischen Störungen aufdecken zu können, wie es Marcus Herz in seinen *Versuchen* und Fallgeschichten vorführt,¹²¹ benötigen die Spießschen Fallgeschichten verschiedene Außenperspektiven – im Gegensatz zu Herz oder auch einigen Betroffenen im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, denen es selbst gelingt, eine Beobachterposition einzunehmen.¹²² Zur Dokumentation der Art und Entstehung des Wahnsinns greifen die 19¹²³ *Biographien der Wahnsinnigen*¹²⁴ daher wahlweise zu

¹²⁰ Scherer: Bis daß der Tod, S. 69.

¹²¹ S. a. Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 118–130.

¹²² Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 184.

¹²³ In den BdW I–IV sind 19 Geschichten genannt, wobei allerdings zwei um dieselbe Person kreisen (*Esther L./Karoline G. von H.*) und die Erzählungen *Das steinerne Brautbette* und *Hugo und Kleta* zusammengehören, die im vierten Band in der Erzählung *Das steinerne Brautbette; oder Hugo und Kleta (Fortsetzung)* ihre Fortsetzung erhalten. Bölts, die aus der 1795/1796er-Ausgabe der *Biographien*

einer homodiegetisch-intradiegetischen Erzählsituation mit externer Fokalisierung, in der dialogische Passagen ein gewisses Maß an Innensicht gewährleisten sollen, oder aber zu einer übergeordneten Perspektive eines heterodiegetisch-extradiegetischen Erzählers,¹²⁵ welche die Geschichten der späteren Bände dominiert. Eine Ausnahme stellt der Bericht über das Hospital der Wahnsinnigen zu P. dar, der im dritten Band erschienen und damit der einzige homodiegetische Falltext ist, der nicht im ersten Band der *Biographien der Wahnsinnigen* zu finden ist.¹²⁶ Die Rahmenhandlung eines Irrenhausbesuchs integriert acht Fälle, die sowohl auf die Ätiologie und Genese der jeweiligen Form psychischer Störung eingeht, als auch die eingeschlagene Therapie vorstellt. Die Patienten des Hospitals zu P. kommen dabei selbst zu Wort, während der betreuende Arzt die Einblicke in die wahnsinnige Gedankenwelt und Logik, welche die Patienten durch die Erzählung gewähren, vervollständigt (BdW III, S. 223–294). In den homodiegetisch-intradiegetisch erzählten Fallberichten ist der wahnsinnige Zustand bereits etabliert, doch über den dialogischen Austausch mit beteiligten Protagonistinnen und Protagonisten forscht der Erzähler nach seinen Ursachen, wobei der Rezipient unmittelbar Zeuge dieser Wissensgenerierung wird.¹²⁷

Die Rolle des erläuternden Arztes aus der Hospital-Erzählung übernimmt in den heterodiegetisch-extradiegetisch entworfenen Berichten der zwar emotional affizierte, aber stets distanzierte Erzähler, während der Leser gewissermaßen der rezipierende Hospitalsbesucher wird.¹²⁸ Wie die Krankheit entstehen konnte, wird in diesen Fallgeschichten in ihrer graduellen Genese begleitet, wobei die Vorgeschichte des Betroffenen zur

zitiert (Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 415), spricht in ihrer Analyse von 14 Fallgeschichten der vier Bände, ohne allerdings zu erklären, wie sie zu dieser Zahl kommt (ebd., S. 174). Promies wählt aus den vier Bänden acht Fallgeschichten aus, die er gekürzt und hinsichtlich Interpunktion und Schreibung weitgehend modernisiert in seiner Ausgabe der *Biographien der Wahnsinnigen* (WB) unter Verwendung von ‚sprechenden‘ Titelzusätzen wie „Das schöne irre Judenmädchen“ im Jahr 1966 herausgegeben hat. Im Fall von Esther L. hat dieser von Promies ergänzte Titel Eingang in die Filmarchive gefunden, denn die Verfilmung der Fallgeschichte unter der Regie von Dietrich Feldhausen ist im Jahr 1984 ebenfalls unter dieser Bezeichnung erschienen. Seine Recherchearbeit beschreibt der Regisseur in einem Beitrag zum Lichtenberg-Jahrbuch 1989, wobei sein Versuch, Esthers Biografie jahresgenau aufzuschlüsseln, Fiktionalität und Unterhaltungsfunktion des Spießschen Texts sträflich vernachlässigt (Dietrich Feldhausen: „Auf der Suche nach Esther L. Ein Beitrag zur Arbeitsweise eines Trivialautors im 18. Jahrhundert.“ In: Wolfgang Promies (Hg.): *Lichtenberg-Jahrbuch*. Hg. im Auftrag der Lichtenberg-Gesellschaft. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 1989, S. 128–139).

¹²⁴ Das Hauptaugenmerk der Wahnsinnigen-Biografien – ausgewogen in Bezug auf männliche und weibliche Schicksale – liegt auf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der die meisten Fallgeschichten verortet sind (Scherer: Bis daß der Tod, S. 63).

¹²⁵ Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 179.

¹²⁶ Die Aufgabe dieser Erzählhaltung liest Bölts in Anlehnung an Berg als Beweis für die mangelnde Leistungsfähigkeit dialogischer Organisationsformen (Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 186) – dass dieses Pauschalurteil jedoch zu kurz greift, wird insbesondere die Analyse der Fallgeschichte zu Jakob W. darlegen.

¹²⁷ Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 186.

¹²⁸ Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 186f.

Ergründung der Wahnsinnsursachen besonders intensiv behandelt wird, was als konform mit dem vorherrschenden Interesse des späten 18. Jahrhunderts gilt.¹²⁹ Dass dieses Interesse dabei aber entgegen tradierter Forschungsmeinung den Blick auf Symptomatik und Verlauf eben nicht völlig ausschließt, wird ein kursorischer Blick auf die Wahnsinns-Biografien bei Spieß andeuten und die Analyse der Fallgeschichte von Jakob W. zementieren.

Wie eine Rezension zur Neuauflage der Selbstmörder-Biografien durch einen Mediziner konstatiert, mag Spieß' Fokus auf das psychologische Motivationsgefüge zwar nicht pathozentrisch im medizinischen Sinne sein, produziert aber durchaus Skizzen pathologischer Erscheinungen:¹³⁰

Aaron Beck, der Begründer der kognitiven Depressionstherapie, hätte dysfunktionale Kognitionen nicht anschaulicher beschreiben können als Spieß: „Er verfiel bey jedem kleinen Hindernisse, das sich einem Plane [...] in den Weg legte, erst in Nachdenken, dann in Tiefsinn, und das Resultat seines Nachdenkens, war dann allemal, daß er dazu bestimmt sey zu scheitern [...] Nicht Murren war die Folge dieses Resultats, wohl aber Eckel daran, den Hindernissen entgegen zu arbeiten, oder neue Pläne zu machen.“¹³¹

Eine derartige Zuschreibung heutiger Krankheitsbilder auf Texte des späten 18. Jahrhunderts bleibt jedoch anachronistisch, wenn sie die Historizität der medizinischen Begrifflichkeiten nicht reflektiert. Daher soll im Folgenden ein Blick auf den zeitgenössischen Kontext erfolgen, um aufzuschlüsseln, wie die Fallgeschichten der *Biographien* psychische Störungen konturieren, die sie unter dem Schlagwort ‚Wahnsinn‘ zusammenfassen.

¹²⁹ U. a. Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 74; Böltz: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 187; Jutta Osinski: *Über Vernunft und Wahnsinn. Studien zur literarischen Aufklärung in der Gegenwart und im 18. Jhd.* (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur, 41). Bonn: Bouvier 1983, S. 69f., die auf das Problem der Verallgemeinerung einzelner Lebensgeschichten im Sinne einer Ätiopathogenese des Wahnsinns eingeht. S. a. Katrin Schrenker: *Dichtung und Wahn: Zur Psychopathologie in Georg Büchners Lenz*. Frankfurt a. M.: Centaurus Verlag & Media 2015, S. 22ff., die dem aufklärerisch-empfindsamen Wahnsinnsverständnis jegliche empirische Orientierung abspricht und erst bei Georg Büchner eine sachliche Erzählweise realisiert sieht.

¹³⁰ Jürgen Brunner: „Biographien der Selbstmörder.“ In: *Deutsches Ärzteblatt* 2005, Jg. PP 4/Heft 6. Unter: <http://www.aerzteblatt.de/archiv/47258/Biographien-der-Selbstmoerder?s=christian+heinrich+spie%DF> [11.08.2005]: Spieß' „nachvollziehender Blick auf das Einzelschicksal und das psychologische Motivationsgefüge ist nicht pathozentrisch. [...] Der ‚Selbstmörder aus Schwermuth‘ erweckt bei einem biologischen Psychiater den Verdacht auf eine endogene Depression mit genetischer Prädisposition. Ein Psychoanalytiker würde bei dem Major, der sich aus ‚Ehrgeiz‘ erschießt, narzisstische Elemente konstatieren.“ Zur Problematik der Übertragung damaliger Konzepte auf heute vgl. WG, S. 129; Hervorheb. im Orig.: Es ist „kaum möglich, die Formeln, im Namen derer man die Irren eingesperrt hat, auf einer kohärenten nosographischen Fläche zu verteilen. Tatsächlich sagen die Internierungsformeln nicht unsere Krankheiten voraus; sie bezeichnen eine Erfahrung mit dem Wahnsinn, die unsere pathologischen Analysen kreuzen können, ohne jemals über den Wahnsinn in seiner Gesamtheit Rechenschaft ablegen zu können. [...] Was in diesen Formeln bezeichnet ist, sind keine Krankheiten, sondern Wahnsinnsformen, die als äußerster Punkt von *Verfehlungen* wahrgenommen werden könnten.“

¹³¹ Brunner: *Biographien der Selbstmörder*.

Als Grundzug der Wahnsinnsauffassung des 18. Jahrhunderts hat Foucault das Prinzip der wechselseitigen Ergänzung herausgearbeitet: Bei den Krankheiten des Geistes handelt es sich nicht um „ein Gebiet psychologischer Störungen oder geistiger Tatsachen, die dem Gebiet der organischen Pathologie gegenüberstünden. [...] Wer im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Wahnsinn sagt, sagt in strengem Sinne nicht ‚Krankheit des Geistes‘, sondern wohl etwas, wobei der Körper und die Seele *gemeinsam* in Frage stehen.“ (WG, S. 212; Hervorheb. im Orig.) Auch bei Spieß sind die psychischen Erkrankungen sowohl somatisch als auch psychogenetisch fundiert und bestätigen die Ende des 18. Jahrhunderts als evident angesehene „Polyvalenz und die Heterogenität der kausalen Verkettung in der Genese des Wahnsinns“ (WG, S. 223).¹³²

So können allgemeine physische Erkrankungen den Anfang einer psychischen Störung markieren, wie etwa bei Karl, dem Schneider, der unter darunter leidet, aus finanzieller Not einen ungeliebten Beruf ausüben zu müssen: Nach einer Woche, die Karl „ohne Pflege und Hülfe krank gelegen war [...; fanden ihn seine Freunde; MK] ohne Gefühl, ohne Verstand. Nach langer, anhaltender Pflege kehrte endlich seine Gesundheit, aber nie mehr sein Verstand, zurück.“ (BdW I, S. 56) Eine komplementäre somatische Motivierung liegt bei Friedrich M**r vor, der durch die Kerkerhaft geschwächt ist und dann aufgrund extrem starker Freude über seine unerwartete Freiheit in Wahnsinn verfällt (BdW I, S. 149–155). Als Kätchen ohnmächtig vom Stuhl stürzt, äußert ihre Mutter den Verdacht, dass ein körperlicher Vorgang der konkrete Auslöser des Wahnsinns ist: „Sie muß durch diesen unglücklichen Fall sich etwas im Gehirne verletzt haben, denn von dieser Zeit an war's nicht mehr richtig mit ihr.“ (BdW I, S. 20)¹³³ Ursächlich für Kätchens Ohnmacht ist jedoch die Nachricht, dass ihr Geliebter ins Stockhaus gebracht worden sei, woraufhin ihr vor Entsetzen die Sinne schwinden und sie in der Spinnstube vom Stuhl fällt.

¹³² Zur Gliederung der medizinischen Erfahrung vgl. WG, S. 225: „durch Unfall oder eine Störung des Körpers hervorgerufenen Phänomen der Seele; ein Phänomen, das den ganzen Menschen – Seele und Körper in einer gleichen Sensibilität verbunden – betrifft, das bestimmt wird durch eine Veränderung der Einflüsse, die das Milieu auf ihn ausübt; lokaler Befall des Gehirns und allgemeine Störung der Sensibilität.“

¹³³ Ohnmachten ereilen auch Karoline alias Lottchen in *Wilhelm M***r und Karoline W-g* (BdW I, S. 69/72/77/85/97), Friedrich M**r (BdW I, S. 145), Esther (BdW II, S. 51), Konrad und Karoline (BdW II, S. 140 bzw. 147f.), Marie A—r (BdW II, S. 178), Amalie F... und Wilhelm (letzterer angeblich, laut eigener Erzählung) (BdW III, S. 32/146/148/150f. bzw. 72), Marie L... (BdW III, S. 213), im Hospital: die beiden Offiziere (BdW III, S. 219), den Beamten Friedrich (BdW, S. 241), den Schuster (BdW III, S. 279); den Priester, Kletas Mutter und Kleta selbst (BdW III, S. 357f.); die Gattin des Grafen (BdW IV, S. 106/109), Hugo und Kletas Eltern in der Fortsetzung von *Hugo und Kleta* [BdW IV, S. 217/238 (Vater) bzw. 282/250/252/265(Mutter)] oder Anton Leiter in den *Biographien der Selbstmörder* (BdS I, S. 248/SB, S. 98).

Diese Hierarchie von seelischem Vorgang und körperlicher Reaktion kennzeichnet sämtliche Ohnmachten, welche die Spießschen Protagonisten so häufig ereilen: Als „psychophysische Zwittererscheinungen“¹³⁴ geht ihnen stets eine heftige, unvermittelte Gemütsbewegung voraus,¹³⁵ wozu besonders starke Affekte wie überraschende Freude oder unvermittelter Schrecken zählen. Die unerwartete Aufhebung eines Leidenszustands, der einen plötzlichen, heftigen Freudenausbruch auslöst und damit den Wahnsinn triggert,¹³⁶ wie bei Friedrich M**r, hat auch Marcus Herz als ursächlich für psychopathologische Status ausgewiesen (vgl. MF, S. 63). Den dahinterstehenden psychophysischen Mechanismus hat der Mediziner, wie gesehen, in seinem *Versuch über den Schwindel* dargelegt (vgl. Kap. 5.1.2): In einer psychosomatischen Wechselwirkung bringen die zu rasch aufeinander folgenden Reize den Fluss des Nervensafts durcheinander, was zu einem Verlust der Sinne führt.

Die Ohnmacht stellt dabei den Moment aus, an dem sich eine unvermittelte Bewusstwerdung oder der plötzliche Einbruch einer Erkenntnis vollzieht, was jedoch gerade in der empfindsamen Literatur geschlechterspezifisch besetzt ist: Während sie die Verbindung von weiblicher Ohnmacht und Sexualität als charakteristisch setzt, ist das Wissen, das „den männlichen Helden zu fällen vermag, [...] niemals ein sexuelles, sein Schrecken niemals einer vor dem Erkennen im biblischen Sinn.“¹³⁷ Dies trifft auch auf die männlichen Protagonisten bei Spieß zu, die jedoch, anders als Böltz behauptet,¹³⁸ durchaus in Ohnmacht fallen: Neben Friedrich M**r (BdW I, S. 145) sind davon auch Konrad (BdW II, S. 140), nach eigener Aussage Amaliens Wilhelm (BdW III, S. 72), im Hospital die beiden Offiziere (BdW III, S. 219) sowie der Beamte Friedrich (ebd., S. 241) und der Schuster (ebd., S. 279) oder auch Anton Leiter (BdS I, S. 248/SB, S. 98) betroffen.

¹³⁴ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 120, Anm. 114.

¹³⁵ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 119.

¹³⁶ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 103. Als ursächlich für den Wahnsinnsausbruch gelten dabei Bücher wie bei Joseph Karl (BdW I), Folter und Gefangenschaft (Friedrich M***r, BdW I), der Tod der Frau und Armut (Franz L–r, BdW II), die Adelsgesellschaft (Graf von L–, BdW IV) oder Religion (Hanns K–, BdW IV) oder aber der Wahnsinn speist sich aus einer prävalenten melancholischen Disposition wie beispielsweise bei Konrad G– (Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 119). Vgl. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 201.

¹³⁷ Inka Müller-Bach: „Die ‚Feuerprobe der Wahrheit‘. Fall-Studien zur weiblichen Ohnmacht.“ In: Inge Baxmann; Michael Franz; Wolfgang Schäffner (Hg.): *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert* (LiteraturForschung, 2). Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 525–543. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/muelder-bach_ohnmacht.pdf (= Neupublikation im Goethezeitportal: 23.04.2004) [22.07.2016], zitiert nach der Neupublikation, S. 14–16, hier: S. 4. Zur körperlich bedingten weiblichen Prädisposition für Ohnmachten, wie sie die philosophische Medizin annahm vgl. ebd., S. 7. S. a. den Sammelband Müller-Bach et al.: Was der Fall ist.

¹³⁸ Vgl. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 195.

Die Ohnmacht ähnelt in ihrer Funktion dem Erröten, Erbleichen und Weinen, also den anderen Zeichen der empfindsamen *eloquentia corporis*. Anders als diese ist die Ohnmacht jedoch durch eine Reihe von Symptomen gekennzeichnet, die erst durch einen Perspektivwechsel in Sprache transponiert werden können: Ihre Deskription bezieht sich auf den ohnmächtigen Körper, wie er sich dem Blick von außen präsentiert. Die Ohnmacht kommt damit „nicht als ein belebendes, irritierendes oder verflüssigendes körperliches Moment zu dem Austausch der Worte hinzu, sondern sie wird zur Mitteilung nur, indem sie allen Austausch unterbricht.“¹³⁹ Nur weil sie das Bewusstsein verliert, findet die Seele in der Ohnmacht ihre Sprache, so wie der Körper zu sprechen beginnt, wenn ihm die Sinne schwinden.¹⁴⁰ Bei Spieß ist dieser Moment des Verlusts durch eine zusätzliche Perspektivierung in Distanz gerückt, da er – anders als etwa bei Georg Büchner in seinem berühmten Beispiel Lenz¹⁴¹ – extern fokalisiert erzählt wird.¹⁴²

Ob der Körper im Sinne der physiognomischen Theorie Johann Caspar Lavaters in der Lage ist, durch sein Äußeres vom Wahnsinn zu sprechen,¹⁴³ steht in den Fallerzählungen der *Biographien* mehrfach zur Debatte. Als semiotisch eindeutig gilt Katharine P***rins Äußeres, denn

jetzt war ihr Gesicht bis zur Häßlichkeit herabgesunken, nicht eine Spur der ehemaligen Schönheit war mehr vorhanden, alle die so interessierenden, anziehenden Mienen waren verschwunden, ihr Auge selbst war kleiner geworden, dicke, verzerrte Falten umhüllten es. Ihr Gesicht verkündigte nicht mehr unterdrückte Unschuld, inneres Leiden, es war jetzt das Bild der vollendeten Narrheit. Ihr Haar das sich ehemals in natürlichen Locken um Nacken und Schultern wiegte, war jetzt in einander gewirrt, und hob die Haube empor, die es decken sollte. Fahles Gelb hatte die blasse Röthe ihrer Wangen verdrängt, ihr Kopf hing seitwärts, selbst ihr Körper war kleiner geworden. [alles sic!] (BdW I, S. 29)

Anzeichen für eine Seelenstörung macht der Erzähler schon bei seiner ersten Begegnung mit Kätchen aus, denn „in ihrem Gesichte glühte feurige Andacht, die mir an Schwärmerei zu grenzen schien, weil sich oft die sanften Züge ihres so schönen Gesichtes unregelmäßig verzogen.“ (BdW I, S. 7) Sein physiognomischer Verdacht wird durch

¹³⁹ Mülder-Bach: Die ‚Feuerprobe der Wahrheit‘, S. 2.

¹⁴⁰ Mülder-Bach: Die ‚Feuerprobe der Wahrheit‘, S. 2.

¹⁴¹ Georg Büchner: „Lenz.“ In: Ders.: *Werke und Briefe*. Münchner Ausgabe. 13. Aufl. Hg. v. Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München: dtv 2009, S. 135–158, in Bezug auf die Ohnmacht siehe insbes. S. 139. S. a. Campe: Von Fall zu Fall, hier v. a. S. 48–55.

¹⁴² Vgl. Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 195.

¹⁴³ Vgl. Christian Begemann: „Physiognomik [Art.]“ In: Roland Borgards (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 188–195, hier: S. 190. S. a.: Peter-André Alt: „Kartographie des Denkens. Literatur und Gehirn um 1800.“ In: Norbert Elsner; Werner Frick (Hg.): *Scientia poetica. Literatur und Naturwissenschaft*. Göttingen: Wallstein 2004, S. 163–189.

die Mutter des Mädchens, das die Ursachen seines Wahnsinns erzählt, bestätigt.¹⁴⁴ Den eindeutigen Beleg liefert schließlich Kätchens Anblick im fortgeschrittenen Stadium ihres Wahnsinns: Für den Erzähler ist seine Beobachtung, welche die äußere Physiognomie mit dem inneren Seelenzustand gleichsetzt, nichts weniger als der Beweis dafür, dass „der Verlust des Verstandes jeden Vorzug des menschlichen Körpers, den er vor dem Thiere hat, nach und nach zerstört, und ihn ganz bis zu diesem herabwürdigt.“ (BdW I, S. 30)¹⁴⁵

Im Gegensatz dazu scheint der Bericht über den wahnsinnigen Schneider anzuzeigen, dass die Korrespondenz von Psychischem und Physischen nicht zwingend mit einem ‚sprechenden‘ Äußeren verbunden ist, denn dem Mann ist die psychische Verfassung nicht anzusehen:¹⁴⁶ Als der Erzähler während seines Besuchs bei Freiherr Emanuel M — — von W — zu N — in Böhmen einen Mann im Garten erblickt, ist er überzeugt davon, dass „dieser Mann ein großer Philosoph, ein tiefdenkender Forscher, ein Haller oder ein Euler seyn müsse [...] Seine Physiognomie hatte mich davon zu deutlich überzeugt“ (BdW I, S. 34). Auf die Offenbarung des Pfarrers, dass er es hier jedoch mit einem wahnsinnigen Schneider zu tun habe, zeigt sich der Erzähler erschüttert:

I c h . So wäre er wirklich wahnsinnig? Aber seine Physiognomie?

P f a r r e r . Verräth allerdings keine Spur des Wahnsinns, wenn Sie also über die Kenntniß derselben sich ein System verfertigt haben, so müssen Sie die seinige als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ansehen. (BdW I, S. 38)

Wenn der Erzähler den Schneider Joseph Karl als Studierenden skizziert und dabei physiognomische Grundsätze aufruft,¹⁴⁷ vereint er die humoralpathologische Vorstellung von mangelnden Körpersäften mit der neurophysiologischen Erklärung des 18. Jahrhunderts,¹⁴⁸ dass Umstände wie übermäßiges Studium zu körperlicher Erschöpfung führen können und damit Ohnmachten oder psychische Störungen prädisponieren: Der Wahnsinnige

¹⁴⁴ Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 181.

¹⁴⁵ Vgl. die Kritik Platners durch Marcus Herz, auf die in Kap. 5.1.2 verwiesen wurde, in der Herz argumentiert, dass die menschliche und tierische Seele völlig heterogen sind, da letzterer die Bewusstseins ihrer selbst fehle und daher auch die „höchste Stufe einer menschlichen Seele nicht weiter als die niedrigste, von der vollkommensten thierischen Seele entfernt ist“ (Herz: Platner, S. 14f.).

¹⁴⁶ Vgl. WG, S. 173–176.

¹⁴⁷ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 125. Auf physiognomische Theorien verweisen auch die in der Promies-Ausgabe abgedruckten zeitgenössischen Kupferstiche und Illustrationen.

¹⁴⁸ Vgl. Mülder-Bach: Die ‚Feuerprobe der Wahrheit‘, S. 5.

hielt ein gedrucktes Blatt in seiner Rechten, und schien den Inhalt desselben mit gierigem Blicke zu verschlingen. [...] So, dachte ich, indem ich ihn betrachtete, muß Sokrates studiert, so tief und forschend muß er geblickt haben, als er die Gründe zum Beweise seiner Unsterblichkeit sammelte. Ein dünnes, schon vom Alter gebleichtes Haar beschattete sparsam seine Schläfe, und verrieth deutlich den Mangel an Säften, die ihm anhaltendes Studium geraubt hatte. Seine breite, hochgewölbte Stirne, welche sich mächtig faltete, verrieth den Forscher und Denker, seine lange, spitzige Habichtsnase bestätigte diese Muthmasung, der unmerkbar lächelnde Mund bewies innere Zufriedenheit und Seelenruhe. Das Ganze dieses merkwürdigen Gesichts heischte Ehrfurcht, und schien sie ganz zu verdienen. (BdW I, S. 31f.)

Während der Erzähler tradiertes medizinisches Wissen formuliert, stellt der Pfarrer dagegen die psychophysische Kausalität in Bezug auf ein semiotisches Körperäußeres zur Diskussion.

Den Effekt, den die Leidenschaften auf das Innere des Körpers haben, wecken Assoziationen mit den Herzschen Ausführungen, da auch bei Spieß hervorgerufene physische Veränderungen wie etwa angespannte Nerven und irregulär fließendes Blut als psychosomatische Ursachen des vorliegenden seelischen Leidens betrachtet werden.¹⁴⁹ Eindrücklich führt dies die Fallgeschichte von Sophie G. vor. Als die junge Frau, die sich für ihren Geliebten aufgeopfert hat, hochschwanger von Wilhelm verlassen wird, verzweifelt sie: „sie sah nirgends Trost, nirgends Hofnung, noch Hülfe; ihre Sinne starrten wirkungslos umher; das Rad ihrer Einbildungskraft stockte, die immer thätige Seele konnte es nicht drehen, nicht wenden.“ (BdW IV, S. 49f.) Die Beschreibung von Sophies Leiden erinnert an Herz' Skizze des Nervensafts, der über den Blutkreislauf seine Wirkung entfaltet (vgl. VüS, S. 142): „Undank und Grausamkeit hatten sie tödlich verwundet, ihr Schmerz durchbebte jede Nerve, durchzitterte jede Faser des verlaßnen Mädchens. Mit jedem Tropfen Blutes rollte der zentnerschwere Gedanke langsam durch ihre Adern und strömte wieder hastig nach dem Herzen, um dort vergebens Raum zu suchen.“ (BdW IV, S. 50) Der Körperraum, der hier durchwandert wird, offenbart die psychosomatische Genese von Sophies Wahnsinn.

Die Doppelbesetzung des Herzens als somatischer und metaphorischer Umschlagplatz kennzeichnet auch die Fallgeschichte von Amalie F..., ein Opfer des durchtriebenen Wilhelm. Amalie verortet ihren psychischen Schmerz im Herzen, den sie mit einem physischen Ansatz zu beheben sucht: Denn sie

verrieth keine andern Symptomen ihres Wahnsinns, als daß ihre Rechte immer auf ihrem Herzen ruhte, sie mit dieser oft den innern, wahrscheinlich stets nagenden Schmerz

¹⁴⁹ Vgl. Böltz: Krankheiten und Textgattungen, S. 177; Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 119f.

herauszugraben¹⁵⁰ suchte, und dadurch oft ihre linke Brust verwundete. Immer starrte ihr Auge nach diesem oder jenem Gegenstande, nur dann, wann ihre Wohlthäterin die Stimme ihres Treulosen nachzuahmen suchte, da ward sie aufmerksam, und wenn irgend jemand den Namen Wilhelm nannte, da fuhr sie erschrocken empor, starrte wild umher, und wühlte am Ende fürchterlich und mit schmerzhafter Miene in der linken Brust, unter welcher ihr betrogenes Herz klopfte. (BdW III, S. 170)¹⁵¹

Allerdings ruft ihr Versuch, auf diese Weise den seelischen Schmerz zu lindern, wiederum eine somatische Erkrankung hervor: „Amalie wühlte dann anhaltend in ihrem Busen, verwundete ihre Brust so stark, so oft, daß bald ein unheilbarer Krebs an ihr nagte, und, aller Hülfsmittel ungeachtet, ihr Leben unter den schrecklichsten Schmerzen endigte.“ (BdW III, S. 178) Dieser kausale Konnex, der zwischen psychischem Schmerz und körperlichem Tumor hergestellt wird, hebt ein somatisches Prinzip der Humoralpathologie auf eine psychosomatische Ebene: die Verbindung von Melancholie und Krebs durch die nur stockend fließende schwarze Galle.¹⁵²

Der Sturz in den Wahnsinn geht in den *Biographien* zudem meist mit dem Verlust der Sprech- und Bewegungsfähigkeit einher. Die Betroffenen verstummen, erfahren Lähmungserscheinungen, verfallen in Stupor oder in Raserei. Letztere wird vom körperlichen Symptom der Fieberhitze oder -kälte mit Zitterphänomenen begleitet und damit zur physiologischen Ausdrucksfläche für die seelischen Vorgänge der Fiebersaserei,¹⁵³ wobei das körperliche Symptom Fieber – wie in den beiden analysierten Fallgeschichten von Herz – eine Wendung hin zum Besseren markiert. Allerdings ist bei Spieß diese Genesung entweder nur temporär, wie bei Jakob W. (BdW I, S. 120f.), oder aber lediglich der Übergang in eine andere Form des Wahnsinns, wie bei Esther L., die zunächst einen Tobsuchtsanfall erleidet, als sie bemerkt, dass ihr ihre neugeborene Tochter weggenommen worden ist: „Ein hitziges Fieber, welches sie Tages darauf ergriff, schien ihr Leben enden zu wollen, aber die Natur siegte, sie genas, und ihre Raserei verwandelte sich in einen glücklichen Wahnsinn“ (BdW II, S. 58f.), als sie einen Haubenstock als ihr Kind erkennt.

¹⁵⁰ Die Verbindung von physischem Eingriff und psychischem Schmerz erinnert an Kleists Penthesilea, die aus ihrer Brust ein Gefühl hervorholt und zu einem Dolch schmiedet, mit dem sie sich tötet (vgl. Kap. 7.2.2).

¹⁵¹ S. a.: Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 203–205.

¹⁵² Vgl. Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 204, die in diesem Zusammenhang auf die Essensmetaphorik verweist: Sowohl der Schmerz als auch der Krebs nagen an den Betroffenen; sie werden gewissermaßen langsam verzehrt. Diese Figuration des psychischen Schmerzes als Krebstumor, gepaart mit der Essensmetaphorik, kennzeichnet auch die Erzählung des Grafen von L. im vierten Band der *Biographien der Wahnsinnigen* (BdW IV, S. 61–178).

¹⁵³ Wie etwa bei Amalie: „Fieberskälte durchschauerte ihre Nerven, durchbebte ihre Sinne, und schüttelte sie zur Empfindung, zum Gefühl empor.“ (BdW III, S. 147)

Mit dem Terminus ‚glücklicher Wahnsinn‘ unterscheidet Spieß Fälle wie den Esthers von jenen des ‚schlimmsten Wahnsinns‘, wie er die Rasenden im Hospital der Wahnsinnigen zu P. befallen hat. Die davon Betroffenen sind „tief unter dem Viehe erniedrigt“ (BdW III, S. 271) und seien daher dem Besucher – und damit dem Leser der Spießschen Fallgeschichten – nicht in aller Ausführlichkeit zumutbar.¹⁵⁴ Wird der Rasende als noch dem Vieh untergeordnet angesehen, dann wird ihm ein erzählbares Innere abgesprochen: „Der komplett verstandeslose und gefühllose wahnsinnige Mensch ist nur Körperwesen, dessen Körper auf nichts mehr verweist, da die menschengespezifische Verbindung von Körper und Seele unterbrochen ist.“¹⁵⁵ Das ist bei partiellen Wahnsinnsformen anders und daher sind sie es, die in den *Biographien* erzählt werden.

Dass dem partiellen Wahn bei Spieß der Vorzug vor der Darstellung gravierender psychischer Störungen gegeben wird, ist dennoch kein rationalistisches Diktum der „Ineffabilität des Wahnsinns“¹⁵⁶. Diesem zufolge geht die aufklärerische Literatur deshalb nicht über das Phänomen des partiellen Wahnsinns hinaus, weil jeder ‚echte‘ Wahnsinn nicht einfühlbar und damit für die Literatur nicht verwertbar sei.¹⁵⁷ Die Behauptung eines solchen Vorgehens impliziert allerdings auch, dass die tatsächlich ‚echte‘ Form des Wahnsinns in einem pathologischen Zustand zu finden ist, der „jenseits der Grenzen des Logischen, Kommunizierbaren und psychologisch Motivierten“¹⁵⁸ angesiedelt ist. Vielmehr gilt aber dem 18. Jahrhundert seit Locke gerade der punktuell an einer *idée fixe* auftretende Wahn als der eigentliche Phänotyp des Wahnsinns.¹⁵⁹ In der repräsentativen Nosologie von Johann Christian Reil, den *Rhapsodien* [sic!] *über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen* (1803),¹⁶⁰ nehmen die fixen Ideen den vordersten Rang der beschriebenen seelischen Störungen ein.¹⁶¹

Der fixe Wahnsinn besteht in einer partiellen Verkehrt-
heit des Vorstellungsvermögens, sich auf einen oder auf

¹⁵⁴ So meint der Arzt zum Erzähler: „Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen diesen schrecklichen Anblick gönnen sollte. Wilde, immerdauernde, oft wüthende Raserei hat diese Unglücklichen so entstellt, daß Sie solche nicht nur für Menschen erkennen würden. Gott gebe, daß sie bald enden, ich kann ihnen mit aller meiner Kunst nicht einmal Linderung geben!“ (BdW III, S. 271)

¹⁵⁵ Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 198. S. a. WG, S. 142–147, wo Foucault hervorhebt, dass das Animalische im Wahnsinn den Irren seiner Menschlichkeit und seines Krankheitsstatus beraubt.

¹⁵⁶ Promies: Nachwort BdW, S. 329.

¹⁵⁷ Bennholdt-Thomsen et al.: *Der ‚Asoziale‘*, S. 174/176.

¹⁵⁸ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 127.

¹⁵⁹ Reuchlein: *Bürgerliche Gesellschaft*, S. 127; Košenina: *Gläserne Brust, Lesbares Herz*, S. 162.

¹⁶⁰ Johann C. Reil: *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curtsche Buchhandlung 1803. Unter: http://www.deutschestextarchiv.de/reil_curmethode_1803 [09.10.2016]. Vgl. die Ausführungen zu Reil im Kleist-Abschnitt dieser Arbeit. Reils *Rhapsodien* werden fortan mit der Sigle Rha und der entsprechenden Seitenzahl im Text zitiert.

¹⁶¹ Košenina: *Gläserne Brust, Lesbares Herz*, S. 162, Anm. 42/45. Vgl. Kap. „Fixer, partieller Wahnsinn, Melancholie“ (Rha, S. 306–324).

eine Reihe homogener Gegenstände bezieht, von deren Daseyn der Kranke nicht zu überzeugen ist, und die daher die Freiheit seines Begehrungsvermögens beschränkt, und dasselbe gezwungen, seiner fixen Idee gemäß, bestimmt. Beide Merkmale, fixe Ideen und subjektive Ueberzeugung, daß der Wahn Wahrheit sey, gehören wesentlich zur Charakteristik dieser Krankheit. (Rha, S. 306–308; Hervorheb. im Orig.)¹⁶²

Der Fokus auf diese Spielart psychischer Störung bei Spieß bedeutet daher weder, echte Krankheitsbilder zu verdrängen, noch lässt er sich ausschließlich mit einem „erzählstrategisch determinierten Stilisierungswillen“¹⁶³ erklären, der einzig auf die Rührung der Rezipienten spekuliert. Zwar spielt die Tendenz, durch entsprechende Stilisierung Mitleid zu evozieren, angesichts der einflussreichen Texte Garves zweifelsohne auch bei Spieß eine Rolle, doch liegt der Auswahl seiner besprochenen Fälle eben auch die um 1800 noch weit verbreitete seelenkundliche Überzeugung zugrunde, dass das punktuell auftretende und in sich durchaus logisch konsequente Delirium die Erscheinungsform des Wahnsinns schlechthin ist.¹⁶⁴

Der partielle Wahnsinn kann auf eine lange literarische Tradition zurückblicken, deren berühmtester Protagonist zweifelsohne Don Quijote heißt. Seine Verrücktheit beschränkt sich auf alles, was mit dem Rittertum zu tun hat, und hat ihre innere Logik und Systematik.¹⁶⁵ Das trifft auch auf die bei Spieß primär behandelten psychischen Störungen zu, die eine Koexistenz von Wahnsinn und Vernunft kennzeichnet. Dabei sticht insbesondere das Phänomen heraus, dass sich die betroffenen Protagonisten in diesem Zustand in der Regel problemlos mitteilen können. Der Wahnsinn schränkt ihre Kommunikationsfähigkeit nicht ein, wie die Fallgeschichte von Karoline G. von H. demonstriert. Der Erzähler zeigt sich in höchstem Maße erstaunt darüber, dass er angesichts der stringenten Narration vergangener Ereignisse durch die alte Frau keine Anzeichen von Wahnsinn an ihr bemerken konnte: „ich prüfte jede ihrer Reden, ihre so lange, und richtige Erzählung, ich fand auch nicht den geringsten Wahnsinn darinne, und doch äusserte er sich am Ende so deutlich.“ (BdW I, S. 183)¹⁶⁶ Das pathologische Verhalten der Frau kulminiert in dem Moment, in dem sie dem entgeisterten Erzähler ihre schlafende Toch-

¹⁶² Als Fälle fixer Ideen ohne Wahnsinn nennt Reil manche „Hypochondristen“ (Rha, S. 309).

¹⁶³ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 127.

¹⁶⁴ Reuchlein verweist diesbezüglich auf die Kontroverse zwischen Mathy und Maimon im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*, die genau um diesen Punkt entbrannte (Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 127).

¹⁶⁵ Zur literarischen Tradition des partiellen Wahnsinns vgl. Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 123, siehe dort auch Fußnote 126.

¹⁶⁶ Solange die echte Lebensgeschichte von Karoline nicht bekannt ist, lässt sich an der präsentierten Erzählung ihres Lebens, die sich aus Traumata speist, nicht ableiten, dass die Erzählerin wahnsinnig ist (Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 122).

ter präsentiert: „ich sah von neuem und sah immer nur einen bemahlten Haubenstock vor mir liegen, der mich mit seinen starren, schwarz gemahlten Augen fürchterlich angrinßte [sic!].“ (BdW I, S. 202)

Da der Erzähler gegenüber der Wahnsinnigen keinen Wissensvorsprung hat, kann er deren Rede nicht als unsicher markieren und entsprechend kommentieren. Erst der Dorfpfarrer klärt ihn darüber auf, dass „die ganze Geschichte eine Erdichtung ihrer Einbildungskraft, eine Erfindung ihres Wahnsinns ist.“ (BdW I, S. 203) Die Verwirrung über den partiellen Wahn des Erzählers teilt der ortsansässige Wirt, der die Wahnsinnige sogar der Verstellung bezichtigt, „weil sie sonst äußerst vernünftig spräche, und über die wichtigsten Dinge ein so gelehrtes Urtheil fälle, daß selbst die Proffessores im Kloster darüber erstaunen müßten.“ (BdW I, S. 208) Die Unzuverlässigkeit ihrer Rede wird in der Fallgeschichte zwar explizit ausgestellt, aber nicht durch einen Erklärungsversuch hinsichtlich Ätiologie und Art der Erkrankung aufgelöst. Allerdings verspricht der Erzähler, das im zweiten Band der Wahnsinnigen-Biografien nachzuholen, ein Versprechen, das er mit der Geschichte von Esther L. alias Karoline dann tatsächlich einlöst.

Wie bei Karoline/Esther zeichnet sich der Wahnsinn der Spießschen Figuren oftmals durch eine überaktive Einbildungskraft aus, die Aspekte der Realität durch Wahnvorstellungen ersetzt und dadurch neue Narrative hervorbringt, die der Berichterstatter lediglich aufzuschreiben hat.¹⁶⁷ Wie in der Fallgeschichte zu Jakob W. deutlich wird, ist das Wahn-Narrativ von Jakob, eine gläserne Brust zu haben, Gegenstand sowohl einer medizinischen als auch einer dramatischen Krise, die in der narrativen Fortführung des Deliriums in der ärztlichen Rede zusammengeführt werden.¹⁶⁸ Ist die Einbildungskraft zu dominant, herrscht kein Gleichgewicht mehr jener gleichberechtigten Fähigkeiten der Seele, die Marcus Herz im *Versuch über den Geschmack* zur Trias Vernunft, Einbildungskraft und Haltungsgefühl in ein ausgeglichenes Verhältnis setzt.¹⁶⁹ Als mögliches Resultat davon betonen die Spießschen Fallberichte das wahnhaft Fixieren einer bestimmten Vorstellung, wobei die Betroffenen in den *Biographien* die ursächlichen traumatischen Erlebnisse oftmals punktuell ausblenden, wenngleich die Amnesie nie irreversibel ist. Nachdem Konrad seine Geliebte mit einem anderen Mann gesehen hat, ereilt ihn in Bezug auf Karoline eine partielle Amnesie (BdW II, S. 155f.). Als er aber eine junge Mutter erblickt, die das verschüttete innere Bild von Karoline aufruft, wird er

¹⁶⁷ Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 77. Eindrucksvolles Beispiel für eine überaktive Einbildungskraft ist der ‚Guckkastenmann‘ im Hospital, der den Besuchern ein elaboriertes Spiel in mehreren Szenen in seinem ‚Guckkasten‘ vorführt (BdW III, S. 288–293).

¹⁶⁸ Vgl. Kap. 6.2.2. S. a. WG, S. 337.

¹⁶⁹ Vgl. Kap. 5.1.3. S. a. VüG, S. 51.

wieder zum Rasenden (BdW II, S. 159). Auch Friedrich M. hat die unschuldig verbüßte Gefängnisstrafe und seine Familie vergessen, doch der Anblick einer Puppe vermag ihn unvermittelt in tiefe Melancholie zu stürzen (BdW I, S. 249).

Indem Spieß Fälle schildert, bei denen bestimmte äußere visuelle Reize die verdrängten Inhalte wieder aufrufen und somit die partielle Amnesie rückgängig machen können, konstruiert er eine Unterteilung von Bewusstsein und Unterbewusstsein, die auf einer quasi mechanischen Funktionsweise der Seele beruht.¹⁷⁰ Diese Funktionsweise hat Herz, wie gesehen, in seinem *Versuch über den Schwindel* erläutert und sie scheint auch in den Spießschen Fallgeschichten vorzuliegen: Zwar nimmt der partielle Wahnsinn diejenigen Bilder heraus, welche die Seele beim Durchlaufen der Vorstellungen stören könnten, doch ein ähnliches Bild kann die Kette der Vorstellungen wieder vervollständigen. In der Fallgeschichte zu Jakob W. findet Spieß in einer theoretischen Reflexion dafür das Bild des „immer laufende[n] Rad[es] unsrer Einbildungskraft, welches gleich einer Laterna magika die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor unserer Seele vorüber dreht“ (BdW I, S. 116).¹⁷¹ Doch dieses Rad kann auch stocken, bei einem Bild verharren und die entsprechende Vorstellung zur fixen Idee werden lassen: „[...] und dann steht es da das Bild, welches sie eben darstellte, weicht nicht mehr, beschäftigt stets den Geist und verleitet ihn zum Wahnsinne.“ (BdW I, S. 116) Bei Reil heißt es über die fixe Idee entsprechend:

Die fixe Idee, als Product einer zu hoch gespannten Saite im Gehirn, tönt mit bey jeder auch noch so heterogenen Erregung desselben. Daher ihre allgemeine Affocation mit allen anderen Thätigkeiten der Seele. Der Kranke knüpft sie mit allerhand Gegenständen zusammen, mit welchen sie nach unserem Dafürhalten keine Verbindung hat. In diesen Fällen giebt es Intervalle, wo die fixe Idee fehlt; sie erscheint und verschwindet wieder nach gewissen Regeln. Allein im höchsten Grade des fixen Wahns schwebt sie dem Kranken überall wie ein Gespenst vor; er halt sie in jedem Augenblick automatisch wieder; produciert ununterbrochen dies Phänomen; und ist daher außer stande, irgend etwas anderes zu wirken. (Rha, S. 316f.)

Die pathologische Angst vor einem Schlaganfall, über den in Moritz' *Magazin* berichtet wird, oder den Drang eines Predigers, von der Kanzel zu springen, nennt Reil als Beispiele für fixen Wahnsinn.¹⁷² Wahnhaftige Vorstellungen, die sich auf Verwandlungen des Körpers und der Persönlichkeit beziehen, fasst er als *mania metamorphosis* zusammen.¹⁷³ Darunter fallen Frauen und Männer, die sich für schwanger halten, Patienten, die glauben, dass sie Wölfe sind, „und endlich solche, die wächserne Nasen, gläserne

¹⁷⁰ Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 199.

¹⁷¹ Auch in den Fallgeschichten über Sophie G. (BdW IV, S. 49f., und über den Graf von L (BdW IV, S. 174) taucht das Bild des ‚stockenden Rads der Einbildungskraft‘ auf. Vgl. Kap. 5.1.2 und 6.2.2.

¹⁷² Rha, S. 308.

¹⁷³ Rha, S. 337–342.

Beine, oder andere ungewöhnliche Krankheiten zu haben glaubten. Diese Krankheiten gränzen mit dem höchsten Grad der Hypochondrie nahe zusammen.“ (Rha, S. 339)¹⁷⁴ Eine gestörte Eigenwahrnehmung liegt bei Jakob W. vor (vgl. Kap. 6.2). Auch der Wahn von Kätchen aus der Fallgeschichte *Karl und Kätchen* bezieht sich auf den eigenen Körper. Da ihr Verlobter nicht das nötige Geld beschaffen kann, um den Ruin von Kätchens Familie abzuwenden, daraufhin zum Dieb wird und dafür mit seinem Leben bezahlt, muss Kätchen hart arbeiten: [...] aber bald grief [sic!] das innere Leiden ihrer Seele weiter um sich, es bemächtigte sich ihrer Sinne, sie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närrisch.“ (SB, S. 136) Ihr ‚närrischer‘ Zustand zeichnet sich durch eine Aversion gegen alles Glänzende am Körper und dadurch aus, dass sie sich mit schwarzen Lappen behängt und nichts anderes tut, als „mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuscharren.“ (SB, S. 136) Eine gestörte Fremdwahrnehmung liegt dagegen bei Esther L. vor, wenn sie den bemalten Haubenstock für ihr Kind hält (BdW II, S. 59).¹⁷⁵ Ähnlich entwickelt Pater Hyazinth die wahnhafte Vorstellung, eine Wachspuppe sei sein während des Theologiestudiums gezeugtes Kind (SB, S. 27f.) Wie bereits angerissen, ist Anton Leiter, der „Mutter- und Selbstmörder“ (SB, S. 85),¹⁷⁶ von der fixen Idee gezeichnet, dass seine Mutter vor ihm stehe, um Blut unter Antons Speisen zu mischen (SB, S. 98).

Indem die Fallgeschichten der *Biographien* vorführen, dass die Entstehung und der Zusammenhang delirioser Ideen – in den Worten von Marcus Herz – ‚Methode‘ haben, ihnen also eine psychologische Gesetzmäßigkeit zugrunde liegt,¹⁷⁷ referieren sie einen

¹⁷⁴ „Einige dieser Kranken, glaubt Ehrhard, können vielleicht an einem ganz anderen Wahn leiden, denselben aber verheimlichen, und ihn durch eine angebliche Metamorphose ihres Körpers zu maskiren [sic!] suchen.“ (Rha, S. 339f.)

¹⁷⁵ Beide Male werden Körper entworfen, die nur in der Imagination existieren. Eine Verneinung des Körpers liegt dagegen im Fall Lottchens vor, wenn sie die Schmerzen bei der Geburt ihrer Tochter glauben lassen, ihre Hinrichtung mitzuerleben. Danach negiert sie ihren eigenen Körper, indem sie sich für tot hält und als Engel- oder Heiligenfigur inszeniert (Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 201). Ihre wahnhafte Idee der Himmelsseligkeit schließt zwar nicht die Liebe zu Wilhelm, wohl aber die „körperliche Annäherung und somit Sexualität aus“ (Scherer: Bis daß der Tod, S. 67). Der Schluss der Erzählung, der die beiden Toten fest umschlungen in der „Wonne der Wiedervereinigung im Tode“ (BdW I, S. 121) zeigt, skizziert eine „Sinneslust ohne Sinnesorgane, Geschlechtsverkehr ohne Geschlechtsteile [und] basiert auf der in christlich-puritanischer Tradition stehenden Lust- und Körperfeindlichkeit“ (Scherer: Bis daß der Tod, S. 68). Dagegen zeigt Kätchens Leib eine Leerstelle an, nämlich die Abwesenheit des Verstandes (BdW I, S. 46f.); Bölts: Krankheiten und Textgattungen, S. 203.

¹⁷⁶ Die Ausführlichkeit, in der Antons Lebensweg beschrieben wird, zeichnet diese Fallgeschichte unter den *Biographien der Selbstmörder* insofern aus, als sie dadurch den Wahn und damit letztlich den Entschluss zum Selbstmord als notwendige Folge von Antons Sozialisierung skizziert (Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 155).

¹⁷⁷ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 121. Bei Reil heißt es vorsichtig: „Ueber die Natur des fixen Wahns und seiner psychologischen Entwicklung aus dem Wesen unserer Seele habe ich wenig Befriedigendes in den Schriften über die Seelenlehre gefunden. Das normale Verhältnis in der Dynamik

Konsens, zu dem zeitgenössische seelenkundliche Debatten kommen. Der Wahnsinn enthüllt „geordnete Arten, strenge Mechanismen in Seele und Körper, gemäß einer sichtbaren Logik gegliederte Sprache.“ (WG, S. 246)¹⁷⁸ Foucault hat am Beispiel der pathologischen Idee, der eigene Körper bestehe aus Glas, die wahnhaften Vorstellungen wie folgt charakterisiert:

Diese Überlegungen sind die eines Irren, aber noch muß man darauf hinweisen, daß sie in sich nicht absurd oder unlogisch sind. Im Gegenteil sind die zwingendsten Figuren der Logik dabei korrekt angewandt. [...] Dies ist die wunderbare Logik der Irren, die sich über die der Logiker lustig zu machen scheint, weil sie ihr zum Verwechseln ähnelt, oder vielmehr, weil sie genau dieselbe ist, und weil man im geheimsten Punkt des Wahnsinns, auf dem Grund so vieler Irrtümer, so vieler Absurditäten, so vieler folgenloser Worte und Gesten schließlich die tief versteckte Vollkommenheit einer Rede entdeckt. [...] Die äußerste Sprache des Wahnsinns ist die der Vernunft, aber eingehüllt in den Zauber des Bildes, begrenzt auf den Erscheinungsraum, den es definiert, wodurch sie beide außerhalb der Totalität der Bilder und der Universalität der Rede eine eigenartige mißbräuchliche Organisation schaffen, deren obstinate Besonderheit den Wahnsinn bildet. (WG, S. 235)

Diese ‚zwingendsten Figuren der Logik‘ herrschen in allen Fallgeschichten der *Biographien* vor, ausgenommen die Erzählung über Friedrich M**r und seine Familie (BdW I, S. 121–155). Sie ist der einzige Fallbericht der *Biographien*, der die tendenzielle Vernünftigkeit im Irresein aufhebt, denn in seinem infantilen Zustand kann sich Friedrich nicht mehr kohärent äußern. Als Fritz mit dem roten Mützel, wie er sich selbst nennt, ist Friedrichs Rede von Widersprüchen gekennzeichnet, wie der Freund des Erzählers erlebt. Auch weiß Friedrich weder, dass er selbst der ehemalige Staffierer ist, noch, dass er seinen eigenen Kindern gegenübersteht:

M. F r e u n d . Wie heißt du denn?
 F r i e d r i c h . Fritz mit dem rothen Mützel!
 M. F r e u n d . (a u f s e i n e K i n d e r z e i g e n d) Wer sind denn diese hier?
 F r i e d r i c h . (s i e a n s t a r r e n d) Das sind des alten Staffiers seine Buben!
 M. F r e u n d . Was wollen sie denn hier?
 F r i e d r i c h . Sie suchen ihren Vater.
 M. F r e u n d . Wo ist denn dieser?
 F r i e d r i c h . Ich weiß nicht! – – Kannst du pfeifen?
 M. F r e u n d . (m i t T h r ä n e n) Nein, ich kann's nicht!
 F r i e d r i c h . Warum weinst du denn?
 M. F r e u n d . Die Aermsten dauern mich so sehr, weil sie ihren Vater suchen und nicht finden können.

der Theile des Seelenorgans ist verstimmt. Einige seiner Fasern sind zu reizbar, wirken hervorstechend, halten den aufgefassten Gegenstand unwandelbar fest, associieren sich mit allen, auch heterogenen Erregungen, und erschöpfen die Summe der Kraft so sehr, daß keine andern Handlungen wirklich werden können. Die Fortdauer erzeugt Fertigkeit, nach den Gesetzen der Gewohnheit. Die ungeübten Theile rosten ein. Die Seele ist genöthiget, das ihr unablässig aufgedrungne Object für Wahrheit zu halten, und in diesem Augenblick ist sie verrückt.“ (Rha, S. 319f.)

¹⁷⁸ „Alles in dem, was der Wahnsinn von sich selbst sagen kann, ist Vernunft, während er doch Negation der Vernunft ist. Kurz, *ein rationales Erfassen des Wahnsinns ist immer möglich und notwendig in dem Maße, in dem er selbst Nicht-Vernunft ist* [...] *geblendete Vernunft*.“ (WG, S. 246; Hervorheb. im Orig.)

Friedrich. (traurig) Mich auch! Komm, wir wollen ihnen suchen helfen.

Er nahm jetzt meinen Freund bei der Hand, führte ihn nach einem Rosenstrauch, und versteckte sich schnell hinter diesem, ehe noch jener über die Ursache seines Versteckens einig werden konnte, sprang er plötzlich hervor, und rief aus: da ist er! da ist er!

M. Freund. So bist du ihr Vater?

Friedrich. Ich bin Fritz mit dem rothen Mützel.

M. Freund. Wer ist denn der alte Staffier?

Friedrich. Ich weiß nicht.

M. Freund. Kennst du ihn nicht?

Friedrich. Ich kenn' ihn schon!

M. Freund. Wo ist er denn?

Friedrich. Morgen kauf ich mir ein Schiff, und da geh ich vor's Thor, setze es auf's Wasser, und fahre damit nach Rom, du darfst aber nicht mit fahren. [alles sic!] (BdW I, S. 151f.)

Den Gegenpol zu Fritz stellen die beiden Fälle des Joseph Karl (BdW I, S. 31–58) und des Guckkasten-Jünglings dar (BdW III, S. 287–294). Indem durch deren Wahnsinn „eine gewisse Wahrheit und Vernunft aufscheint“¹⁷⁹, wie es für die Wahnsinnsdarstellungen der Renaissance charakteristisch ist, nehmen sie ebenfalls eine Ausnahmestellung im Spießschen Œuvre ein.¹⁸⁰

Da in der Regel Formen des partiellen Wahns vorliegen, werden die psychisch Kranken bei Spieß meist im Sozialverband geduldet. Die Wahnsinnigen wieder vollständig in die Gesellschaft einzugliedern gelingt jedoch nie, denn das psychische Leiden erweist sich stets als unheilbar.¹⁸¹ Keine einzige der in den *Biographien* vorgestellten Krankheitsgeschichten kann mit einer vollständigen Beseitigung des pathologischen Zustands aufwarten. Indem die Fallberichte dennoch Versuche einer Therapie skizzieren, verweisen sie auf eine Gespaltenheit des zeitgenössischen medizinischen Diskurses. Während sich einerseits die Skepsis eines Kant hält, der Phänomene der ‚Verrückung‘ in seinem *Versuch über die Krankheiten des Kopfes* fast ausschließlich für unheilbar ansah,¹⁸² greift andererseits ein therapeutischer Optimismus um sich. Die prävalenten chirurgisch-medikamentösen Behandlungen werden generalüberholt und in ihrem Geltungs-

¹⁷⁹ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 121.

¹⁸⁰ Joseph Karl konstruiert für die Zeit seiner schweren Erkrankung nachträglich einen angeblichen Aufenthalt in einer ‚Oberwelt‘ (vgl. BdW I, S. 56), die er in einem philosophisch anmutenden Vortrag der Schlossgesellschaft präsentiert. Der junge Mann mit dem Guckkasten „drang sogar in die Gesellschaftszimmer der Großen, und sagte ihnen oft die bittersten Wahrheiten. Sein Wahnsinn wurde erst vollkommen entdeckt, als man ihn vor Gerichte zur Verantwortung zog.“ (BdW III, S. 293) Entgegen der dominanten Forschungsmeinung der 1950er und 60er Jahre kann der Wahnsinn bei Spieß (und seinen Zeitgenossen) „keine anderen, höheren, der gewöhnlichen Vernunft verschlossenen Einsichten einer, wie auch immer gearteten ‚Gegenwelt‘ gewähren, sondern, soweit er überhaupt noch eine Kraft zur Erkenntnis aufweist, nur solche, die auch der gesunden Vernunft zugänglich und die gleichsam der ‚Welt‘ zugehörig sind.“ (Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 125)

¹⁸¹ Böls: Krankheiten und Textgattungen, S. 198.

¹⁸² Vgl. AA II, S. 257–271.

recht von neuartigen psychischen Methoden mehr und mehr beschnitten. Schließlich entsprechen Therapieansätze, wie sie etwa Marcus Herz propagiert, der sich durchsetzenden Auffassung von Wahnsinn als einer seelischen Störung weitaus mehr, denn sie berücksichtigen das heilende Potenzial psychosomatischer Wechselwirkungen.¹⁸³ Dass die Methode, auf die wahnhaften Ideen der Patienten einzugehen, mit Erfolg gekrönt sein kann, hat Herz an Moritz vorgeführt; versucht wird sie auch in den Fallgeschichten *Jakob W. und Wilhelm M****r und Karoline W.-g.* Laut Reil kommt es bei der „psychischen Kur dieser Geisteszerrüttung“ (Rha, S. 324), also der fixen Ideen, darauf an, die wahnhafte Vorstellung zu beseitigen:

Mit ihr schwinden alle Triebe, Begierden und unstatthaften Handlungen, die von ihr, als von ihrer Quelle, ausströmen. Sobald dieselbe auch nur in längeren Zwischenräumen schweigt und dadurch der zitternden Saite einzelne Ruhepunkte verstattet werden; so vermindert sich ihre hervorstechende Reizbarkeit, in welcher die kranke Fertigkeit gegründet ist. Mit der Rückkehr des normalen Kraftverhältnisses im Seelenorgan kehrt die Freiheit der Ueberlegung und die Bestimmung des Willens nach den Gesetzen der Vernunft zurück. Der Kranke ist im Stande, den Ungrund seiner fixen Vorstellung aufzusuchen, oder sie als etwas Gleichgültiges bey Seite zu setzen, bis sie allmählich von selbst verlöscht [...] Alle Ideen, die uns durch ihr Interesse fesseln, *verlöschen endlich durch die Zeit*, wenn sie durch einstweilige Vorfälle außer uns und nicht etwan durch permanente Gegenstände in und außer dem Körper erregt werden. In diesen Fällen kömmt daher alles darauf an, die Zeit zu gewinnen, die das Uebel zuverlässig heilt, ohne daß bis dahin, durch die überspannte Anstrengung des Gehirns, Verletzungen desselben entstehn, die ihrer Natur nach unheilbar sind. (Rha, S. 324f.; Hervorheb. im Orig.)

Diese psychischen Therapiepraktiken treten nun neben die traditionsreichen physischen Verfahren zur Bekämpfung von Geisteskrankheiten, wie Aderlass und Medikation für die Patienten des Hospitals oder die ‚Eiskur‘ bei Konrad G.¹⁸⁴

Einer solchen Entwicklung tragen die Reformen in psychiatrischen Einrichtungen Rechnung, wie sie Pinel, Reil und Tuke vorantreiben: Statt die Irren schlicht zu verwahren, gilt es nun, ihren stationären Aufenthalt zur Behandlung und bestenfalls für eine Heilung der Krankheit zu nutzen.¹⁸⁵ Der Zweck der Zucht- und Irrenhäuser, die Foucault als Stätten der „Fürsorge und Repression“ (WG, S. 76)¹⁸⁶ ausweist, wandelt sich.

¹⁸³ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 129, Anm. 148.

¹⁸⁴ Vgl. Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 130, Anm. 151 und 152.

¹⁸⁵ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 128; WG, S. 128. Vgl. Foucaults Darstellung in *Wahnsinn und Gesellschaft*, in der er die Erfindung der Internierung in der Zeit der französischen Klassik verortet und die Internierung der Geisteskranken mit der mittelalterlichen Absonderungspraxis analog setzt, die an Leprakranken geübt wurde (WG, S. 76f.). Zunächst wurden die Irren in allgemeinen Zucht-, Arbeits- und Armenhäusern interniert, doch mit den Reformbemühungen Ende des 18. Jahrhunderts wurden eigene Irrenanstalten und Krankenhäuser für sie errichtet, in denen eine Heilung versucht und eine etwaige Wiedereingliederung in die Gesellschaft vorbereitet werden sollte (Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 20). Zum Konnex von Armut und Wahnsinn in Spieß' Erzählungen s. a. Scherer: Bis daß der Tod, S. 62f.

¹⁸⁶ Zur Ablösung der Verschiffungspraxis durch jene der Internierung vgl. WG, S. 65f. Vgl. WG, S. 125: „Der Augenblick, in dem die Jurisprudenz der Geisteskrankheit zur Bedingung jeglicher Internierung

Der Besuch einer solchen Einrichtung scheint zum Pflichtprogramm des gebildeten Bürgers in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört zu haben, wie die zahlreichen Berichte bezeugen, darunter der von Georg Christoph Lichtenberg, der das Londoner Irrenhaus Bedlam besichtigt.¹⁸⁷ Den Irren einem ‚vernünftigen‘ Publikum zu präsentieren, ist nach Foucault Teil des aufgeklärten Umgangs mit Wahnsinn.¹⁸⁸ Schaulust trifft dabei auf rationalistischen Aufklärungsdrang, dessen Anteilhabe an moralpädagogischen, philosophischen und psychologischen Diskursen¹⁸⁹ als Motivation und mitunter als Deckmantel für die Publikation der Tollhaus-Reportagen dient. Entsprechend reißerisch wird der Besuch des Hospitals der Wahnsinnigen zu P. eingeleitet: „Mein Herz schlug stärker, meine Brust athmete heftiger und schneller, als der Thürhüter die verschloßne Pforte öffnete, und wir in einen großen, mit hohen Mauern umgebenen Vorhof eintraten.“ (BdW III, S. 224)

Die Erzählung ist jedoch insofern bemerkenswert, als sie im weiteren Verlauf das Irrenhaus als eine Einrichtung¹⁹⁰ vorstellt, der ein Arzt mit Heilungsabsichten vorsteht, die nach Angaben des Berichterstatters darüber hinaus auch noch von Erfolg gekrönt sind: „Ich sah’s so gerne, wenn Hoffnung zur Genesung in seinem Auge glänzte, und hörte es mit größtem Vergnügen, wenn er wirklich durch Kunst und rastlose Bemühung dem schrecklichen Wahnsinne ein Opfer entrissen“ (BdW III, S. 223 = falsche Nummerierung; eigentl. S. 207) hatte, denn der Arzt versichert ihm „mit dem festen Tone der Überzeugung [...], daß er von allen diesen noch Besserung hoffe und rastlos an ihrer Genesung arbeite.“ (BdW III, S. 209) Seine Bemühungen stellen die einzigen länger-

wird, ist auch der Augenblick, in dem mit Pinel langsam eine Psychiatrie entsteht, die vorgibt, den Wahnsinnigen erstmals als menschliches Wesen zu behandeln.“

¹⁸⁷ Promies: Nachwort BdW, S. 327. S. a. WG, 138–140; Aumüller et al.: Lebenswelt; Osinski: Über Vernunft und Wahnsinn, S. 59–66; Bennholdt-Thomsen et al.: Der ‚Asoziale‘, S. 165f., Košenina: Von Bedlam nach Steinhof, S. 323/325f., und insbesondere Bennholdt-Thomsen et al.: Der Irrenhausbesuch, für eine umfassende Sammlung an Beschreibungen von Irrenhausbesuchen im 18. Jahrhundert. Eines der bekanntesten Beispiele findet sich in den Briefen Kleists, auf das später noch einzugehen sein wird (vgl. Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Kleists Besichtigung des Würzburger Irrenhauses. Zur Tradierung einer unbewiesenen Forschungsmeinung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 51–60).

¹⁸⁸ WG, S. 137f.

¹⁸⁹ Vgl. Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 72. S. a. Scherer, die im „neuartig psychologisch argumentierenden literarischen Diskurs“ am Ende des 18. Jahrhunderts eine „moraltheologisch fundierte Relation zwischen Seele und (Unter)Leib“ bei Spieß ausmacht (Scherer: Bis daß der Tod, S. 61).

¹⁹⁰ Die wenigen Angaben über Aufbau und Ausstattung der Anstalt sind insofern aufschlussreich, als sie nicht nur die mangelnde Einrichtung (so entschuldigt sich einer der Insassen beim Besucher dafür, ihm keinen Stuhl anbieten zu können, da er außer einem „angenagelten Tisch und Stuhl“ (BdW III, S. 223) keinen Hausrat habe), sondern auch den Charakter des Hospitals skizzieren: Wie Bennholdt-Thomsen/Guzzoni festhalten, entsteht ungeachtet der Rede vom „großen Hospital der Wahnsinnigen“ (ebd., S. 223) eher der Eindruck „einer kleinen Privatanstalt für männliche Patienten, zumal die meisten, von denen die Rede ist, begütert sind und für ihre Unterbringung und Verpflegung selber aufkommen.“ (Bennholdt-Thomsen et al.: Der Irrenhausbesuch, S. 37)

fristig angelegten Behandlungen in den *Biographien* dar, da alle anderen nicht über den Status eines einmaligen Therapieversuchs hinauskommen.¹⁹¹

Wie der kursorische Blick auf die Fallberichte der Wahnsinnigen-Biografien von Spieß offenbarte, widmen sich die Darstellungen den psychopathologischen Störungen hinsichtlich Ätiologie und Genese differenziert und detailliert. So skizzieren sie das Ineinandergreifen von physischen Erkrankungen und psychogenetischen Faktoren bei der Entstehung wahnsinnigen Verhaltens, wobei insbesondere das Phänomen Ohnmacht große Aufmerksamkeit genießt. Wie es bei Spieß insbesondere in Bezug auf den Effekt plötzlicher Affekte dargestellt wird, erinnert an die Beziehungen, die Herz zwischen dem Fluss des Nervensaftes und dem Verlust der Sinne stiftet. Was die Fähigkeit des Körpers betrifft, an seiner Oberfläche von der psychischen Erkrankung zu sprechen, kontrastieren die Fallgeschichten der *Biographien der Wahnsinnigen* ältere physiognomische Theorien, die zum Teil auf humoralpathologische, aber auch auf neuere neurophysiologische Prinzipien rekurrieren, inklusive des zunehmenden semiotischen Zweifels, wie er an der Schwelle zum 19. Jahrhundert herrscht. Während die Spießschen Fallberichte mit denen von Herz die beschriebene Symptomatik der Wahnsinnsfälle gemeinsam haben, teilen sie nicht die bei Herz gesetzte Verbindung von Fieber und Heilung. Bei Spieß führen Fieberanfälle wenn überhaupt nur zu einer kurzfristigen Verbesserung des Zustands, nie aber zur vollständigen Befreiung von der pathologischen Störung. Im Einklang mit einem großen Teil der in den Publikationen des späten 18. Jahrhunderts dargestellten Fälle berichtet Spieß ausschließlich von partiellem Wahn, der sich oftmals als *idée fixe* ausprägt und als punktuell auftretende und in sich durchaus logisch konsequente Erscheinungsform um 1800 noch als typisch gilt. Die *Biographien der Wahnsinnigen* vertreten die Auffassung, dass dem Wahnsinn dezidierte Mechanismen in Seele und Körper zugrunde liegen, wie sie Marcus Herz zu formulieren und darauf basierende innovative Wege der Therapie aufzuzeigen versucht. Auch die Behandlungsansätze, die in den Spießschen Fallgeschichten skizziert werden, sprechen von der neuen Kombination von chirurgisch-medikamentösen Eingriffen und psychischen Methoden.

Die psychopathologischen Aspekte, welche die *Biographien* vorstellen, sind demnach fest in den wissenschaftlichen Diskursen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verankert, die in einer Phase der Transition ältere Erklärungsmodelle mit neuen Theo-

¹⁹¹ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 129f.

rien verquicken. Folglich lässt sich Spieß' Fallgeschichte zu Jakob W. als literarische Pathografie lesen, denn sie thematisiert psychophysische Gesetzmäßigkeiten und entsprechende neuartige Therapieansätze am Schicksal eines 24-jährigen Tirolers, der sich in seine tüchtige Haushälterin Marie verliebt. Sie aber will auf eine Liaison nur eingehen, wenn Jakob dafür von seiner Familie den Segen erhält. Als ihm dieser verweigert wird, verschwindet der junge Mann spurlos. Seine Knechte finden ihn eine Woche später völlig entkräftet in einem Heuschuppen, mit den Händen seine Brust bedeckend. Ein Gespräch mit Marie enthüllt den Grund dafür: Jakob leidet unter der Vorstellung, dass die Öffentlichkeit aufgrund seiner gläsernen Brust sämtliche Gedanken und Gefühle in seinem Herzen lesen könne. Als Konsequenz zieht sich der junge Mann sowohl vor Marie als auch der Außenwelt zurück; nur die Intervention eines Arztes bringt ihn schließlich wieder dazu, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Doch seine Wahnvorstellungen verliert Jakob auch in den folgenden Jahren nicht mehr; er stirbt nach einem Fieberanfall auf seinem Hof.

Von anderen zeitgenössischen Texten hebt sich Spieß' Text dadurch ab, dass er den Zusammenhang von äußeren körperlichen Zeichen und psychischem Innenleben in eine kausale Relation von psychologischer Motivation und Glashalluzination transformiert.¹⁹² Die auffällige heterogene narrative Struktur des Textes, in der dramatische Schreibweisen zum Einsatz kommen, wirft die Frage auf, ob sie das Ergebnis einer gezielten Kombination distinkter narrativer Darstellungsmittel mit den Charakteristika der psychischen Störung ist. Gewinnt in der Fallgeschichte zu Jakob W. das Krankheitsbild der *mania metamorphosis* seine Konturen dadurch, dass über den *discours* Aspekte des Temporalen eingespeist werden? Entgegen der kolportierten Forschungsmeinung würde Spieß' Text durch die Art der Darstellung also durchaus den Verlauf der Krankheit gezielt in den Blick nehmen. Er trüge folglich jene nosografischen Züge, auf die bei Marcus Herz mit Bezug auf Johann Christian Heinroth bereits verwiesen wurde: eine versuchte narrative Verlaufsgestaltung.¹⁹³ Die Vermutung liegt nahe, dass Spieß' Text über seine temporale Organisation, insbesondere durch erzählerische Mittel wie Moduswechsel, Analepsen und Frequenz, nosografische Momente abbildet.¹⁹⁴ Wie die Fallgeschichte über ihre Narration die Gesetzmäßigkeiten der Seele offenlegt, die psychische

¹⁹² Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 84.

¹⁹³ Zum Verlauf als Klassifikationssystem bei Heinroth vgl. Wübben: Lenz – ein psychiatrischer Fall und das Fazit der Spieß-Analyse in Kap. 6.2.2.

¹⁹⁴ Vgl. Wübben: Ordnen und Erzählen, hier insbes. S. 392f., wo Wübben zeigt, wie Emil Kraepelins Fallbericht über solche erzählerischen Mittel einen Zusammenhang zwischen Narration und Nosografie etabliert.

Störung in ihren verschiedenen Phasen umreißt und entsprechende Therapieansätze vorstellt, soll im Folgenden zu den von A. E. Büchner geforderten medizinisch-psychologischen Notationsformen in Bezug gesetzt werden.

6.2 Christian Heinrich Spieß' Fallgeschichte *Jakob W****r* (1796)

6.2.1 Das Fenster in der wahnhaften Brust: die Verwandlung des Ökonomen

Von der wahnhaften Vorstellung, einen Körper aus Glas zu haben, berichtet Robert Burton in seinem äußerst umfassenden Werk *The Anatomy of Melancholy* aus dem Jahr 1621 und reiht sie in *section 1, member III, subsection 2* unter die melancholischen ‚*Symptoms or Signs in the Mind*‘ ein:

Fear of devils, death, that they shall be so sick, of some such or such disease, ready to tremble at every object, they shall die themselves forthwith, or that some of their dear friends or near allies are certainly dead; imminent danger, loss, disgrace still torment others, &c.; that they are all glass, and therefore will suffer no man to come near them: that they are all cork, as light as feathers; others as heavy as lead; some are afraid their heads will fall off their shoulders, that they have frogs in their bellies, &c.¹⁹⁵

Auch Johann Christian Reil sieht die fixe Idee des gläsernen Körpers als Krankheitsbild des ‚fixen, partiellen Wahnsinns, Melancholie‘, so die Überschrift des Kapitels seiner *Rhapsodien* [sic!] *über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*, einem der wichtigsten Zeugnisse der entstehenden Psychiatrie um 1800. Er stellt sie als *mania metamorphosis* in eine Reihe mit den wahnhaften Vorstellungen, die sich auf „Verwandlungen des Körpers und der Persönlichkeit beziehen“ (Rha, S. 337), also etwa die bei Burton genannte pathologische Idee, Tiere befänden sich im eigenen Körper.

Christian Heinrich Spieß behandelt in seinem Fallbericht *Jakob W****r* eine Variante dieser *glass delusion*. In der Regel äußert sich diese nämlich als pathologische Angst vor dem Zerschneiden des Körpers, wie bei Burton und Reil gelistet. Der junge Tiroler Jakob aber leidet nicht an der Idee, seine gläserne Brust könne zerbersten, sondern unter der Vorstellung, dass sie Blicke in das Innere seines Herzens und damit seine Gedanken und Wünsche gestattet, und ruft damit den für das späte 18. Jahrhundert typischen emp-

¹⁹⁵ Robert Burton: *The Anatomy of Melancholy. What it is, with all the kinds, causes, symptoms, prognostics, and several cures of it. In three Partitions, with their several Sections, numbers, and subsections. Philosophically, medically, Historically, opened and cut up. By Democritus Junior. With a Satirical Preface conducing to the following Discourse.* Online-Version der 1832 von Longman, Rees & Co. herausgegebenen Ausgabe: Longman, Rees & Co. 1621 (1832). Unter: <https://ebooks.adelaide.edu.au/b/burton/robert/melancholy/complete.html> [11.10.2016].

findsamen Topos der „sprachlosen Herzenssprache“¹⁹⁶ auf. Die Geschichte von Jakob W***r, die in der von Promies herausgegebenen Ausgabe aus dem Jahr 1966 den Zusatz *Der Gläserne Ökonom* trägt, reiht sich strukturell in die Tradition medizinischer Fallberichte ein, da sie zunächst den Kranken an sich vorstellt, um sich dann der Krankheit zu widmen. So konzentriert sich die Exposition ganz auf die Charakterisierung Jakobs, um dann erst in die detaillierte Schilderung des Krankheitsverlaufs überzugehen. Auch wenn sie einen nüchternen Duktus vermissen lässt, umfasst die Exposition des Fallberichts dabei sämtliche Kategorien, die A. E. Büchner für notwendig erachtet, um einen Patienten zu Beginn einer Krankengeschichte zu charakterisieren.¹⁹⁷

Dabei kontrastieren Strategien der Authentifizierung in der Fallerzählung von Jakob W. mit einem märchenhaften Anstrich, den bereits zeitgenössische Kritiker an den *Biographien*, diesen „ganz artigen, zum Theil rührenden, halb wahren Märchen“¹⁹⁸, bemerken. Der Einstieg in die Geschichte über Jakob führt den Protagonisten, im Titel anonymisiert als Jakob W***r, als echten Fall vor, der sich vor 15 Jahren zugetragen hat, wobei die Charaktisierung des jungen Mannes hyperbolische Züge trägt. Durch eine Häufung von Superlativen und das Absolutheit anzeigende Adverb ‚immer‘, das bereits im ersten Absatz drei Mal verwendet wird, entsteht das Bild eines in allen Tätigkeiten versierten, tüchtigen Menschen: Ein „feuriger, mutiger und schöner Jüngling“ (JW, S. 44/BdW I, S. 101),¹⁹⁹ durch Erbschaft finanziell begünstigt, bewirtschaftet Jakob als Pächter den gräflichen Meierhof vorbildlich, immer nach Optimierung des Vieh- und Ackerbetriebs strebend. Neben Geschlecht und Alter²⁰⁰ kommen dabei Leibeskonstitution und Lebensart Jakobs zur Sprache, der „gerne übers Feld“ (JW, S. 44/BdW I, S. 101) zieht und sich geistig wie körperlich aktiv betätigt. Durch den Bericht über seine Neigungen und die Lebensführung lassen sich zum Teil auch die *res non naturales* erschließen, die bei A. E. Büchner neben dem Stoffwechsel auch Wohn-, Ernährungs-, Schlaf- und sonstige Gewohnheiten betreffen. Wenn er nicht den Hof leitet, ist der junge Ökonom „bei jedem Freischießen, bei den meisten ländlichen Gelagen

¹⁹⁶ Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 89.

¹⁹⁷ Zelle: A. E. Büchner, S. 312.

¹⁹⁸ Eg.: *Biographien der Wahnsinnigen* [Rez.], S. 205.

¹⁹⁹ Der Fall Jakobs, wie er in der Neuauflage aufgeführt ist (Christian H. Spieß: „Der gläserne Ökonom. das ist: Die Geschichte von Jakob W***r.“ In: Ders.: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966, S. 44–61) wird im Folgenden im Text unter der Sigle JW zitiert und zwar stets in Kombination mit der BdW-Ausgabe. Bzgl. der doppelten Zitation vgl. Fußnote 25 in Kap. 6.1.

²⁰⁰ Zum Zeitpunkt, an dem die Erzählung einsetzt, ist Jakob 22 Jahre alt; als seine psychische Krankheit ausbricht, ist er 24 Jahre alt (JW, S. 46/BdW I, S. 103).

zugegen“ (JW, S. 44/BdW I, S. 101), wobei sich tüchtiges Arbeiten und ausschweifende Freizeitgestaltung stets die Waage halten.

Bald in vorzüglicher aufklärerischer Manier als „der beste und klügste Ökonom“ (JW, S. 44/BdW I, S. 101) der Gegend bekannt, übertrifft der gesellige junge Mann auch in seinen Freizeitaktivitäten wie dem Schießen sämtliche übrigen Zillertaler, was der Text anaphorisch betont: „selten fehlte er den Mittelpunkt der Scheibe, selten übertraf ihn ein Tänzer, selten gewann ein anderer, wenn er sich unter den Kegel- und Kartenspielern befand.“ (JW, S. 44/BdW I, S. 101f.) Über seine Erfolge als Tänzer, Kegler, Kartenspieler, Schütze und stets aktiver Landwirt wird die körperliche und geistige Fitness Jakobs als ausgezeichnet ausgewiesen. Er wird zu Beginn der Erzählung seines Falles in einem stabilen Umfeld verortet, das ihm größtmögliche Normalität bietet. Seine Vorgeschichte, nach A. E. Büchner ein weiterer zu beachtender Aspekt, wird indirekt über Verweise auf familiäre Strukturen abgehandelt (JW, S. 46/BdW I, S. 103). Aufgrund seines ausgeglichenen Charakters können Jakob daher auch „diese kleinen Ausschweifungen, welche dem Landwirte sonst immer nachteilig, oft schädlich sind“ (JW, S. 44/BdW I, S. 102), nichts anhaben, ganz im Gegenteil: „Er blieb als Schütze, Tänzer und Spieler immer noch der spekulierende Ökonom“ (JW, S. 44/BdW I, S. 102), der mit charmanter Berechnung die Geschäfte für sich zum Vorteil zu nutzen weiß (JW, S. 44f./BdW I, S. 102). Das Temperament, das Gemüt und die Neigungen des „muntere[n], fröhliche[n] Jüngling[s]“ (JW, S. 45/BdW I, S. 103) zeichnen sich durch die Balance von Geselligkeit und Reflektion aus, die sich in wirtschaftlichem Erfolg bemerkbar macht. Feuer und Mut auf der einen Seite sowie Berechnung und Klugheit auf der anderen, dieses ostentative Waage-Halten trotz aller Auszeichnungsmerkmale unterstreicht zunächst die in der Vorrede der *Wahnsinnigen-Biographien* formulierte Mäßigungsformel als gesellschaftlich anerkanntes Ideal. Wenn Jakobs Tätigkeit als Ökonom hervorgehoben wird, deutet dies zum einen auf die Tendenz, den Wahnsinn „durch eine ethische Verurteilung des Müßigganges und in einer sozialen Immanenz, die durch die Gemeinsamkeit der Arbeit garantiert ist“ (WG, S. 92), zu perzipieren. Zum anderen aber verweist der Begriff des Ökonomen auf den Aspekt der Regelmäßigkeit, den er mit sich führt. Schließlich befasst sich die ‚Ökonomie‘ mit dem Gesetz (*nómos*) des Hauses (*oikos*);²⁰¹ erfolgreich als Ökonom ist nur derjenige, der über diese Gesetze Bescheid weiß und sie entsprechend für sich zu nutzen weiß. Jakob kennt ganz eindeutig sowohl

²⁰¹ o. V.: „Ökonomie [Art.].“ In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 668.

die Regeln des Geschäftemachens als auch die des gesellschaftlichen Zusammenlebens, denn er blieb stets „der spekulierende Ökonom, er benutzte jeden Zwischenraum, kaufte, verkaufte, forschte und fragte stets mit Vorteil“ (JW, S. 44/BdW I, S. 102). Er schafft es, Geschäfte abzuschließen, „weil gute Gesellschaft und Gelegenheit zur Freude das Herz des Verkäufers und Befragten geöffnet hatte, beide aufrichtiger und williger machte, manchem kleinen Gewinne zu entsagen, auf welchem sie bei anderer Gelegenheit fest bestanden wären.“ (JW, S. 44f./BdW I, S. 102) Bemerkenswert ist, dass das Wissen um die verborgenen Gesetzmäßigkeiten, die gesellschaftlichen wie wirtschaftlichen Interaktionen zugrunde liegen, sein Echo in der Regelmäßigkeit hat, der Jakobs Wahn folgt. Es ist diese Regelmäßigkeit, die das Fundament für die Struktur der Fallgeschichte bildet, welche die Umstände, Ereignisse und Symptome zu einem psychopathologischen Fall verknüpft, der diesen Gesetzmäßigkeiten entspricht.

Eine *historia morbi*, die Krankheitsgeschichte selbst, zu entfalten, gelingt nach A. E. Büchner im zweiten „Hauptstück“ (Med I, S. 44), in dem er den Blick auf die Krankheit fordert. Auch Jakobs Fallbericht wendet sich nach der Charakterskizze in der Exposition emotionalen Komponenten zu, die aus anamnestischer Sicht eine Rolle bei der Genese des psychischen Leidens spielen können – die bei Büchner geforderten ‚Umstände, Veränderungen und Zufälle‘ (Med I, S. 43), welche der heterodiegetische Erzähler der *Geschichte von Jakob W***r* in narrativem Modus schildert. Spieß’ Text entwirft die Erkrankung Jakobs als dynamischen Prozess, dessen Verlauf er erfasst, indem er die Zu- und Abnahme der Prodrome²⁰² und der Symptome des Wahns skizziert. Jakobs psychische Störung wird in ihrem Wandel von anfänglicher Melancholie über die Exazerbation²⁰³ der fixen Idee, die partielle Remission²⁰⁴ der Begleitsymptome bis hin

²⁰² Prodrome sind die Vorzeichen und Frühsymptome einer Krankheit (o. V.: : „Prodrom [Art.]“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/prodrom/K0HQP/doc/> [14.10.2016]), während als Symptome diejenigen Erscheinungen bezeichnet werden, die zusammen mit einer Erkrankung auftreten. Unterschieden wird zwischen subjektivem Symptom (der Patient beobachtet das Symptom selbst) und objektivem Symptom beziehungsweise klinischem Zeichen (der Arzt nimmt es wahr). Im weiteren Sinne gehören auch durch weitergehende Untersuchungen festgestellte Veränderungen zu den Symptomen (o. V.: „Symptom [Art.]“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/Symptom/K0M1E/doc/> [14.10.2016]).

²⁰³ „Verschlimmerung, Steigerung, Wiederaufbrechen oder Wiederauftreten (Reexazerbation), z. B. bei Tuberkulose, Schizophrenie und affektiven Störungen.“ (o. V.: „Exazerbation [Art.]“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/Exazerbation/K07C7/doc/> [14.10.2016])

²⁰⁴ „(vorübergehendes) Zurückgehen von Krankheitserscheinungen, z. B. Nachlassen des Fiebers oder Rückbildung eines Tumors. [...] partielle Remission [...]: deutl. Besserung (jedoch nicht vollständige Normalisierung) von Befunden“ (o. V.: „Remission [Art.]“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/remission/K0JNL/doc/> [14.10.2016]).

zur abermaligen Verschlechterung von Jakobs Zustand, die zum Tod führt, in ihren verschiedenen Phasen begleitet. Um die Stadien der Krankheit herauszuarbeiten, kommen distinkte rhetorische und narrative Mittel zum Einsatz. Am auffälligsten ist neben der dramatischen Schreibweise die umgestellte temporale Ordnung des Erzählten. Der Fallbericht weist mehrere Analepsen auf, durch die der *discours* von der *histoire*, der chronologischen Entwicklung der Krankheit, abweicht. Wie im Folgenden zu sehen sein wird, etabliert der Text mit solchen erzählerischen Mitteln eine Differenz zwischen dem eigentlichen Krankheitsgeschehen und seinen Vorboten.²⁰⁵

Zu den gezielt eingesetzten narrativen Mitteln zählen auch Frequenz und Dauer. So indizieren iterative Adverbien, wie etwa ‚stets‘, einen Übergang – sei es zwischen einem Geschehen und einem Zustand²⁰⁶ oder, wie im Falle der *Jakob*-Exposition den umgekehrten Weg: Solange Jakobs Zustand sich durch Gesundheit auszeichnet, wird er gerafft berichtet, doch als er in das Krankheitsgeschehen übergeht, betont der Text die Ereignishaftigkeit dieses Wandels. Die Formulierung „auf einmal“ (JW, S. 45/BdW I, S. 103) zeigt den plötzlichen Stimmungswandels des jungen Mannes an, der zu Antriebslosigkeit, Traurigkeit und Zurückgezogenheit führt (JW, S. 45f./BdW I, S. 103) und sich als akute Melancholie ausprägt. Der Erzähler erläutert in Form der Nullfokalisierung, dass in der unglücklichen Liebe Jakobs zu seiner Haushälterin Marie der Beginn des medizinisch-psychologischen ‚Falls‘ Jakob W. zu sehen ist. Marie wird als märchenhaftes Pendant zu Jakob charakterisiert: noch „jung, sehr schön und gegen jedermann äußerst gefällig und freundlich“ (JW, S. 45/BdW I, S. 102). Als schöne Tochter eines äußerst armen Mannes hat sie unehelich ein Kind zur Welt gebracht, das allerdings bald nach der Geburt stirbt. Bei Jakob findet Marie eine Stellung als Haushälterin, die sie „ebenso klug wie er“ (ebd.) mit Fleiß und „einer seltenen Treue und Emsigkeit“ (ebd.) ausfüllt. Marie ist bereits zwei Jahre für Jakob tätig, als dieser „auf einmal tiefsinnig und träge“ (JW, S. 45/BdW I, S. 103) wird, sich weder für seine Arbeit noch für gesellige Anlässe interessiert. Stattdessen sitzt Jakob „immer traurig in der Stube und blickte mit nassem Auge seine Haushälterin an“ (ebd.).

Da der Augenblick seines Gemütswechsels mit dem Blick korreliert, den er auf Marie gerichtet hält, unterstreicht der Text die Definition von Fall als dem Einbruch von Wissen. Bei Jakob handelt es sich um die Erkenntnis, dass sich eine „heftige, nagende Liebe“ (JW, S. 45f./BdW I, S. 102) seiner bemächtigt hat. Seine melancholische Konsti-

²⁰⁵ Vgl. Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 392f.

²⁰⁶ Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 393.

tution diagnostiziert der Text präzise,²⁰⁷ indem er ihre Quelle aufspürt: „die schöne Marie [...] hatte durch ihre gute Wirtschaft, durch ihre Treue und Ordnung schon lange seine Dankbarkeit erregt, ihre schöne reizende Gestalt hatte diese Dankbarkeit endlich in Liebe verwandelt, die nun mit Ungestüm die Befriedigung seiner Wünsche forderte.“ (JW, S. 46/BdW I, S. 103) Allerdings fühlt sich Jakob durch gesellschaftliche Zwänge darin gehindert, sei es durch die autoritären, bevormundenden Brüder, durch die Freunde „in Diensten des Monarchen“ (JW, S. 46/BdW I, S. 103f.) oder durch die um ihr Ansehen besorgten Schwestern. Aufgrund des sozialen Status seiner Verwandten und Bekannten ist Jakob davon überzeugt, dass „er diese alle kränken und beleidigen würde, wenn er eine arme gefallne Magd zu seinem Weibe wählte“ (JW, S. 46f./BdW I, S. 104). Die hier thematisierte Standesproblematik impliziert ein gesellschaftliches Gesehen-Werden, das zugleich ein Beurteilt-Werden umfasst – ein Dualismus, der den Kern von Jakobs psychischer Störung konstituiert. Eine proleptische Wendung deutet auf die physischen Folgen des wörtlich genommenen ‚Eindrucks‘ voraus:

Diese Betrachtungen, die oft tagelang seinen Verstand beschäftigten, waren die Ursache seiner Trauer, seines Tiefsinns, er sah die Wichtigkeit derselben ein, aber er konnte auch ebensowenig dem immer stärkern Eindrücke widerstehen, den Mariens Schönheit und ihre guten Eigenschaften auf sein Herz machten. (JW, S. 47/BdW I, S. 105)

Es sind diese widerstrebenden innerseelischen Kräfte, die sich zum Krankheitsbild der Melancholie zusammenfügen – eine Kausalität, der auch Marie nachspürt (JW, S. 45/BdW I, S. 103). Als die Leidenschaft für Marie trotz allen Widerstands immer stärker wird und „ihm in die Zukunft nur martervolle Tage und gräßliches Leiden verkündigte“ (JW, S. 47/BdW I, S. 104), offenbart sich Jakob seiner Haushälterin. Marie erwidert seine Liebe, stellt jedoch als Bedingung für die Liaison auf, dass sie von Jakobs Familie gebilligt wird. Da sie selbst aber davon ausgeht, auf Ablehnung zu stoßen, beschwört sie Jakob ganz im Sinne (früh-)aufklärerischer Morallehre zu Entsagung und Neuorientierung.²⁰⁸ An dieser Stelle wechselt der Text zum ersten Mal in den dramatischen Modus: „so bitte und beschwöre ich dich, dein Vorhaben aufzugeben und der Liebe zu einer Unglücklichen zu entsagen. Ich will mir einen andern Dienst suchen, Abwesenheit wird leicht den Eindruck löschen, welche meine geringen Eigenschaften auf dein Herz machten.“ (ebd.) Ein darauf folgender Einschub, in dem der Erzähler „diese schönen und wahren Gesinnungen“ (JW, S. 47/BdW I, S. 105) wertend herausspricht, enthält erstmals einen Kommentar des Erzählers, der Jakobs Fall bisher hetero-

²⁰⁷ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 80.

²⁰⁸ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 159.

diegetisch im narrativen Modus mit Nullfokalisierung und chronologisch rekapituliert hat. Nun erläutert er die seiner Ansicht nach entscheidende Reaktion auf Maries Argumentation: Dass diese „den leidenden Jüngling nur zur stärkern Liebe reizte, darf ich wohl nicht erst anführen“ (ebd.); Maries Einwand ist ein weiteres Element der kausalen Fügung, an deren Ende Jakobs psychische Erkrankung steht. Der erzählerische Einschub, welcher die narrative Ordnung unterbricht, ist also keinesfalls beliebig: Er markiert die Aussage des Erzählers als nosografisch relevant.

Unmittelbar danach setzt der chronologische Bericht wieder ein, um die Konsequenzen von Jakobs Entschluss zu skizzieren, und bedient sich dabei eines diarischen Notationsprinzips („am andern Tage“; JW, S. 48/BdW I, S. 105 bzw. ebd., S. 49 bzw. S. 106). Als Jakob nämlich einem guten Freund seine Heiratsabsichten offenbart, bittet er diesen, sich im Freundeskreis vorsichtig umzuhören, wie seine Pläne hinsichtlich Marie aufgenommen würden. Tags darauf besucht Jakob zusammen mit seiner Verwandtschaft ein Hochzeitsfest im Dorf und muss mit Schrecken feststellen, dass sämtliche Anwesenden bereits über seine Absichten unterrichtet sind und ihm „die bittersten Vorwürfe über seine niedere, schandvolle Liebe“ (JW, S. 48/BdW I, S. 105) machen. Sollte er daran festhalten, droht ihm seine Familie mit sozialem Ausschluss. Die Gespräche mit seinen Angehörigen finden bemerkenswerterweise allesamt am Fenster statt – ein topografischer Verweis auf die Relevanz des Blickes im Fall Jakob und als Chronotopos der Schwelle zugleich Augenblick der Krise und des Wendepunkts: einer der „[...] Orte, an denen es zu Krisen kommt, zum Fiasko und zur Auferstehung, zur Erneuerung, an denen Menschen sehend werden und Entschlüsse fassen, die ihr ganzes Leben bestimmen.“²⁰⁹ Schließlich markieren die Fenster-Gespräche auch bei Jakob den auslösenden Moment seiner psychischen Störung, die sich in der pathologischen Idee ausprägt, gewissermaßen ein Fenster in der Brust zu haben, das den Blick ins Herz freigibt. Als *idée fixe* zeichnet sich das Motiv durch die gleiche temporale Struktur aus, wie sie ihm als Chronotopos eignet, denn seine Zeit ist „im Grunde genommen ein Augenblick, dem gleichsam keine Dauer eignet und der aus dem normalen Fluß der biographischen Zeit herausfällt.“²¹⁰ Aus psychopathologischer Perspektive entspricht er damit dem Moment der Krise, also zugleich auch dem Moment bei der Therapie, in dem sich für den behandelnden Arzt das Urteil- und das Handlungsgebot in einer antagonisti-

²⁰⁹ Bachtin: Formen der Zeit, S. 186.

²¹⁰ Bachtin: Formen der Zeit, S. 186.

schen Bewegung aufheben und Gegenwärtigkeit erzeugen.²¹¹ Das Fenster-Motiv verweist zudem auf die Korrelation von Blick und Wahnsinn, die Foucault für das 18. Jahrhundert herausgearbeitet hat:

Unter dem Einfluß von Locke suchten viele Ärzte den Ursprung des Wahnsinns in einer Verwirrung der Sensibilität: wenn man Teufel sieht, Stimmen hört, hat die Seele keine Schuld daran, sie empfängt, wie sie kann, das, was die Sinne ihr auferlegen. Darauf erwiderte, unter anderen, Sauvages: nicht derjenige, der schielt und doppelt sieht, ist wahnsinnig; sondern der, der doppelt sieht und einfach glaubt, es seien zwei Menschen. Seelenstörung, nicht Sehstörung; es liegt nicht daran, daß das Fenster in schlechtem Zustand ist, sondern daran, daß der Bewohner krank ist. [...] Wenn aber die Sinnesstörung nicht die Ursache des Wahnsinns ist, so ist sie dessen Modell. Ein Befall des Auges verhindert die genaue Ausübung der Sehkraft; ein Befall des Hirns, des Organs des Geistes, wird auf dieselbe Weise die Seele selbst verwirren [...]. (WG, S. 209)

Angetrunken, aber bei „völligem Verstande“ (JW, S. 48/BdW I, S. 106) treffen Jakob weniger die harten Worte seiner Familie, als ihn vielmehr die Tatsache erschüttert, „wie es möglich sei, daß alle seine Absicht und Liebe wissen konnten“ (ebd.). Immerhin hat er sie nur einem einzigen Freund offenbart. Die Kausalkette ist für Jakob nicht mehr nachzuvollziehen, er kann sich die Zusammenhänge nicht mehr schlüssig erklären. Nicht von ungefähr verweist er auf den Teufel, der hier „selbst die Hand im Spiele haben müsse“ (ebd.), denn schließlich ist der Diabolos (*dia* = auseinander; *bállein* = werfen; *diabállein* = Zerwürfnis stiften, verleumden) doch der ‚Verwirrer‘, der ‚Durcheinanderwerfer‘ par excellence.²¹² Die Reaktion Jakobs besteht darin, selbst kausale Verbindungen zu knüpfen, denn mit dem Wahn-Narrativ des ‚Ins-Herz-Sehens‘ kann er die Vorfälle auf der Hochzeit auf eine Gesetzmäßigkeit zurückführen.

Nachdem Jakob „eine lange Zeit einsam und tiefdenkend in einem Winkel geschmolzt hatte“ (JW, S. 49/BdW I, S. 106), verlässt er das Hochzeitsfest und verschwindet. Die am nächsten Tag eingeleitete Suche verläuft ergebnislos, die Vermutung wird laut, Jakob sei in betrunkenem Zustand im Tiefschnee erfroren. Nach symbolisch wirkenden sieben Tagen hat einer der Brüder Jakobs dessen Hof bereits übernommen. Als der Bruder einige Knechte „nach den viele Stunden weit entlegenen Alpen“ (JW, S. 49/BdW I, S. 107) schickt, um dort eingelagertes Heu zu beschaffen, entdecken die Knechte im Heustadel vor Ort ihren ehemaligen Herrn: „Noch lebte und atmete er, aber er kannte keinen, öffnete mit Mühe die Augen und schloß sie gleich wieder; er hielt beide Hände auf seine Brust und wollte diese Stellung durchaus nicht verändern.“ (JW,

²¹¹ Vgl. die Ausführungen zu Herz in Kap. 5.2.1.

²¹² o. V.: „Teufel [Art.].“ In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 915; Gerhard Köbler (Hg.): *Altgriechisches Abkunfts- und Wirkungswörterbuch*. 2. Aufl. o.A. Sprachinstitut 2010. Unter: <http://www.koeblergerhard.de/Altgriechisch2-HP/GriechischInternetdatei-2-Auflage.doc> [10.11.2016].

S. 49f./BdW I, S. 107). Nach der Erstversorgung bringen die Knechte Jakob in zwei Tagesetappen nach Hause, um dort einen Wundarzt zu rufen. Als chirurgisch ausgerichteter Arzt ausschließlich auf den Leib fixiert, vermutet der Mediziner dementsprechend auch erst eine Wunde auf der Brust, da Jakob sie beständig mit seinen Händen bedeckt. Es bedarf der Kraft zweier starker Knechte, seine Hände von der Brust wegzuziehen, doch „man fand nicht die geringste Verwundung. Wie man aber die Hände frei ließ, so bedeckte der arme Jakob sogleich wieder seine Brust.“ (JW, S. 50/BdW I, S. 108) Erst ein Geistlicher, der in Erwartung von Jakobs baldigem Tod gerufen wird, schafft es durch das Angebot der Beichtabnahme, dass der junge Mann „freiwillig seine Hände von der Brust weg[nahm; MK], [er] redete aber kein Wort und bedeckte sie wieder sorgfältig, als der Priester schied.“ (ebd.) In der Beichte öffnet sich Jakob dem Priester gegenüber, dieser kann ‚in seinem Herzen lesen‘, was Jakob ganz wörtlich versteht und dadurch anzeigt, dass er für die Dauer des Beichtgesprächs die Hände von seiner Brust nimmt.

Jakob folgt damit dem eigenen Wahn-Narrativ des ‚Ins-Herz-Sehens‘, indem er sich konsequent verhält: Denjenigen gegenüber, die wie der Priester in seinem Herz lesen sollen, kann er seine gläserne Brust ungeschützt lassen, vor allen anderen muss er sie verbergen; insofern ist Jakobs Wahn partiell und kohärent. Wenn der Wundarzt seinen Patienten mit „Einsicht“ (ebd.) behandelt, ist diese Einsicht noch nicht doppeldeutig zu verstehen: Der Mediziner wird erst später die Diagnose einer Wahnvorstellung stellen und damit tatsächlich ‚Einsicht‘ in die medizinisch-psychologischen Sachverhalte erhalten. Aufgrund der Behandlung durch den Wundarzt bessert sich zwar Jakobs Allgemeinzustand, doch nach wie vor spricht er nicht und „gab seine Hände nie von der Brust weg.“ (ebd.) Als weiteres Symptom einer manifesten psychischen Störung nennt der Text, dass Jakob keine Nahrung zu sich nimmt, solange sich jemand mit ihm im Raum befindet (JW, S. 51/BdW I, S. 109). Seine Geschwister, die „nun wirklichen Wahnsinn argwohnten“ (ebd.), setzen ihre Hoffnung fortan in Marie, die des Hauses verwiesen worden ist, als Jakobs Bruder den Hof übernommen hat.

Die Fallgeschichte beschließt an dieser Stelle den ersten narrativen Part, der durch die Schilderung der Disposition und Begleitumstände, wie die gesellschaftlichen Aspekte, zunächst die weitestgehend chronologisch geordnete Anamnese von Jakobs Leiden durchführte. Die Erhebung der Krankengeschichte Jakobs ist das Ergebnis einer *desis*, die nach Boerhaave, auf den sich auch A. E. Büchners Abhandlung zur Erstellung einer medizinischen Fallgeschichte bezieht, den Befund vorbereitet. So kann der Text den

Verlauf der Krankheit Jakobs skizzieren, bei der sich der melancholische Zustand durch die Entwicklung einer fixen Idee zuspitzt.

Die Fallgeschichte bleibt jedoch nicht bei der bloßen Wahnsinns-Diagnose stehen. Was Spieß' Fallgeschichte von anderen zeitgenössischen Texten unterscheidet, die sich mit dem Zusammenhang von äußeren körperlichen Zeichen und psychischem Innenleben befassen, ist der Kausalnexus, der zwischen psychologischer Motivation und der Glas-Halluzination hergestellt wird.²¹³ Er wird, ähnlich wie bei Herz, somatisch und psychogenetisch erklärt, woraus sich die Wahl der Behandlung ergibt. Wie im Fall Moritz besteht sie in einer ‚therapeutischen Lüge‘,²¹⁴ die mit dem Vorwurf der Täuschung, die Jakob seiner Familie und Marie gegenüber äußert, verquickt wird. Indem der Text den Gesetzmäßigkeiten der Seele nachspürt, verleiht er der psychischen Krankheit Jakobs Konturen und markiert sie als *mania metamorphosis*. Deren verschiedene Phasen arbeitet die Fallgeschichte heraus, indem sie analeptische und iterative Eingriffe in die temporale Ordnung vornimmt. Jakobs Krankheit wird so als Entwicklungsprozess vorgestellt, dessen einzelne Bestandteile, die pathologischen Stadien, in wechselseitiger Relation zueinander stehen. Herzstück der Verlaufskonturierung stellen zum einen die beiden dramatischen Szenen dar, durch die der Text den Ausbruch der psychischen Krankheit und ihren Wendepunkt als Ereignis markiert, zum anderen die zwei Analepsen, welche auf die dramatische Sequenz folgen. Während der Moduswechsel hin zur szenischen Darstellung die *idée fixe* und ihre Therapie vor Augen stellt, gelingt der Fallgeschichte durch die zweifache Rückblende das Krankheitsgeschehen hinsichtlich seiner eigentlichen Bestandteile im nosografischen Sinne zu differenzieren, wie im Folgenden aufgeschlüsselt wird.

6.2.2 Das Rad der Einbildungskraft und die Zergliederung des Verlaufs

Wie ein aufklärerisches ‚Krankenexamen‘, über das der Arzt den aktuellen Status seines leidenden Patienten eruiert, verbindet das Gespräch zwischen den Liebenden Jakob und Marie weiterführende Anamnese und kathartische Selbstdarstellung miteinander. Dafür wechselt der Text in den dramatischen Modus und erzählt szenisch und damit zeitdeckend das erstmalige Aufeinandertreffen von Marie und Jakob nach dessen Rückkehr.

²¹³ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 84.

²¹⁴ Der Begriff ‚therapeutische Lüge‘ wird heute gelegentlich in der Demenz-Forschung gebraucht, als Verfahren ist sie in der gegenwärtigen Psychotherapie nicht üblich.

Die dramatische Rede bringt die fixe Idee selbst zur Sprache, in dem sie Jakobs wahnhafter Vorstellung eine Stimme gibt. In Abgrenzung zum bisher in narrativem Modus vorgebrachten Geschehen markiert sie die psychische Störung als Ereignis, das bereits über Jakob hereingebrochen ist und den jungen Mann als akut wahnsinnig brandmarkt. Die eingeschobene Dramensequenz bietet Regieanweisungen²¹⁵ auf, die insbesondere Jakobs körperliche Reaktionen vermerken – ganz im Sinne des aufklärerischen ästhetischen Paradigmas einer *eloquentia corporis* des psychologisch naturwahren Theaters der Lessing-Zeit.²¹⁶ Der Dialog zeigt, wie Jakob, dessen Wechselbad der Gefühle durch entsprechende Regieanweisungen angezeigt wird („traurig“, „heimlich“, „heftig“, „zornig“; JW, S. 52f./BdW I, S. 110f.), daran scheitert, Marie von seiner These der gläsernen Brust zu überzeugen, und ihr eine Verschwörung mit seinen Feinden unterstellt.

Als Marie ihn wiederholt bittet, mit ihr zu sprechen, reagiert Jakob erstmals seit seiner Rückkehr:

Jakob (gab seine Hände von der Brust weg und blickte starr auf Marien) Nun, freut es dich nicht?
 Marie Was soll mich denn freuen? Daß du wieder sprichst? Ja wohl freut's mich.
 Jakob Nein! Sieh nur her! Lies nur! (JW, S. 51/BdW I, S. 110)

Jakob scheint ‚sehen‘ gleichzusetzen mit ‚lesen‘ und ‚verstehen‘, womit er das Ideal empfindsamer Herzenskommunikation aufruft: den ungehinderten Austausch zweier Seelen, den die Metapher des ‚gläsernen Herzens‘ in seiner Unmittelbarkeit impliziert.²¹⁷ Das Problem der Lesbarkeit, also dem des Erkennens von Zusammenhängen, das mit der Krux der Deutung und Auslegung unweigerlich verknüpft ist, stellt sich für ihn hinsichtlich Marie nicht, denn ihr traut er zu, sein Herz ‚richtig‘ zu lesen: „Vor dir verberge ich mein Herz nicht. Du wirst immer alles Gute darinnen lesen“ (JW, S. 52/BdW I, S. 110). „Wer wird denn in deinem Herzen lesen können?“ (ebd.), fragt Marie ihren Geliebten verwundert und benennt damit die *idée fixe*, die Jakob ausgebildet hat. Sie konstituiert Jakobs partiellen Wahn, den er Marie gegenüber erläutert: „Auf Vetter Michels Hochzeit, da wurde meine Brust zur Laterne! [...] es ist schrecklich, wenn jeder Mensch mir nun ins Herz sehen und meine geheimsten Gedanken sogleich auf der Stelle entdecken kann.“ (JW, S. 52/BdW I, S. 111) Jakob beschreibt damit die Kehrseite der Wunschvorstellung einer unmittelbaren Kommunikation, wie sie der emp-

²¹⁵ Im Gegensatz zur Ausgabe aus dem Jahr 1796 sind in der Promies-Ausgabe die Regieanweisungen in Frakturschrift gesetzt (vgl. JW, S. 51ff.).

²¹⁶ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 152.

²¹⁷ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 84. Dass diese Wunschvorstellung einer unvermittelten Kommunikation zwischen Liebenden „ohne Vermittlung schal gewordener rhetorischer Topoi“ (ebd.) selbst wiederum ein Topos ist und damit das individuelle Gefühl in allgemeinen Topoi aufgeht, hält Pethes fest (ebd.).

findsame Diskurs etabliert, nämlich die von einem disziplinatorischen Überwachungsdispositiv formulierte Möglichkeit einer Machttechnologie. Foucault beschreibt sie als elementaren Bestandteil einer ‚panoptischen Gesellschaft‘ Ende des 18. Jahrhunderts, welche auf eine umfassende Subjektkontrolle abzielt²¹⁸ und in der Lage ist, wie Jakob befürchtet, alle „geheimsten Gedanken sogleich auf der Stelle [zu; MK] entdecken“ (ebd.).

Zeitgenössisch beschäftigen sich vor allem die Lehren der Physio- und insbesondere der auf Mimik und Gestik rekurrierenden Pathognomik mit der Möglichkeit, anhand des äußeren Ausdrucks die menschliche Seele zu ergründen. Die Gefahr einer „psychologischen Ausforschungssucht, [die; MK] zu einer die Grenzen der Intimität überschreitenden Spitzelmentalität verkommen könnte“²¹⁹, beschäftigt Theoretiker und Physiognomen der Zeit wie Kant respektive Lavater. Die Vision einer unfehlbaren semiotischen Deutungsmacht über Körper und Seele, welche die Seelenkunde der 1770er Jahre beherrscht,²²⁰ kollidiert mit der Kunst der Verstellung: „Why, I can smile, and murder whiles [sic!] I smile, | And cry ‚Content‘ to that which grieves my heart, | And wet my cheeks with artificial tears, | And frame my face to all occasions.“²²¹ Gelingt die Verstellung in höchster Perfektion, wie sie Shakespeares Duke of Gloucester, der spätere Richard III., für sich beansprucht, dann wäre der Mensch laut Schiller in seinem Essay *Ueber Anmuth und Würde* „gleich einem geschickten Taschenspieler, [der; MK] welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann“²²². Spieß’ Jakob aber zieht diese Möglichkeit, sich verstellen zu können, gar nicht erst in Betracht:

²¹⁸ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 85. Da die gläserne Brust die Metapher des Panoptismus ist und panoptische Kontrolltechniken wie die Aufzeichnung und Archivierung von Fällen widerspiegelt, reflektiert sich die sie thematisierende Fallgeschichte selbst als Beobachtungs- und Textform (Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 93).

²¹⁹ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 153. Vgl.: „Indem man diese Techniken [...] aus dem Vorhof der frühneuzeitlichen Mantik herausgeführt und auf psychophysische Naturgesetze zu gründen gesucht hatte, glaubte man sie als moderne Errungenschaften verbuchen zu dürfen. Dabei übersah man aber weitgehend, daß auch sie einer eigentümlichen Dialektik der Aufklärung unterworfen sein könnten. Die größten Gefahren liegen im sozialen Bereich, im Fanatismus von Physiognomen, die wider die Menschennatur ein Fenster in die Brust schlagen wollen, um die Seele restlos zu ergründen.“ (ebd., S. 152)

²²⁰ Košenina: Anthropologie und Verstellungskunst, S. 68.

²²¹ William Shakespeare: *King Henry VI. Part 3*. The Arden Shakespeare: The Third Series. Hg. v. John D. Cox und Eric Rasmussen. London: Bloomsbury Arden Shakespeare 2001, zitiert nach der Online-Ausgabe <http://shakespeare.mit.edu/3henryvi/3henryvi.3.2.html> [15.12.2016], Akt III, Szene 2: „I’ll drown more sailors than the mermaid shall; | I’ll slay more gazers than the basilisk; | I’ll play the orator as well as Nestor, | Deceive more slyly than Ulysses could, | And, like a Sinon, take another Troy. | I can add colours to the chameleon, | Change shapes with Proteus for advantages, | And set the murderous Machiavel to school.“

²²² Friedrich Schiller: „Über Anmuth und Würde.“ In: Ders.: *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 20. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1943–<2013>, S. 251–308 = NA 20, hier: S. 269.

J a k o b (h e f t i g) Ich mich irren, da ich dich und mich jeden Augenblick überzeugen kann? (reißt seine Weste auf und zeigt ihr die bloße Brust)
Siehst du? Ist hier und hier nicht alles von Glas, so durchsichtig, als ob's Kristall wäre?
Siehst du mein Herz und alle meine Gedanken darinnen? (JW, S. 52f./BdW I, S. 111)

Maries Beteuerungen, dass seine Brust nicht gläsern sei, können Jakob jedoch nicht von seiner wahnhaften Idee abbringen, sondern tragen im Gegenteil dazu bei, dass sich zur fixen Idee einer durchsichtigen Brust auch noch der Verdacht einer umfassenden Verschwörung gesellt:

J a k o b (z o r n i g) Falsche, Ungetreue! Ich sehe es schon, auch du hast dich mit meinen Feinden verschworen, willst mich hintergehen und unter die Leute locken, damit alle, was ich denke, sehen und lesen können. (JW, S. 53/BdW I, S. 111)

Jakobs Argwohn, einer List zum Opfer zu fallen, wird sich insofern bestätigen, als er tatsächlich ins Gespinnst einer therapeutisch ausgerichteten Intrige verwickelt wird. Im Gespräch wirkt er auf Marie paranoid, doch genau das ist Jakob in Bezug auf die Intrige eben nicht: Ein Verrat, und sei er noch so ‚fromm‘, findet schließlich statt. Dass er die täuschenden Absichten, wenngleich falsch ausgelegt, als solche erkennt, deutet Jakob als Beweis für den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte:

M a r i e (w e i n e n d) Leb wohl! Gott schenke dir bald deinen Verstand wieder.
J a k o b Verstand? Verstand? Den hab ich vollkommen, sonst könnte ich eure List nicht einsehen. (JW, S. 53/BdW I, S. 112)

Mit diesem Urteil des Patienten schließt der erste dramatische Einschub in der Fallgeschichte über Jakob W., der „ohne Erzählervermittlung eine Art Realaufzeichnung der Ereignisse präsentiert“²²³ und eine Technik darstellt, welcher die Erzeugung von Evidenz zugeschrieben wird, denn sie stellt Jakobs Geisteszustand vor Augen.²²⁴ Die Fallgeschichte liefert dem Leser damit die Möglichkeit, einen eigenen Befund zu stellen. Textimmanent gelingt dies dem Wundarzt aufgrund des Berichts von Marie, die ihre Unterhaltung mit Jakob nachträglich schildert. Erst die (mündliche) Erzählung verknüpft die Zeichen für den Mediziner zu einem vollständigen Krankheitsbild, was ihn wiederum zur entsprechenden Therapie führt, ganz im Sinne A. E. Büchners (vgl. Med I, S. 43). Der von Marie geschilderte Geisteszustand Jakobs indiziert eine Behandlung, die eindeutig auf eine pathologische Störung hin ausgerichtet ist: Auf diese „Entdeckung“ (JW, S. 53/BdW I, S. 112) hin ging der Wundarzt „zu Jakob, bedauerte seinen unglücklichen Zustand und stellte sich, als ob er vollkommen davon überzeugt wäre“ (ebd.). Der Text, der mit dem verwendeten Vokabular der ‚Entdeckung‘ und ‚Verstel-

²²³ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 82.

²²⁴ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 82: „Im Medium des Dialogs *diagnostiziert* der Erzähler nicht, sonder er *präsentiert*.“ (ebd.; Hervorheb. im Orig.)

lung‘ die theatralisch-inszenatorische Dimension der medizinischen Behandlung betont, skizziert den als einfachen Chirurgen eingeführten Arzt an dieser Stelle als Mediziner auf dem neuesten Stand seiner Wissenschaft. Schließlich sieht der „verständige[] Arzt“ (JW, S. 55/BdW I, S. 114) den Wahnsinn als pathologische Störung des Geistes an – eine Ansicht, die sich, wie im vorangegangenen Kapitel etabliert, gegen Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend durchsetzt. Er ergänzt physische Behandlungsverfahren mit psychischen Therapieansätzen,²²⁵ ganz so, wie Marcus Herz in seinen Schriften fordert und insbesondere an Moritz vorführt (vgl. Kap. 5). Indem der Wundarzt vorgibt, Jakobs Behauptung, seine Brust sei aus Glas, Glauben zu schenken, „gewann er sogleich das Vertrauen des Wahnsinnigen, der nun zum erstenmal [sic!] mit ihm sprach.“ (JW, S. 53/BdW I, S. 112) Seine Taktik entspricht der wissenschaftlichen Überzeugung um 1800, wie mit *mania metamorphosis* umzugehen ist. So heißt es bei Reil in seinen *Rhapsodien*: „Meistens ist es besser, den Grillen des Kranken nicht zu widersprechen, sondern seinen Erzählungen Glauben beizumessen. Die projektirten [sic!] Heilmittel finden sonst keinen Kredit.“ (Rha, S. 339)²²⁶

Indem der Erzähler Jakob als ‚Wahnsinnigen‘ bezeichnet, zementiert er die Deutung der psychischen Verfassung Jakobs durch den Wundarzt. Im Text wird diese jedoch nicht durch eine ausführliche Diagnose unterfüttert, sondern lässt sich in der kurzen narrativen Passage zwischen den beiden dramatischen Versatzstücken nur aus dem gewählten therapeutischen Ansatz erschließen. Dieser besteht in einer ärztlichen Intrige, die sogleich – wie zuvor der Typus der psychischen Krankheit – gewissermaßen als ‚Spiel im Spiel‘ unmittelbar vor Augen gestellt wird, denn der Behandlungsversuch ist im Text als szenischer Dialog angelegt. Er entspricht den Reilschen Berichten über die ‚psychische Curmethode‘. Sie wird angesetzt bei wahnhaften Ideen, bei denen eine vorgbliche Bestätigung derselben zur Heilung führt. So wird ein Mann, der glaubt, Hörner zu haben, von seinem Arzt geheilt, indem dieser vorgibt, die Hörner abgesägt zu haben. Beim angeblichen Vorgang des Absägens lässt der Arzt echte Hörner auf den Boden fallen. Diese hält der Betroffene für die eigenen, von denen er nun befreit ist. Auf dieselbe Art und Weise können Menschen, die überzeugt sind, in ihrem Leib befänden sich Frösche oder Kaninchen, von dieser fixen Idee abgebracht werden: Ihnen werden Schnitte in das entsprechende Körperteil zugefügt oder Vomitiva verabreicht, worüber

²²⁵ Vgl. Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 160.

²²⁶ „Dann sucht man ihn zu überreden, daß er seinen Gefühlen eine falsche Ursache unterschiebe. Endlich räumt man den Reiz weg, der aufs Gemeingefühl wirkt, oder rektificirt das Organ desselben, wenn es krank seyn sollte. Nur dann ist der Kranke radikal geheilt, wenn er sich überzeugt hat, daß die Ursache ohne Grund sey, die er seinen Gefühlen unterschiebet.“ (Rha, S. 340)

die angeblich eingeschlossenen Tiere ins Freie gelangen.²²⁷ Reil berichtet auch von Varianten des Glas-Wahns, wobei sich die Angst des Betroffenen stets darauf bezieht, die gläsernen Beine oder die gläserne Nase könnte einer Belastung nicht gewachsen sein und zerbrechen. Im Falle des Patienten, der das Haus nicht mehr verlässt, weil er befürchtet, seine Nase aus Glas könnte zu Bruch gehen, legt ihm der Arzt zum vorgebliehen Schutz ein Nasenfutteral an. Bei der Befestigung des Futterals aber zerbricht er ein anderes Glas und behauptet, es sei die Nase seines Patienten gewesen. Er überzeugt den Mann, dass seine Glas-Nase durch eine neue, fleischerne ersetzt worden sei. Die Angst vor ihrem Zerbrechen ist gebannt und der Patient kann das Haus wieder verlassen.²²⁸ Ähnlich agiert Jakobs Wundarzt, als er – wie Herz bei seinem Patienten Moritz – zum frommen Betrug greift. Er geht auf Jakobs wahnhaftes Vorstellung ein, um sie zu beseitigen.²²⁹

Morgen früh bringe ich dir ein großes, dickes Pflaster und lege es gerade über das Glas, welches jetzt deine Brust ausmacht. Die Leute können dann nicht mehr hineinsehen, dafür stehe ich dir, und in fünf, sechs Wochen wird wieder Fleisch darüber wachsen und du ganz gesund werden. Nun mußt du mir aufrichtig erzählen, wie nach und nach das Glas zum Vorschein gekommen ist, damit ich mich danach richten kann. (JW, S. 54/BdW I, S. 112f.)

Der Wundarzt nimmt das von Jakob entwickelte Wahn-Narrativ auf und führt es mit der These, dass unter dem Schutz des Pflasters das Fleisch nachwachse, logisch weiter. Indem er die Regeln beachtet, auf der Jakobs pathologische Idee fußt, triggert er Jakobs Erzählung. Als Jakob Vertrauen zu seinem Arzt fasst, wechselt die Geschichte von der szenischen Ausgestaltung in den dramatischen Modus, in dem der Patient das eigene Verschwinden aus seiner Sicht schildert. Jakobs Rekapitulation der Ereignisse leitet eine doppelte Analepse ein, in der die Fäden entwirrt werden, „wie sich nach und nach Jakobs Wahnsinn entwickelt und gefestigt hatte.“ (JW, S. 55/BdW I, S. 114) Die verschiedenen Stränge, die dazu beigetragen haben, dass sich eine psychische Störung ausbilden konnte, werden in einem Gestus analeptischer *desis* zusammengeführt, so dass

²²⁷ Rha, S. 341. Weitere Beispiele berichten von einem ständig frierenden Patienten, der einen Schafspelz tragen muss, der angezündet wird, sowie einem Mann, der sich für tot hält und deshalb nichts isst. Er wird von einer angeblichen Leiche davon überzeugt, dass auch Tote essen (ebd.). Eine Frau, die sich in einen Heiligen verliebt hat, wird mit diesem in einer inszenierten Hochzeit vermählt; ein Maler, der sich einbildet, seine Knochen seien so weich wie Wachs, wird zur Bettruhe verpflichtet, während der sich seine weichen Knochen verfestigen würden (ebd., S. 331). Ein anderer Patient ist davon überzeugt, dass sich in seinem Magen ein Pferdegespann befindet. Sein Arzt bestätigt ihm diese Vermutung, indem er ihn abtastet und behauptet, die Konturen fühlen zu können. Er verabreicht dem Mann Brechmittel und führt ihn ans Fenster. Als sich der Mann übergibt, fährt unten auf der Straße ein Wagen vorbei, den der Betroffene für das Gefährt hält, das sich zuvor in seinem Magen befunden habe (ebd., S. 342).

²²⁸ Rha, S. 342.

²²⁹ Vgl. Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 162.

die Entwicklungslinie hin zur *ploke* deutlich hervortritt: Der Arzt holt die Anamnese²³⁰ jetzt im Detail nach, also in der Tat nach Beginn der Therapie. Für den Rezipienten der Fallgeschichte, der bereits über Jakobs Vorgeschichte und den Vorfall auf der Hochzeit unterrichtet ist, werden so die blinden Flecken hinsichtlich der Genese der psychischen Störung nachträglich ausgefüllt.

Zunächst streicht Jakob die Plötzlichkeit des umfassenden Wissens über sein Privatleben heraus, das die ganze Verwandtschaft „mit einmal“ (JW, S. 54/BdW I, S. 113) besitzt. Darüber erst äußerst verwundert und schließlich unglücklich und misshütig tritt Jakob den Heimweg an, doch in der Nähe des Kirchhofes trifft er um 23 Uhr auf eine weibliche Gestalt: „Mir kam's Grausen an, ich wollte ausweichen, aber ehe ich's vermochte, stand die weiße Frau schon vor mir. Es war meine verstorbene Mutter.“ (JW, S. 54/BdW I, S. 114) Die weiße Gestalt verweist nicht nur auf die Geisterhaftigkeit der Szene, sondern – einer Braut gleich – auf den Hochzeitskontext.²³¹ Über diese beiden Elemente fügt die Szene eine weitere Ebene in die Erzählung ein, die auf die Zeitenthobenheit des Wahns abhebt. Laut Jakobs Bericht ist es seine Mutter, die ihm den Gedanken der gläsernen Brust eingibt, nachdem sie ihn des schändlichen Verhaltens bezichtigt und damit die Rolle gesellschaftlicher Normen bei der Ätiologie des Wahnsinns auch in dieser Spießschen Fallgeschichte ins Gedächtnis ruft:

Schäme dich, ungeratenes Kind, sprach sie zornig, willst du mir denn nichts als Schande machen? Du hast eine Brust von Glase, jedermann wird deine Gedanken lesen und deiner spotten. Versteck dich! Versteck dich! rief sie noch dreimal aus und verschwand. (ebd.)

Die geisterhafte Erscheinung seiner Mutter gewinnt dem unerklärlichen Wissen seiner Verwandten eine Logik ab, die das Fundament von Jakobs Wahn bildet. Nach ihr richtet sich fortan Jakobs pathologisches Verhalten, wobei er physikalische Zeichen als ihre Bestätigung wertet. Als Jakob nämlich über die Erscheinung erschrickt, stürzt er in den tiefen Schnee – ein Fall, der in seiner Bewegung metaphorisch den Beginn des psychopathologischen Falls einer fixen Idee markiert: „Als ich wieder denken konnte, untersuchte ich sogleich meine Brust und fand sie leider mit einem hellen Glase überzogen“ (JW, S. 54f./BdW I, S. 114), woraufhin Jakob sich in Alpennähe in eben jenem Heuschuppen versteckt, in dem ihn seine Knechte nach sieben Tagen finden. Dem jungen

²³⁰ „Krankengeschichte eines Patienten. Zu unterscheiden sind 1. die durch Befragung des Patienten ermittelte Vorgeschichte seiner aktuellen Erkrankung sowie 2. patientenbezogenen Aufzeichnungen des behandelnden Arztes in der Krankenakte einschließlich Stammdaten, erhobenen Untersuchungsbefunden und therapeutischen Maßnahmen.“ (o. V.: „Anamnese [Art.].“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/anamnese/K02AX/doc/> [14.10.2016])

²³¹ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 162.

Mann aber ist jegliches Zeitgefühl für diese Woche im Heu abhanden gekommen, er weiß einzig, dass „das Glas auf meiner Brust noch etwas weich [war; MK], ich konnte es mit den Fingern biegen, nach und nach ward's immer härter, jetzt gleicht's an Härte und Klarheit dem reinsten Kristalle.“ (JW, S. 55/BdW I, S. 114)

Nachdem der Betroffene selbst zur Wort gekommen ist, folgt im zweiten Teil der analeptischen Rekapitulation der Ereignisse nun der Erzähler, der in wissenschaftlichem Duktus die Ursachen für Jakobs Krankheit darlegt. In seinem Kommentar fasst er die Vorkommnisse nochmals erläuternd zusammen, analysiert die Patientenerzählung und geizt auch mit eigener Meinung nicht (vgl. das dreimal wiederholte „wahrscheinlich“ sowie die Einschübe „wenn erwiesen ist, was die Ärzte behaupten“, „möglich, daß“; JW, S. 55f./BdW I, S. 115). Ein weiteres Mal – nach Maries Bericht an den Arzt – stiftet die Erzählung selbst in zweifacher Weise die Krankengeschichte: „Diese deutliche Erzählung belehrte den verständigen Arzt, wie sich nach und nach Jakobs Wahnsinn entwickelt und befestigt hatte.“ (JW, S. 55/BdW I, S. 114) Indem der Erzähler kausale Bezüge herstellt, reflektiert er zudem die kasuistische Erzählung selbst,²³² schließlich bekräftigt sie einmal mehr das erhellende Potenzial, das A. E. Büchner medizinischen Fallberichten zuschreibt (vgl. Kap. 4.2.2).²³³ Narration ist hier „nicht mehr nur Darstellungsmittel, sondern selbst Erkenntnismittel, Motor des Fallverstehens“²³⁴, das im Fallbericht zu Jakob W. psychische Vorgänge sichtbar macht. Die Diagnose, die der Wundarzt auf Grundlage dieser mehrfachen narrativen Bewegung erstellen kann, verbindet somatische und psychogenetische Erklärungsansätze.²³⁵

Die melancholische Disposition Jakobs, welche eine „hoffnungslose, wenigstens sehr gehinderte Liebe“ (JW, S. 55/BdW I, S. 114) hervorgebracht hat, gepaart mit sozialem Druck, der Jakobs „Überlegungskraft“ (JW, S. 55/BdW I, S. 115) in seinen Grundfesten erschüttert, sowie der übermäßige Alkoholgenuss führen gemeinsam dazu, dass Jakob „Wunder ahndete, wo keines vorhanden war.“ (ebd.) Über den Auslöser mutmaßt der Erzähler mit Verweis auf gängige Theorien zum Wahnsinn: „wenn es erwiesen ist, was die Ärzte behaupten, daß Wahnsinn nur durch Verletzung eines edlen Teils der körperlichen Maschine entstehen könne“ (ebd.), dann rührt die Verletzung von Jakobs Sturz in den Schnee her, „wahrscheinlich blieb er lange sinnlos im Schnee liegen, wahrscheinlich verletzte die strenge Kälte sein Nervensystem. Möglich, daß er, als er wieder er-

²³² Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 82.

²³³ Vgl. Zelle: A. E. Büchner, S. 314.

²³⁴ Ralser: Der Fall und seine Geschichte, S. 117.

²³⁵ Reuchlein: Bürgerliche Gesellschaft, S. 120; Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 161.

wachte, wirkliches Eis auf seiner Brust erblickte und dies für Glas ansah!“ (JW, S. 55f./BdW I, S. 115) Trotz ihres spekulativen Duktus²³⁶ liefert diese medizinische Passage „eine vollständige psychologische, situative und physiologische Ätiologie von Jakobs Wahn“²³⁷. Mit Referenz auf die eventuell entstandene Eisschicht auf Jakobs Brust versucht der Erzähler eine rationale, naturwissenschaftliche Erklärung für die fixe Idee; mit der „erhitzten Einbildungskraft“ als Ursache für die Halluzination der Mutter referiert er etabliertes zeitgenössisches Wissen. Besonders bemerkenswert ist jedoch eine mit mechanistischen Metaphern angereicherte psychogenetische Sentenz,²³⁸ welche die Rede von der „körperlichen Maschine“ (JW, S. 55/BdW I, S. 115) im Bild des „Rad[s] unsrer Einbildungskraft“ (JW, S. 56/BdW I, S. 116) wieder aufnimmt:

Wenn ich diesen und ähnliche Fälle genau zergliedere, so muß ich allerdings mit Erstauen gestehen, daß es äußerst leicht sei, die edelste Gabe des Schöpfers, den Verstand, zu verlieren. Jeder Mensch hat Leidenschaft, jede Leidenschaft tobt zuweilen. Wie leicht stockt das dann immer laufende Rad unsrer Einbildungskraft, welches gleich einer Laterna magika die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor unserer Seele vorüber dreht, und dann steht es da das Bild, welches sie eben darstellte, weicht nicht mehr, beschäftigt stets den Geist und verleitet ihn zum Wahnsinne. (Jakob W., S. 56f./BdW I, S. 116)

Hier reflektiert der Erzähler die Wirkungsweise psychischer Vorgänge, so wie sie Marcus Herz in Bezug auf die Entstehung einer *idée fixe* in seinem *Versuch über den Schwindel* darlegt. Nach Herz entstehen sämtliche Erscheinungsformen zwischen Traurigkeit und schwerer Melancholie, wenn die Seele aufgrund einer zu langsamen Blutzirkulation an einer einzelnen Idee haften bleibt, statt zur nächsten fortzugehen (VüS, S. 148f.). In Spieß' Formulierung des ‚Rads der Einbildungskraft‘²³⁹ klingt Herz' Theorie an, wobei sie einen zweiten Aspekt impliziert: Einem Spinnrad gleich dreht das ‚Rad der Einbildungskraft‘ die Fasern der Vorstellungen zu einem Gewebe zusammen. Es ist das Bild für die Funktionsweise der menschlichen Psyche. Ihre eingehende Kenntnis ist unbedingt nötig, um Verwicklungen erkennen zu können, wie sie beispielsweise die Leidenschaften verursachen und wie sie für die *ploke* konstitutiv sind. Wie in den Herzschen Fallberichten bezieht sich die *desis* des Knotens sowohl auf die psychophysischen Wechselwirkungen des Wahns als auch auf die Konstruktion seiner Darstellung in der Fallgeschichte. Das Wissen um die einzelnen Fäden, die das Knäuel bilden, also die Art

²³⁶ Er erinnert an die Rolle von Fallberichten als Vehikel für ungewisses Wissen, welches die an empirischer, vorurteilsfreier Datenerhebung orientierten Fallgeschichten nach A. E. Büchner zu optimieren suchen (Zelle: A. E. Büchner, S. 314).

²³⁷ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 82.

²³⁸ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 161.

²³⁹ Dass die Ausdruckswahl nicht zufällig ist, bekräftigen die Fallgeschichten über den Grafen von L (BdW IV, S. 174) oder über Sophie G., in denen dasselbe Bild verwendet wird: Sophie „sah nirgends Trost, nirgends Hoffnung noch Hülfe; ihre Sinne starrten wirkungslos umher; das Rad ihrer Einbildungskraft stockte, die immer tätige Seele konnte es nicht drehen, nicht wenden.“ (BdW IV, S. 49f.)

und Weise, wie die Seele Vorstellungen verarbeitet, bedingt auch im Fallbericht über Jakob seine *lysis* auf Textebene. Die Arbeit des Lösens wird dabei über den Begriff des ‚Zergliederns‘ (ebd., S. 56) mit der Obduktion kurzgeschlossen.²⁴⁰ Sie ist insofern eine bemerkenswerte Wahl, als Obduktionsberichte Ende des 18. Jahrhunderts zur weiteren Vermehrung medizinischen Wissens zu einem festen Bestandteil von Krankengeschichten werden.²⁴¹ Schließlich verspricht die Leichenöffnung eine unmittelbare Sichtbarkeit, die alle unsicheren Zeichenprozesse stilllegt.²⁴²

Dass den beiden Dramensequenzen, die den Wendepunkt ausstellen, eine doppelte Analepse folgt, ist kein Zufall. Schließlich stellt die Narration der Fallgeschichte nicht nur die Gesetzmäßigkeit der psychischen Vorgänge aus, sondern ihr kommt noch eine weitere Funktion zu: Indem die Rückblenden mit der chronologischen Anordnung brechen, markieren sie „eine Differenz, die mehr als nur einer temporalen Logik folgt“²⁴³ – nämlich die Differenz zwischen dem eigentlichen Beginn der psychischen Krankheit und ihren Vorzeichen. Wie die pathologische Störung im Text dargestellt wird, deckt sich folglich mit einem nosografischen Moment, denn die Erzählweise gibt „dem Krankheitsgeschehen eine zeitliche *und* zugleich eine wesentliche Form.“²⁴⁴

Den Zusammenhang zwischen Narration und Nosografie streicht die Wiederaufnahme der chronologischen Narration heraus. Während die Anachronien die Ereignishaftigkeit des Wahns betonten, markiert der Einsatz der am chronologischen Verlauf orientierten Erzählweise samt Raffung den Übergang von einem Geschehen zu einem Zustand²⁴⁵ und kehrt damit die zu Textbeginn vollzogene Wendung um: Nun ist es der wahnsinnige Zustand Jakobs, der sich bereits verfestigt hat. Entsprechend wird die Behandlung auch stärker gerafft skizziert, auf die sich der Patient voller Vertrauen und inniger Freude einlässt. Der Wundarzt bringt zum vorgeblichen Schutz der geheimsten Gedanken der Seele ein Pflaster auf der Brust des Patienten an (JW, S. 57/BdW I, S. 116). Zwingende Bedingung für den Erfolg der Behandlung ist dabei der Konsens

²⁴⁰ In der Vorrede zur ersten Auflage der *Räuber* nennt Schiller als Ziel seines Stücks, „die vollständige Mechanik seines [eines lasterhaften Mitmenschen; MK] Lastersystems auseinander zu gliedern“ (NA 3, S. 6).

²⁴¹ Düwell: *Erfahrungsseelenkunde*, S. 85.

²⁴² Schäffner: *Die Zeichen des Unsichtbaren*, S. 493. Vgl. Kap. 4.2.2. Im Sinne der Evidenzerzeugung ist die Korrelation von rhetorischer Anschaulichkeit und tatsächlicher Verbildlichung in der Promies-Ausgabe von Spieß’ *Biographien der Wahnsinnigen* bezeichnend: Die Fallgeschichten werden von zeitgenössischen, zum Teil dezidiert anatomischen Abbildungen flankiert. In der Erzählung von Jakob W. etwa ist die Draufsicht auf einen geöffneten Schädel zu sehen (JW, S. 56).

²⁴³ Wübben: *Ordnen und Erzählen*, S. 392.

²⁴⁴ Wübben: *Ordnen und Erzählen*, S. 393; Hervorheb. im Orig. „Zwischen der zeitlichen Struktur der Krankheit und der sie darstellenden Sprachform scheint sich eine Isomorphie auszubilden.“ (ebd.)

²⁴⁵ Wübben: *Ordnen und Erzählen*, S. 393.

unter allen Beteiligten, also auch den Verwandten, Jakobs Wahnidee als Fakt anzunehmen und den Patienten von der Wirksamkeit des Pflasters zu überzeugen. Die Therapie baut darauf, „die Irrealität des Bildes in die perzeptive Wahrheit zu integrieren, ohne daß diese jener zu widersprechen oder sie zu bestreiten scheint.“ (WG, S. 336) Diese Taktik zeigt erste Wirkung: „Jakob trug sein Pflaster schon volle zwei Wochen und glaubte dem Arzte vollkommen, wenn dieser ihm beim Verbande versicherte, daß das Glas sich schon zu verlieren und neues Fleisch zu wachsen beginne.“ (JW, S. 57/BdW I, S. 116)

Für die „Kur durch ‚Theaterdarstellung‘“ (WG, S. 336)²⁴⁶ reicht es nicht, das Bild des Deliriums darzustellen, „man muß die delirierende *Rede fortsetzen*.“ (WG, S. 337; Hervorheb. im Orig.) Innerhalb einer solchen zusammenhängenden Rede geraten die Elemente des Deliriums in Widerspruch und lösen die Krise aus, die zugleich eine ärztliche und eine dramatische ist.²⁴⁷ Damit das dramatische Moment nicht das medizinische überschattet, muss im entscheidenden Augenblick bei der Fortführung des Deliriums eine List eingeführt werden.²⁴⁸ Herz hat es an Moritz vorgeführt, wobei das von ihm gewählte Verfahren an den Fall eines Melancholikers erinnert, der sich für tot hält, deshalb keine Nahrung mehr zu sich nimmt und zu sterben droht. Eine Gruppe von weiß geschminkten, totengleichen Gestalten veranstaltet daraufhin im Zimmer des Kranken ein gemeinsames Mahl und überzeugt den Patienten auf diese Weise von der Tatsache, dass Tote genauso viel essen würden wie Lebende, woraufhin der Kranke selbst wieder zu essen beginnt.²⁴⁹ Dramatische und ärztliche Krise treffen hier aufeinander und lösen das Delirium auf, denn durch die Nahrungsaufnahme stabilisiert sich der Kranke wieder „und dadurch, daß die organische Störung verschwindet, löst sich auch das Delirium auf, das untrennbar Ursache und Wirkung davon war.“ (WG, S. 337) Die Gefahr des faktischen Todes, der aus dem eingebildeten Tod resultieren würde, wird durch die Auf-

²⁴⁶ Foucault gibt den Fall eines Melancholikers wieder, „der sich bereits auf der Erde wegen der Größe der Sünden, die er begangen hatte, verdammt glaubte. In der Unmöglichkeit, ihn durch vernünftige Argumente zu überzeugen, daß er gerettet werden könnte, akzeptiert man sein Delirium, läßt einen weißgekleideten Engel mit einem Schwert in der Hand erscheinen, der ihm nach einer strengen Mahnrede verkündet, daß ihm seine Sünden vergeben worden sind.“ (WG, S. 336) Die Heilung durch eine ‚therapeutische Theatervorstellung‘ ähnelt jener, die der Arzt bei Jakob versucht, nur dass sie im Gegensatz zu Jakob hier gelingt.

²⁴⁷ WG, S. 337.

²⁴⁸ Ist ein Patient beispielsweise von der Idee überzeugt, ein Tier lebe in seinem Körper, „muß man so tun, als entferne man es daraus. Handelt es sich um den Bauch, kann man ein Reinigungsmittel nehmen, das den Körper heftig erschüttert, und man kann ein entsprechendes lebendes Tier in das Gefäß werfen, ohne daß der Kranke es bemerkt.“ (WG, S. 338) Vgl. Rha, S. 341.

²⁴⁹ WG, S. 337. Vgl. Rha, S. 341.

führung eines fiktiven Todes ferngehalten²⁵⁰ – genau das, was Herz durch die Inszenierung des angeblich bevorstehenden Todes bei Moritz schafft. In beiden Fällen hat sich ein Wechsel vollzogen: „das Nicht-Sein des Deliriums hat sich auf das Sein der Krankheit übertragen und hat sie allein durch die Tatsache beseitigt, daß es durch die dramatische Aufführung aus dem Delirium vertrieben worden ist. [...] Da aber das Sein des Deliriums völlig in seinem Nicht-Sein liegt, wird es als Delirium beseitigt.“ (WG, S. 339)

Wie dies gelingt, schildert Foucault an einem Melancholiker, der davon überzeugt ist, keinen Kopf mehr zu haben. Sein behandelnder Arzt erfüllt ihm den Wunsch, das angebliche Loch über dem Hals zu stopfen. Er setzt dem Kranken eine schwere Bleikugel auf das Haupt, doch ihr Gewicht verursacht dem Melancholiker schon bald Schmerzen und überzeugt ihn schließlich davon, einen Kopf zu haben.²⁵¹ Durch die scheinbar beständige Bestätigung des Deliriums „kann sich durch List ein Element der Wahrnehmung zunächst schweigend festsetzen, dessen fortschreitende Bestätigung aber das ganze System in Frage stellen wird. In ihm und in der Wahrnehmung, die sein Delirium bestätigt, perzipiert der Kranke die befreiende Wirklichkeit.“ (WG, S. 338) In Hinblick auf Jakobs pathologische Vorstellung, eine gläserne Brust zu haben, führt der Arzt die Logik des Wahns fort, indem er seinem Patienten bei jedem Wechseln des Verbandes versichert, „daß das Glas sich schon zu verlieren und neues Fleisch zu wachsen beginne.“ (JW, S. 57/BdW I, S. 116) Dann aber macht ein „Zufall“ (ebd.) die berechtigte Hoffnung auf eine vollständige Genesung Jakobs zunichte, denn als ihn sein Bruder in trauriger Stimmung antrifft, führt er diese darauf zurück, dass Jakob nach wie vor Gefühle für Marie hegt: „Ich seh’s schon, fuhr er fort, du denkst noch immer an deine Marie, und diese mußt du dir, wenn wir anders Brüder bleiben sollen, ganz aus dem Sinne schlagen!“ (JW, S. 57/BdW I, S. 117) Abgesehen davon, dass hier nach der geisterhaften Erscheinung der Mutter ein weiteres Mal die Familie als Ort der Repression figuriert,²⁵² lässt die unbedachte Wortwahl des Bruders – „ich seh’s schon“ (ebd.) – den Effekt erahnen, den diese Worte auf Jakob haben. Sie berauben ihn jeglichen Vertrauens in das Pflaster: „Nun, rief er aus, bin ich vollkommen überzeugt, daß dies Mittel auch nicht mehr wirkt, ich bin auf immer unglücklich, jedermann wird in mein Herz sehen und meine Gedanken lesen können.“ (JW, S. 57f./BdW I, S. 117) Die Rede vom ‚Zufall‘ ruft dramentheoretische Paradigmen auf, denn auch für Jakob markiert der ‚Zu-

²⁵⁰ WG, S. 337.

²⁵¹ WG, S. 339.

²⁵² Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 163.

fall‘ der unbedachten brüderlichen Äußerung den Umschlag hin zur Katastrophe, nämlich dem Scheitern der Therapie und damit die Vernichtung aller Chancen auf Heilung.²⁵³ Entsprechend folgt auf diese zweite Peripetie, in dramatischem Modus gehalten, die chronologische Beschreibung des weiteren Verlaufs. Dem Umstand, dass Jakobs Wahnsinn durch das Scheitern der Therapie in einen chronischen Zustand mündet, trägt die Erzählweise Rechnung, indem sie die folgenden Ereignisse stark gerafft und iterativ wiedergibt.

Da Jakob sich vor allen Fremden auf seiner Stube versteckt und auch jegliche Arznei verschmäht, kann der Wundarzt keine weitere Behandlung versuchen. Marie aber fällt einer partiellen Amnesie Jakobs zum Opfer, der sie bald ganz vergisst. Ihr Schicksal als erfolgreiche Haushälterin und schließlich Ehefrau eines reichen Bauern berichtet der Erzähler mit Verweis auf den Zeitpunkt des Erzählens: Da Marie „einige Jahre hindurch“ den Bauernhof bewirtschaftet hat und „jetzt“ als Frau des Bauern lebt (JW, S. 58/BdW I, S. 117), verortet der Erzähler die nachträgliche Erzählung des Falls Jakob W. mit einigen Jahren Abstand. Die vier Jahre nach dem Scheitern der Therapie rafft die Erzählung iterativ mit dem Verweis auf Jakobs selbstgewählte Isolation („er stak stets im dunkelsten Winkel der Stube“; ebd.). Seine Arbeitsunfähigkeit fordert ihren Tribut, da die ökonomischen Fähigkeiten des Bruders nicht an die von Jakob heranreichen. Erst als sich Jakob nach vier Jahren wieder mit Ratschlägen an den Geschäften beteiligt, bessert sich die wirtschaftliche Situation und läutet eine neue Phase von Jakobs Krankheit ein. Die „Idee seines Wahnsinns“ (JW, S. 58/BdW I, S. 118) aber bleibt auch „im siebten Jahre seines unglücklichen Zustandes“ (ebd.) unverändert, doch nun gibt Jakob seine Isolation zugunsten der Möglichkeit zum Glücksspiel auf. Er entwickelt eine Passion und Geschicklichkeit im Kartenspiel, die an seine als sagenhaft skizzierten Leistungen als Ökonom anknüpft, wie ein verifizierender Einschub des Erzählers anzeigt:

Augenzeugen versicherten mir, daß er stets gewann, nie verlor, jedes Spiel sogleich vollkommen erlernte und mit einer Aufmerksamkeit spielte, die unnachahmlich war. Er brachte es nachher in dieser Kunst so weit, daß er jedem, wenn die Karten gegeben waren, voraussagte, wieviel er Stiche machen und wieviel er würde bezahlen müssen. Da dieses immer richtig, auch wenn man neue Karten herbeiholte, eintraf und alle Mitspieler jedesmal verloren, so wollte am Ende niemand mehr mit ihm spielen [...]. (JW, S. 58f./BdW I, S. 118)

²⁵³ Bell verweist auf die dramatische Tradition, Intrige und psychophysische Reaktionen zusammenzubringen: „The explosion of one-sidedness into violent crisis is ideally suited to expression in the traditional format of the ‚intrigue and revenge‘ plot where the intrigues of a hubristic political rationality are avenged by outraged bodily sentiment.“ (Bell: *The Revenge*, S. 199)

Für das Kartenspiel, das ausschließlich in Jakobs Stube stattfindet, bindet sich der junge Mann stets ein dickes Leder um die Brust; die Idee, man könne durch seine Brust hindurch in sein Herz blicken, besteht folglich nach wie vor. Allerdings scheint Jakob die Bedrohung einer gläsernen Brust nun paradoxerweise in eine Begabung umzuwandeln, denn plötzlich scheint Jakobs Umwelt aus Glas zu sein:²⁵⁴ Ihm gelingt, „was er von den anderen befürchtet, er durchschaut ohne selbst durchschaut zu werden.“²⁵⁵ Die seherische Gabe nutzt „sein tätiger Geist“ (JW, S. 59/BdW I, S. 118) nun für das abermalige Studium der Wirtschaft, dem sich Jakob mit solch einem Eifer widmet, dass er schon bald wieder die Leitung des Meierhofes übernimmt: Er „führte sie mit größter Einsicht bis an seinen Tod, ob er gleich nie die Stube verließ, nie von seinem Wahnsinne befreit wurde.“ (JW, S. 59/BdW I, S. 118f.) Jakob, der zu Beginn seine erfolgreiche Wirtschaftstätigkeit mit „kleinen Ausschweifungen“ (JW, S. 44/BdW I, S. 102) angereichert hat, geht nun, sieben Jahre nach Ausbruch seiner psychischen Störung den umgekehrten Weg; die Ereignisfolge der Exposition wird umgekehrt: Vom Glücksspieler wird er wieder zum fähigen Ökonomen. War zu Beginn die „Einsicht“ (JW, S. 45/BdW I, S. 102), die Jakob bei der Bestellung des Hofes an den Tag legte, und damit die Korrelation von Sicht und Vernunft charakteristisch für ihn, schließen sich am Ende Einbeziehungsweise Weitsicht und Wahnsinn nicht mehr aus. Dass sie koexistieren, unterstreicht nicht nur den Charakter der psychischen Störung als partieller Wahn, sondern führt die Einsicht mit der Gesetzmäßigkeit parallel, die für Jakob seiner fixen Idee eignet.

Wie sehr Jakobs Einsicht, zu einer merkwürdigen Allwissenheit erweitert, mystifiziert wird und damit in die Tradition einrückt, Genie und Wahnsinn zusammen zu denken, beweisen die zahlreichen Beispiele unerklärlichen Wissens, die der Erzähler für Jakob anführt und dabei die hyperbolische Konstruktion des Adverbien-Gegensatzes ‚nie‘ und ‚immer‘ verwendet.²⁵⁶ Jakobs Fähigkeit, Lügen aufzudecken, kommentiert der

²⁵⁴ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 83.

²⁵⁵ Košenina: Gläserne Brust, Lesbares Herz, S. 163.

²⁵⁶ Vgl.: „Er kannte noch von ehemals jeden Acker, jede Wiese, er unterrichtete die Knechte genau, wie sie jenen pflügen und diese behandeln sollten, und er fehlte in seinem Urteile nie. [...] Die Knechte erstaunten, wenn sie alles so fanden und nicht begreifen konnten, wie ihr Herr, der doch nie die Stube verließ, so etwas wissen könne. Er kannte alle Kühe, er wußte genau, ob sie wenig oder viel Milch gaben. Und er sah sie doch nie, außer wenn sie im Frühjahr auf die Alpen und im Herbst wieder zurück vor seinem Fenster vorbei getrieben wurden. Er wählte dann immer diejenigen aus, welche den Winter über sollten gemästet werden, er schrieb ihnen das Futter vor und verkaufte sie am Ende, ohne sie je mehr gesehen zu haben. Er sagte dann immer allemal dem Käufer, wieviel die Kuh Fleisch und Insicht haben müsse und betrog sich in seinem Urteile selten um einige Pfund.“ (JW, S. 59) Jakobs Position als allwissender Hofherr erinnert an das von Foucault beschriebene gesellschaftliche Modell der Dauerüberwachung, deren Möglichkeit die Mitglieder einer solchen Gesellschaft „verinnerlichen

Erzähler dabei ebenso wenig wie die prophetische Gabe, das Wetter vorauszusehen (JW, S. 59f./BdW I, S. 119f.). Letztere erinnert an Herz' bereits angeführten Vergleich der Regelmäßigkeit der menschlichen Psyche mit jener der Wetterveränderungen. Für beide, sowohl für die Meteorologie als auch für die Seelenkunde, stehe eine Systematisierung noch aus (MF, S. 64) – eine Lücke, die der Erzähler von *Jakob W.* durch die mythische Dimension füllt: Eine diagnostische Durchbrechung findet bei der Darstellung von Jakobs Allwissenheit nicht mehr statt,²⁵⁷ der Text bleibt eine Erklärung der seltsamen Gaben schuldig. Dank ihnen wandelt sich Jakob zur Dorfreferenz und zu einem geachteten Arbeitgeber (JW, S. 60/BdW I, S. 120); er scheint trotz seiner psychischen Störung wieder einen produktiven Platz in der Gesellschaft gefunden zu haben. Die finale Phase der Krankheit berichtet die Fallgeschichte dadurch, dass sie die starke Raffung der Ereignisse unterbricht. Wieder markiert die Erzählweise durch die temporale Organisation des Textes eine Veränderung im chronischen Zustand Jakobs, die ein Jahr vor seinem Tod vonstatten geht, denn „da schien sich's mit seinem Wahnsinne merklich zu bessern; er sprach wenig mehr davon und fragte nur selten die Knechte: ob sie noch in seinem Herzen lesen könnten?“ (ebd.) Was Moritz in Herz' Fallgeschichte gelingt, nämlich als Genesener das Haus des Arztes über die symbolische Treppe in Richtung ‚normales‘ Leben zu verlassen, bleibt Jakob verwehrt:

Er versuchte es sogar einigemal, bis an die Treppe zu gehen, welche in den Hof hinab führte, aber wenn er die erste Stufe betrat, so ergriff ihn ein heftiger Schauer, der ihn zur Rückkehr zwang und oft einige Tage aufs Krankenlager warf. Es war der Kampf der Vernunft mit dem Wahnsinne, in welchem der letztere aber immer Sieger blieb. (ebd.)

Der ‚normalisierte‘ Wahnsinn des wirtschaftenden Jakob wandelt sich nach dieser kurzen Phase der Stabilität im Frühling in einen ‚rasenden‘ Wahnsinn, der von starkem Fieber begleitet wird. Elf Tage dauert die Krise²⁵⁸ an, die Jakob „alle Vernunft“ (ebd.) raubt und im Text samt ihrer Symptomatik engmaschig skizziert wird. Wie Herz erwacht Jakob aus der Raserei wie „aus einem tiefen Schläfe [...] und konnte wieder vernünftig reden und denken. Er war zwar äußerst schwach, aber er versicherte allen, daß er von seinem Wahnsinne ganz befreit sei und ganz wohl einsähe, daß die Brust eines Menschen nicht von Glas sein könne.“ (JW, S. 60f./BdW I, S. 121) Nach drei Tagen, in denen er sich „bei vollkommenem Verstande“ (ebd., S. 61) auf das erwartete Ableben

und in der Folge beginnen, ihr Verhalten selbst zu überprüfen, zu disziplinieren und zu normalisieren.“ (Pethes: Literarische Fallgeschichten, S. 90)

²⁵⁷ Pethes: Vom Einzelfall zur Menschheit, S. 83.

²⁵⁸ „Entscheidungssituation, Wende- oder Höhepunkt einer (gefährlichen) Entwicklung, die oft eine Chance zur Neuorientierung beinhaltet.“ (o. V.: „Krise [Art.].“ In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/krise/P02S0/doc/> [14.10.2016])

vorbereitet, beginnt in der Nacht zum vierten Tag Jakobs Todeskampf:²⁵⁹ „da schien mit diesem auch sein Wahnsinn rückzukehren. Öffnet meinen Sarg nicht, damit die Leute nicht in meinem Herzen lesen können!“ (Jakob W., S. 61./BdW I, S. 121)

Das Sichtbar-Machen, die Gefahr des ungewollten Einsehens in den Körper, welches das Motiv der transparenten Brust verhandelt, gewinnt im Zeitalter der Anatomie²⁶⁰ und der Leichenöffnung an Brisanz. Bei A. E. Büchner heißt es noch ganz fortschrittsoptimistisch:

Im andern Fall aber ist es wenigstens alsdenn, wenn ein Arzt die Erlaubnis erhalten kann, den todten Körper zu eröffnen, sowol nöthig, als nützlich, daß er einer solchen Geschichte auch eine umständliche Nachricht von allen dem mit beyfüge, was er bey dieser Section wahrgenommen habe, als wodurch dieselbe erst recht vollständig und brauchbar kann gemacht werden. (Med I, S. 86)

Mit Jakobs letzten Worten und dem Hinweis auf seinen Tod endet der Spießsche Fallbericht mit dem für A. E. Büchner obligatorischen Ende einer Krankheitsgeschichte:

Wenn man hingegen aber die Absicht hat, die Geschichte einer ausserordentlich merkwürdigen und seltenen Krankheit, die in der *Praxi* vorgekommen ist, zur Erweiterung der Erkenntnis in der medicinischen Wissenschaft, und zum ferneren Nutzen anderer Aerzte, bekannt zu machen, so muß alsdenn, wenn sie anders vollständig und nützlich seyn soll, auch ihr Ausgang angemerkt und beschrieben werden. Dieser ist nun entweder glücklich oder tödtlich. (Med I, S. 86; Hervorheb. im Orig.)

Christian Heinrich Spieß Fallgeschichte über Jakob W. zeichnet ein detailliertes Bild einer psychischen Störung, die zeitgenössisch als *mania metamorphosis* bestimmt wurde. Zwischen der fixen Idee, eine Brust aus Glas zu haben, und den seelischen Gesetzmäßigkeiten stellt sie einen Kausalnexus her, der über die narrative Struktur des Textes erfahrbar gemacht wird. Entgegen der gängigen Forschungsmeinung bleibt Spieß' Fallbericht jedoch nicht bei einer bloßen Beschreibung von Symptomatik und Rahmenbedingungen stehen. Vielmehr nutzt er distinkte erzählerische Mittel, um die psychische Störung als spezifischen Krankheitsverlauf zu konturieren. Insbesondere der temporalen Organisation des Textes kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu. Durch die markante Verwendung dramatischer Schreibweisen an der Peripetie des Krankheitsge-

²⁵⁹ Wie alt Jakob zum Zeitpunkt seines Todes ist, lässt sich aus dem Text nicht erschließen: Der Erzählzeitpunkt wird als 15 Jahre nach Jakobs Bewirtschaftung seines Hofes in gesundem Zustand bestimmt. Bei Ausbruch der Krankheit sei Jakob 24 Jahre alt gewesen, für das siebte Jahr seiner Erkrankung wird seine wiederaufgenommene Tätigkeit als Kartenspieler festgehalten, d. h. Jakob müsste dann 31 Jahre alt gewesen sein. Doch wie lange er die wiedergewonnene Leitung seines Hofes innehat, wird nicht ersichtlich, bevor er ein Jahr nach der temporären Remission seiner Symptome stirbt. Jakobs Schicksal verweist auf eine interessante biografische Randnotiz: Spieß selbst wurde, nach Verlust der Mutter und der Geliebten im Jahr 1799, wahnsinnig. In den letzten Tagen vor seinem Tod steigerte sich sein Zustand zur Tobsucht und erst eine Stunde vor seinem Ableben kam Spieß noch einmal zu sich (Promies: Nachwort BdW, S. 329).

²⁶⁰ Siehe dazu: Schramm et al.: Spuren der Avantgarde.

schehens sowie die beiden ineinander geschachtelten Analepsen, die an den Wendepunkt anschließen, bildet die Fallgeschichte nosografische Momente ab. Sie umreißt nicht nur die Funktionsweise psychischer Vorgänge, sondern arbeitet die verschiedenen Stadien der seelischen Krankheit sowie die adäquate Therapie heraus. Jakobs Wahnsinn tritt als dynamischer Prozess hervor, dessen Phasen in wechselseitiger Relation zueinander stehen. Das eigentliche Krankheitsgeschehen samt seiner Symptomatik wird durch erzählerische Mittel wie Dauer und Frequenz von den Vorboten der Krankheit, von Disposition und Prodromen, abgegrenzt. Über die heterogene narrative Struktur scheidet der Text zudem den Ausbruch der Melancholie, ihre Zuspitzung zur fixen Idee, die partielle Remission der Symptome sowie die Krise und Jakobs Tod voneinander. Die beiden dramatischen Szenen markieren den Ausbruch der psychischen Krankheit und ihren Wendepunkt als Ereignis und stellen *idée fixe* sowie Therapie vor Augen, während die anschließenden Rückblenden die einzelnen Bestandteile des Krankheitsgeschehens in ihrer zeitlichen Differenz herausarbeiten. Indem temporale Aspekte in den Text eingespeist werden, verleiht die Narration dem Krankheitsgeschehen einen spezifischen zeitlichen Verlauf und zugleich eine wesentliche Form,²⁶¹ weshalb der Fallgeschichte *Jakob W***r* ein nosografisches Moment eignet.

Sowohl bei Herz als auch bei Spieß kommen differenzierte Darstellungsweisen zum Einsatz, welche die temporale Organisation des Textes anvisieren. Wenn insbesondere die Vermengung verschiedener Modi und die Einspeisung von Aspekten des Zeitlichen eine fundamentale Rolle spielen, drängt sich die Frage auf, wie es um Texte bestellt ist, die in beiden Punkten hervorstechen: nämlich jenen von Heinrich von Kleist.

Kleists Werke, die einen ausgeprägten Fall-Charakter und eine komplexe Zeit-Struktur aufweisen, lassen sich nicht durch ihre Labels wie ‚Novelle‘ oder ‚Trauerspiel‘ eingengen, denn sie vereinen dramatische und narrative Schreibweisen in sich. Angesichts der Erkenntnisse, welche die Analysen der Fallgeschichten von Marcus Herz und Christian Heinrich Spieß zu Tage förderten, stellt sich die Frage, ob auch ein dramatischer Text, der sich mit psychischen Ausnahmezuständen befasst, nosografisch ausgerichtete Darstellungsstrategien einsetzt. Daher soll im Folgenden Kleists Trauerspiel *Penthesilea* näher in den Blick genommen werden.

²⁶¹ Vgl. Wübben: Ordnen und Erzählen, S. 393.

7 Heinrich von Kleist (1777–1811)

7.1 Kleists ‚unerklärlicher Drang‘ zur Wissenschaft

Als der Kutscher von Medizinprofessor Grapengießer in der Berliner Königsstraße am 6. Oktober 1810 einen Arbeiter namens Beyer anfährt, wird dieser zur Untersuchung seiner Verletzungen in die Charité eingeliefert.¹ Die mit Blut bedeckten, schiefen Beine, ein geplatzt linkes Auge und der eingedrückte Brustkorb zeugen für die examinierenden Ärzte von der Schwere des Kutschunfalls – bis Beyer eröffnet, dass er diese Verletzungen bereits vor Jahren erlitten hat: Er verdanke sie drei separaten Unfällen, allesamt von Doktoren verursacht! „[...] selbst die Todkranken, die in dem Saale auf den Betten herumlagen, mußten, über die spaßhafte und indolente Weise, wie er dies vorbrachte, lachen. – Übrigens bessert er sich; und falls er sich vor den Doktoren, wenn er auf die Straße geht, in acht nimmt, kann er noch lange leben.“ (SW II, S. 267)

Die humoristische Anekdote über den Vorfall publiziert Heinrich von Kleist am 13. Oktober 1810 im zwölften Blatt der *Berliner Abendblätter*.² Als Herausgeber, Redakteur und Autor der Berliner Tageszeitung zeichnet er verantwortlich für eine bunte Mischung von Miszellen, Nachrichten und kasuistischen Texten rund um ‚unerhörte Begebenheiten‘.³ Dazu gehört auch jene des Kutschunfalls, wobei die am Unfall beteiligten ‚Doktoren‘ – Charité-Direktor Christoph Wilhelm Hufeland, der untersuchende Arzt, Obermedizinalrat Kohlrausch, und Professor Grapengießer – zu Kleists Bekanntenkreis zählen.⁴ Die exklusiv in den *Berliner Abendblättern* abgedruckten Ereignisse aus den ‚Polizeilichen Tages-Mittheilungen‘ erhalten enormen Zuspruch. Bisweilen ist der Leseransturm auf die Zeitung so groß, dass er durch eigens aufgestellte Wachen

¹ Kleist: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 2, S. 912; Band 1 im Folgenden im Text zitiert mit der Sigle SW I und der entsprechenden Seitenzahl, bei Dramentexten unter Angabe des Aktes und/oder Auftritts sowie des Verses; Band 2 im Text zitiert mit der Sigle SW II und der entsprechenden Seitenzahl. Ergänzt wird die Ausgabe bei Bedarf durch die historisch-kritische Brandenburger Ausgabe, die mit der gängigen Sigle BKA angeführt wird: Heinrich v. Kleist: *Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe*. Hg. v. Peter Staengle und Roland Reuss. Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1988–2010.

² Zu Autorschaft und Edition siehe: http://www.kleist-digital.de/berliner_abendblatt?id=ba_flyer/ba_10_12.xml#zuvoerderst [21.11.2016]. S. a. Birgit Erdle, die den verletzten Körper Beyers auf den verstümmelten politischen Körper bezieht und die Chronik der Verletzungen als Konzept der Aktualität im Sinne einer Zeit des Politischen deutet, die sich als ‚Chronisches‘ und als ‚Augenblick‘ bestimmt (Birgit R. Erdle: *Literarische Epistemologie der Zeit. Lektüren zu Kant, Kleist, Heine und Kafka*. Paderborn: Fink 2015, S. 151–196).

³ Breuer: ‚Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte‘, S. 203.

⁴ Sandra Krämer: ‚Heinrich von Kleist (1777–1811): ‚O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses!‘.“ In: *Deutsches Ärzteblatt* 2011, Bd. 108/Heft 47, A2539–A2542, hier: S. A 2540, Sp. 4. Unter: <http://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=114226> [21.11.2016].

geregelt werden muss.⁵ Kleist weiß also genau um den Reiz solcher realistischen, außergewöhnlichen und sensationsheischenden Formen fallbasierten Schreibens und nutzt ihn: Das gesamte Werk des preußischen Schriftstellers, so lautet die *Communis Opinio* mittlerweile, ist geprägt von einer Affinität zum Fall und seinen Schreibweisen.⁶ Die juristische Diktion der Erzählung *Michael Kohlhaas* etwa trägt die Spuren von Kleists Vertrautheit mit kameralistischen Schreibkonventionen,⁷ während Dramen wie *Der zerbrochne Krug* und *Penthesilea* einer kriminalistischen Logik folgen.⁸ Die Erzählung *Die Marquise von O...* greift strukturell auf das moralische Exempel⁹ und inhaltlich auf eine tradierte medizinische „Wandergeschichte“¹⁰ zurück. Die Prosatexte *Das Bettelweib von Locarno*, *Die Heilige Cäcilie* und *Der Zweikampf* sowie die Dramen *Amphitryon* und *Das Käthchen von Heilbronn* sind „diagnostische Geschichten, die gewissermaßen therapeutisch rückwärts, mit Blick auf die Veranlassung und die Ursache des Abnormen hin erzählt werden.“¹¹ Da Kleists Schriften das „innere Ausland des

⁵ Gerhard Schulz: *Kleist. Eine Biographie*. München: Beck 2007, S. 462.

⁶ „Denn der ‚Fall‘ in seiner ganzen Polysemie gehört zu den bevorzugten Denk- und Sprachfiguren Kleists“ (Michael Ott: „Der Fall, der eintritt. Zur ‚poetischen Kasuistik‘ in Kleists *Die Marquise von O...*“ In: Inka Mülder-Bach; Ders. (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 89–113, hier: S. 93).

⁷ Hans Kiefner: „Species facti. Geschichtserzählung bei Kleist und in Relationen bei preußischen Kollegialbehörden um 1800.“ In: Hans J. Kreutzer (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1988/89. Internationales Kleist-Kolloquium Berlin 1986*. Berlin: Schmidt 1988, S. 13–39, hier: S. 14. Zum historischen Fall, auf dem Kleists *Michael Kohlhaas* basiert, vgl. Lüdemann: Literarische Fallgeschichten, S. 220f. Als Kontrafaktur des *Verbrechers aus verlorener Ehre* von Schiller, der ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie der Moderne ist, liest Hamacher den *Kohlhaas*: Bernd Hamacher: „Geschichte und Psychologie in der Moderne um 1800 (Schiller, Kleist, Goethe). ‚Gegensätzliche‘ Überlegungen zum ‚Verbrecher aus Infamie‘ und zu ‚Michael Kohlhaas‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 60–74.

⁸ Kempfen: Die Rede vor Gericht, S. 27; Yvonne Wübben: „Forensik und Philologie. Heinrich von Kleists *Penthesilea*.“ In: Nicolas Pethes (Hg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 166–184, hier: S. 178.

⁹ Birgit Lang: „Kleists Fall – Literarische und wissenschaftliche Konstellationen des (Nicht-)Wissens.“ In: Yixu Lü; Anthony Stephens; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 261–274, hier: S. 265. Zur Exempel-Tradition in Kleists novellistischen Werken vgl. Breuer: „Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte“.

¹⁰ Košenina: Ratlose Schwestern, S. 49. Zur Deutung der *Marquise* als psychoanalytische Fallgeschichte vgl. Claudia Liebrand: „GRAVIDA. Kleists *Marquise von O...* als Trauma-Text.“ In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 159–177, und Ott: Der Fall, der eintritt.

¹¹ Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Kleists Standort zwischen Aufklärung und Romantik. Ein Beitrag zur Quellenforschung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 161–186, hier: S. 167. Gerade das *Käthchen* weist Bezüge auf die Fallgeschichten des animalischen Magnetismus auf, wie etwa in Brigittes Bericht über den Krankheitszustand des Grafen, der in seinem erzählerischen Ablauf der Struktur der Fallgeschichten ähnelt: Auf die Symptombeschreibung eingangs folgt die bisherige Krankheitsgeschichte sowie die Darlegung des Einsatzes magnetischer Heilbehandlung (Jürgen Barkhoff: „Darstellungsformen von Leib und Seele in Fallgeschichten des Animalischen Magnetismus.“ In: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposium 1992*. Stuttgart: J.B. Metzler 1994, S. 214–241, hier: S. 215).

Menschen“¹² behandeln, teilen sie das Telos psychologischer Fallgeschichten, zumal sie in engem Zusammenhang mit, wenn nicht gar unter direktem Einfluss¹³ von Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* stehen. Zeitgenössische Diskurse der Wissenschaften, ob Medizin, Kriminalistik oder Experimentalphysik, durchziehen das gesamte Werk Kleists und verleihen seinen Texten den Charakter literarischer Fallgeschichten. Ihm spürt ein wirkmächtiger Schwerpunkt der neueren Kleist-Forschung mit Blick auf die wissenschaftlichen Querverweise nach.¹⁴

Dieser Fokus trifft auf ein weiteres zentrales Anliegen literaturwissenschaftlicher Kleist-Analysen, nämlich der Blick auf ungewöhnliche Darstellungsstrategien. Schließlich zeichnen sich Kleists Werke dadurch aus, dass sich in ihnen dramatische und epische Schreibweisen annähern.¹⁵ Aristotelische Dramenmerkmale wie Anagnorisis und

¹² Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Standort, S. 177. Vgl. Hermann Reske: *Traum und Wirklichkeit im Werk Heinrich von Kleists*. Stuttgart: Kohlhammer 1969, S. 13f.: „Immer bleibt ein Ungeklärtes, ein Zwielfichtiges, das sich nicht auflöst, das sich auch nicht rational lösen läßt; [...] weil er gerade hier wirklich Realist war, indem er das Unergründliche und Rätselhafte der menschlichen Natur in seiner Dichtung nicht aufhob, sondern es bewahrte und gegenwärtig werden ließ [...]“.

¹³ Vgl. Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Standort.

¹⁴ Kleists Briefe enthalten Wissen über Statik, Mechanik und Wärmelehre, sein *Erziehungsplan* und die *Allmähliche Verfertigung* Wissen zu Elektrostatik, das *Marionettentheater* zu Geometrie und Optik, sein *Versuch einer Luftschiffahrt* zu Meteorologie (Benjamin Specht: *Physik als Kunst. Die Poetisierung der Elektrizität um 1800* (Studien zur deutschen Literatur, 193). Berlin: De Gruyter 2010, S. 314; Werner Frick: „Es ist ein Wurf, wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes“. Kleists experimenteller Gestus.“ In: Hans R. Brittnacher; Irmela von der Lühe (Hg.): *Risiko, Experiment, Selbstentwurf. Kleists radikale Poetik*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 153–178, hier: S. 156f.). Vgl. Werner Frick: „Kleists ‚Wissenschaft‘. Kleiner Versuch über die Gedankenakrobatik eines Un-Disziplinierten.“ In: Sabine Doering (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1997*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1997, S. 207–240, hier: S. 208, der Kleists Texte als „geistreiche Wissenschafts-Mimikry oder Wissenschaftssimulation“ (ebd., S. 232) und „als eine Art Wissenschafts-Dadaismus *avant la lettre*“ (ebd., S. 233) charakterisiert, wobei gerade Kleists Dramen als „poetisierte Wissenschaft“ (ebd., S. 237) wahrgenommen worden seien. Für einen Überblick über entsprechende Ansätze der überaus reichen Kleist-Forschung vgl. Christine Lubkoll et al.: „Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik. Einleitung.“ In: Dies.; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 7–19. Zur Rolle der Naturwissenschaften vgl. den Sammelband Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005 sowie Rolf-Peter Janz: „Affektive Exzesse bei Kleist.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 247–255; die Monografie von Herminio Schmidt: *Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip*. Bern: P. Haupt 1978, deren Qualität jedoch mehrfach zur Debatte stand; Michael Gamper: „Elektrische Blitze. Naturwissenschaft und unsicheres Wissen bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 254–272, sowie Hans J. Kreutzer: „Paradoxe Zeitgenossenschaft: Kleist in seiner Epoche.“ In: *Publications of the English Goethe Society* 2009, Bd 78/Heft 1–2, S. 3–10, und Specht: *Physik als Kunst*.

¹⁵ Anders noch Kommerell, für den die sprachliche Eigenart der Kleistschen Novellen keinen Verweis auf den Verfasser der Dramen zulässt (Max Kommerell: *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin*. Frankfurt am Main: Klostermann 1942, S. 260); diese Aussage differenzierend Walter Müller-Seidel: *Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist*. Köln: Böhlau 1971, S. 26. Die Nähe zwischen Novellen und Dramen legt früh Wolfgang Paulsen dar: „Zum Problem der Novelle bei Kleist.“ In: *Modern Language Notes* 1944, Bd. 59/Heft 3, S. 149–157, wengleich nicht immer präzise. Die dramatische Form des *Bettelweibs von Locarno* bemerkte schon

Peripetie tauchen in den Erzählungen auf,¹⁶ während seine Dramatik vor allem aufgrund der außerordentlich häufig eingesetzten narrativen Mittel wie Botenbericht und Teichoskopie, einen ‚episierenden‘ Zug aufweist.¹⁷ Dass sich die Werke in kein starres Korsett von Gattungszuordnungen zwängen lassen, liegt primär an Kleists komplexem Umgang mit dem strukturelevanten Faktor Zeit. So manipuliert er die temporalen Relationen seiner Dramen und Erzählungen, indem er Raffungen, Tempowechsel und Zeitsprünge verwendet, Tempora und Dialoge gezielt entgegen die Konventionen einsetzt sowie Momente der Simultanität und der angehaltenen oder aufgehobenen Zeit integriert.¹⁸ Die Zeitlichkeit des Plötzlichen strukturiert Kleists Werke: „die Permanenz des Wechsels aufeinanderfolgender differenter ‚Hier und Jetzt‘“¹⁹, welche Plötzlichkeit indizieren, ist augenfällig. Hervorgerufen werden verschiedene Zustände, als körperlich-psychische Zufälle inszeniert, die „als plötzliche Inseln des Bewusstseins bzw. des Halbbewusstseins [den; MK] Strom der Handlungssemantik“²⁰ unterbrechen.

Emil Staiger: „Heinrich von Kleist: Das Bettelweib von Locarno.“ In: Ders. (Hg.): *Meisterwerke deutscher Sprache aus dem 19. Jahrhundert*. München: dtv 1973, S. 87–102, hier: S. 102.

¹⁶ Schings wies die Bedeutung von Anagnorisis und Peripetie als zentrale Umschlagsmomente in den Erzählungen nach (Hans-Jürgen Schings: „Der Höllenpunkt. Zum Erzählen Kleists.“ In: Marie Haller-Neumann; Dieter Rehwinkel (Hg.): *Kleist – ein moderner Aufklärer?* Göttingen: Wallstein 2005, S. 41–59, hier: S. 43). Vgl. Peter-André Alt: „Das ‚pathologische Interesse‘. Kleists dramatisches Konzept.“ In: Marie Haller-Neumann; Dieter Rehwinkel (Hg.): *Kleist – ein moderner Aufklärer?* Göttingen: Wallstein 2005, S. 77–100. S. a. Müller-Seidel: *Versehen und Erkennen*, S. 89ff., der unter dem Schlagwort der ‚Verrätselung der Welt‘ die Anagnorisis, die bereits stets das Signum der Täuschung und problematischen Erkenntnis in sich trägt, als psychische Strukturen umdeutet.

¹⁷ Zur Verklammerung von Subjekt und Vorgeschichte vgl. Harald Ritter: *Die Dichtung Kleists. Studien zu ihrem episch-dramatischen Spannungsfeld*. Aachen: Shaker 2000, S. 27. S. a.: Müller-Michaels: *Die Zeitstruktur*, S. 293: „Das Arrangement der narrativen Rekapitulation von Vergangenheit erinnert in seiner Gliederung an einen epischen Erzähler, dessen fixe Position ihn ermächtigt, bereits Geschehenes in rückläufiger Chronologie darzulegen – ein Orientierungsmaßstab, der mit Einsetzen des dramatischen Geschehens verloren geht, da es die Zeit immer wieder neu setzt, statt sie eindeutig festzuschreiben.“ Da epische Formen vergangene Begebenheiten in eine dramatische Gegenwartigkeit transformieren, werden sie „zu Weisen gestalteter Dramatik.“ (Müller-Michaels: *Die Zeitstruktur*, S. 45) S. a.: Linda Dietrick: „Kleist’s *Novellen*: Narration as Drama?“ In: Dies.; David G. John (Hg.): *Momentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy*. Waterloo, Ontario, Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 289–303. Zur szenenhaften Verdichtung des Erzählvorgangs im *Kohlhaas* s. a. Ritter: *Die Dichtung Kleists*, S. 27.

¹⁸ Zu Manipulationen von Zeit-Relationen vgl. Pfister: *Das Drama*, S. 373; Harald Weinrich: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. München: C. H. Beck 2001, S. 38. Unterstrichen wird der temporale Eingriff häufig durch den Tempuswechsel von Imperfekt zu historischem Präsens. Zum Signalwert der jeweiligen Tempus-Morpheme, der die Rezeption eines Textes beeinflussen kann, vgl. Weinrich: *Tempus*, S. 46, der Tempora wie Präsens und Perfekt als die Gruppe der ‚besprechenden Tempora‘ von Präteritum, Plusquamperfekt etc., den ‚erzählenden Tempora‘, unterscheidet (ebd., S. 30–32). Besprechende Tempora fordern eine ‚gespannte‘ Haltung des Rezipienten, wie im dramatischen Dialog, erzählende Tempora dagegen den Modus der Entspanntheit (ebd., S. 46). S. a.: Klaus Krieger: *Das Prinzip der Marionette im Erzählwerk Heinrich von Kleists*. Aachen: Shaker 2007, S. 108.

¹⁹ Karl H. Bohrer: „Wie plötzlich ist Kleist?“ In: Hans U. Gumbrecht; Friederike Knüpling (Hg.): *Kleist revisited*. München: Fink 2014, S. 47–61, hier: S. 55.

²⁰ Bohrer: *Wie plötzlich ist Kleist*, S. 57. Zu den ‚Zufällen‘ als Stellen strukturbeeinflussender Unterbrechung des fortschreitenden Erzählens im *Kohlhaas*, der *Marquise* und der *Cäcilie* vgl. ebd., S. 49–51.

Das markanteste Beispiel hierfür stellt der Traum dar, von Kleist in hohem Grad sowohl in Epik als auch Dramatik eingesetzt.²¹ Er konzentriert das Geschehen auf einen Punkt, der zugleich jedoch außerhalb des regulären Handlungsradius und nicht in linearer Zeitabfolge liegt;²² die Zeit wird gleichzeitig verdichtet und aufgehoben, die temporalen Gesetze der fiktionalen Wirklichkeit werden durch die Zeitenthobenheit des Traums suspendiert.²³ Der Traum hebt den linearen Zeitbegriff auf, erzeugt dadurch Gegenwärtigkeit und nimmt die Figuren in präsentischen Momenten gefangen, die sie ‚aus der Zeit fallen‘ lassen.²⁴ Dramen wie *Das Käthchen von Heilbronn* und *Prinz Friedrich von Homburg* führen eindrucksvoll vor, wie über das Element des Traumhaften temporale Ordnungen und Strukturen gebrochen werden. Vergleichbares Potenzial wohnt Situationen der Ohnmacht, des Todes und chronometrisch nicht zu erfassenden innerpsychischen Vorgängen²⁵ inne, die an das Pathologische grenzen. Die geschickte Montage solcher retardierenden Momente, die mit Phasen gehäufte situativer Veränderungen alternieren, oder Dialoge mit langen Repliken, auf die stichomythische Wechselrede folgt, bringt einen ‚dramatischen Rhythmus‘²⁶ hervor. Kleist verwendet ihn jedoch nicht nur in seinen Schauspielen, sondern auch in seinen Erzählungen,²⁷ in denen darü-

²¹ Bekanntlich kreisen insbesondere die beiden Dramen *Das Käthchen von Heilbronn* und *Prinz Friedrich von Homburg* um den Traum als strukturgebendes Moment, doch auch in Kleists anderen Texten tritt der Traum prominent auf: als mentale Aktivität und als Ausdruck von Unglaube oder Verwundung in den Dramen *Die Familie Schroffenstein*, *Amphitryon* und *Der zerbrochne Krug* sowie in den Erzählungen *Das Erdbeben von Chili* und *Die Verlobung in St. Domingo*, gesteigert zur wahnhaften Vorstellung bei Agnes in der *Familie Schroffenstein* und dem kranken Grafen in der *Marquise von O...*, als angenehme Imagination in der *Hermannsschlacht* und im *Amphitryon*, als schwärmerische Anwandlung, oft verbunden mit einer Gedankenverlorenheit, im *Erdbeben von Chili*, im *Findling* und in der *Heiligen Cäcilie*.

²² Pfister: *Das Drama*, S. 373.

²³ Pfister: *Das Drama*, S. 367.

²⁴ Oliver Jahraus: „Momente des Präsentischen“. Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität, München [20.04.2010].

²⁵ Pfister: *Das Drama*, S. 373.

²⁶ Pfister: *Das Drama*, S. 381. Ein Beispiel für den ‚dramatischen Rhythmus‘ aus den Schauspielen Kleists wäre das Lustspiel *Der zerbrochne Krug*: Der erste Auftritt, in dem Dorfrichter Adam gerade erst aus dem Schlaf erwacht und der damit als Bühnenzustand der Pause markiert ist, in welchem das Geschehen einzufrieren scheint (Franz Link: *Dramaturgie der Zeit*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1977, S. 187), kontrastiert als Moment der Stauung mit späteren, temposteigernden Auftritten.

²⁷ Durch extreme Raffungen wie in der Erzählung *Das Erdbeben von Chili* (z. B. SW II, S. 151) und der Novelle *Michael Kohlhaas*, bei denen sogar die Syntax durch den für Kleists Prosa typischen Einsatz von Elisionen Opfer zeitraffenden Erzählens wird (Michael Ott: „Erzählen und Erzählung.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 309–312, hier: S. 309; bspw. SW II, S. 13), kommt der ‚dramatische Rhythmus‘ (Pfister: *Das Drama*, S. 381) bei Kleist auch in den Erzählungen zum Tragen: Mittels des Einsatzes von dramatischem Dialog, in welchem ein rascher Umschwung von Perspektiven erfolgt, wird der Eindruck von Unmittelbarkeit erzeugt, der im *Kohlhaas* die drängende Bedrohlichkeit der Hinrichtung abbildet (Hee-Ju Kim: „Dramaturgie und dramatischer Stil.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 295–300, hier: S. 296). Indem detailliert ausgestaltete dialogische Szenen und mit ihnen temporale Verdichtung einrücken, wird der Vorzug der transponierten Rede in den Erzählungen beschnitten, die Prosa-Schriften nähern sich der Kleistschen Dramatik an (Ott: Er-

ber hinaus durch szenische Verdichtung des Erzählvorgangs dramatische Präsenz evoziert wird.²⁸

Bei Kleist wechseln sich Präsenz und der Verlust von Präsenz perpetuierend ab, was mit den gegensätzlichen Bewegungsabläufen des Emporsteigens und Niederfallens und des Erscheinens und Verschwindens korrespondiert.²⁹ Die Vertikalbewegung nach unten gilt als die favorisierte Dynamik seiner Werke, denn „in Kleists Texten stolpert und stürzt es allenthalben“³⁰. Sie trifft auf Momente der Überschreitung in der Horizontalen, wobei Raumstrukturen die soziale Ordnung und ihre Grenzen symbolisieren.³¹ In ihrer zweifachen Bewegungsrichtung des vertikalen Sturzes und der horizontalen Transgression sind Kleists Texte Fall-Geschichten im wahrsten Sinne des Wortes. Auf kein anderes seiner Werke trifft dies mehr zu als auf das Trauerspiel *Penthesilea*, das in besonderem Maß von diskursiven Versatzstücken durchzogen ist, die es für die verfolgte wissenspoetologische Fragestellung besonders interessant macht.

Verortet zwischen Klassik³² beziehungsweise zwischen Aufklärung³³ und Romantik, aus deren Überlagerung „im Werk Kleists eine dritte, eigenwillige Poetik entbunden“³⁴

zählen und Erzählung, S. 309), wie etwa die ständig zwischen dramatischen und narrativen Schreibweisen oszillierende Erzählung *Die Marquise von O...* vorführt.

²⁸ Schings: *Der Höllpunkt*, S. 43; zu den mehrfachen, zum Teil gegenläufigen Peripetien, insbesondere bei *Michael Kohlhaas*, vgl. Kim: *Dramaturgie und dramatischer Stil*, S. 298; zur dramatischen Präsenz dieser Novelle siehe ebd., S. 296, und Ritter: *Die Dichtung Kleists*, S. 27. S. a.: Alt: *Das ‚pathologische Interesse‘*. Der Tempuswechsel von Imperfekt zu historischem Präsens bringt eine szenische Komponente in die Erzähltexte ein. Im *Bettelweib von Locarno* tritt sie besonders markant hervor, da der Tempuswechsel mit bühnenbildartigen Erläuterungen zusammenfällt (Marion Linhardt: „Kleists theatralisches Denken. Theatralität als Argument der Bühne.“ In: Claudia Meyer; Jürgen Hein (Hg.): *Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht. Festschrift für Jürgen Hein*. Münster: Ardey-Verlag 2007, S. 181–193, hier: S. 186): „[...] den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich, gegen eilf Uhr, jeder auf sein Bett [...]“ (SW II, S. 198)

²⁹ Bohrer: *Wie plötzlich ist Kleist*, S. 57. S. a. Ingrid Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution. Psychophysiologie und das politische Imaginäre, 1750–1860* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 210). 1. Aufl. Freiburg: Rombach 2014, die einer Poetologie bei Kleist nachspürt, „in der nicht nur der Zusammenbruch des Bewusstseins und die politische Revolution in eins fallen, sondern in der die dabei entstehenden politischen und mentalen Bewegungen zugleich zum strukturierenden Moment eines literarischen Textes und seiner spezifischen *Zeichenbewegungen* werden.“ (ebd., S. 347; Hervorheb. im Orig.)

³⁰ Tina-Karen Pusse: „Sturz und Fall.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 367–369, hier: S. 367.

³¹ Ott: *Der Fall, der eintritt*, S. 107, der die Verquickung von horizontaler und vertikaler Bewegung an der *Marquise von O...* untersucht. Zu ‚Bewegung‘ bei Kleist siehe insbesondere Kap. 6 bei Dirk Oschmann: *Bewegliche Dichtung. Sprachtheorie und Poetik bei Lessing, Schiller und Kleist*. München u. a.: Fink 2007.

³² Vgl. die Beiträge in Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001.

³³ Bennholdt-Thomsen et al.: *Kleists Standort*; Barbara Thums: „mit der Seele den Eindruck der Sinne auffassen u denken“. Heinrich von Kleists Ästhetik der Aufmerksamkeit.“ In: Martin Baisch; Andreas Degen; Jana Lüdtkke (Hg.): *Wie gebannt. Ästhetische Verfahren der affektiven Bindung von Aufmerk-*

wird, gilt Kleist als einer der großen Grenzgänger der deutschen Literatur. Als junger Mann ist er Wissenschaftsenthusiast und aufmerksamer Zeuge der Umwälzungen seiner Zeit. Eine der wichtigsten, die neurophysiologische Wende, wird Mitte des 18. Jahrhunderts eingeläutet und revolutioniert die Medizin: Die humoralpathologische Säftelehre wird durch die Vorstellung des neuronal vernetzten Körpers abgelöst. Statt emotionale und kognitive Dispositionen durch die Zirkulation der Körpersäfte zu erklären, führt man sie auf die Aktivität der Nerven zurück. Dadurch werden psychische Phänomene auf eine andere physiologische Basis gestellt als Verdauungsprozesse oder die Blutzirkulation; zugleich fungiert das Nervensystem als Bindeglied zwischen Physis und Psyche. Als materielles Substrat der geistigen Tätigkeit gehört es Körper und Geist gleichermaßen an und stiftet ihre Einheit. Das Nervensystem erwächst zum Erklärungsmodell für Probleme der Zeit, denn es erklärt den Zugang des Menschen zu seiner Umwelt und bietet so Antworten auf epistemologische, wahrnehmungstheoretische und sinnesphysiologische Fragen.³⁵

Die neurophysiologisch fundierte Medizin geht Hand in Hand mit weiteren zeitgenössischen wissenschaftlichen Revolutionen, wie etwa im Bereich der Elektrizität, an denen Kleist angesichts der zunächst angestrebten naturwissenschaftlichen Karriere regen Anteil nimmt. Welchen Einfluss sie auf sein literarisches Werk nehmen, wird im nachfolgenden Kapitel gezielt an den für Kleist bedeutendsten diskursiven Umwälzungen nachgezeichnet.

7.1.1 Im ‚Schlagraum‘ der Elektrizität

Mit fünfzehn Jahren tritt Heinrich von Kleist in Potsdam in das Bataillon des Regiments Garde Nr. 15b der preußischen Armee ein. Aufgestiegen zum Sekondeleutnant nimmt er sechs Jahre später zusammen mit seinem Regimentskameraden Otto August Rühle von Lilienstern Unterricht in Deutsch und Mathematik, angeleitet vom Konrektor der ‚Gro-

samkeit (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 191). 1. Aufl. Freiburg: Rombach 2013, S. 335–357, hier: S. 338.

³⁴ Lubkoll et al.: *Gewagte Experimente* Einleitung, S. 11.

³⁵ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 115f.; Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*; Rothsuh: *Konzepte der Medizin*; Karl E. Rothsuh: „Von der Idee bis zum Nachweis der tierischen Elektrizität.“ In: *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften* 1960, Bd. 44/Heft 1, S. 25–44. Unter: <http://www.jstor.org/stable/20774622> [23.10.2016].

ßen Stadtschule‘ in Potsdam, Johann Heinrich Ludwig Bauer.³⁶ Seit er sich bei Bauer mit den „beiden Grundfesten alles Wissens“ (SW II, S. 479), Mathematik und Philosophie, beschäftigt, ergänzt durch Nebenstudien in Griechisch und Latein, sei er „mehr Student als Soldat gewesen“ (ebd.), wie Kleist seinem ehemaligen Hauslehrer Christian Ernst Martini in einem langen Brief vom 19. März 1799 darlegt. Während seiner Zeit in der Armee lernt Kleist auch Christoph Martin Wielands Werk *Sympathien* (1756) kennen und findet darin kardinale Elemente der späteren Naturphilosophie vor. In ihrem optimistischen Duktus beeinflussten sie den jungen Mann nachhaltig, wie etwa die kosmologische Sicht der Welt als Bestandteil eines harmonischen Universums und ein teleologisches Verständnis des Menschen, „whose highest purpose is to fulfil God’s plan by realizing the potential of his individual nature“³⁷. Kleist erhebt das Glücksstreben des Menschen zu einer anthropologischen Universalie, die durch Tugend und Wissenschaft erreicht werden kann: „Wenn es bei der Suche und Sicherung des Glücks besonders darauf ankommt, die Ursachen des Laufs der Dinge genau zu kennen, wird eine professionelle Erforschung der natürlichen Kausalitäten geradezu moralische Pflicht des Individuums gegenüber sich selbst.“³⁸ Kleists aufklärerisches Bildungsideal gerät jedoch zusehends mit seiner militärischen Karriere in Konflikt: Da „ich meine moralische Ausbildung für eine meiner heiligsten Pflichten“ (SW II, S. 479) halte, so erläutert Kleist Martini gegenüber, beschließt er, den Soldatenstand zu verlassen und sich an der Viadrina, der Universität in Frankfurt an der Oder, zu immatrikulieren.

Sein Studienplan sieht vor, die Kenntnis der lateinischen Sprache zu vertiefen sowie das Studium der reinen Mathematik und der reinen Logik zu beenden. Kleist will sich zunächst in Frankfurt an einem Kollegium über literarische Enzyklopädie beteiligen und dann nach Göttingen gehen, „um mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen, zu welcher letzteren ich einen mir selbst unerklärlichen Drang habe“ (SW II, S. 483).³⁹ Eine Woche, nachdem er Anfang April 1799 den erbetenen Abschied aus dem Militärdienst erhalten hat, nimmt Kleist in Frankfurt sein Studium der Physik und der Mathematik auf, ergänzt durch Vorlesungen über Philoso-

³⁶ Zu den biografischen Angaben siehe <http://www.kleist-museum.de/ueber-heinrich-von-kleist/biographie/> [20.01.2017] sowie: Schulz: Kleist; Jens Bisky: *Kleist. Eine Biographie*. 1. Aufl. Berlin: Rowohlt 2007.

³⁷ Nigel Reeves: „Kleist’s Bedlam: abnormal psychology and psychiatry in the works of Heinrich von Kleist.“ In: Andrew Cunningham; Nicholas Jardine (Hg.): *Romanticism and the sciences*. Cambridge/UK, New York: Cambridge University Press 1990, S. 280–294, hier: S. 281.

³⁸ Specht: Physik als Kunst, S. 318.

³⁹ Wie Sembdner in seinem Kommentar zur Briefstelle erläutert, versteht Kleist unter ‚höherer Theologie‘ die Wissenschaftstrinität aus Mathematik, Philosophie und Physik; hinter dem Wort ‚Physik‘ sei also ein Komma zu denken (SW II, S. 966).

phie, Kulturgeschichte und Naturrecht. Besonders großen Eindruck machen auf ihn die Vorträge von Christian Heinrich Wünsch sowie dessen dreibändige *Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend* (1778–80). Mit diesem populärwissenschaftlichen Werk, dem enormer Erfolg und zahlreiche Auflagen beschieden sind, ist Kleist schon vor Aufnahme seines Studiums vertraut gewesen. Die darin enthaltene Kosmogonie entspricht seiner damaligen Vorstellung eines wissenschaftlich fundierten, teleologischen Glückstrebens, denn sie ist darauf angelegt, „Wissen und fortschreitendes Erkennen der Naturgesetze als besten Weg zum Glücklichein darzustellen.“⁴⁰ Kleist hat sich eingehend mit dem Text auseinandergesetzt und ihn schließlich seiner Verlobten Wilhelmine von Zenge zur Lektüre empfohlen.⁴¹ Wünschs Entwürfe einer frühen Naturphilosophie sehen den Menschen als „link in a physical and spiritual chain connecting the whole of earthly Nature and the cosmos.“⁴² Die natürliche Harmonie basiert dabei auf einer Balance zwischen dynamischen Gegensätzen oder Polaritäten.

Das Prinzip der Polaritäten entstammt der lebhaften Diskussion über Elektrizität,⁴³ welche die Gemüter der Zeit bewegt und die Wünsch in seinen *Kosmologischen Unterhaltung* referiert. Er führt darin auch das physikalische Gesetz einer Polarisierung von Ladungen durch elektrische Influenz an, das um 1800 in jedem experimentalphysikalischen Lehrbuch zu finden ist – auch in Johann Christian Polykarp Erxlebens *Anfangsgründen der Naturlehre* (1794), das Wünsch für seine Vorlesungen heranzieht.⁴⁴ Kleist nimmt das Gesetz der polaren Kontaktelektrizität in seinen Aufsatz *Allerneuester Erziehungsplan* (1810) auf:⁴⁵

Die Experimentalphysik, in dem Kapitel von den Eigenschaften elektrischer Körper, lehrt, daß, wenn man in die Nähe dieser Körper, oder, um kunstgerecht zu reden, in ihre Atmosphäre, einen unelektrischen (neutralen) Körper bringt, dieser plötzlich gleichfalls

⁴⁰ Schulz: Kleist, S. 96; s. a.: Bisky: Kleist, S. 60–65.

⁴¹ Günther Blamberger: „Science oder fiction? Des Projektmakers Kleist Passagen von der Wissenschaft zur Literatur.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 17–33, hier: S. 19. Vgl. Frick: Kleists ‚Wissenschaft‘, S. 213: „Ganze Briefseiten lang muß sich die bedauernswerte Wilhelmine von Zenge am Leitfaden von Christian Ernst Wünschs *Kosmologischen Unterhaltungen für junge Freunde der Naturkenntnis*, einem Geschenk Kleists, mit Denkaufgaben traktieren lassen [...]“. Der Titel *Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend* der Erstausgabe von 1778 wurde in späteren Ausgaben durch *Kosmologische Unterhaltungen für junge Freunde der Naturkenntniß* ersetzt.

⁴² Reeves: Kleist's Bedlam, S. 282.

⁴³ Ein früher Protagonist der Elektrizität, Georg Matthias Bose, wählte die Form des Lehrgedichts, um die Nähe von Elektrizität und Dichtung herauszustellen, vgl.: Michael Gamper: „Das Neue schreiben. Boses Lehrgedicht, Lichtenbergs Aphorismen, Hardenbergs Märchen.“ In: Michael Bies; Ders.; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 121–137.

⁴⁴ Blamberger: Science oder fiction?, S. 22.

⁴⁵ Zum Einfluss von Kleists Freund Adam Müller, der im Jahr 1804 eine *Lehre vom Gegensatz* entwickelt, welche das Prinzip des Gegensatzes als allgemeine Lebensregel etabliert, s. a. Blamberger: Science oder fiction?, S. 23.

elektrisch wird, und zwar die entgegengesetzte Elektrizität annimmt. Es ist als ob die Natur einen Abscheu hätte, gegen alles, was, durch eine Verbindung von Umständen, einen überwiegenden und unförmlichen Wert angenommen hat; und zwischen je zwei Körpern, die sich berühren, scheint ein Bestreben angeordnet zu sein, das ursprüngliche Gleichgewicht, das zwischen ihnen aufgehoben ist, wieder herzustellen. Wenn der elektrische Körper positiv ist: so flieht, aus dem unelektrischen, alles, was an natürlicher Elektrizität darin vorhanden ist, in den äußersten und entferntesten Raum desselben, und bildet, in den, jenen zunächst liegenden, Teilen eine Art von Vakuum, das sich geneigt zeigt, den Elektrizitätsüberschuß, woran jener, auf gewisse Weise, krank ist, in sich aufzunehmen; und ist der elektrische Körper negativ, so häuft sich, in dem unelektrischen, und zwar in den Teilen, die dem elektrischen zunächst liegen, die natürliche Elektrizität schlagfertig an, nur auf den Augenblick harrend, den Elektrizitätsmangel umgekehrt, woran jener krank ist, damit zu ersetzen. Bringt man den unelektrischen Körper in den Schlagraum des elektrischen, so fällt, es sei nun von diesem zu jenem, oder von jenem zu diesem, der Funken: das Gleichgewicht ist hergestellt, und beide Körper sind einander an Elektrizität, völlig gleich. (SW II, S. 329f.)

Doch Kleist modelliert die physikalischen Wirkungsweisen zu einem Grundsatz von Anziehung und Abstoßung, der in der ‚moralischen Welt‘ wirksam sei und zwar sowohl bei Meinungen und Belehrungen als auch bei Gefühlen, Affekten, Charakterzügen und Eigenschaften:⁴⁶

Dieses höchst merkwürdige Gesetz findet sich, auf eine, unseres Wissens, noch wenig beachtete Weise, auch in der moralischen Welt; dergestalt, daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem anderen, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise, bestimmt sind, in Berührung tritt: sein Wesen sogar wird, um mich so auszudrücken, gänzlich in den entgegengesetzten Pol hinübergespielt; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung –, und die Bedingung –, wenn jener von der Bedingung + ist. (SW II, S. 330)

Dieses „gemeine Gesetz des Widerspruchs“ (SW II, S. 330) trägt das elektrische Signum des Plötzlichen: „Die Fernwirkung der Verteilungselektrizität entfaltet sich nicht entlang einer sichtbaren Kausalkette, sondern durchmißt – in einer ‚merkwürdigen‘ und ‚erstaunlichen‘ Weise – den scheinbar leeren Raum zwischen den Körpern.“⁴⁷ Die Plötzlichkeit des unerklärlichen Wechsels macht das physikalische Prinzip für Kleist, der naturwissenschaftliche und ästhetische Diskurse zusammendenkt,⁴⁸ auch in poetologischer Hinsicht fruchtbar. Es speist Kleists Präferenz für schlagartige Peripetien, insta-

⁴⁶ SW II, S. 330f.; Blamberger: *Science oder fiction?*, S. 23; Roland Borgards: „Allerneuester Erziehungsplan“. Ein Beitrag Heinrich von Kleists zur Experimentalkultur um 1800 (Literatur, Physik).“ In: Marcus Krause; Nicolas Pethes (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert* (Studien zur Kulturpoetik, 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 75–101. Zur Unkalkulierbarkeit des Prinzips der elektrostatischen Influenz in der moralischen Welt, wie sie im *Erziehungsplan* anklingt, vgl. Specht: *Physik als Kunst*, S. 369.

⁴⁷ Borgards: „Allerneuester Erziehungsplan“, S. 87.

⁴⁸ Walter Hinderer: „Ansichten von der Rückseite der Naturwissenschaft. Antinomien in Heinrich von Kleists Welt- und Selbstverständnis.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 21–44. Unter: http://www.kleist-museum.de/fileadmin/kleist/dokumente/kleist-gesellschaft/KJb_2005.pdf [04.11.2016], hier: S. 29. Wenn Kleist die Menschen in zwei Klassen teilt, „in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehn“ (SW II, S. 338), dann impliziert er, dass er sich zu den Wenigen zählt, „die sich auf beides verstehn“ (ebd.).

bile Spannungszustände, unaufhebbare Dualismen⁴⁹ und widersprüchliche Figuren wie Michael Kohlhaas, „einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit“ (SW II, S. 9). Mit seinem Skandalon des Wandels eines unschuldigen Knaben in einen Bösewicht gilt der *Findling* als literarische Illustration des Persönlichkeitskonzepts, wie es im *Erziehungsplan* formuliert ist und wie es der Übertragung elektrostatischer Gesetzmäßigkeiten in die individual- und sozialpsychologische Sphäre entspricht.⁵⁰ Parodistisch überformt ist es im *Erziehungsplan* selbst, wenn der fiktive Autor Levanus eine ‚Lasterschule‘ auf dem Gesetz der Gegensätze begründen will (SW II, S. 334).⁵¹

Um die Plötzlichkeit der Peripetien in der Handlungsführung zu betonen, wird Elektrizität bei Kleist auch metaphorisch und motivisch bedeutsam: Die elektrische Natur des Blitzes aufrufend, tauchen Blitzstrahlen und Donnerschläge als Topoi an entscheidenden Wendepunkten im Text auf: In der Anekdote *Der Griffel Gottes* verweisen sie auf einen Widerspruch, der zwischen physischer und moralischer Welt aufbricht (SW II, S. 263). Sie fungieren zudem als metaphorische Marker für Momente, in denen ein gewaltsamer Wissenseinbruch oder ein plötzliches Erkennen⁵² die Figuren erstarren lässt und sind daher eng verknüpft mit Ohnmachten und Halluzinationen, oder aber sie markieren den Augenblick, in dem Ereignisse eintreten, die Erwartungshaltungen zuwiderlaufen, wie im Falle der sich schwanger fühlenden Marquise von O. (SW II, S. 120).⁵³ Im Bild des Blitzes und des Donners werden die Gewalt der natürlichen Kräfte und die Macht des Schicksals korreliert.⁵⁴

⁴⁹ Kleist zieht sie jeweils gegenüber organischen Entwicklungsprozessen, fortschreitendem Ausgleich und dialektischer Vermittlung oder unendlicher Approximation vor (Specht: Physik als Kunst, S. 309).

⁵⁰ Specht: Physik als Kunst, S. 397/400. Siehe ebd. zur Entwicklung der Protagonisten als Geschichte einer wechselseitigen, gegensätzlichen Affizierung, die in struktureller Analogie zur Ladungsdynamik elektrischer Körper steht (ebd., S. 400/407f.). Zwar bewirke die agonale Konstellation durch zahlreiche Anstöße und Zufälle eine forcierte Erregung des Gemüts in den Protagonisten, was jedoch nicht die Ausbildung von Autonomie und schöpferischer Individualität nach sich ziehe, sondern zur Vernichtung aller Beteiligten führe (ebd., S. 408).

⁵¹ Maria M. Tatar: *Spellbound. Studies on Mesmerism and literature*. Princeton: Princeton University Press 1978, S. 92.

⁵² Wolfram Groddeck: „Die Inversion der Rhetorik und das Wissen von Sprache. Zu Heinrich von Kleists Aufsatz ‚Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘.“ In: Marianne Schuller; Nikolaus Müller-Schöll; Susanne Gottlob (Hg.): *Kleist lesen*. Bielefeld: transcript 2003, S. 101–116, hier: S. 112.

⁵³ Tatar: *Spellbound*, S. 82f.; Specht: Physik als Kunst, S. 382. Der Blitz ist zudem ein antiker Topos zur Beschreibung des Pathos, dessen Zusammenhang mit der Pathologie des Körpers Annette Keck an Theodor Storms Novelle „Eine Malerarbeit“ darlegt: Annette Keck: „Groteskes Begehren und exzentrische Deklamationen. Zur Eskamotage des Pathos in der Literatur des bürgerlichen Realismus.“ In: Cornelia Zumbusch (Hg.): *Pathos. Zur Geschichte einer problematischen Kategorie*. Berlin: Akademie Verlag 2010, S. 117–138, hier: S. 117, Anm. 2/S. 128.

⁵⁴ Tatar: *Spellbound*, S. 88; vgl. ebd.: Kleist korreliert auch die Aktivität der Natur mit menschlichem Verhalten, wie die anthropomorphe Beschreibung des Gewitters in Kleists Brief aus Würzburg vom

Eine „merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt“ (SW II, S. 321) unterstreicht auch die Mirabeau-Anekdote im Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, vermutlich 1805/06 in Königsberg entstanden (SW II, S. 925). Kleist vergleicht darin die an den königlichen Zeremonienmeister gerichtete Rede Mirabeaus mit der Wirkungsweise eines Kondensators, der „Kleistischen Flasche“ (SW II, S. 321). Dieses Speichermedium für elektrische Energie hat ein entfernter Verwandter von Kleist, Ewald von Kleist, im Jahr 1745 erfunden.⁵⁵ Aufgrund der fast gleichzeitigen Entdeckung durch Wissenschaftler im holländischen Leiden auch als Leidener Flasche bekannt, wird der Kondensator fortan für aufsehenerregende Experimente eingesetzt, bei denen elektrische Stöße durch eine Menschenkette hindurch geschickt werden.⁵⁶

In den *Verfertigungen* steht der Mechanismus der Leidener Flasche Pate für die Rekonstellationen des Essays: Wie zwischen Innen- und Außenseite im Kondensator herrscht auch beim Sprecher zwischen Denken und Sprechen eine interne Differenz; wenn jedoch ein leitfähiger dritter Körper in Schlagweite der Leidener Flasche auftaucht, findet diese Differenz zu einer neuen Einheit. Gleiches geschieht beim Sprecher, als er sich einem Antagonisten gegenüber sieht, in Mirabeaus Fall dem königlichen Zeremonienmeister, der für den Redner zu einer Quelle der Inspiration wird:⁵⁷ „Und wie in einem elektrisierten [Körper; MK] dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm inwohnende Elektrizitätsgrad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Mut, bei der Vernichtung seines Gegners zur verwegenen Begeisterung über.“ (SW II, S. 321) Kleist argumentiert, dass Mirabeau, der, als er „den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde“ (SW II, S. 320), die „ihm nötige Gedankenfülle“ (ebd.) aus der bedrohlichen, angespannten Situation schöpft. Sie versetzt das Gemüt des Sprechers nämlich in Erregung, so dass „dieses zu einer besonderen elektrischen Leitfähigkeit und Widerstandskraft fähig scheint, wobei die Umkehrung der Bewusstseinszustände eine maßgebliche Rolle spielt.“⁵⁸

11. Oktober 1800 anzeigt (SW II, S. 581). Auf die im 19. Jahrhundert herrschende Popularität der Gewittermetaphorik im Kontext der Revolution verweist Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 332.

⁵⁵ Rothsuh: *Von der Idee*, S. 29; Margaret Rowbottom, Charles Susskind: *Electricity and Medicine. History of Their Interaction*. San Francisco: San Francisco Press 1984, S. 7f.; Blamberger: *Science oder fiction?*, S. 22; Gamper: *Elektrische Blitze*, S. 260. Zur Entdeckungsgeschichte s. a. Specht: *Physik als Kunst*, S. 70.

⁵⁶ Rowbottom et al.: *Electricity and Medicine*, S. 9; Tatar: *Spellbound*, S. 51f.; Specht: *Physik als Kunst*, S. 70f.

⁵⁷ Specht: *Physik als Kunst*, S. 354; Tatar: *Spellbound*, S. 90f.

⁵⁸ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 333. Für die Leistung des erregten Sprechergemüts stehen nach Neumann außerdem zwei rhetorische Modelle Pate: zum einen die aufklärerische Vorstel-

Der von Kleist verwendete Begriff ‚Erregung‘ ruft nicht nur Prinzipien der Elektrizitätslehre auf, sondern ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch nervenphysiologisch besetzt. Schließlich hat Albrecht von Haller 1753 die Aktivität der Muskeln von jener der Nerven als zwei unabhängige Kategorien voneinander unterschieden: Unter der ersten, der Erregbarkeit (Irritabilität), versteht er die Kontraktion eines Muskels als Reaktion auf einen externen Stimulus. Die zweite nennt er Sensibilität und bezeichnet damit die Fähigkeit eines Nervs, Reize zu empfinden und weiterzuleiten.⁵⁹ Zwischen den beiden zieht Haller eine distinkte Linie, denn Erregbarkeit ist für ihn das Charakteristikum der Muskelfasern und vom Nervensystem losgelöst, „while sensibility resided within the nerve tissue.“⁶⁰ Der Ausdruck ‚Erregung‘ wird damit zum „terminologischen Indifferenzpunkt zwischen organischen und anorganischen, zwischen newtonschen und empfindenden Körpern“⁶¹, was Kleist nutzt, „um physikalische und psychologische Modelle engzuführen und ‚Erregung‘ als Bedingung der Möglichkeit elektrischen Sprechens zu spezifizieren.“⁶² Die Versprachlichung des Gedankens ist ein nicht rational kontrollierbarer Vorgang, sondern zeugt von Interdependenzen unterhalb der Schwelle des Bewusstseins.⁶³ „Denn nicht *wir* wissen, es ist allererst ein gewisser *Zustand* unsrer, welcher weiß.“ (SW II, S. 323; Hervorheb. im Orig.) Vor dem Hintergrund der Verteilungselektrizität, der Kondensatorfunktion der Kleistschen Flasche und dem Paradigma der ‚Erregung‘ entwickelte Kleist in seinem Aufsatz ein analoges, neues Konzept eines

lung eines Magazins, aus dem sich die Sprache durch das Geschick des Redners hervorwindet, zum anderen der Genie-Gedanke des Sturm und Drang, demzufolge die „Sprache als Zeugungsorgan, das gleichsam aus dem Nichts [...] in souveräner Setzung die Ordnung der Welt aus sich hervorzwingt“ (Gerhard Neumann (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994, S. 15).

⁵⁹ Tatar: *Spellbound*, S. 55; Rowbottom et al.: *Electricity and Medicine*, S. 34; mit Fokus auf das Schmerzempfinden s. a.: Roland Borgards: „Das Leben ein Schmerz. Die Geschichte einer Denkfigur in Literatur und Medizin.“ In: Maximilian Bergengruen; Ders.; Johannes F. Lehmann (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 135–158, hier v. a. S. 140–148. Im Kontext von Hallers Entdeckung verankert sich die Genieästhetik mit ihrer Auffassung, dass sich das Nervensystem des Genies durch eine erhöhte Reizbarkeit und Beweglichkeit der Fasern auszeichnet, sich die Reize daher optimal fortpflanzen und den potenzierten Wahrnehmungsmodus des Genies bedingen (Thums: *Ästhetik der Aufmerksamkeit*, S. 343).

⁶⁰ Tatar: *Spellbound*, S. 55.

⁶¹ Gamper: *Elektrische Blitze*, S. 260.

⁶² Gamper: *Elektrische Blitze*, S. 260. Die Überzeugung, dass Krisensituationen stets eine Affizierung der Nerven nach sich ziehen, eint Kleist zudem mit Johann Christian Reils neurophysiologischem Erregungsmodell, das mit seinem Nervenetz den Aspekt der Kommunikation impliziert (Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 173; Böltz: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 73f.). Zur *Allmählichen Verfertigung* s. a. Thums: *Ästhetik der Aufmerksamkeit*, hier v. a. S. 345–355.

⁶³ Specht: *Physik als Kunst*, S. 345; Gamper: *Elektrische Blitze*, S. 260. Dadurch, dass erst im Durchgang durch diesen unbewussten Zustand das Gemüt derart vorbereitet wird, dass es einen Erregungszustand erreicht, der zu Kreativität des Sprachakts führt und Denken mit Sprechen in eine zeitweilige Übereinstimmung bringt, kommt der Verzeitlichung eine entscheidende Rolle im Vermittlungsprozess von Gefühl, Verstand und Gemüt bzw. der verworrenen und der deutlichen Vorstellungen zu (Thums: *Ästhetik der Aufmerksamkeit*, S. 349).

Sprechens, „das den Gedanken performativ im Moment des Redens hervorbringt und Signifikat und Signifikant untrennbar aneinander kettet“⁶⁴. Mit Hilfe eines Satzkonvoluts führt er den Prozess in performativem Gestus eindrucksvoll vor:⁶⁵

Aber weil ich doch irgend eine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zu völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist. (SW II, S. 319f.)

Die psychische Funktionalität des Menschen wird also mittels elektrischen Kausalitäten versucht zu erklären.⁶⁶ Ihre Mechanismen fundieren zudem ein medizinisches Erklärungsmodell, das sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts parallel zu den einschneidenden elektrischen Entdeckungen etabliert. Vorstöße, Elektrizität in der Heilkunde gezielt einzusetzen, wie sie Johann Gottlob Krüger 1743 unternommen hat, werden durch die Entdeckung des Kondensators enorm intensiviert.⁶⁷ Auf den Funden Hallers baut die Schrift *De l'électricité du corps humain* (1780) von Pierre Bertholon auf, „dem wohl radikalsten ‚elektrischen‘ Arzt“⁶⁸. Sie postuliert eine Theorie der Krankheiten und ihrer Therapie, die auf der Annahme einer somatischen Kräftebalance beruht. Dieses Gleichgewicht herrscht zwischen den menschlichen Organen, die untereinander in elektrischem Kontakt stehen. Wird es gestört, hat das weitreichende Folgen für die Gesundheit, weshalb sich ‚elektrische‘ Mediziner eingehend mit den somatischen Wirkungen von Elektrizität befassen. Für Bertholon korreliert sie je nach Intensität mit psychischen Dispositionen: So bedinge viel Körperelektrizität die Neigung zu Wutausbrüchen, während die Wahnsinnsstadien eines Geisteskranken an die Luftelektrizität gekoppelt seien.⁶⁹

⁶⁴ Gamper: Elektrische Blitze, S. 260; Specht: Physik als Kunst, S. 356. Die Kleistsche Beschreibung des kognitionserweiternden Effekts, den kommunikatives Sprechen haben kann, wird angehenden Psychologie-Studierenden mit Verweis auf kommunikative Prozesse in der Psychotherapie nahegebracht (vgl. Helmut Reuter: *Geschichte der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe 2013, S. 120–123).

⁶⁵ Groddeck weist darauf hin, dass in dieser Passage eine raffinierte Verschränkung von Performanz und Brechung vorliegt, da hier einerseits kurzzeitig die geforderte Einheit von Denken und Sprechen vergegenwärtigt wird. Gebrochen wird sie andererseits durch den Umstand, dass der Sprecher seinen Grundgedanken bereits ganz zu Beginn des Aufsatzes fertig formuliert hat. Er präsentiert damit eine „inszenierte Selbstreflexion in einem dramatischen Augenblick zwischen den gleichgültigen Zuständen eines Noch-nicht-Wissens und des Nicht-mehr-Wissens“ (Groddeck: Die Inversion der Rhetorik, S. 114). Ott macht darauf aufmerksam, dass die offene Situation mündlichen Sprechens als konstitutiv für die Verfertigung der Gedanken gilt, durch die Simulation der Rede in der Schrift jedoch unterlaufen wird (Ott: Der Fall, der eintritt, S. 90).

⁶⁶ Gamper: Elektrische Blitze, S. 254; siehe dort auch zum prinzipiellen Unwissen über Ursachen und das obsessive Umkreisen der Wissens-Lücke in den Kleistschen Texten (ebd., S. 266).

⁶⁷ Rowbottom et al.: Electricity and Medicine, S. 7/15f.

⁶⁸ Specht: Physik als Kunst, S. 54; s. a. Rothsuh: Von der Idee, S. 31.

⁶⁹ Specht: Physik als Kunst, S. 58.

Auch Luigi Galvani verschreibt sich der Tradition der medizinischen Elektrizität.⁷⁰ Er leitet eine neue Ära in der Elektrizitätsforschung ein, denn seine Versuche offenbaren, dass die Reizfortpflanzung im Nervensystem einen elektrischen Charakter hat. Galvani, der eigentlich kein Physiker, sondern Anatomieprofessor in Bologna ist, publiziert im Jahr 1791 die Ergebnisse seiner Frosch-Experimente. Die Muskeln der präparierten Tiere hatten zu zucken begonnen, als sie gleichzeitig mit Eisen- und Kupfernadeln berührt wurden. Die Tatsache, dass in lebloser organischer Materie künstlich Bewegung ausgelöst werden kann, führt Galvani auf eine spezifische Form von Elektrizität zurück, die er ‚tierische Elektrizität‘ nennt. Der Italiener nimmt an, dass ein elektrisches Fluid, das vom Gehirn der Tiere zu ihren Nerven fließt, Bewegung in den Muskeln stiftet. Er glaubt, die seit langem vermutete Existenz einer Lebenskraft belegt zu haben.⁷¹

Wie Bertholon geht Galvani davon aus, dass es zwei verschiedene Arten von Elektrizität gibt: Positiv ist sie, wenn ein Übermaß an Elektrizität herrscht, negativ hingegen bei einem Mangel. Beide Elektrizitäten, so vermutet Galvani, sitzen im Muskel, wobei wie bei einer Leidener Flasche ein Ungleichgewicht zwischen Innen- und Außenseite der Muskelfaser herrscht. An der Innenseite hat die Muskelfaser eine positive Ladung, an der Außenseite dagegen ein Minus an Elektrizität, also eine negative Ladung. Wird der positiven Ladung die Gelegenheit gegeben, aus dem Muskel in die Nerven zu strömen, gleicht sich dieses Ungleichgewicht aus. Die Nerven leiten die Elektrizität an die negativ geladene Seite des Muskels weiter, das Resultat ist eine Muskelkontraktion.⁷² Die galvanistischen Prinzipien bieten Anschlussmöglichkeiten für die verschiedensten Disziplinen, von Meteorologie bis Medizin. Für letztere werden sie als therapeutische Maßnahmen um 1800 adaptiert: Karl Johann Christian Grapengießer, bereits bekannt aus Kleists Charité-Anekdote, empfiehlt ihre Berücksichtigung etwa bei Paralyse in den Gliedmaßen.⁷³ Explizite Bezugnahmen auf den Galvanismus fehlen bei Kleist, auch wenn die Aufsehen erregenden Experimente und die Kontroverse an ihm nicht unbeachtet vorübergegangen sein dürften, insbesondere da Kleist während seiner Pariser Zeit

⁷⁰ Specht: Physik als Kunst, S. 56.

⁷¹ Koschorke: Körperströme und Schriftverkehr, S. 126; s. a. Specht: Physik als Kunst, S. 78f., Tatar: Spellbound, S. 58f. und Rowbottom et al.: Electricity and Medicine, S. 41f., dort auch zu den letztlich erfolgreichen Versuchen Alessandro Voltas, den Gegenbeweis zu erbringen. Vgl. einschränkend Rothsuh: Von der Idee, S. 25: „von Galvani stammt weder die Idee der tierischen Elektrizität noch ihr Beweis. [...] Es beeinträchtigt durchaus nicht die großen Verdienste von Galvani, wenn im folgenden [sic!] festgestellt wird, daß die Idee von der Existenz der in den Tieren verbreiteten Elektrizität bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts auftaucht und zu Galvanis Zeit schon einen zweiten Höhepunkt der Publizität erreicht.“ S. a. Schmidt: Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip, S. 13f.; Specht: Physik als Kunst, S. 83–90.

⁷² Rothsuh: Von der Idee, S. 34f.; Specht: Physik als Kunst, S. 80.

⁷³ Rowbottom et al.: Electricity and Medicine, S. 51.

Umgang mit Alexander von Humboldt, einem Protagonisten des Forschungszweiges, hat.⁷⁴

Unter dem Eindruck dieser wissenschaftlichen Revolutionen, die er vor allem durch sein Studium bei Wünsch kennt, beschwört Kleist in den Briefen an seine Verlobte das Doppelideal einer *vita beata domestica et scientifica*.⁷⁵ „Es ist wahr, wenn ich mir das freundliche Tal denke, das einst unsre Hütte umgrenzen wird, und *mich* in dieser Hütte und *Dich* und die *Wissenschaften*, und weiter nichts – o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichtümer verächtlich“ (SW II, S. 584; Hervorheb. im Orig.). Kleists „aufklärerische Wissenschaftsreligiosität“⁷⁶ hält knapp zwei Jahre vor, bis zu dem Zeitpunkt, an dem er „mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie“ (SW II, S. 634) konfrontiert und sein Welt- und Selbstbild nachhaltig erschüttert wird. Erste Anzeichen für eine drohende Krise lassen jedoch bereits Kleists erste Berührungen mit psychisch Kranken erahnen, die er 1800 auf seiner Reise mit Ludwig von Brockes macht.

7.1.2 Von Nervenfasern und Halbleitern:

Kleists medizinisch-psychologisches Wissen

Über den Zweck der Reise von Kleist und Brockes ist viel spekuliert worden,⁷⁷ angeheizt von Kleists eigenen bedeutungsschwangeren Anspielungen in den Briefen vom August 1800 seiner Verlobten gegenüber und seinen häufigen gesundheitlichen Problemen. Gesichert ist ein Aufenthalt Kleists in Würzburg zwischen dem 9. September und dem 22. Oktober 1800, wo er mit Brockes unter Angabe des Pseudonyms Klingenstedt erst im ‚Gasthof zum Fränkischen Hof‘ Quartier nahm, bevor er in das Haus des Chirurgen Joseph Wirth übersiedelte,⁷⁸ um sich von ihm behandelnd zu lassen.⁷⁹ Würzburg

⁷⁴ Specht: Physik als Kunst, S. 314; Jürgen Daiber: „Nichts Drittes ... in der Natur?“. Kleists Dichtung im Spiegel romantischer Selbstexperimentation.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 45–66, hier: S. 52f.

⁷⁵ Werner Frick: „Und sehe, daß wir nichts wissen können...“. Poetische Wissenschaftsskepsis bei Goethe, Kleist und Büchner.“ In: Norbert Elsner; Ders. (Hg.): *‚Scientia poetica‘. Literatur und Naturwissenschaft*. Göttingen: Wallstein 2004, S. 243–271, hier: S. 254.

⁷⁶ Frick: Poetische Wissenschaftsskepsis, S. 254.

⁷⁷ Vgl. Uffe Hansen: „Der Schlüssel zum Rätsel der Würzburger Reise Heinrich von Kleists.“ In: Wilfried Barner; Walter Müller-Seidel; Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Kröner 1997. Bd. 41, S. 170–209; Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 283; Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Besichtigung, S. 53, Anm. 4; Andreas Mettenleiter: „Der Besuch Heinrich von Kleist auf der Irrenabteilung des Würzburger Juliusspitals im September 1800.“ In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 2003, Heft 9, S. 151–164, hier: S. 152.

⁷⁸ Der Gasthof, dessen Klientel insbesondere aus Gelehrten, Ärzten und Kaufleuten bestand, lag schräg gegenüber des Julius-Spitals; das elegante Bürgerhaus am Schmalzmarkt, in das Wirth Kleist und

war ein bedeutendes medizinisches Zentrum seiner Zeit. Carl Caspar Siebold entwickelte dort als Oberwundarzt des örtlichen Julius-Spitals innovative chirurgische Methoden. Auch das neue Feld der Orthopädie genoss in dieser Einrichtung höchste Aufmerksamkeit, denn in einer angegliederten Werkstätte für Operationsbesteck, 1798 von Johann Georg Heine gegründet, wurden künstliche Gliedmaßen entworfen und hergestellt. Indem er Mechanik, Mathematik und Anatomie verband, versuchte Heine, die Amputierten des Spitals zu behandeln. Dabei arbeitete er auch mit Hermann Joseph Brünninghausen zusammen.⁸⁰ Brünninghausen, der um 1800 als ehemaliger Assistent Siebolds sämtlichen Assistenz-Chirurgen des Julius-Spitals vorstand, findet zusammen mit Siebold namentliche Erwähnung in Kleists Beschreibung des Hospitals (SW II, S. 561), das er im September 1800 besucht.⁸¹

In seinem Brief vom 13.(–18.) September an Wilhelmine von Zenge schildert Kleist die medizinische Einrichtung als „ein Produkt der wärmsten Menschenliebe“ (SW II, S. 559) detailliert. In diesem Beginn klingt der emphatische Duktus des Spießschen Irrenhausberichts an, doch Kleist gibt ihn rasch zugunsten präziser Lokalisationsbeschreibungen⁸² und schließlich scharfer Kritik an der Opulenz und „prahlerische[n] Publi-zi-

Brockes aufnahm, steht in eigentümlichem Kontrast zur untertreibenden, pejorativen Beschreibung des Quartiers im Brief an Wilhelmine (SW II, S. 571f.; Schulz: Kleist, S. 133). S. a.: Bisky: Kleist, S. 82.

⁷⁹ Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Besichtigung, S. 53. An welcher Krankheit Kleist litt, führte in der Forschung zu wilden Spekulationen, an denen sich die vorliegende Arbeit nicht beteiligen möchte.

⁸⁰ Stefani Engelstein: „Out on a Limb: Military Medicine, Heinrich von Kleist, and the Disarticulated Body.“ In: *German Studies Review* 2000, Bd. 23/Heft 2, S. 225–244, hier: S. 228. Brünninghausen war zeitgleich mit den miteinander befreundeten Ärzten Hufeland und de Neufville als Medizinstudent an der Universität Göttingen eingeschrieben gewesen. Neufville entwickelte sich zu einem namhaften Heilmagnetiseur, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach im August 1800 in Würzburg aufgehalten hat, wie Hansen nachweist (Hansen: Der Schlüssel, S. 186). Auch Hufeland, als Professor der Medizin in Jena tätig, reiste 1800 nach Würzburg, wo er zwei Wochen nach Kleist eintraf und vom 25. September bis ca. 2. Oktober blieb. Bei Hufeland war zu diesem Zeitpunkt, entgegen vorheriger Überzeugungen, das Interesse am therapeutischen Nutzen des animalischen Magnetismus aufgeflammt (ebd., S. 180–182). Ein Anhänger des Heilmagnetismus war auch der englische Gesandte Hugh Elliot, der Kleist und Brockes ihre Pässe aushändigte, nachdem er ihnen von einer Weiterreise nach Wien abgeraten und stattdessen Würzburg oder Straßburg, ebenfalls bedeutende medizinische Zentren, vorgeschlagen hatte (vgl. SW II, S. 542). Hansen sieht in Neufvilles Ruf als bedeutender magnetisierender Arzt den Hinweis darauf, dass sowohl Hufeland als auch Elliot auf das Erstarken des animalischen Magnetismus in Würzburg aufmerksam geworden sein könnten, zumal auch Siebold an einer derartigen Kur Interesse signalisiert habe (Hansen: Der Schlüssel, S. 186f.). Hansen spekuliert, dass Kleist aufgrund Mesmers magnetischer Praxis in Wien zunächst diese Stadt als Reiseziel, dann die Alternative Straßburg als einstige Magnetismus-Hochburg ausgesucht hatte, bevor er nach Würzburg ging. Für den Rückschluss, dass sich Kleist in Würzburg einer magnetischen Behandlung, durchgeführt von Neufville, unterzogen hat, gibt es außer Indizien jedoch keinen Beleg (Hansen: Der Schlüssel, S. 178f. bzw. S. 189).

⁸¹ Im Aufsatz *Über das Marionettentheater* (1810) sieht Engelstein den eindrücklichsten Nachhall der Amputierten des Spitals, denen Kleist mit großer Wahrscheinlichkeit begegnet sei (Engelstein: Out on a Limb, S. 229).

⁸² „Das Stammhaus schon ist ein Haus, wie ein Schloß; aber nun sind noch, in ähnlicher Form, Häuser hinzugebaut worden, so daß die vordere Fassade 63 Fenster hat, und das Ganze ein geschloßnes Viereck bildet. Im innern Hofe ist ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet sich ein vortrefflicher bo-

tät“ (SW II, S. 562) des Spitals auf.⁸³ Bei seinem Rundgang begegnet Kleist einigen ‚Verrückten‘, dabei „sahen wir manches Ekelhafte, manches Lächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswertes. Ein paar Menschen lagen übereinander, wie Klötze, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären.“ (SW II, S. 560)⁸⁴ Vier psychisch Kranken gibt Kleist explizit Raum in seinem Brief an Wilhelmine, darunter befinden sich ein „überstudierter Professor“ (ebd.), der die Besucher in perfektem Latein in ein Kreuzverhör nimmt, und ein schwermütiger Mönch. Letzterer „hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubte von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verfälscht.“ (ebd.) Der dritte Patient, den Kleist und seine Begleiter treffen, ist ein Kaufmann, „der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte.“ (ebd.) Die eingehendste Aufmerksamkeit und emphatische Anteilnahme aber erhält ein 18-jähriger Jüngling, „den ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte“ (ebd.). Wie Kleist dessen Verfassung schildert, entspricht dem medizinischen Onanie-Diskurs seiner Zeit: Zum einen ähnelt die Passage der Skizze des renommierten Jenaer Medizinprofessors Christoph Wilhelm Hufeland von Onanie als pathologischem Laster,⁸⁵ zum anderen klingen die eindringlichen Warnungen von Christian Ernst Wünsch an. Er spricht sie in den *Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend*, die auf Tissots Ausführungen *L’Onanisme* (1760) rekurrieren, in Bezug auf derartige ‚schändliche Ausschweifungen‘ aus:⁸⁶ Der junge Mann,

der noch vor kurzem blühend schön gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, hing da über die unreinliche Öffnung, mit nackten, blassen, ausgedorrten Gliedern, mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhängendem Haupte – Eine Röte, matt und geadert, wie eines Schwindsüchtigen, war ihm über das totenweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlid auf das sterbende, erlöschende Auge, wenige saftlose Greisenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durstig, lechzend hing ihm die Zunge über die

tanischer Garten, Badehäuser, ein anatomisches Theater und ein medizinisch-chirurgisches Auditorium. [...] Da beherbergt jedes Gebäude eine eigne Art von Kranken, entweder die medizinische oder chirurgische, und jeder Flügel wieder ein eignes Geschlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann ist ein besonderes Haus für Unheilbare, eines für das schwache Alter, eines für die Epileptischen, eines für die Verrückten etc. Der Garten steht jedem Gesitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.“ (SW II, S. 559f.)

⁸³ Vgl. Promies: Christian Heinrich Spieß, S. 72, der insbesondere Kleists Kritik an der Zusammenpferchung von psychisch Kranken (SW II, S. 562) als unzeitgemäß ausweist: „Was Kleist dort zu bedenken gab, wird seit einigen Jahrzehnten von Vertretern der Sozialpsychiatrie praktiziert; ihre Patienten leben nicht abgesondert von der Gesellschaft, sondern in ihrem gewohnten mitmenschlichen Rahmen.“

⁸⁴ Zur Entmenschlichung der Kranken bei Kleist im Kontext zeitgenössischer Darstellungen vgl. Osinski: Über Vernunft und Wahnsinn, S. 64f.

⁸⁵ Mettenleiter: Der Besuch, S. 153f.

⁸⁶ Krämer: Heinrich von Kleist, S. A 2540, Sp. 1; Nigel Reeves: „Kleist’s Indebtedness to the Science, Psychiatry and Medicine of his Time.“ In: *Oxford German Studies* 1985, Bd. 16/Heft 1, S. 47–65, hier: S. 52.

blasse, eingeschrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken – er hatte nicht das Vermögen die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft den stechenden Atem zu schöpfen – nicht verrückt waren seine Gehirnsnerven aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig seiner Seele zu gehorchen, sein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht – O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses! So schrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit diesem fürchterlichen Bilde – (SW II, S. 560f.)

Für die eindrucksvolle Schilderung – mit ihrem Dramatisierungsgestus⁸⁷ und didaktisch-moralisierendem Ton aufklärerisches Selbstverständnis zitierend⁸⁸ – wurden sowohl literarische Vorbilder⁸⁹ ausgemacht, als auch reale Gegenstücke gefunden und damit eine tradierte Meinung der älteren Kleist-Forschung berichtigt, in der Kleists Krankheitsbericht als ‚Phantasiegebilde‘ abgetan wurde.⁹⁰ So spricht Oberarzt Anton Müller, der von 1798 bis 1801 die Irrenabteilung des Julius-Spitals betreut,⁹¹ dezidiert von einem Jüngling, der zu dieser Zeit aufgrund von ‚Selbstbefleckung‘ behandelt wird, während Jacob Friedrich Ludwig Lentin – zur gleichen Zeit wie Kleist zu Besuch auf der Irrenabteilung – den wahnsinnigen Priester als Patienten anführt.⁹²

Was die vier Kranken eint, ist „a deviation from the natural balanced order“⁹³, denn ihr Verhalten weicht jeweils von der eigentlichen Bestimmung der Männer ab – der Realisierung ihres individuellen Potenzials und des tugend- und wissensfundierte Strebens nach Glück:⁹⁴ „These patients were living examples, then, of the breakdown of the young Kleist’s fervent but fragile teleology.“⁹⁵ Ihren endgültigen Zusammenbruch er-

⁸⁷ Der psychische und physische Verfall der ‚Unzüchtigen‘, die sich durch Onanie selbst beflecken, wird im gesamten 18. Jahrhundert, erst theologisch, dann medizinisch ausgerichtet, intensiv debattiert und in Fallbeschreibungen festgehalten. Die Onanie-Texte weisen eine dramatische Grundstruktur auf, bei der die Folgen der Onanie meist in der Blüte des Lebens oder am Aufbruch in eine vielversprechende Zukunft, analog zur Peripetie, den Umschwung herbeiführen. Dazu kommt „die Tragik des ‚zu spät!‘“ (Neumeyer: Onaniedebatte, S. 68f.), denn dann, wenn der Verfall bemerkt wird, fehlt die Kraft zur Umkehr, da diese zuvor durch die Onanie verschwendet worden ist. So führen die Fälle zwangsläufig in die Katastrophe – „ganz so wie es die klassische Tragödienstruktur vorschreibt, ganz so wie die barocken Trauerspielhelden auf Scheiterhaufen und Schafott enden.“ (ebd., S. 70)

⁸⁸ Košenina: Von Bedlam nach Steinhof, S. 332; Schulz: Kleist, S. 140f.

⁸⁹ Mettenleiter: Der Besuch, S. 155f.

⁹⁰ Vgl. Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Besichtigung, hier v. a. S. 53 und S. 57f.; Bennholdt-Thomsens Thesen, bereits 1982 geäußert, differenzierend: Košenina: Von Bedlam nach Steinhof, S. 331, Anm. 42f.; s. a. Christina Vanja: „Nur ‚finstere und unsaubere Clostergänge‘? Die hessischen Hohen Hospitäler in der Kritik reisender Aufklärer.“ In: Heiner Fangerau; Karin Nolte (Hg.): *„Moderne“ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert: Legitimation und Kritik*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, S. 23–42, hier: S. 25.

⁹¹ „If Kleist met Müller it would have been a man who was finding his own way forward in psychiatry at a time when there were no significant writings on the subject available in German. Müller describes how at the time he combed all available journals for material in German on mental illness.“ (Reeves: Kleist’s Indebtedness, S. 53)

⁹² Mettenleiter: Der Besuch, S. 155f.; siehe dort auch zu weiteren zeitgenössischen Zeugen des lateinisch sprechenden Professors (ebd., S. 156–158).

⁹³ Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 284.

⁹⁴ Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 281.

⁹⁵ Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 284.

leidet diese nur sechs Wochen später, nachdem sich Kleist eingehender mit Kants Schriften beschäftigt hat. Das unbedingte Vertrauen Kleists in die von ihm verehrten Wissenschaften erodiert, sobald ihnen der metaphysische Unterbau, wie ihn Wünsch vorgesehen hat, entzogen wird. Was Kleist „so tief, so schmerzhaft“ (SW II, S. 634) erschüttert, ist die These, dass der Verstand kein Garant für die Wahrhaftigkeit von Wissen ist: „Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint.“ (ebd.) Das Fundament jeglicher Forschungstätigkeit ist erschüttert, denn von Wünsch hat Kleist gelernt, dass durch präzise Beobachtung der Natur vernünftige Schlüsse gezogen und Erkenntnisse über sämtliche ihrer Gegenstände gewonnen werden können.⁹⁶ Als Student ist er davon überzeugt gewesen, „daß *nichts* in der ganzen Natur unbedeutend und gleichgültig und *jede* Erscheinung der Aufmerksamkeit eines *denkenden* Menschen würdig ist.“ (SW II, S. 592; Hervorheb. im Orig.)

Nach der Kant-Lektüre aber kann für Kleist aus der Beobachtung keine gesicherte Erkenntnis mehr erfolgen, wie er seiner Verlobten gegenüber erklärt: „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, *sind* grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört.“ (SW II, S. 634; Hervorheb. im Orig.)⁹⁷ Kleist fühlt sich „tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet“ (ebd.), dass die Wissenschaften den von Wünsch postulierten Anspruch auf absolute Gültigkeit und die Fähigkeit, das Wahre in der Natur zu erkennen, verlieren. Die Welt verbleibt in Rätselhaftigkeit, während im Leben des Individuums, nicht länger bestimmt durch die Verbindung mit einer höheren Sphäre, das Schicksal die Zügel in die Hand nimmt.⁹⁸ Dass Kleist am Verlangen nach Absolutem festhielt, unterscheidet ihn von Kant. Aus der in der *Kritik der reinen Vernunft* formulierten These, dass es unmöglich sei, die Gegenstände der Erfahrungswirklichkeit so zu erkennen, wie sie an sich sind, zieht der Philosoph die Konsequenz, dass die Instrumente des Erkennungsvermögens, welche die

⁹⁶ Hinderer: Ansichten, S. 27.

⁹⁷ Die Rede von den grünen Gläsern nimmt ein Bild auf, das Wünsch in Bezug auf wissenschaftliche Methoden verwendete: Wird die Sonne durch ein Glas betrachtet, reflektieren die wissenschaftlichen Ergebnisse, so die Schlussfolgerung, die zur Untersuchung verwendeten Instrumente ebenso sehr wie das untersuchte Objekt selbst (Reeves: Kleist's Bedlam, S. 285).

⁹⁸ Reeves: Kleist's Bedlam, S. 285. Zu den Leerstellen in den Kleistschen Werken vgl.: Gernot Müller: „Prolegomena zur Konzeptionalisierung unzuverlässigen Erzählens im Werk Heinrich von Kleists.“ In: *Studia Neophilologica* 2005, S. 41–70, hier: S. 59.

Wahrnehmungen ordnen, bestimmt werden müssen. Kleist dagegen verzweifelt am Anspruch an die Vernunft, die Wahrheit zu erkennen.⁹⁹

Ob die Krisenerfahrung im März 1801 aus einem falschen Verständnis der Philosophie Kants resultiert oder nicht – die mittlerweile gängige Wendung der ‚sogenannten Kant-Krise‘ trägt diesen Überlegungen Rechnung¹⁰⁰ –, tritt angesichts der Schlüsse, die Kleist aus dem Kollaps seines bisherigen Welt- und Selbstverständnisses zieht, in den Hintergrund. Schließlich ebnet die existenzielle Orientierungskrise den Weg für Kleists nächstes Projekt, die Schriftstellerei.¹⁰¹ Immerhin „verschlägt es Kleist binnen weniger Monate die Begriffe, die Sicherheiten, seinen aufklärerischen Erkenntnisoptimismus und die moralischen Denkschablonen [...] – nur die Sprache verschlägt es ihm nicht.“¹⁰² Die „hochstilisierten Briefe“¹⁰³, die Wilhelmine während der Würzburger Reise erhält, gelten auch als „ein Versuch Kleists, seine grundsätzliche Befähigung zum Beruf des Schriftstellers zu erproben“.¹⁰⁴ Allerdings steht für Kleist die Sprache selbst auf dem Prüfstand: Seiner Schwester gegenüber klagt er, „daß es uns an einem Mittel zur Mitteilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt sind nur zerrissene Bruchstücke.“ (SW II,

⁹⁹ Blamberger: *Science oder fiction?*, S. 27. Vgl. Kleists Brief an die Schwester Ulrike vom 23. März 1801, in dem er die Formulierungen aus dem Schreiben an Wilhelmine aufgreift: „Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts, wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigentum zu erwerben, daß uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und furchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligtum meiner Seele erschüttert – Mein *einziges* und *höchstes* Ziel ist gesunken, ich habe keins mehr.“ (SW II, S. 636; Hervorheb. im Orig.) Zur Frage, ob sich Kleist auf Kants *Kritik der Urteilskraft* oder die *Kritik der reinen Vernunft* bezogen hat, vgl. Walter Hinderer: „Immanuel Kants Begriff der negativen Größen, Adam Müllers Lehre vom Gegensatz und Heinrich von Kleists Ästhetik der Negation.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 35–62, hier: S. 43; Bernhard Greiner: *Eine Art Wahnsinn. Dichtung im Horizont Kants: Studien zu Goethe und Kleist* (Philologische Studien und Quellen, 131). Berlin: E. Schmidt 1994, S. 86–92. Vgl. Kap. 5.1.

¹⁰⁰ Vgl. Frick: Kleists ‚Wissenschaft‘, S. 216, Anm. 44; Jochen Schmidt: *Heinrich von Kleist. Studien zu seiner poetischen Verfahrensweise*. Tübingen: Max Niemeyer 1974, S. 5, Anm. 32. S. a.: Günther Schnitzler: „Zusammenbrüche, Aufbrüche – Kleists ‚Kant-Krise‘ und *Die Familie Schroffenstein*.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 37–62.

¹⁰¹ Blamberger: *Science oder fiction?*, S. 27. Zur literarischen Karriere, die aus den Trümmern einer erhofften naturwissenschaftlichen Karriere entspringt, s. a.: Frick: *Poetische Wissenschaftsskepsis*, S. 245.

¹⁰² Frick: Kleists ‚Wissenschaft‘, S. 216. Vgl. den elaborierten Brief, den Kleist Ende Juli 1801 an Adolphine von Werdeck schickt und darin die „zyklopische Einseitigkeit“ (SW II, S. 679) in schillernden Farben beschwört.

¹⁰³ Kreutzer: *Paradoxe Zeitgenossenschaft*, S. 5.

¹⁰⁴ Kreutzer: *Paradoxe Zeitgenossenschaft*, S. 5: „[...] ja, es ist denkbar, daß die so geheimnisumwitterte Reise überhaupt die Basis des Tests war.“ (ebd.)

S. 626) Kleists Kant-Deutung produziert „eine grandiose semiotische Krise, die zum generativen Kern seiner Werke werden sollte.“¹⁰⁵

Dennoch lässt Kleist die Naturwissenschaften nicht pauschal hinter sich, vielmehr bilden wissenschaftliche Diskurse in seiner Essayistik, Publizistik und literarischem Werk zeit seines Lebens das Fundament, aus dem sich zentrale Motive, die Metaphorik und sogar „das Strukturprinzip in der Tektonik seiner Texte“¹⁰⁶ speist. Die Nachwehen der Ereignisse im Jahr 1801 prägen die rastlose Phase, die nun für Kleist anbricht. Zusammen mit seiner Schwester Ulrike reist er kreuz und quer durch Deutschland und Frankreich, wobei er – „perhaps it was a desparate search for his lost cosmology“¹⁰⁷ – bedeutende Wissenschaftler aufsucht. Unter diesen „Lehrer[n] der Menschheit“ (SW II, S. 656), wie Kleist selbst sie betitelt, finden sich neben den Mathematikprofessoren Karl Friedrich Hindenburg und Georg Simon Klügel mit dem Mediziner Ernst Platner sowie den Anatomen Johann Friedrich Blumenbach und Heinrich und August Wrisberg gleich vier Vertreter der Heilkunde, ein Indiz dafür, dass sich das Interessengebiet Kleists verlagert.¹⁰⁸ Während des produktiven Aufenthalts in der Schweiz über den Sommer 1801 entsteht sein erstes Drama, *Die Familie Ghonorez*, später bekannt als *Die Familie Schroffenstein*, das geradezu einen „virtual catalogue of abnormal states registered by the psychiatry of the time“¹⁰⁹ enthält: Habgier als fixe Idee, Raserei, Trance und die mit ihr verbundene Gefahr der Manipulation sowie partielle Amnesie. Die weiteren Stationen auf den Reisen der folgenden Jahre¹¹⁰ werden Kleist Gelegenheit geben, die medizinischen Sachverhalte hinter diesen Phänomenen eingehender kennenzulernen.¹¹¹ Von

¹⁰⁵ Blamberger: Science oder fiction?, S. 27. Zur Sprachskepsis Kleists s. a.: Andrea Bartl: *Im Anfang war der Zweifel. Zur Sprachskepsis in der deutschen Literatur um 1800*. Tübingen: Francke 2005 und, mit Verweis auf die Als-Ob-Formulierungen, Ervin Török: „Zeit und Referenz. Über Heinrich von Kleists ‚Das Erbeben von Chili‘.“ In: Árpád Bernáth; Endre Hárs; Peter Plener (Hg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*. Tübingen: Francke 2006, S. 89–106, v. a. ab S. 98.

¹⁰⁶ Specht: Physik als Kunst, S. 344.

¹⁰⁷ Reeves: Kleist's Bedlam, S. 286.

¹⁰⁸ Hansen: Der Schlüssel, S. 191, Anm. 60; s. a.: Peter P. Riedl: „Transformationen der Rede. Kreativität und Rhetorik bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 79–106, hier: S. 93.

¹⁰⁹ Reeves: Kleist's Bedlam, S. 287. Einen knappen Überblick über die psychischen und physischen Ausnahmezustände in den Werken Kleists bietet Janz: Affektive Exzesse.

¹¹⁰ Kleist arbeitet während dieser Reisen an seinem Drama *Robert Guiskard*, das um den angeblich kranken Guiskard im Kontext von Pest, Infektionsmedizin, Psychosomatik und Fieberanfällen kreist (Reeves: Kleist's Bedlam, S. 288; Tayler M. Kent: *Theater of infection: Illness and contagion in German drama around 1800*. Dissertation. University of North Carolina, Chapel Hill 2015. Unter: <https://cdr.lib.unc.edu/indexablecontent/uuid:885a8bcc-2665-4049-a7d8-7e39a80da2d3> [26.10.2016]).

¹¹¹ Zunächst aber geht Kleist nach Bern. Ob seine Behauptung, dort mehr als zwei Monate krank gewesen zu sein, und der Verweis auf die Entlohnung des Arztes und Apothekers Carl Wytttenbach (SW II, S. 727), der Wahrheit entspricht, ist ungeklärt. Reeves etwa sieht in Wytttenbach den neuen Arzt

Ende 1803 bis Mitte 1804 lebt Kleist im Haushalt eines der angesehensten Mediziner Deutschlands, bei Georg Wedekind in Mainz. Wedekind, der zu dieser Zeit an der soeben gegründeten *École de Médecine* lehrt, behandelt den kranken Schriftsteller-Novizen.¹¹² Bezüglich der Therapie konsultiert er Wieland, bei dem sich Kleist Anfang 1803 für circa zehn Wochen aufgehalten hat. Wieland lässt Wedekind auf dessen Anfrage in einem Brief vom 3. April 1804 eine sprachmächtige Skizze von Kleists damaligem Zustand zukommen.¹¹³

Wedekind und Wieland haben sich beide an den medizinischen Debatten der Zeit durch verschiedene publizistische Beiträge beteiligt. Als junger Arzt hat Wedekind 1785 zu Moritz' *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* zwei kleinere Texte beige-steuert; ob jedoch der Schluss zulässig ist, Kleist habe das *Magazin* bei Wedekind rezipiert, sei dahingestellt;¹¹⁴ die Nähe Kleists zu Diskursen der frühen Psychiatrie im Hause Wedekind ist zwar wahrscheinlich, aber nicht dokumentiert.¹¹⁵ Wedekind publiziert zudem auch in medizinisch-psychologischen Journalen, in denen Theorien über somnambulistische und psychopathologische Phänomene ausgetauscht werden. Auch der von Wieland herausgegebene *Teutsche Merkur* führt derartige Beiträge an, darunter den Erstlingsaufsatz von Christoph Wilhelm Hufeland aus dem Jahr 1784. Der Text setzt sich in ablehnender Haltung mit Franz Anton Mesmers Theorie des Animalischen Magnetismus¹¹⁶ auseinander und findet, nach Eigenaussage des jungen Arztes, bei Wieland großen Anklang.¹¹⁷ Wieland selbst veröffentlicht angesichts einiger aktueller Berichte über

Kleists (Reeves: Kleist's Bedlam, S. 288), während Bisky argumentiert, dass Kleist die Krankheit nur erfunden habe, um rasch an finanzielle Mittel zu gelangen (Bisky: Kleist, S. 170).

¹¹² Bisky: Kleist, S. 213.

¹¹³ Schulz: Kleist, S. 247 bzw. S. 265. Weswegen Kleist von Wedekind behandelt wurde, ist ungesichert, eine psychisch ausgerichtete Therapie gilt angesichts des Briefwechsels mit Wieland als wahrscheinlich (Bennholdt-Thomsen: Kleists Standort, S. 169–172). In einem Brief aus dem Jahr 1805 klagt Kleist zudem über Unterleibsbeschwerden, die von seinem „Brownischen Arzt“ (SW II, S. 758) behandelt würden, wenngleich Kleist wenig Zuversicht auf Heilung ausdrückt. Die Lehre des schottischen Arztes John Brown war um 1800 in deutschsprachigen Ländern sehr populär und fokussierte externe Stimuli und ihre negativen Auswirkungen auf den Körper, der als passiver Organismus seiner Umwelt völlig ausgeliefert sei (Kent: Theater of infection, S. 37f.; Nancy M. Corbin: Heinrich von Kleist and Enlightenment Medicine. Dissertation. University of California, Davis 2011. Unter: <http://gradworks.umi.com/35/11/3511710.html> [26.10.2016]).

¹¹⁴ Gegen Argumentationen wie jene von Reeves (Reeves: Kleist's Bedlam, S. 288f.; Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Standort, S. 169) gerichtet, warnt bspw. Schulz vor einem „assoziativem Verfahren“, dank dem in der Kleist-Forschung „Legenden wuchern, wo es an Tatsachen fehlt.“ (Schulz: Kleist, S. 37)

¹¹⁵ Für Wedekind als Vermittler einer aufgeklärten Psychologie an Kleist argumentieren Bennholdt-Thomsen et al.: Kleists Standort, S. 168f.

¹¹⁶ Zu Biografie und Einflüssen siehe Tatar: Spellbound, S. 3–35.

¹¹⁷ Jürgen Barkhoff: *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1995, S. 68f.

zwei magnetisierte, somnambule Frauen im Januarheft des *Merkurs* aus dem Jahr 1787 eine kritische Abhandlung zum Magnetismus.¹¹⁸

Mesmers Begriff ‚tierischer Magnetismus‘ rekurriert auf das neue medizinische Paradigma des ‚Nerven-Systems‘, das mit den Lehren der ‚Reizbarkeit‘ und der ‚Elektrizität‘ verknüpft wird.¹¹⁹ Mesmer glaubt, ein Agens entdeckt zu haben, das sich gezielt zur Beeinflussung von Nerven, Muskeln und Säften einsetzen lässt. Als Erklärungsmodell dient ihm der Rückgriff auf eine kosmologische Fluidaltheorie, nach der eine unsichtbare materielle Kraft, die ‚All-Flut‘, die gesamte Welt, also die belebte wie unbelebte Natur, durchströmt. Da diese magnetische Kraft beim Menschen an der Nervenfaser ansetzt und damit gewissermaßen das ‚Lebensfeuer‘ erhält, es im Körper fortpflanzt und sich daher ausschließlich auf den tierischen Organismus bezieht, betitelt Mesmer das Phänomen als ‚tierischen Magnetismus‘. Allerdings ist es „nach dem Vorbild der elektrischen Ströme weniger ein Transfer physikalischer Massen – was schon allein daran deutlich wird, daß seine Ressourcen sich niemals verbrauchen – als ein kinetischer Zustand; nichts, was bewegt wird, vielmehr die Bewegung selbst in ihrer Übergänglichkeit und Medialität.“¹²⁰ Gerät die magnetische Kraft in ein Ungleichgewicht oder wird sie in ihrer Zirkulation blockiert, dann entstehen Krankheiten. Allerdings können diese laut Mesmer durch die Technik des ‚Magnetisierens‘ beseitigt werden. Den Beweis liefert ihm die experimentelle Behandlung der 29-jährigen Franziska Oesterlin in den Jahren 1774/75, die er mit Stahlmagneten therapiert und so von Gichtanfällen befreit. Daraufhin entwickelt er eine magnetische Kur, deren Ziel ist, die magnetische Kraft des Arztes auf den Patienten zu übertragen. Das kann suggestiv-mental geschehen oder aber dadurch, dass der Magnetiseur entlang der Nervenbahnen des Betroffenen streicht. Nachdem der Patient eine künstlich erzeugte Krise durchlaufen hat, wird die ursprüngliche Harmonie wieder hergestellt.¹²¹

¹¹⁸ Vgl. Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 71–76.

¹¹⁹ Harald Neumeyer: „Magnetische Fälle um 1800. Experimenten-Schriften-Kultur zur Produktion eines Unbewußten.“ In: Marcus Krause; Nicolas Pethes (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert* (Studien zur Kulturpoetik, 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 251–285, hier: S. 254.

¹²⁰ Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, S. 117.

¹²¹ Vgl. Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 18–26; Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 88f.; Neumeyer: *Magnetische Fälle*, S. 254f. Zu weiteren Therapiepraktiken Mesmers, wie den Einsatz eines *baquet*, einer großen Wanne, gefüllt mit magnetisiertem Wasser und Metallteilen, vgl. Sara R. Luly: *Magnetized Men: Constructing Masculinity through Somnambulism in the Works of German Romanticism*. Dissertation. Ohio State University, Columbus 2011. Unter: https://etd.ohiolink.edu/!etd.send_file?accession=osu1306343102&disposition=inline [26.10.2016], S. 41f. Die Wirksamkeit der Krise erklärt Tatar mit der Vermutung, dass viele von Mesmers Patientinnen und Patienten an *vapeurs* litten, „a mild form of hysteria [which; MK] rendered its victims vulnerable to nervous fits and fainting spells.“ Die Krisen erlaubten psychische Anspannung abzubauen (Tatar:

Mesmers pseudo-naturwissenschaftliche, fluidistische Theorie wird von seinem Schüler Marquis de Puységur aufgenommen und in der aufsehenerregenden empirisch-psychologischen Variante des künstlichen Somnambulismus 1787 nach Deutschland exportiert, wo er rasch zur dominierenden Magnetismus-Schule aufsteigt.¹²² Puységurs Magnetismus minimiert die Bedeutung des Fluidums zugunsten eines Fokus auf die Wechselwirkungen, die sich aus Hypnoseverfahren ergeben. Dazu zählt der sogenannte ‚sympathetische Rapport‘ der Beteiligten, dank dem der Magnetiseur den abhängigen Magnetisierten nach Belieben beeinflussen kann, ebenso der Wachzustand samt geschärftem Bewusstsein, auf den nach dem Erwachen die Amnesie folgt, sowie die Fähigkeit der Autoskopie, der Visualisierung des Körperinneren, welche die Magnetisierten die eigene Krankheit erkennen lässt. An die Stelle der konvulsivischen Zuckungen als ‚heilsame Krisen‘ setzt Puységurs künstlicher Somnambulismus die potenzielle Heilkraft des magnetischen Schlafs. Wie die Fallgeschichten von Puységur bezeugen, läuft die magnetische Kur, die sich über Wochen oder Monate hinziehen kann, folgendermaßen ab: Der Patient wird zunächst in einen immer tieferen künstlichen Somnambulismus versetzt. Wenn er aus diesem Zustand erwacht, ist der Magnetisierte zwar ansprechbar, aber von einer gänzlich anderen Persönlichkeit. Nachdem er den Zustand seines Körperinneren visualisiert hat, kann der Patient sich selbst diagnostizieren, die nötigen Medikamente verschreiben und sogar den Verlauf seiner Krankheit samt Zeitpunkt der Heilung voraussagen. Der Rapport, den der Magnetiseur und der Somnambule dabei aufbauen, ist eine derart enge psychische Verbindung, dass Puységur in der Interaktion der beiden gewissermaßen eine Verschmelzung zweier Individuen sieht.¹²³

Puységurs Versuche psychologisieren den Magnetismus¹²⁴ und bedingen eine Veränderung der Experimentalordnung, die sich fortan weniger auf die körperlichen Reflexe richtet, wie bei Mesmer, sondern vielmehr die „im somnambulen Zustand vorhandene Sprachfähigkeit des Patienten sowohl zum Gegenstand als auch zum Medium der Experimente“¹²⁵ erhebt. Den Beleg liefert Eberhard Gmelins Behandlung des ‚magneti-

Spellbound, S. 15). Zu „Mesmers Unterfangen, den Fiktionalitätsverdacht gegen die Wirkungen des Magnetismus durch Experimente, deren Bezeugung und Kontrolle zu entkräften“, vgl. Neumeyer: *Magnetische Fälle*, hier: S. 259.

¹²² Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 27; Hansen: *Der Schlüssel*, S. 196; Jürgen Barkhoff: „Mesmerismus [Art.]“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 530–535. Zur weiteren Differenzierung verschiedener Magnetismus-Schulen vgl. Luly: *Magnetized Men*, S. 53–57.

¹²³ Hansen: *Der Schlüssel*, S. 189.; Luly: *Magnetized Men*, S. 50f. S. a. Katharine Weder: *Kleists magnetischen Poesie. Experimente des Mesmerismus*. Göttingen: Wallstein 2008, S. 173f.

¹²⁴ „Puységur infused mesmerist doctrines with a fresh appreciation for the mysteries of psychological control and thus replaced animal magnetism with personal magnetism.“ (Tatar: *Spellbound*, S. 30)

¹²⁵ Neumeyer: *Magnetische Fälle*, S. 261.

schen Schlafredners‘ Reichardt im Jahr 1790, bei dem Gmelin als Magnetiseur zum reinen Protokollanten Reichardts wird, während dieser sich im somnambulen Zustand förmlich zu einem Theoretiker des Magnetismus wandelt.¹²⁶ Mesmers Fluidaltheorie ist bei Gmelin überformt durch das Konzept eines ‚Äthers‘, der die menschlichen Nerven durchströmt. Der sogenannte ‚Lebensgeist‘, auch ‚Lebenskraft‘, verbindet die ‚tierische Masse‘ der Körperteile und Organe mit der immateriellen Seele zu einem Ganzen und macht das Subjekt nach außen permeabel, da es, den Lebensgeist verströmend und empfangend, in einem perpetuierenden Austauschprozess mit anderen Individualitäten steht.¹²⁷ Dieser nervenphysiologisch-vitalistischen Ausrichtung des Magnetismus gelingt es, sich vom Vorwurf der Scharlatanerie, wie er Mesmer trifft, weitestgehend frei zu halten, wozu gerade Gmelins Fallgeschichten mit der „erfahrungsseelenkundliche[n] Sensibilität für die psychologische Komponente seiner Magnetkuren“¹²⁸ einen großen Beitrag leisten.

Die Berichte, die Gmelin und seine Kollegen zu ihren Experimenten publizieren, werden um die Jahrhundertwende gründlich rezipiert und systematisch ausgewertet; die „Experimenten-Schriften-Kultur“¹²⁹ zum Magnetismus wird selbstreflexiv. Großen Anteil daran hat Gotthilf Heinrich Schuberts Werk *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808), das den Magnetismus, wie er bei Gmelin beschrieben ist, in Abgrenzung zu früheren magnetischen Praktiken ungemein aufwertet.¹³⁰ Selbst der kritische Hufeland nimmt nun entsprechend positive Artikel in sein *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunde* auf.¹³¹ Flüchtige praktische Erfahrungen mit dem animalischen Magnetismus hat Schubert während seiner kurzen Tätigkeit als Arzt gemacht; die Phänomene, die er bei seinen Experimenten beobachtet, beeindrucken ihn stark. Sie schlagen sich in seinen theoretischen Abhandlungen nieder, in welchen sie „als Beweisstücke für seine naturphilosophischen Thesen angeführt werden.“¹³² Schubert betont insbesondere die Dialogstruktur des Magnetismus und den ihm inhärenten Zustand eines höheren Bewusstseins, in dem sich eine transzendente Welt artikuliert.¹³³ Er schließt an die psychologische Definition des Somnambulismus durch Gmelin an;

¹²⁶ Neumeyer: Magnetische Fälle, S. 261f.

¹²⁷ Barkhoff: Magnetische Fiktionen, S. 88f. Zur Nähe des ‚Lebensgeist‘-Konzepts zu jenem des ‚Nervengeistes‘ von Ernst Platner vgl. ebd., S. 88–90.

¹²⁸ Barkhoff: Magnetische Fiktionen, S. 90f.

¹²⁹ Neumeyer: Magnetische Fälle, S. 264; Barkhoff: Magnetische Fiktionen, S. 87.

¹³⁰ Luly: Magnetized Men, S. 57.

¹³¹ Barkhoff: Magnetische Fiktionen, S. 71; Hansen: Der Schlüssel, S. 181.

¹³² Heinz Schott: „Der versteckte Poet in uns: Zur Sprachtheorie in der naturphilosophischen Seelenlehre von Gotthilf Heinrich von Schubert (1780–1860).“ In: *Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte* 1981, Bd. 65/Heft 3, S. 226–250, hier: S. 226.

¹³³ Neumeyer: Magnetische Fälle, S. 265f.

dessen Therapie von Lisette Kornacher arbeitet Schubert selbst in einem Bericht auf. Ob die Behandlung des somnambulen Heilbronner Mädchens tatsächlich als Vorlage für Heinrich von Kleists *Käthchen von Heilbronn* diente, ist strittig,¹³⁴ zumal Ernst von Pfuel Kleist als skeptischen Zeugen der magnetischen Behandlung einer Somnambulen skizziert: Nachdem der Magnetiseur behauptet, die somnambule Patientin hege eine extreme Abscheu gegen jegliche Berührung durch Metall, „flüsterte Kleist seinem Freunde zu, daß er den Nacken der Hellscherin mit einem Schlüssel heimlich berührt habe, ohne daß sie irgend Abscheu geäußert.“¹³⁵ Die kardinale Rolle, die der magnetische Rapport zwischen Käthchen und Wetter vom Strahl in Kleists Drama spielt, bleibt davon jedoch unberührt.¹³⁶

Vertraut ist Kleist mit dem animalischen Magnetismus Schubertscher Prägung zweifellos, schließlich kennt er ihn aus erster Hand, nämlich von Schubert selbst. In dessen Wohnort Dresden, das zum Zentrum einer blühenden Hypnose- und Magnetisierungspraxis aufgestiegen ist,¹³⁷ hält sich Kleist von August 1807 bis April 1809 auf – in diesem Zeitraum beendet er die *Penthesilea* und arbeitet am *Käthchen von Heilbronn*. Kleist diskutiert mit Schubert auch persönlich über magnetische Themen, wie sich dieser in seiner Autobiografie erinnert:¹³⁸

Und wenn ich mit Adam Müller und seinen Freunden [...] mich befand [...], da konnte ich so ohne Scheu und so fertig über solche Dinge sprechen, daß es mir selber, und nach meinem Bedünken auch den andern eine Freude war. Denn namentlich für Kleist hatten Mitteilungen dieser Art so viel Anziehendes, daß er gar nicht satt davon werden konnte

¹³⁴ Zur sogenannten ‚Urkäthchen-Hypothese‘ siehe Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 158, Barkhoff: Darstellungsformen, Krämer: Heinrich von Kleist, S. A 2540, Sp. 4; Christina Strauch: Weiblich, trefflich, nervenkrank. Geschlechterbeziehungen und Machtdispositive. Heinrich von Kleists Werk im medizinisch-anthropologischen Diskurs der Zeit um 1800. Dissertation. Friedrich-Alexander-Universität. Philosophische Fakultät II, Erlangen-Nürnberg 2004. Unter: <https://opus4.kobv.de/opus4-fau/frontdoor/index/index/year/2005/docId/106> [12.08.2015], hier: S. 83f.

¹³⁵ Helmut Sembdner: *Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen*. 7. erw. Neuaufl. München u. a.: Hanser 1996, S. 170. Die sarkastische Antwort Pfuels („so drücke ihr einen harten Taler in die Hand, dagegen wird sie wohl noch weniger Aversion haben“) wird in einem anderen Protokoll der Pfuelschen Erzählung Kleist zugeschrieben, während dort Pfuel selbst die Somnambule mit Metallen berührt (ebd., S. 170f.).

¹³⁶ Vgl. Tatar: *Spellbound*, S. 102–112. Zu den Topoi magnetischer Fallgeschichten im *Käthchen* vgl. Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 177f.

¹³⁷ Spiridion Wukadinović: *Kleist-Studien*. Stuttgart, Berlin: Cotta 1904, S. 144f. Zu Kleists Schaffen in Dresden als „politisches Experimentaltheater“ s. a. Walter Schmitz: „... eine neue Ordnung der Dinge“. Heinrich von Kleists Dresdner Aufenthalt.“ In: Lothar Jordan (Hg.): *Beiträge zur Kleist-Forschung 2007/2008. Themen: Kleist als Dramatiker. Aufführungsgeschichte und Aufführungspraxis/Kleist und Dresden. Werk, Kontext und Umgebung* (Beiträge zur Kleist-Forschung, 21). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 81–104, hier: S. 90.

¹³⁸ Bell: *The German tradition*, S. 186; Strauch: *Weiblich, trefflich, nervenkrank*, S. 82; Weder: *Kleists magnetischen Poesie*; Anzhelika Vaskinevitch: „Bekannschaften, daheim und auf Reisen“. G. H. Schuberts Beziehungen zu Kleist und Goethe im Jahre 1807 und ihre späteren Auswirkungen.“ In: Lothar Jordan (Hg.): *Beiträge zur Kleist-Forschung 2007/2008. Themen: Kleist als Dramatiker. Aufführungsgeschichte und Aufführungspraxis/Kleist und Dresden. Werk, Kontext und Umgebung* (Beiträge zur Kleist-Forschung, 21). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 123–142.

und immer mehr und mehr derselben aus mir hervorlockte; auch hatten einige seiner Freunde unter meiner Anleitung einen Versuch mit dem Mesmerismus gemacht, wobei sich jedoch keine der gehofften und gewünschten ‚wunderbaren‘ Erscheinungen zeigen wollte.¹³⁹

Schubert, der „wohl all’ das Wichtigere gelesen, das über den animalischen Magnetismus und die von ihm hervorgerufenen Erscheinungen [sic!] bis dahin geschrieben und bekannt geworden war“¹⁴⁰, berichtet zudem von einem Einfall des Freundeskreises um Adam Müller. So fordern Kleist, Rühle von Lilienstern, Ernst von Pfuel und Adam Müller den Arzt

zu einer thätigen Theilnahme an dem löblichen Werke der allgemeinen Bildung auf[.]. Ich solle, so stellten sie mir meine Aufgabe, Vorlesungen über ein Gebiet der Natur- und Seelenkunde halten, welches seinem Wesen nach das anziehendste von allen und gerade für die damalige Zeit von höchstem, allgemeinstem Interesse sei: über die Aeüßerungen des Seelenlebens in jenen Zuständen einer Gebundenheit des leiblichen Lebens, welche der animalische Magnetismus hervorruft, oder welche auch ohne diesen im Traume, in den Vorahnungen des Künftigen, im geistigen Ferngesichte u. f. sich kund geben.¹⁴¹

Schubert fasst die genannten Phänomene wie den Traum und die Prophetie¹⁴² als eine Art verschlüsselte Sprache der Natur auf. „In der Kette der Naturerscheinungen [...; weisen sie; MK] gleichzeitig den fließenden Übergang von diesem zum nächsten Leben wie die innige Verbindung des Einzelmenschen mit dem Naturganzen im Medium einer überall wirksamen Lebensseele.“¹⁴³ Die ursprüngliche Sprache der Natur wird im Traum und in verwandten außergewöhnlichen Tätigkeiten der Seele in eine ‚hieroglyphische Bildersprache‘ transformiert, die entziffert werden will, wie Schubert insbeson-

¹³⁹ Sembdner: Lebensspuren, S. 170.

¹⁴⁰ Gotthilf H. Schubert: *Der Erwerb aus einem vergangenem und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben: Eine Selbstbiographie. Band 2, Erste Abtheilung.* 3 Bände. Erlangen: Palm und Enke 1855, S. 228.

¹⁴¹ Schubert: Selbstbiographie, S. 227f. In seiner versuchten Beweisführung für Kleists erste Bekanntschaft mit Schubert vertauscht Hansen fälschlicherweise die Reihenfolge der beiden Textstellen (Hansen: *Der Schlüssel*, S. 195, Anm. 67).

¹⁴² Unter dem Schlagwort ‚Geisterreich‘, das im späteren 18. Jahrhundert kursiert, „ist in einem Synkretismus theologischer und intellektueller Konzepte eine Vereinigung der Gemüter und ihr Verkehr in einer Welt gemeinsamer Ideen gemeint.“ (Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, S. 121) Für Träume und Visionen als Äußerungen des ‚Geisterreichs‘, und nicht nur als willkürliche Produkte der Einbildungskraft, die einer seelischen Störung geschuldet sein können, plädiert Johann Heinrich Jung-Stilling *Theorie der Geister-Kunde* (1808) – laut Oesterle das zweite Modell, das Kleist neben Schubert literarisch nutzbar macht, wie insbesondere das *Käthchen von Heilbronn* nahelege (Günter Oesterle: „Vision und Verhör. Kleists *Käthchen von Heilbronn* als Drama der Unterbrechung und Scham.“ In: Christine Lubkoll; Ders. (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 303–328, hier: S. 308f.). Zu den Traum-Modellen des 18. Jahrhunderts zwischen Physiologie, wie bei Johann August Unzer, und Psychologie, wie bei Johann Georg Sulzer, s. a.: Ingo Uhlig: *Traum und Poesis. Produktive Schlafzustände 1641–1810* (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, 20). Göttingen: Wallstein 2015, S. 135–147.

¹⁴³ Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 99.

dere in seinem Werk *Die Symbolik des Traums* (1814) darlegt.¹⁴⁴ Durch den Widerspruch der beiden Sprachsphären – der Originalsprache der Natur und ihrer Hieroglyphensprache – findet sich der Mensch in einer ‚Sprachverwirrung‘ wieder, die für Schubert „eine Art allgemeine Psychopathologie“¹⁴⁵ markiert.

Die organische Grundlage für die binären Sprachsphären findet Schubert in der Bipolarität des Nervensystems, das Johann Christian Reil¹⁴⁶ in ein Ganglien- und ein Cerebralsystem unterscheidet, wie er in seinen *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen* (1803) vorwegnimmt und im Aufsatz *Über die Eigenschaften des Ganglien-Systems und sein Verhältnis zum Cerebral-System* (1807) eingehend erläutert.¹⁴⁷ Statt wie seine Vorgänger unterschiedslos von Nerven zu sprechen, differenziert Reil zwischen neuronalen Teilbereichen und arbeitet die Unterscheidung zwischen Ganglien- und Cerebralnervensystem heraus – eine für seine Zeit maßgebliche Neuerung, insbesondere weil Reil aufdeckt, dass Nerven keine passiven Reizleiter sind, sondern auch selbsttätig Vorstellungen produzieren können.¹⁴⁸ Das Gangliensystem ist demnach ein System von Nervengeflechten und -knoten, das mit

¹⁴⁴ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 229f. Zur Verbindung von Diesseitigkeit und Jenseitigkeit in Schuberts naturphilosophischer Traum-Lehre s. a. Kreuzer: *Paradoxe Zeitgenossenschaft*, S. 8. Zum Traum als Gegenstand zeitgenössischer psychologischer und literarischer Debatten s. a. Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Auffassung und Verwendung des Traums in der deutschen Psychologie und Literatur vor 1800.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 189–199; Anke Bennholdt-Thomsen, Alfredo Guzzoni: „Bausteine einer Theorie des Traumes um 1800. Quellensammlung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 201–262. S. a.: Peter-André Alt: *Der Schlaf der Vernunft. Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit*. München: Beck 2002; Peter-André Alt: „Romantische Traumtexte und das Wissen der Literatur.“ In: Ders.; Christine Leiteritz (Hg.): *Traum-Diskurse der Romantik*. Berlin u. a.: De Gruyter 2005, S. 3–29; zur Autoreflexivität des literarischen Traums: Jürgen H. Petersen: „Phantasien und Träume literarischer Figuren als Selbstinterpretationen literarischer Texte.“ In: Bernhard Dieterle (Hg.): *Träumungen. Traumerzählung in Film und Literatur*. St. Augustin: Gardez! Verlag 1998, S. 167–181.

¹⁴⁵ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 230.

¹⁴⁶ Reil, der in Göttingen Medizin studierte, logierte bei Marcus Herz in Berlin, dessen aufklärerische Tradition des ‚philosophischen Arztes‘ ihn zunächst beeinflusste, bevor er sich einer materialistischen Sichtweise zuwendete, indem er den Einfluss des Nervensystems auf die Psyche betonte. Sein Verständnis von Schlaf und Traum aber basieren auf Herz’ *Versuch über den Schwindel* (Bell: *The German tradition*, S. 168).

¹⁴⁷ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 236. Vgl. die Ausführungen zur *idée fixe* in Kap. 6. Als einer der ersten deutschen Ärzte weist Reil auf die miserablen Zustände in Irrenhäusern hin (Maria M. Tatar: „Psychology and Poetics: J. C. Reil and Kleist’s *Prinz Friedrich von Homburg*.“ In: *Germanic Review* 1973, Bd. 48/Heft 1, S. 21–34, hier: S. 23). Zur Position Reils im Paradigmenwechsel in der Medizin s. a.: Albrecht Koschorke: „Poiesis des Leibes. Johann Christian Reils romantische Medizin.“ In: Gabriele Brandstetter; Gerhard Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 26). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 259–272. Neupublikation im Goethezeitportal Unter: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/reil/koschorke.pdf> [21.11.2016]; Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution; zum transitorischen und unsystematischen Gattungsformat der Rhapsodien* vgl. Bölts: *Krankheiten und Textgattungen*, S. 61–71.

¹⁴⁸ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 117.

Gehirn und Rückenmark nur über semipermeable Leitungen verbunden ist, weshalb seine Tätigkeit in der Regel nicht zum Bewusstsein durchdringt. Sein Zentrum hat es dort, wo Brustkorb und Magengrube aufeinandertreffen, im Solarplexus, dem Sonnengeflecht. Zuständig ist das Gangliensystem für vegetative Körperfunktionen, wie Herzschlag, Atmung, Verdauung, Stoffwechsel und Sexualorgane, zudem ist es das physiologische Substrat des Unbewussten, also der Gefühle, der Intuition, der Leidenschaften. Das Cerebralsystem zeichnet dagegen für die Leistungen der Sinnesorgane und der Muskulatur verantwortlich und reguliert alle Formen bewussten Handelns.

Über den ‚Apparat der Halbleitung‘ sind beide Sphären voneinander getrennt. Der Begriff des ‚Halbleiters‘ trägt dem Umstand Rechnung, dass sich dieser Apparat aus Verbindungsnerven mal wie ein Isolator, dann wieder wie ein Konduktor verhält. Die der Elektrizitätslehre entlehnte Terminologie Reils ist kein Zufall angesichts der zeitgenössischen Vorstellung wie bei Galvani, dass neuronale Prozesse auf Prinzipien der Elektrizität basieren. Ist der Halbleiter gesund, isoliert er, doch in Momenten nervöser Erregung erhitzt er sich „und wird zum unbegrenzt durchlässigen Einfallstor für die Impulse des Gangliensystems.“¹⁴⁹ Solche Momente sind als Entladung zu denken; ihr Potenzial kann transgressiv oder aber destruktiv sein. Zu einer Brücke zwischen Cerebral- und Gangliensystem wird der Halbleiter-Apparat im Schlaf, beim Somnambulismus, bei gesteigerter Leidenschaftlichkeit oder aber bei psychischen Störungen.¹⁵⁰ Mit Reils Erklärungsmodell einer von der sinnlichen Wahrnehmung unabhängigen Tätigkeit des Gangliennervensystems lassen sich diese mentalen Prozesse erstmals rein physiologisch herleiten; das neuronale System, geflechtartig organisiert, entzieht sich dem Zugriff einer zentralistischen souveränen Steuerungsinstanz und entwickelt eine Eigendynamik. Das Unbewusste hängt also von körperinternen Prozessen ab – ein gegenüber seinen Vorgängermodellen neuartiger Ansatz.¹⁵¹ Auf die Verortung des Unbewussten im Gangliensystem greift insbesondere der Berliner Arzt Carl Alexander Ferdinand Kluge, ein Jugendfreund Hufelands, zurück, um daran psychische, psychopathologische und paranormale Phänomene zu erklären. Er gibt neben Schubert die wohl wichtigsten Impulse für das psychologische Erkenntnisinteresse der Romantik.¹⁵²

¹⁴⁹ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 140; zur gedachten Verwandtschaft von Elektrizität und Wärme s. a.: Rothschild: *Von der Idee*, S. 27f.

¹⁵⁰ Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 96; Tatar: *Psychology and Poetics*, S. 26; Schott: *Der versteckte Poet*, S. 236; Koschorke: *Poiesis des Leibes*, S. 12.

¹⁵¹ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 134f.

¹⁵² Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, S. 96f.

Reil liefert das neurophysiologische Fundament, auf dem Schuberts Traumlehre ruht. Sie breitet „die Utopie einer ganzheitlichen Zusammenführung beider Nervenregionen, der unbewußten und der bewußten“¹⁵³, aus. Schubert argumentiert mit Reil, dass die Funktionen des Gangliensystems durch das Nervenbündel im Solarplexus reguliert werden. Da der Solarplexus für Schubert das Organ intuitiven Wissens ist, fungiert er als Bindeglied zwischen dem Nervensystem des Einzelnen und einem „ethereal spirit or subtle fluid that organizes the universe into a living whole.“¹⁵⁴ Der Solarplexus verleiht dem Menschen eine Art sechsten Sinn und stattet ihn mit der Fähigkeit aus, die durch Zeit und Raum auferlegten Beschränkungen zu überwinden.¹⁵⁵ Als Beweisstücke benutzt Schubert in seinen *Ansichten* Phänomene wie das gleichzeitige Vorhandensein verschiedener Persönlichkeiten im somnambulen Zustand.¹⁵⁶ Das *Käthchen von Heilbronn* ist das Kleistsche Werk, in dem der Schubertsche Gedanke der Transzendenz am stärksten durchscheint.¹⁵⁷

Durch das Wechselspiel zwischen der im Wachzustand herrschenden Isolation des Gangliensystems und ihrer Aufhebung im somnambulen Zustand werden Zustände unterschiedlich stark regulierter Cerebralaktivität induziert, die für Schubert nebeneinander existieren. Damit sprechen gewissermaßen stets zwei Seelen aus einer Person,¹⁵⁸ denn das Gangliensystem produziert die „unconscious dark feelings“¹⁵⁹, auf denen das innere Selbst beruht. Das äußere Selbst dagegen entspringt dem sinnlichen und intellektuellen System, welches Bewusstsein generiert: „We are thus always ‚double personalities‘.“¹⁶⁰ Eine Persönlichkeitsspaltung bleibt folglich nicht mehr auf psychopathologische Kontexte beschränkt: Auch ein Traumzustand „verweist also auf dieselbe seelische Trennung in zwei Regionen wie der Wahnsinn und ist insofern Indiz für die allgemeine pathologische Verfassung auch des normalen Menschen.“¹⁶¹

¹⁵³ Koschorke: *Poiesis des Leibes*, S. 12.

¹⁵⁴ Tatar: *Spellbound*, S. 73.

¹⁵⁵ Tatar: *Spellbound*, S. 73; dort auch zu Friedrich Schellings naturphilosophischen Ansätzen, die ebenfalls die Existenz eines solchen Organs des sechsten Sinns berücksichtigen, welches die ‚Grenzen der Zeit‘ überwinden könne (ebd.).

¹⁵⁶ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 237.

¹⁵⁷ Vgl. Barkhoff: *Magnetische Fiktionen*, Wukadinović: *Kleist-Studien*; Annette Runte: „Traum – Bild – Schrift. Zur Rhetorik der Geschlechter in Kleists *Käthchen von Heilbronn*.“ In: Dies.: *Lesarten der Geschlechterdifferenz. Studien zur Literatur der Moderne*. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 55–81; Christine Leiteritz: „Die bewusstseins- und wirklichkeitsmodellierende Funktion des Traums in Kleists Dramen ‚Das Käthchen von Heilbronn‘ und ‚Prinz Friedrich von Homburg‘.“ In: Peter Csobádi (Hg.): *Traum und Wirklichkeit in Theater und Musiktheater. Vorträge und Gespräche des Salzburger Symposions 2004*. Anif u. a.: Mueller-Speiser 2006, S. 189–200, hier: S. 193.

¹⁵⁸ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 237.

¹⁵⁹ Bell: *The German tradition*, S. 186.

¹⁶⁰ Bell: *The German tradition*, S. 186.

¹⁶¹ Schott: *Der versteckte Poet*, S. 237.

Von der Nähe des Wahnsinns zum Normalen spricht auch Reil, allerdings bezieht er sich auf das Schicksal. Dessen Einfluss betont er in den ersten Absätzen der *Rhapsodien*:

Verrückte, die sich nicht selbst rathen und dem Betrüge Betrug entgegen stellen können, leiden an einem Gebrechen, das in der Menschheit selbstgegründet ist, dem wir also alle, mehr als jedem anderen, offen liegen, und das wir, weder durch Verstand, noch durch Rang und Reichthum abhalten können. Moralische und physische Potenzen, der Anfall eines hitzigen Fiebers und ein unvermeidlicher Stoss des Verhängnisses, der einzelne Familien oder ganze Staaten erschüttert, können uns für immer einen Platz im Tollhause anweisen. Wunderlich treibt das Glück sein Spiel mit dem Menschen. (Rha, S. 11)

Verrücktheit als inhärenter Bestandteil der *conditio humana*, der jeder zum Opfer fallen kann, taucht als eine der Bedrohungen der ‚gebrechlichen Einrichtung der Welt‘ auf, wie sie Kleist sowohl im *Kohlhaas* als auch in der *Marquise* nennt und zu einem Charakteristikum seines literarischen Werkes macht.¹⁶² Mit der Wissenschaftspersönlichkeit Reil war Kleist vertraut: In den *Berliner Abendblättern* bringt er am 1. November 1810 die Nachricht, dass „nunmehr das große medizinische, chirurgische Klinikum der Universität unter der Direktion der Herrn Professoren Reil und Gräfe am 05. November eröffnet“ (SW II, S. 395) wird und preist die „Anstellung solcher ausgezeichneten Männer“ (ebd.). Um 1800 ist Reil schließlich einer der berühmtesten Mediziner des Landes, hat er sich doch mit der Publikation zweier psychiatrisch orientierter Zeitschriften und den äußerst populären Schriften zur Behandlung von psychischen Störungen als Experte in allen Belangen der Geisteskranken ausgewiesen. Reil, der im Salon von Marcus Herz verkehrt und daher auch die Autoren des *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* kennt, prägt nicht nur den Terminus ‚Psychiatrie‘, sondern seine „zum Teil bahnbrechenden Arbeiten über das Nervensystem und die Therapie des ‚Wahnsinns‘ tragen wesentlich dazu bei, die Psychologie als moderne Disziplin in Deutschland zu etablieren.“¹⁶³ Mit den theoretischen Ansichten Reils dürfte Kleist spätestens seit seinem Umgang mit Schubert im Herbst 1807 vertraut gewesen sein, der damit „the final rather than the first stage in Kleist’s introduction into the world of psychopathology“¹⁶⁴ darstellt.

Insbesondere die Dramen *Penthesilea*, *Das Käthchen von Heilbronn* und *Prinz Friedrich von Homburg*, in denen psychische Verfassungen wie im Somnambulismus oder vergleichbaren Bewusstseinszuständen zentral thematisiert werden,¹⁶⁵ bieten

¹⁶² Im *Kohlhaas*: SW II, S. 15; in der *Marquise* in der Variante ‚große, heilige und unerklärliche Einrichtung der Welt‘ (SW II, S. 126); vgl. Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 291.

¹⁶³ Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 116f.

¹⁶⁴ Reeves: Kleist’s Bedlam, S. 291; Tatar: Psychology and Poetics, S. 25.

¹⁶⁵ Vgl. Reske: Traum und Wirklichkeit; Mareike Blum: „Traum-Raum.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 77–87.

Querverweise zur Fachliteratur Reils.¹⁶⁶ So findet sich im zehnten Kapitel der *Rhapsodien* die Skizze zweier Seelenkrankheiten, die Reil als Anomalien der Besonnenheit und der Aufmerksamkeit¹⁶⁷ auslegt, nämlich die ‚Zerstreuung‘ und die ‚Vertiefung‘:

Der Zerstreute will alles beachten, fasst daher das Nothwendige nicht auf und kann keinen Gegenstand hinlänglich festhalten. Dieser Zustand ist *transitorisch*, wenn er von überhäuften Eindrücken und flüchtigen Athenieen; oder *habituell*, wenn er von einer permanenten Schwäche des Verstandes und der gesammten Seelenkräfte herrührt. Die Vertiefung ist ein einstweiliger Zustand, der durch ein so festes Anheften aller Seelenkraft auf einen Gegenstand entsteht, daß außer demselben weder Sinneseindrücke noch Erinnerungen unserer Pflichtverhältnisse zum klaren Bewußtseyn gelangen. Sie artet in *Grübele y*, und diese in *Grillen fänge r e y* aus, wenn die Grübele y auf unsere Handlungen einen sichtbaren Einfluß hat. Ihre Ursachen sind verschieden. Bald fesselt die Größe des Interesses, bald Schwäche der Seele uns an einen Gegenstand. Denn ein Mensch, der zu wenig Extensität des Verstandes hat, muß sich allen andern entziehen, wenn er ein Object genau beachten will. Der höchste Grad der Vertiefung in Beziehung eines Gegenstandes, der uns durch das Interesse der Luft anzieht, ist *Entzückung*, in welcher die Seele gleichsam cataleptisch auf einen Gegenstand hinstarrt, und für alles andere kalt und gefühllos bleibt. (Rha, S. 107f.; Hervorheb. im Orig.)¹⁶⁸

Um derartige mentale Störungen zu kurieren, müssen nach Reil die Ideen gezielt gesteuert werden, um sie aus ihrer anomalen Verkettung zu lösen und wieder richtig aneinander zu fügen. Reil knüpft hier an die Assoziationslehre an, die vier Grundgesetze bei Ideenverbindungen kennt, und zwar die Gesetze der Kausalität, der Ähnlichkeit, des Kontrasts sowie von Zeit und Raum. In der Ideenanomalie aber sind diese Gesetze aufgehoben.¹⁶⁹ Um das regelkonforme Assoziieren wieder zu initiieren, greift Reil auf die traditionellen Mittel des In-Schock-Versetzens zurück:¹⁷⁰ Hunger, Durst, Kälte, Verbrennungen, Schein-Ertränkungen und Auspeitschen sollen die Nerven so erschüttern, dass sie sich voneinander lösen und für neuartige, unerwartete Reize und Eindrücke empfänglich werden. Doch Reil erkennt, dass dasselbe Ziel auch mit weniger invasiven Methoden erreicht werden kann, woraufhin er eine ‚psychische Kurmethode‘ entwickelt, wie sie in Kapitel 6.2.2 bereits in Bezug auf *mania metamorphosis* angesprochen

¹⁶⁶ Tatar: *Psychology and Poetics*, S. 25f.; Tatar: *Spellbound*, S. 107.

¹⁶⁷ Rha, S. 111. Vgl. Thums: *Ästhetik der Aufmerksamkeit*.

¹⁶⁸ „Die Besonnenheit liegt also in der Mitte zwischen Zerstreuung und Vertiefung. Beide Zustände sind Abweichungen von ihr nach verschiedenen Richtungen. Je weiter der Mensch von dem normalen Standpunkt in der Mitte sich entfernt, desto mehr ist er an dem einem [sic!] Extrem vertieft, am andern zerstreut und an beiden Enden auf dem Wege zur Verrückung. Der Zerstreute irrt unter einer Menge von Gegenständen herum, ohne einen festzuhalten; der Vertieft kann sich von dem Objekte nicht losreißen, das ihn gegenwärtig fesselt. Beide fassen daher die Eindrücke nicht auf, die sie nach ihrer gegenwärtigen Lage auffassen sollten.“ (ebd., S. 109f.; Hervorheb. im Orig.)

¹⁶⁹ Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 163. Vgl. die Ausführungen zu Herz’ *Versuch über den Schwindel* in Kap. 5.1.2.

¹⁷⁰ Vgl. Rha, § 15. Da Reil in seiner Psychophysiologie vitalistische mit mechanistischen Elementen verbindet, geht er zwar grundsätzlich von einer dem Körper innewohnenden vitalen Kraft aus – jene Eigendynamik des Körpers, die den unbewussten Prozessen des Gangliensystems entspringt –, aber misst auch den Erschütterungen entscheidende Bedeutung bei, die von außen auf den Körper wirken (Kleeberg: *Poetik der nervösen Revolution*, S. 175).

wurde. Sie basiert vor allem darauf, dass über Zeichen, Symbole, Sprache und Schrift neue Vorstellungen, Ideen und Begriffe auf den Kranken übertragen werden, welche die fixen Ideenreihen ersetzen oder die zerstreuten Vorstellungen bündeln und so ein normales Assoziationsvermögen wiederherstellen.¹⁷¹ Besonders effektiv sind nach Reil Rezitationen von Gedichten und das Aufführen von Theaterstücken. Daher kommen während der Therapie auch speziell inszenierte Schauspiele zum Einsatz, die als ‚therapeutische Intrige‘, wie sie Herz praktizierte, „die Phantasie mit Nachdruck und dem jedesmaligen Zwecke gemäß erregen, die Besonnenheit wecken, entgegengesetzte Leidenschaften hervorrufen, Furcht, Schreck, Staunen, Angst, Seelenruhe u. s. w. erregen und der fixen Idee des Wahnsinns begegnen können.“ (Rha, S. 210)¹⁷²

Die Kombination von physischen und psychischen Methoden, die Reil für geeignet hält, den Kranken aus einem pathologischen Status mangelnder Besonnenheit und Aufmerksamkeit zu reißen, prägt auch den Umgang mit dem somnambulen Prinzen in Kleists *Prinz Friedrich von Homburg*. Friedrich muss Todesandrohungen, Augenbinden und neben ihm abgefeuerte Kanonenschüsse ertragen, die eingesetzt werden, um ihn durch Schrecken aus seiner ‚Vertiefung‘ zur Raison zu bringen.¹⁷³ Vertieft zu sein schließt jedoch nicht den Zustand der ‚Zerstretheit‘ aus, der Friedrich ebenfalls mehrfach attestiert wird. So hält Reil fest:

Doch kann der Mensch beides zugleich, zerstreut und vertieft seyn. Er ist eingeschränkt auf einen gewissen Bezirk von Gegenständen, fasst aber innerhalb dessen nirgends festen Fuss. Zuletzt veranlasst ihn dieser Zustand, in dem er seines Zwecks verfehlt, über die Grenze zu treten, und führt alsdenn zur unbegrenzten Zerstreung. (Rha, S. 110)

Diese beiden psychischen Ausnahmezustände stehen in engem Kontext zur fixen Idee, die bei Reil nicht länger durch die Diagnose einer vom Säftehaushalt abhängigen Melancholie erläutert wird, sondern ein nervöses Leiden darstellt.¹⁷⁴ Er erklärt sie unter Rückgriff auf die prävalente Theorie der Ideenassoziation durch neuronale Ursachen, die ein krankhaftes Festhalten an Vorstellungen bedingen. Wie Vorstellungen entstehen,

¹⁷¹ Vgl. Rha, §§ 17, S. 18. S. a. Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 168f.

¹⁷² Zum Schauspiel als Therapeutikum in der zeitgenössischen Psychotherapie s. a.: Céline Kaiser: „Schauplatz Psychiatrie. Aspekte der Theatralität in der Psychotherapie um 1800.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 61–78.

¹⁷³ Siehe v. a. den 10. Auftritt des Dramas. Vgl. Wukadinović: Kleist-Studien, S. 189; Tatar: *Psychology and Poetics*; Reeves: *Kleist's Bedlam*, S. 289f.; Matthew Bell: „Kleist and Melancholy.“ In: *Publications of the English Goethe Society* 2009, Bd. 78/Heft 1–2, S. 11–21, hier: S. 20; Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 332f./343; zum Einfluss von Reil versus de Puységur vgl. Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 342, Anm. 49. Bzgl. *double personalities* im *Amphitryon* und der darin bewusst vorgenommenen Umkehrung der Reilschen Kurmethode vgl. Reeves: *Kleist's Bedlam*, S. 289f.

¹⁷⁴ Zur zentralen Stellung der *idée fixes* in den Fallgeschichten der *Rhapsodien* vgl. Rha, S. 306ff.; Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 121, Anm. 9.

hängt mit der Schwingung der Nerven zusammen: Je nachdem, wie reizbar und gespannt die Nerven sind, wie sie miteinander vibrieren und sich verknüpfen, werden auch die Ideen aneinander gekettet.¹⁷⁵ Die Beweglichkeit des Nervenstroms wird bestimmt durch ein feinstoffliches, die Nervenbahnen durchströmendes Nervenfluidum, das empfindlich auf Temperaturschwankungen reagiert. Es zeichnet für die Vielfalt und den Lauf der Vorstellungen verantwortlich; ist er gestört und es findet kein Wechsel der Ideen mehr statt, dann ist der Kranke an eine fixe Ideenreihe gefesselt. Geschieht der Wechsel durch eine übermäßige Erhitzung des Nervenstroms hingegen zu rasch, kommt es zu einer ‚Ideenjagd‘ – der Betroffene kann keinen klaren Gedanken mehr fassen.¹⁷⁶

Gleiches gilt bei der Raserei:

Dem Blödsinn, der Narrheit und dem fixen Wahn kann sich Tobsucht zugesellen, wo dann der concrete Krankheitsfall aus einem Gemische dieser und jener Krankheiten besteht. Daher sind die rasenden Handlungen ursprünglich melancholischer Menschen bald Produkte ihrer fixen Ideen, bald Symptome einer mitvorhandnen Tobsucht. Allein das Vorstellungsvermögen ist ausserdem noch bey der Raserey, sofern in derselben das ganze Nervensystem leidet, mit afficirt. Doch steht in beiden Fällen sein Zustand für sich, und ist nicht Ursache der Wuth. Es leidet in transitorischen Paroxysmen, die mit denen der Tobsucht gleichzeitig sind. Unmittelbar zur Zeit, wo die Tobsucht in seinen heftigsten Anfällen obwaltet, scheint das Vorstellungsvermögen entweder an einer schnellen Flucht der Ideen oder an einer Catalepsie zu leiden, durch welche die Freiheit des Willens beschränkt und gleichsam ausser Verbindung mit den Vorstellungen gesetzt ist. In dem letzten Zustand befindet sich der Rasende, der an der sogenannten stillen Wuth leidet, oder rastloß seine Ketten schüttelt. In dem ersten Fall braust ein loderndes Feuer in der Phantasie, isolirte und losgebundene Vorstellungen drängen sich zu und fliehn pfeilschnell vorüber, dass die Aufmerksamkeit sie nicht festhalten, der Wille sie nicht zügeln, das Associationsvermögen sie in keine Verbindung bringen und das Gedächtniss sie nicht reproduciren kann. Es entstehen Verspätungen der Handlungen, weil der Wille und das Vermögen zu handeln nicht nachkommen, sondern erst von dem Stosse einer Idee wirken, wenn dieselbe längst durch eine andere verdrängt und im Gedächtniss erloschen ist. Daher das wilde und zügellose Aufbrausen und der blinde Trieb zu eben so momentanen, isolirten, unzusammenhängenden, gleichsam convulsivischen Handlungen, die in dem Augenblick, wo sie geschehen, ohne Vorstellung eines Zwecks geschehen. Der Kranke ist ohne Besonnenheit, Aufmerksamkeit und Urtheilskraft, weil dazu eine Weile erfordert wird, die ihm fehlt; er nimmt keine oder höchstens nur solche Eindrücke von Dingen wahr, die ihm als Hindernisse in dem Drang zum Handeln erscheinen. [alles sic!] (Rha, S. 371f.)

Die antagonistische Konstellation von Ideenjagd und Katalepsie spielt insbesondere in der *Penthesilea* eine bedeutende Rolle, wie im Analysekapitel zu sehen sein wird, in dem auch auf den Sonnen-Wahn der Amazonenkönigin eingegangen wird. Als *idée fixe* taucht er im Trauerspiel an zentraler Stelle auf. Prominent platziert sind auch die fixen Ideen im *Kohlhaas*, dessen Protagonist sich als Erzengel Michael wähnt, im *Erdbeben*

¹⁷⁵ Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 127f.

¹⁷⁶ Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 130.

in Form der von religiöser Schwärmerei¹⁷⁷ ergriffenen Meute oder in *Die Familie Schroffenstein* als die zwanghafte Habgier von Raimund.

Das ‚Außer-sich-sein‘ in der Raserei nennt Reil die „Duplicität der Persönlichkeit“ (Rha, S. 82) und „die Phänomene der umgetauschten Persönlichkeit“ (Rha, S. 74), worin das Konzept von Krankheit als die Zerstörung der personalen Einheit anklingt. Schließlich verknüpft das als Netz gedachte Nervensystem über seine Schnüre die einzelnen Teile des Körpers miteinander und fügt so letztlich Körper und Seele zu einem Ganzen zusammen: „So lange der Mensch gesund ist, sammlet das Nervensystem seine durch die ganze Organisation ausgestreckten Glieder in einem Mittelpunkt. Dadurch wird das Mannigfaltige zur Einheit verknüpft.“ (Rha, S. 63)¹⁷⁸ Im kranken Zustand aber zerfällt diese Einheit. Reil ruft wie Marcus Herz das Bild des Schiffbruchs auf:

Die Seele ist gleichsam von ihrem Standpunkt weggerückt; unbekannt in ihrer eigenen Wohnung, in welcher sie alles umgestürzt findet, hat Mast und Ruder verlohren und schwimmt gezwungen auf den Wogen der schaffenden Phantasie in fremde Welten, Zeiten und Räume, glaubt bald ein Wurm bald ein Gott zu seyn, lebt in Höhlen oder Palästen und versetzt sich in Zeiten die nicht mehr sind, oder noch kommen sollen. (Rha, S. 64)

Die Wahrnehmung energetischer Prozesse des körperlichen und seelischen Innenlebens ist also durch sich auflösende Körper und Ich-Grenzen gekennzeichnet.¹⁷⁹ Festgeschriebene Zuordnungen diffundieren in neue Kategorien eines ‚Zwischen‘, was für Kleist im Besonderen gilt, da sich die Polaritäten in seinen Texten nicht aussöhnen.¹⁸⁰ Die Vor-

¹⁷⁷ Zur Deutung der „Ausschweifung einer religiösen Idee“ (SW II, S. 219), an welcher die vier Brüder in der *Heiligen Cäcilie* erkrankt sind, vgl. Christian Kohlroß: „Krankheit und Wissen oder: Woran erkrankt, wer im Geiste erkrankt? Der Versuch einer philologischen Antwort mit Blick auf Heinrich von Kleists *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik*.“ In: Frank Degler; Ders. (Hg.): *Epochen/Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie* (Wissen der Literatur, 1). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2006, S. 77–95. Zur Erzählung *Die Marquise von O...* als Ätiologie einer wahnhaften Idee, die im Suizid mündet, vgl. Erwin Anderegg: „Kommentar. Heinrich von Kleists *Das Bettelweib von Locarno*.“ In: Gerhard Köpf; Volker Faust (Hg.): *Psychiatrie in der Literatur*. 1. Aufl. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verlag 2003, S. 200–204.

¹⁷⁸ Ein leises Echo findet Reils Formulierung in der Beschreibung der an einem ‚Nervenfieber‘ bewusstlos in ihrer Klosterzelle liegenden Schwester Antonia, die „ihrer Glieder schlechthin unmächtig“ (SW II, S. 227) ist. Zum Nervenfieber als Todesursache innerhalb Kleists Œuvre vgl. Lothar Jordan: „Todesarten im Werk Heinrich von Kleists.“ In: Dietrich v. Engelhardt; Lothar Jordan (Hg.): *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext*. Interfakultatives Kolloquium, Kleist-Museum Frankfurt (25./26.06.2004) (Beiträge zur Kleist-Forschung, 18). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 101–124, hier: S. 107.

¹⁷⁹ Umfassende Auflösungs- und Überschreitungsbewegungen sind in einer Phase gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche, wie sie das ausgehende 18. Jahrhundert ist, allgegenwärtig (Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr*, S. 114f.). Bei der Beschreibung seiner persönlichen Krisenerfahrung nimmt Kleist bemerkenswerterweise die Bilder nervöser Prozesse auf: „Alles liegt in mir verworren, wie die Wergfasern im Spinnerocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinaus ziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken drüber hinziehen.“ (SW II, S. 654)

¹⁸⁰ Damit geht Kleists Werk über die romantische Naturphilosophie hinaus, die das Prinzip des Gegensatzes stets mit Ausblick auf Versöhnung setzt (Blamberger: *Science oder fiction?*, S. 24). Zum Elekt-

stellung einer dichotomischen Dialektik, die im aufklärerischen, klassizistischen und idealistischen Denken These und Antithese gegenüberstellt und beide in einem Akt der Synthese zu einem Dritten vereint, greift bei Kleist nicht.¹⁸¹ Er schert aus einem solchen zweiwertigen System, das seine Gegensätze zusammenführt, aus. Stattdessen herrschen in seinen Werken „Formen des Dritten, das weder das eine noch das andere, vielmehr das Prinzip der Differenz selbst ist.“¹⁸² Für kein Werk gilt das mehr als für das skandalöse Trauerspiel *Penthesilea*.¹⁸³ Odysseus muss im ersten Akt angesichts der unerklärlichen Kriegsgeschehnisse feststellen:

So viel ich weiß, gibt es in der Natur
Kraft bloß, und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Glut des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf und umgekehrt. Doch hier
Zeigt ein ergrimter Feind von beiden sich,
Bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß,
Obs mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser,
Obs mit dem Feuer himmelan soll lecken. (SW I, S. 326/1, V. 125f.)¹⁸⁴

Das Dritte ist die Negation beider Teile der Dichotomie und verletzt damit die Vorstellung von einem in sich stimmigen Individualkonzept.¹⁸⁵ Penthesileas affektive Exzesse, die Kleist derart ausgeprägt für keine andere Figur vorsieht,¹⁸⁶ sind jenes Dritte, das eine Einheit der Extreme bildet, „die in den Extremen, insbesondere Liebe und Gewalt

rizitätsgesetz und seiner Rolle in der Dichtung Kleists s. a. Schmidt: Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip – eine Studie, mit der angesichts ihrer Überschwänglichkeit, die Prinzipien im Werk zu erkennen, allerdings vorsichtig umzugehen ist. Zur Art und Weise, wie Kleist das wissenschaftliche Experimentieren für die Literatur öffnet, vgl. Borgards: „Allerneuester Erziehungsplan“.

¹⁸¹ Oliver Jahraus: „Männer, Frauen und nichts Drittes. Die Kategorie der Drittheit als poetologische Struktur in Heinrich von Kleists Drama *Penthesilea*.“ In: *Athenäum* 2003, Bd. 13, S. 131–146, hier: S. 136f.; Daiber: *Nichts Drittes*, S. 62.

¹⁸² Peter-André Alt: „Poetische Logik verwickelter Verhältnisse. Kleist und die Register des Bösen.“ In: Günther Blamberg et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 63–81, hier: S. 66.

¹⁸³ Jahraus sieht in der Überlagerung von Ästhetik, Anthropologie und Poetologie das Skandalon der *Penthesilea*: Es beziehe sich darauf, „daß hierin eine ästhetische Figur ausformuliert, ein anthropologisches Denkmodell entworfen und und zudem ein Textmodell poetologisch entfaltet wird, das goethezeitlichen Vorstellungen sowohl im Ästhetischen, Anthropologischen als auch Poetologischen diametral entgegenträuft, indem es eine neuartige Kategorie etabliert, die dieses Denken in dieser Form nicht kennt, nämlich die Kategorie des genuin Dritten. So kann gezeigt werden, daß das Skandalon, das den Ausgangspunkt bildet, nicht in der Orgie der Grausamkeit liegt, sondern in einem innovativen und radikalen Denken, das Dichotomien überwindet und elementar auf eine Kategorie des genuin Dritten setzt.“ (Jahraus: *Kategorie der Drittheit*, S. 132/145f.)

¹⁸⁴ Odysseus formuliert hier das Differenzierungsprinzip eines binären Denkmodells, das stets zwei Seiten voneinander unterscheiden muss (die beiden Prinzipien der Identität und des Widerspruchs) und das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten impliziert, „aber eine Einheit der Differenz nicht mehr zu denken imstande ist.“ (Bernhard Greiner: *Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum ‚Fall‘ der Kunst*. Tübingen: A. Francke 2000, S. 155)

¹⁸⁵ Jahraus: *Kategorie der Drittheit*, S. 136f.; Janz: *Affektive Exzesse*, S. 252f.

¹⁸⁶ Janz: *Affektive Exzesse*, S. 253.

oder Vernunft und Wahnsinn, nicht völlig aufgeht“¹⁸⁷. Diese Kategorien des Dritten tauchen in der Gestaltung der Texte wieder auf, denn ihnen entspricht eine eigentümliche ‚Dramaturgie des Zwischen‘, die in jenen herrscht. Sie spannt ein Feld zwischen Kraftlosigkeit und äußerster potenzieller Energie auf, das daraus resultiert, dass am höchsten Punkt der Katastrophe Aufschwung und Fall, Wendepunkt und Stillstand nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind.¹⁸⁸ Als wichtiges dichterisches Prinzip hallt in ihm das berühmte Sinnbild des gewölbten Torbogens wider, das Kleist auf seiner Würzburger Reise entdeckt hat und für Wilhelmine von Zenge folgendermaßen erläutert:

Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, *weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen* – und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblichen Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken läßt. (SW II, S. 593; Hervorheb. im Orig.)

Das Torbogen-Paradox erinnert in seiner Potenzialität an den Moment der Krise, in dem die medizinische Entscheidung fällig, aber noch nicht gefallen ist und damit das Los des Kranken in der Schwebelage hängt¹⁸⁹ – „an instant of pure potentiality when everything, as it were, trembles in the balance.“¹⁹⁰ In diesen Momenten höchster potenzieller Energie¹⁹¹ ist eine Kraft enthalten, die – wenn sie sich entlädt – in Kleists Werken nicht nur

¹⁸⁷ Jahraus: Kategorie der Drittheit, S. 138. Vgl. die Wahnsinnszuschreibungen durch die Griechen und Amazonen, auf die noch einzugehen sein wird. Statt nur das Andere der Vernunft zu sein, übersteigt das Dritte die Dichotomie von Vernunft und ihrem Gegenteil, es ist die genuine Einheit der Differenz, die konstitutiv für das Subjekt ist (Jahraus: Kategorie der Drittheit, S. 146). Wenn Achilles Penthesilea halb Furie, halb Grazie nennt (21, V. 2456), dann unterlaufe ihm eine falsche Synthetisierung, denn die Amazonenkönigin sei beides, ganz Furie und ganz Grazie (Jahraus: Kategorie der Drittheit, S. 142).

¹⁸⁸ Hans-Thies Lehmann: „Kleist/Versionen.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 89–103, hier: S. 89f.

¹⁸⁹ Vgl. Kap. 5.2.1.

¹⁹⁰ Victor Turner: *From ritual to theatre: The human seriousness of play*. New York: Performing Arts Journal Publications 1982, S. 44f. Turners Worte, die hier so passend sind, beziehen sich auf die entscheidende liminale Phase während *rites of passages*: „[...] when persons, groups, sets of ideas, etc., move from one level or style of organization or regulation of the interdependence of their parts or elements to another level, there has to be an interfacial region or, to change the metaphor, an interval, however brief, of *margin* or *limen*, when the past is momentarily negated, suspended, or abrogated, and the future has not yet begun, an instant of pure potentiality when everything, as it were, trembles in the balance.“ (ebd.; Hervorheb. im Orig.) S. a.: Victor Turner: „Betwixt and Between: The liminal period in *rites de passages*.“ In: William A. Lessa; Evon Z. Vogt (Hg.): *Reader in comparative religion. An anthropological approach*. 4. Aufl. New York u. a.: Harper & Row 1979, S. 234–243.

¹⁹¹ So wie die gleichzeitig fallenden Steine erst die Möglichkeit für die Stabilität des Torbogens eröffnen (zum physikalischen Paradox des ‚Sturzes als Halt‘ als Leitfigur ästhetischer Verfahren in Bezug auf Kleists Komödien vgl. Bernhard Greiner: „Sturz als Halt. Kleists dramaturgische Physik.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 67–78), wohnt in Kleists Werken dem Zusammenbruch in der Katastrophe ein konstruktives Moment inne, wenn er sich als Bedingung einer Möglichkeit geriert (Michael Wetzels: „Geben und Vergeben. Vorüberlegungen zu einer Neudeutung der Ambivalenzen bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2000*. Stuttgart: J.B. Metzler 2000, S. 89–103, hier: S. 90), wie im *Erdbeben von Chili* (SW II, S. 146; siehe hierzu auch:

die Ordnung des Möglichen überschreiten lässt,¹⁹² sondern durch komplexe Eingriffe in die Temporalstruktur eben auch jene ‚Grenzen überschwärmt‘,¹⁹³ welche gattungsspezifische Schreibweisen für gewöhnlich errichten, und so auch in Bezug auf den Modus ein ‚Zwischen‘ etabliert. Am Drama *Penthesilea* soll im Folgenden untersucht werden, ob nicht eben die Phasen psychischer Störungen als Gelenkstellen fungieren, an denen eine derartige Überschreitung stattfindet, und ob ihr somit pathografische Relevanz zukommt.

7.2 Heinrich von Kleists Trauerspiel *Penthesilea* (1808)

„Sie hat ihn wirklich aufgegessen, den Achill, vor Liebe. Erschrecken Sie nicht, es läßt sich lesen“ (SW II, S. 796), beschwichtigt Heinrich von Kleist seine Cousine Marie, als er ihr im Spätherbst 1807 aus Dresden den Abschluss seines aktuellen dramatischen Werks meldet.¹⁹⁴ Als ‚Organisches Fragment‘ wird die *Penthesilea* im Januar 1808 im

Gertrud Lehnert: „Verlorene Räume. Zum Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas in der Romantik.“ In: Christian Kiening; Albrecht Koschorke; David E. Wellbery (Hg.): *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (69/= 64), Bd. 69. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1995, S. 722–734, hier: S. 724–726), wie in der *Marquise von O...* (SW II, S. 105) oder im *Findling* (SW II, S. 204). Oftmals ist die Koinzidenz von drohendem Unheil und eigenwilliger Rettung bei Kleist auf syntaktischer Ebene mit einer ‚eben-als‘-Konstruktion verknüpft, welche die eigentümliche Zeitlichkeit nochmals hervorhebt; siehe dazu auch: Theisen: *Simultaneity*, S. 516f. Wenn es „no simultaneity but in collapse“ (Theisen: *Simultaneity*, S. 514) gibt, stellt sich die Frage nach der Relation von Ursache und Wirkung: Momente der Gleichzeitigkeit „collapse causal relationships which presuppose a temporal difference between a cause, whether it is given or has to be reconstructed, and its effect.“ (Theisen: *Simultaneity*, S. 515) Eine konsekutive Handlungslogik weicht einer Ästhetik des Simultanen (Alt: Das ‚pathologische Interesse‘, S. 86). Während „plot structure sequentializes events, hierarchizing them and subjecting them to chronology, the narrative principle of simultaneity defies any transitions and offers erratic contrasts instead.“ (Theisen: *Simultaneity*, S. 516) S. a. Manfred Schneider: „Die Gewalt von Raum und Zeit. Kleists optische Medien und das Kriegstheater.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 209–226, hier: S. 221.

¹⁹² Lehmann: *Kleist/Versionen*, S. 91. Zu Phänomenen rätselhafter Gleichzeitigkeit, welche die augenscheinliche „Unmöglichkeit als Möglichkeit des Wider-Natürlichen“ (Wetzel: *Geben und Vergeben*, S. 90) thematisieren, zählen paradoxe Vorkommnisse wie das Rätsel um den Silvestertraum im *Käthchen von Heilbronn*, der doppelte Amphitryon im gleichnamigen Drama oder die mysteriöse Anwesenheit der kranken Schwester Antonia im Fronleich-Oratorium in der *Heiligen Cäcilie*.

¹⁹³ Vgl. Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘.

¹⁹⁴ Heinrich v. Kleist: „*Penthesilea*.“ In: Ders.: *Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe*, Bd. I/5 (1992). Hg. v. Peter Staengle und Roland Reuss. Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1988–2010 = BKA I/5, hier: S. 633; dort auch zur Schwierigkeit, den Arbeitsprozess zeitlich exakt zu verorten. Naheliegend ist die Vermutung, dass Kleist Mitte 1806 mit der Produktion begonnen hat, doch eindeutige Belege fehlen (ebd.). Die Ausführung steht im Schatten von Napoleons Sieg und Preußens Niederlage bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806, was Kleist mit Entsetzen beobachtet (vgl. den Brief vom 24. Oktober 1806; SW II, S. 770f.). Auf die Parallelen von Kleists Klagegedicht *Das letzte Lied* über die Verwüstungen der Napoleonischen Kriege und der sprachlichen Vitalität der *Penthesilea* verweist Anthony Stephens: „Ich nur, ich weiß den Göttersohn zu fällen“: Die Änigmen der Einsicht in Kleists *Penthesilea*.“ In: Yixu Lü; Ders.; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187).

Phöbus erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt, die über das Trauerspiel allerdings ein hartes Urteil fällt.¹⁹⁵ Auch Goethe, dem Kleist „gehorsamst das I. Heft des *Phöbus* [...] auf den ‚Knieen meines Herzens‘“ (SW II, S. 805) zukommen lässt, reagiert bekanntlich reserviert auf die Geschichte der Amazonenkönigin, mit der er sich noch nicht befreunden könne (SW II, S. 806).¹⁹⁶ Auf den Bühnen des 19. Jahrhunderts ist dem Drama zunächst kein Erfolg beschieden, wie Kleist selbst prophezeit hat: „Ob es, bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht [...]“ (SW II, S. 796).

Die Kritik an der *Penthesilea* speist sich unter anderem aus dem innovativen Umgang mit dem mythologischen Stoff, der dem Antike-Bild der Weimarer Klassik widerspricht.¹⁹⁷ Kleists Bezugsquelle für den Penthesilea-Mythos ist das *Gründliche mythologische Lexikon* von Benjamin Hederich. Dort findet er Hinweise auf die Lebensweise der Amazonen,¹⁹⁸ das Motiv der Jagd oder auch die Namen von Penthesileas Hunden. Unmittelbar auf den ‚Penthesilea‘-Eintrag folgt darin das Lemma ‚Pentheus‘, das zusammen mit jenem zu ‚Actaeon‘ Erzählungen von Zerfleischungen aufweist – im Falle Aktaions durch die Hunde der Göttin Diana, bei Pentheus durch die im bakchantischen Wahnsinn handelnde Mutter Agaue.¹⁹⁹ Allerdings gestaltet Kleist die Elemente frei zu

1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 91–110, hier: S. 107. Kleist arbeitet bis ins Spätjahr 1807 an der *Penthesilea*, Ende Januar 1808 erscheint ein ‚Organisches Fragment‘ des Stückes im *Phöbus*, wobei weitere Überarbeitungen im April 1808 aufgrund des Vortrags des Dramas in der Dresdner Gesellschaft durchaus möglich sind (BKA I/5, S. 635f.). Die Veröffentlichung der Buchausgabe der *Penthesilea* wird auf den Zeitraum zwischen Ende Juli und Anfang September 1808 datiert (BKA I/5, S. 640).

¹⁹⁵ Ulrich Port: „Penthesilea.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 50–61, hier: S. 50; s. a. Maximilian Nutz: „Erschrecken Sie nicht, es läßt sich lesen“. Verstörung und Faszination in Diskurskontexten – zur Rezeptionsgeschichte von Kleists *Penthesilea*.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 199–223, der die Gründe für die Rezeption in konkreten zeitgenössischen Diskursen verankert. Die Figur Penthesilea widersprach jenem aufklärerischen Ideal, das dem Individuum zuspricht, widerstreitende Kräfte in sich harmonisieren zu können (Anthony Stephens: *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*. Oxford: Berg 1994, S. 97).

¹⁹⁶ Vgl. Sembdner: *Lebensspuren*, S. 200.

¹⁹⁷ Stephens: *Heinrich von Kleist*, S. 97.

¹⁹⁸ Zur Überlieferung des Mythos des Amazonenstaats vgl. Wilhelm Amann: „Penthesilea, Phantasieilea.“ In: Heinz Sieburg (Hg.): *Geschlecht in Literatur und Geschichte*. Bielefeld: transcript 2014, S. 73–89, hier v. a. S. 74–77.

¹⁹⁹ Bernhard Zimmermann: „Antiketransformationen in Heinrich von Kleists Dramen.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 321–343, hier: S. 338; s. a. Port: *Penthesilea*, S. 53. Zur Bedeutung der beiden Euripides-Tragödien *Hippolytos* und die *Bakchen* für Kleists Tragödie vgl. Stephens: *Die Änigmen der Einsicht*, v. a. S. 99–105, und Schmidt: *Kleist Studien*, S. 234–241. Schmidt geht auch auf die sophokleischen Strukturelemente aus dem *Ödipus* ein, wie der Übertragung des religiösen Parts des Chores auf die Figur der Oberpriesterin in der *Penthesilea* (ebd., S. 230f.).

einer kühnen „Mythenmetamorphose“²⁰⁰ aus. Neu sind etwa der Befehl der sterbenden Otrere an ihre Tochter Penthesilea, Achilles im Kampf für sich zu erobern, und die vertauschten Siegerrollen: Nicht Achilles tötet Penthesilea, sondern die Amazonenkönigin bringt den griechischen Helden um, bevor sie seine Leiche in einem kannibalischen Akt schändet.²⁰¹ Besonders bemerkenswert ist, dass das zentrale Bild der Sonne beziehungsweise des Helios bei Hederich nicht auftaucht; Kleist scheint es bewusst in seinen Text integriert zu haben²⁰² – den Gründen dafür wird die Analyse nachspüren.

Neben der eklektischen Quellensynthese gelten der zeitgenössischen Rezeption auch die im Stück verwendeten Schreibweisen als Stein des Anstoßes, denn die freie „Anverwandlung einer episch-theatralischen Form“²⁰³ trägt zur komplexen Partitur der *Penthesilea* bei. Schon allein seine Anlage in 24 Auftritte setzen das Stück in direkten Bezug zu den homerischen Epen *Ilias* und *Odyssee*, die je 24 Gesänge umfassen.²⁰⁴ Die Suggestionskraft, die Homer bei der Schilderung von Kriegereignissen aufbietet, ruft Kleist durch eine dominante narrative Informationsvermittlung auf, die in der dramatischen Literatur ihresgleichen sucht:²⁰⁵ Lange rekapitulierende Erzählungen gesellen

²⁰⁰ Kreutzer: Paradoxe Zeitgenossenschaft, S. 9.

²⁰¹ Zimmermann: Antikettransformationen, S. 339. Neumann dagegen betont, dass bereits im Hederich-Lexikon eine „verwirrte Grundschrift der Narration“ (Gerhard Neumann: „Bildersturz. Metaphern als generative Kerne in Kleists *Penthesilea*.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 93–124, hier: S. 119) vorliegt, da beide Varianten der Tötung sowie die Version mit einer Schändung der Toten durch Achilles genannt würden (ähnlich Amann: *Penthesilea, Phantasieilea*, S. 78/81). Ob auch das Amazonengesetz, dass sich die Kriegerinnen ihre Männer im Kampf erringen müssen, um sich anschließend mit ihnen im ‚Rosenfest‘ zu verbinden, zu den Neuerungen zählt, ist umstritten (vgl. ebd., S. 342); s. a. Marianne Schuller: „Liebe ohne Gleichen. Bildersprache in Kleists Trauerspiel *Penthesilea*.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 211–252, hier: S. 220f.

²⁰² Neumann: Bildersturz, S. 120.

²⁰³ Frick: Kleists experimenteller Gestus, S. 175. Kleist beweist „überlegene[] Handhabung des dramaturgischen Inventars der griechischen Tragödie besonders in den ebenso atemlosen wie atemberaubenden Botenberichten und Teichoskopien – und gerade die *Penthesilea* ist ja ein Drama, das seine verstörendsten Wirkungen nicht aus dem Bühnengeschehen, sondern aus der suggestiv-vergegenwärtigenden Erzählung des Unerhörten und szenisch Undarstellbaren bezieht“ (ebd.).

²⁰⁴ Zum Skandalon der 24 Auftritte der *Penthesilea* und der versuchten korrektiven dramaturgischen Eingriffe vgl. Katherina Mitralexi: „Narrative Strategien in Kleists *Penthesilea*.“ In: Olga Laskaridu; Joachim Theisen (Hg.): *Nur zerrissene Bruchstücke. Kleist zum 200. Todestag*. Athener Kleist-Tagung 2011 (Hellenogermanica, 3). Frankfurt am Main: Peter Lang 2013, S. 59–73, hier: S. 63–66.

²⁰⁵ Jan Söffner: „Penthesileas Zorn.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 166–182, hier: S. 169; Rüdiger Campe: „Intensiv und Extensiv. Kleists *Penthesilea* und falsche Alternativen der Literaturtheorie.“ In: Ders. (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 7–15, hier: S. 14f.

sich zu traditionellen episierenden Elementen antiker Tragödientechnik, den Botenberichten und Teichoskopien, die Kleist in hoher Zahl einsetzt.²⁰⁶ Der Blick über die Mauer weitet den Handlungsort, der als Schlachtfeld bei Troja angegeben ist (SW I, S. 322), zu einem Panorama aus – eine Episierungstendenz wie sie auch die Dehnung der Dramenzeit darstellt, die aufgrund Penthesileas Narration des amazonischen Gründungsmythos enorme Ausmaße annimmt.²⁰⁷

Die narrative Dramaturgie der *Penthesilea* zielt allerdings auf eine Hypotypose ab, den rhetorischen Modus des ‚Vor-Augen-Stellens‘, der in einem Gestus des Überbietens letztlich das Tragödienmuster auflöst.²⁰⁸ Indem Kleist in seinen Botenberichten die Tempusform des historischen Präsens einsetzt, nähert er sie den Mauerschauen an, was einen „paradoxe[n] Effekt des Zugesehenseins erzeugt“²⁰⁹. Beide Mittel lassen somit bei Kleist jenen distanzierenden Überblick vermissen, der ihnen sonst zugesprochen wird: „Bei Kleist fehlt ihnen der kühle Kopf.“²¹⁰ Stattdessen leisten der Botenbericht und die „mauerlose[] Mauerschau“²¹¹ eine enorme Verdichtungsarbeit:

²⁰⁶ Vgl. Zimmermann: Antiketransformationen, S. 339, der Kleists *Penthesilea* eine neue Form der ‚epischen Tragödie‘ mit bukolischen Elementen nennt (ebd.). S. a. Kreutzer: Paradoxe Zeitgenossenschaft, S. 9. Zur Verwendung von Kategorien der aristotelischen Tragödientheorie an ‚systematisch verkehrten Orten‘ im Finale der *Penthesilea*, vgl. Bernhard Greiner: „Proben des Tragischen. Kleists Tragödienschafter jenseits der aristotelischen Tradition.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 147–159, hier: S. 158. S. a. Brandstetters Lesart der *Penthesilea* als antikklassische Behandlung der Katharsis durch Kleist: Gabriele Brandstetter: „Inszenierte Katharsis in Kleists *Penthesilea*.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 225–248.

²⁰⁷ Vgl. unter Rückgriff auf Manfred Pfisters dramenanalytische Kategorien der ‚tertiär gespielten Zeit‘ und der topografischen Weite: Mitralixi: Narrative Strategien, S. 69–71.

²⁰⁸ Brandstetter: Inszenierte Katharsis, S. 231. S. a. Volker Klotz: „Aug um Zunge – Zunge um Aug. Kleists extremes Theater.“ In: Hans J. Kreutzer (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1985*. Berlin: Erich Schmidt 1985, S. 128–142, der von einem ‚Drama der Augenzeugen‘ spricht, das innerhalb der *Penthesilea* angelegt sei, weshalb sie zum ‚extremen Theater‘ Kleists zähle (ebd., S. 142). Zur Verortung Kleists im Begriffshorizont der extremistischen Literatur siehe Uwe Schütte: *Die Poetik Des Extremen: Ausschreitungen Einer Sprache Des Radikalen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006. Zum rhetorischen Konzept des Vor-Augen-Stellens in Bezug auf die aufklärerische Licht-Metapher s. a. Groddeck: Die Inversion der Rhetorik, S. 108.

²⁰⁹ Claudia Benthien: „Augenzeugenschaft und sprachliche Visualisierung im Drama (A. Gryphius: *Catharina von Georgien*, H. von Kleist: *Penthesilea*).“ In: Dies.; Brigitte Weingart (Hg.): *Handbuch Literatur & Visuelle Kultur* (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 1). Berlin, Boston: De Gruyter 2014, S. 357–374, hier: S. 369. Siehe dort auch zur Nähe der dramatischen Mittel Botenbericht und Teichoskopie zur rhetorischen Kategorie der *evidentia* und dem Konzept der Ekphrasis als anschauliche, bildliche Beschreibung (ebd., v. a. S. 362–365).

²¹⁰ Kay Link: „Texträume bei Kleist. Von Schwarzen Löchern, Sprachversagen, Grenzgängern und Musik.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 24–38, hier: S. 29. Die Bedrohlichkeit eines unbegrenzten Blicks thematisiert Begemann an Brentanos und Kleists *Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft* in Bezug auf die ästhetischen Prinzipien der Rahmenschau und der Bilderkette, denen eine reglementierende Rolle bei der Wahrnehmung zugesprochen ist (Christian Begemann: „Brentano und Kleist vor Friedrichs *Mönch am Meer*. Aspekte eines Umbruchs in der Geschichte der Wahrnehmung.“ In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1990, Bd. 64, S. 89–145. Unter: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/>

Die lineare Zeit des Geschehens wird zur Gleichzeitigkeit von (abwesendem) Ereignis und Erzählaugenblick gestaut, die Präsenz des Absenten, Ungesehenen in der Rede hergestellt. Die Hypotypose aktualisiert und dynamisiert die Ereignisse. In der Wiederholung des vor- und zurückgreifenden Erzählens und in der Staffelung des Berichts aus mehreren Perspektiven lädt sich das Szenario der vorgestellten Bilder mit einer ungeheuren Energie auf.²¹²

Diese Energie strukturiert das dramatische Geschehen und lässt ein „vielfaches ‚Überschwärmen‘ der Grenzen einer prekär gewordenen dramatischen Konvention, nämlich der modernen Tragödie, zur poetischen Wirklichkeit werden“²¹³. Die ausgedehnten epischen Schreibweisen sind ein ästhetisches Experiment, welches das Gattungsschema der Tragödie transzendiert, und das nicht zuletzt, weil es ein Experiment mit Ausnahmezuständen ist.²¹⁴ Inhaltlich, stilistisch und rhetorisch ist Kleists *Penthesilea* am Grundmuster der Transgression orientiert. Was das Stück endgültig zur Tragödie der Überschreitung *par excellence* macht,²¹⁵ ist die Tatsache, dass in ihm Wahnsinn nicht bloß als Gegenstand vorkommt, sondern als dramatisches Verfahren, wie es die Literatur bis 1800 in dieser Radikalität nicht kennt.²¹⁶ Das Bemerkenswerte, wie in Anschluss an die Analyseergebnisse aus den Texten von Herz und Spieß gezeigt werden soll, ist der Umstand, dass die Textur des Trauerspiels die diversen psychopathologischen Zustände der Hauptfiguren voneinander abgrenzt. Wahnsinn wird bei Kleist nicht länger pauschalisiert: Das Bewusstsein für distinkte pathologische Stadien und Krankheitsbilder des Wahnsinns offenbart das Stück durch die gezielt eingesetzte Vermischung von Schreibweisen. Erhellte wird diese These durch Vergleiche mit der differenzierten Krankheitslehre Reils, die er in seinen *Rhapsodien* entwirft und die als repräsentative Nosologie um 1800 auch für Kleist wichtige Anknüpfungspunkte bietet. Bekanntlich verfügt Kleist über ein sogenanntes ‚Ideenmagazin‘, aus dem er für seine poetischen

epoche/begemann_wahrnehmung.pdf [30.10.2016], S. 14). S. a. Bernhard Greiner: „Bildbeschreibung und ‚Selbstsorge‘ – zwei Grenzfälle: Kleists Essay *Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft* und das Kunstgespräch in Büchners *Lenz*.“ In: Heinz J. Drügh; Maria Moog-Grünwald (Hg.): *Behext von Bildern? Ursachen, Funktionen und Perspektiven der textuellen Faszination durch Bilder*. Heidelberg: C. Winter 2001, S. 87–100.

²¹¹ Volker Klotz: *Radikaldramatik, szenische Vor-Avantgarde: von Holberg zu Nestroy, von Kleist zu Grabbe*. Bielefeld: Aisthesis 1996, S. 99.

²¹² Brandstetter: *Inszenierte Katharsis*, S. 231. So wird beispielweise die Zerreißung von Achilles indirekt, aber dafür gleich dreimal gestaltet: als Teichoskopie, dann als Botenbericht und zuletzt in der Rekonstruktion durch die Täterin (Benthiem: *Augenzeugenschaft*, S. 370).

²¹³ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 35.

²¹⁴ Rolf-Peter Janz: „Zwischen Liebestaumel und Chauvinismus. Kleists Experimente mit Ausnahmezuständen.“ In: Hans R. Brittnacher; Irmela von der Lühe (Hg.): *Risiko, Experiment, Selbstentwurf. Kleists radikale Poetik*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 21–38, hier: S. 22f., wobei Janz seine Feststellung, dass Kleists Drama ein ästhetisches Experiment mit Ausnahmezuständen sei, nicht mit den Schreibweisen kurzschließt.

²¹⁵ Brandstetter: *Inszenierte Katharsis*, S. 227.

²¹⁶ Wübben: *Forensik und Philologie*, S. 184, wobei sich Wübben auf ein forensisches Dispositiv in der *Penthesilea* bezieht, welches die klassische Tragödie dekonstruiert (ebd.).

Arbeiten schöpft: Er legt ein eigenes Repertoire an Gedanken und Bildern an, „das er von den verschiedenen narrativen und epistolaren Substraten ablöste und beliebig anderen Substraten zuordnete, mit ihnen verband und dann doch immer wieder von deren Ereignisfolge abkoppelte“²¹⁷, was beispielsweise seine eklektische Antikenrezeption erklärt. Die Vermutung liegt nahe, dass Kleist auch sein umfangreiches medizinisches und naturwissenschaftliches Wissen in sein ‚Ideenmagazin‘ eingliedert und durch komplexe Schichtungs- und Dissoziationsprozesse für sein Trauerspiel nutzbar macht. Die folgende Analyse wird entscheidende Bezüge zu zeitgenössischen Diskursen und der Krankheitslehre Reils im Speziellen herausarbeiten. An ihnen wird die These überprüft, dass Kleist in seinem Trauerspiel die pathologischen Zustände²¹⁸ seiner Figuren als dynamisches Geschehen konturiert, indem er die Wendepunkte jeweils durch den Wechsel des Modus markiert, einzelne Verfassungen als Bestandteile eines zeitlich auf- und auseinanderfolgenden psychopathologischen Prozesses ausstellt und als distinkte Krankheitsbilder eines allgemein gebrauchten Wahnsinnsbegriffs voneinander scheidet.

7.2.1 ‚Blutumschäumtes Mordgetümmel‘ und ‚ferne Flammenkreise‘: zwischen Raserei und Wahn

Als „ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Bedingungen gedacht“ (SW II, S. 818), betrachtet Kleist die beiden Protagonistinnen der Schauspiele *Penthesilea* und *Das Käthchen von Heilbronn*. Mit dieser Aussage nimmt er das Leitprinzip der Polarität, wie er es im *Erziehungsplan* formuliert hat, wieder auf. Strukturell äußert es sich in der Montage antithetischer und zugleich paralleler Handlungseinheiten, so folgen im Drama *Penthesilea* beispielsweise den ersten vier Auftritten, die aus Sicht der Griechen geschildert sind, vier Auftritte, in denen die Amazonen die Blickrichtung vorgeben. Auch die Binnenstruktur dieser Auftritte ist gegenszenisch angelegt, die Tei-

²¹⁷ Neumann: Bildersturz, S. 121f.

²¹⁸ In einem sexualpathologischen Deutungsversuch wurde in der Figur der Penthesilea die poetische Darstellung der Nymphomanie oder des weiblichen Sadismus gesehen, als dessen Beispiel sie Eingang in die ‚klinisch-forensische Studie‘ *Psychopathia sexualis* von Richard von Krafft-Ebing (1886) fand. Mit seiner Zuschreibung, die er als eine „Ausgeburt der pathologischen Phantasien ihres Autors“ (Nutz: Erschrecken Sie nicht, S. 212f.) sah, beruft sich Krafft-Ebing auf eine Psychopathologie, „die er selber aus der Literatur abgeleitet hatte und die er nun auf sie zurückprojizierte.“ (Annette Runte: „Liebestraum und Geschlechtertrauma. Kleists Amazonentragedie und die Grenzen der Repräsentation.“ In: Ders.: *Lesarten der Geschlechterdifferenz. Studien zur Literatur der Moderne*. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 39–54, hier: S. 39) Zur Tatsache, dass Krafft-Ebing die Absenz-Zustände Penthesileas ignoriert, weil sie seinem Konzept des Sadismus widersprechen, s. a.: Wübben: Forensik und Philologie, S. 181–183.

choskopie der Griechen hat ihr Gegenstück in der Mauerschau der Amazonen, doch ihre Relevanz geht darüber hinaus, die „Helden ganz als Exponenten ihrer Welt darzustellen“²¹⁹. Vielmehr dient der diametrale Aufbau auf Makro- und Mikroebene dazu, die unterschiedlichen Zustände der Hauptfiguren distinkt voneinander zu trennen. Wie zu sehen sein wird, folgen Phasen der Raserei auf Momente des Wahns und vergleichbarer psychopathologischer Zustände. Auffällig ist, dass – wenn sie einander ablösen – sich auch die verwendete Schreibweise ändert: Auf diese Weise wird die psychische Störung der Raserei auf Textebene ebenso durch eigene Darstellungsmittel abgesetzt, wie im Gegenzug wahnhafte Zustände, die sich durch konträre Charakteristika auszeichnen. Dieses polare Prinzip ist der Zeitstruktur des Dramas eingeschrieben, an der die unterschiedlichen Zustände evident werden.

Da das Verhältnis zwischen den Hauptfiguren Penthesilea und Achilles, die sich wie unterschiedlich polarisierte Ladungen zugleich anziehen und abstoßen, zwischen Attraktion und Repulsion oszilliert, entsteht eine Art „Zoom-Effekt“²²⁰: Sind die Kontrahenten während des Kampfgeschehens voneinander getrennt, so scheint sämtliche dramatische Energie gebündelt zu werden, um diese Distanz so schnell wie möglich aufzuheben. Die vorwärtsdrängende Bewegung treibt die beiden Opponenten unbarmherzig aufeinander zu, doch wird die Entfernung tatsächlich aufgehoben, bringt es das dramatische Tempo regelrecht zum Stillstand – als würde die Zeit angehalten in Momenten einer ‚Zeit außerhalb der Zeit‘, jene Passagen, in denen Wahn, Illusion, trügerische Idylle oder Verblendung statt Raserei vorherrscht. Die plötzlichen Peripetien und schnellen Wechsel konträrer Affekte²²¹ orientieren sich nicht nur an physikalischen Gesetzmäßigkeiten, die Kleist für seine poetischen Texte fruchtbar gemacht hat, sondern sie zeichnen zugleich eine pathografische Skizze der Hauptfiguren. Über die komplexe Zeitstruktur des Kleistschen Trauerspiels werden einzelne Phasen des zunehmend pa-

²¹⁹ Schmidt: Kleist Studien, S. 130. Schmidt schlüsselt die gegenszenische Struktur des Dramas im Detail auf (ebd., S. 129–136).

²²⁰ Linhardt: Kleists theatralisches Denken, S. 187.

²²¹ Lü/Stephens weisen darauf hin, „dass Kleist selber das Wort ‚Affekt‘ kaum benutzt. ‚Gefühl‘ entfaltet bei ihm eine sehr breite semantische Skala, die die meisten zeitgenössischen Konnotationen von ‚Affekt‘ subsumiert. ‚Leidenschaft‘ ist eine in seinen Texten häufig begegnende Steigerung von ‚Gefühl‘.“ (Yixu Lü, Anthony Stephens: „Gewaltig die Natur im Menschen.“ Affekte und Reflexivität der Sprache in Kleists vollendeten Trauerspielen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 214–231, hier: S. 215, Anm. 2) Die Ordnung der Affekte zu Oppositionspaaren nach aristotelischer Rhetorik wird bei Kleist „derart verflüssigt, daß sie, von den Trägersubjekten unbemerkt und unkontrollierbar, permanent ‚in den entgegengesetzten Pol hinübergespielt‘ werden.“ (Ulrich Port: „In unbegriffener Leidenschaft empört“? Zur Diskursivierung der (tragischen) Affekte in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2002*. Stuttgart: J.B. Metzler 2002, S. 94–108, hier: S. 99)

thologischen Verhaltens von Penthesilea und Achilles distinkt voneinander getrennt. Dazu nutzt Kleist den Wechsel in unterschiedliche Schreibweisen, wobei er ganz im Sinne seiner ‚Dramaturgie des Zwischen‘ die Dominanz narrativer Mittel durch szenische Momente und vice versa unterwandert.²²²

Der zeitliche Rahmen wird vor allem über die Repliken der Figuren abgesteckt, wobei ein Wechsel der Tageszeiten oftmals anzeigt, dass Situationen auf der Kippe stehen. Wie schnell sich die Geschehnisse wenden können, zeigt der expositorische Auftritt, der die Kriegereignisse des vorangegangenen Tages in die Gegenwart überführt. Wie Odysseus in einem Botenbericht darlegt, hatten die Griechen „bei des Morgens erster Dämmerröte“²²³ zu ihrer Überraschung plötzlich Penthesileas Kriegerinnen im Kampf mit dem trojanischen Heer des Deiphobus vorgefunden. Den unerwarteten Eingriff der Amazonen in das Kriegsgeschehen, die sich auf einmal sowohl gegen das griechische als auch gegen das trojanische Heer wenden, rekapituliert Odysseus, indem er das historische Präsens verwendet. Der Tempuswechsel, der insbesondere in den Eingangsauftritten konsequent zu Beginn eines jeden Botenberichts durchgeführt wird, spielt die Ereignisse der jüngeren Vergangenheit in die szenische Gegenwart über und stellt ihre unmittelbaren Auswirkungen vor Augen.²²⁴ Odysseus liefert nicht nur eine Skizze des Verlaufs der Schlacht, sondern auch vom Verhalten der Opponentin Penthesilea, welches die Griechen in Bedrängnis bringt.

Den Eindruck von Dringlichkeit verstärken auf rhetorischer Ebene insbesondere zwei Metaphernkomplexe, die Kleist bereits in den ersten Zeilen einführt und die fortan den Dramentext strukturieren: die Bilder des Gewitter-Sturms (1, V. 9f.) und der Jagd. Odysseus führt Penthesilea, die „wie vom Himmel plötzlich, kampferüstet, in unsern Streit fällt“ (1, V. 51f.), mit Assoziationen zu Blitz und Donner als hereinbrechende Gewalt ein. Dass Odysseus sie als ‚in den Streit fallend‘ beschreibt, ist kein Zufall: Als vom Himmel herabfahrender Sturm bricht Penthesilea in die Reihen der Kämpfenden

²²² Lönkers Vorwurf, literaturwissenschaftliche Analysen blieben beim bloßen Verweis auf Psychopathologisches in Kleists Texten stehen, mag zwar gerade für die ältere Forschung nicht ganz von der Hand zu weisen sein, doch Erklärungsmodelle, die wissenschaftshistorische Befunde gänzlich außen vorlassen, wie es seine These, der Wahnsinn sei bei Penthesilea „der Ausdruck eines von Kleist sorgfältig motivierten Selbstverlusts“ (Fred Lönker: „Kleist und die Nachtseiten des Bewusstseins.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 277–296, hier: S. 288, Anm. 10) tut, wird dem Text Kleists ebenso wenig gerecht. Zur Verortung des Trauerspiels *Penthesilea* im Gesamtwerk Kleists in Bezug auf die Thematisierung einer ‚Affekttötung‘, so die Bezeichnung von Jordan, vgl. Jordan: Todesarten; s. a. die Gewalttat Penthesileas im „Zeichen der Absenz“: Alt: Poetische Logik, hier: S. 66.

²²³ SW I, S. 323/1, V. 30. Zitate des Dramentextes werden fortan direkt im Text unter Angabe des Auftritts und der entsprechenden Verse angegeben.

²²⁴ Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 78.

und wirft sich in überstürzenden Kaskaden und jähren Bewegungen nach vorne. Das Bildarsenal des Sturzes und des Falles wird im Stück durchweg aufgerufen. Es bildet die vertikale Komponente der Dynamik des Stücks, während die horizontale Bewegung durch eine dominante Jagd-Metaphorik²²⁵ kreiert wird. Zusammen produzieren sie einen beschleunigenden Effekt. Zwar wird gerade Penthesilea mit reichen Tiervergleichen bedacht – sie ist Hündin, Wölfin, Dogge, Hyäne, Katze, Tiger und Panther zugleich –, doch die Rollen als Jäger und Gejagter sind zwischen ihr und Achilles austauschbar. Analog zum physikalischen Ladungsprinzip wechseln ihre Vorzeichen perpetuierend, so dass mal Penthesilea auf den Fersen Achilles' ist, dann wieder der Griechen die Amazone verfolgt. Neben ihrem antizipatorischen Gestus, der auf das tödliche Ende des Dramas vorausweist,²²⁶ schraubt die Jagd-Metaphorik das Tempo der dramatischen Handlung in die Höhe.

Bilder von Blitz und Donner sind Kleists „vehicles for describing a sudden shift in the human mind from normal consciousness to a radically altered state of mind.“²²⁷ Penthesileas rätselhaftes Verhalten beim ersten Anblick von Achilles ruft zudem das um 1800 prävalente Konzept des *coup de foudre* auf, dem schlagartigen Entbrennen in Liebe, das wie ein Blitz auf Penthesilea herabfährt.²²⁸

Sieht sie in unsre Schar, von Ausdruck leer,
 Als ob in Stein gehauen wir vor ihr stünden;
 Hier diese flache Hand, versichr' ich dich,
 Ist ausdrucksvoller als ihr Angesicht:
 Bis jetzt ihr Aug auf den Peliden trifft:
 Und Glut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab,
 Das Antlitz färbt, als schlüge rings um ihr
 Die Welt in helle Flammenlohe auf. (1, V. 63–71)

Die physiognomischen Beobachtungen²²⁹ durch Odysseus läuten erstmals eine Skizze der psychischen Verfassung Penthesileas ein, die der Rede des Griechen, so berichtet Odysseus, keinerlei Aufmerksamkeit schenkte, denn: „Sie ruht, sie selbst, mit trunknem Blick schon wieder | Auf des Äginers schimmernde Gestalt“ (1, V. 93f.), bis sie mit glühenden Wangen, „wars Wut, wars Scham, | Die Rüstung wieder bis zum Gurt sich färbend, | Verwirrt und stolz und wild zugleich“ (1, V. 97–99) die Verhandlungen zu

²²⁵ Vgl. Schmidt: Kleist Studien, S. 79–87.

²²⁶ Stephens: Heinrich von Kleist, S. 104.

²²⁷ Tatar: Spellbound, S. 102.

²²⁸ Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 139.

²²⁹ Kleist setzt sie im Drama nicht zur epischen Schilderung, sondern stets zur Darstellung dramatischer Vorgänge ein (Schmidt: Kleist Studien, S. 161).

einem Ende bringt.²³⁰ Odysseus nennt Wut als mögliche Ursache dafür, dass Penthesilea rot anläuft. Dieser Affekt, im Folgenden zur treibenden Kraft der Amazonenkönigin stilisiert, wird im Laufe des Stücks zunehmend durch den Begriff der Raserei ersetzt, der dann auch für Achilles verwendet wird. Odysseus' Verknüpfung von Naturgewalt und der Emotion Wut („Mit eines Waldstroms wütendem Erguß [...] niederbrausend“; 1, V. 120f.) nimmt der analeptische Botenbericht von Diomedes auf, um Penthesileas Attacke auf Griechen und Trojaner zu beschreiben:

Die Schlacht, mit immer reger Wut, wie ein
Gewitter, zwischen waldgekrönter Felsen Gipfeln
Geklemmt. Als ich mit den Ätioliern gestern
Erschien, der Unsern Reihen zu verstärken,
Schlug sie mit Donnerkrachen eben ein,
Als wollte sie den ganzen Griechenstamm
Bis auf den Grund, die Wütende, zerspalten. (1, V. 141–147)

Es ist diese „sonderbare[] Wut“ (1, V. 159), die Diomedes verantwortlich macht für Penthesileas gezielte Angriffe auf Achilles im Kampfgewühl und welche die Amazonenkönigin zu jener mächtigen Handelnden erhebt, als die Kleist seine Figur in einem Brief an seine Cousine Marie beschreibt (SW II, S. 797). Eben ihr Handeln aber gibt den Griechen Rätsel auf, denn trotz der Wut, mit der sie Achilles verfolgt, verschont Penthesilea ihn, als sein Leben in ihrer Hand ist: „Er stieg zum Orkus, wenn sie ihn nicht hielt.“ (1, V. 170) Dieser Vers markiert nicht nur den „Augenblick, da schon | Sein Leben war in ihre Macht gegeben“ (1, V. 167f.) als den Moment, in dem Achilles zwischen Leben und Tod schwebt, sondern zeichnet das Bewegungsschema des dramatischen Geschehens vor: das Hinabsteigen in den Tod, denn darauf spitzt sich die Handlung letztlich zu, unterstützt von der übermächtigen Sturz-Metaphorik des Textes. Umgekehrt will auch Achilles, seit dies „Wild sich von so seltner Art, ihm zeigte“ (1, V. 220), nicht eher von Penthesilea ablassen, bis er sie von ihrem gefleckten Tigerpferd gerissen hat (1, V. 118–225) – eine Verwandlung, die Odysseus und Diomedes mit Raserei und fehlendem Verstand gleichsetzen.²³¹

Als Hauptmann Adrast Odysseus über die neuesten Entwicklungen auf dem Schlachtfeld informiert, hebt ein stichomythischer Botenbericht an:

²³⁰ Neumann sieht darin bereits die traditionelle Anagnorisis, eigentlich in der Mitte des Dramas positioniert, die allerdings nicht das leiste, „was sie dramatisch zu leisten hätte: nämlich ein kommunikatives Geschehen in Gang zu bringen und handlungsstrategisch zu verknoten. Sie steht hier, bei Kleist, im Zwielficht von Erhellung und Verdunkelung, von blitzendem Glanz und Verlöschen des erkennenden Blicks.“ (Neumann: Bildersturz, S. 102)

²³¹ „Der Rasende“ (1, V. 119); „seine rasende Entschließung“ (1, V. 231); „weil der Sinn ihm fehlt“ (1, V. 236).

O d y s s e u s . Was bringst du?
 D i o m e d e s . Botschaft?
 D e r H a u p t m a n n . Euch die ödeste,
 Die euer Ohr noch je vernahm.
 D i o m e d e s . Wie?
 O d y s s e u s . Rede! (2, V. 240f.)

Die stürzenden Verse leiten eine Passage ein, in der das Bildfeld des Sturzes ausgereizt und mit dem der Verwicklung kurzgeschlossen wird – eine dramentheoretisch aufgeladene Verbindung. Adrast schildert eine erneute Attacke der Amazonen, wobei auch er Blitz und Wut korreliert und Naturgewalt des Wassers aufruft, um sie seinen Oberen in kräftigen Farben auszumalen.²³² Erst stürzt Achilles im zerklüfteten Terrain mit seinem Pferdegespann und liegt wie „in einer Schlinge eingefangen da“ (2, V. 262),²³³ aus der ihn sein Lenker nicht rechtzeitig befreien kann, bevor ihnen die Amazonen den Weg abschneiden. Als Penthesilea einen Weg durch die Felsen suchen will, um zu Achilles zu gelangen, hält sie – das Haupt unvermittelt entblößt – plötzlich inne, „gleich einer Schwindelnden“ (2, V. 289),

D e r H a u p t m a n n . [...]

 Doch sie –

 D i o m e d e s . Wie? wagt sie es?

 A n t i l o c h u s . Nein, sprich!

 D e r H a u p t m a n n . Ihr hört! (2, V. 299)

Sich im Bericht überschlagend, rekapituliert der Hauptmann im historischen Präsens von Penthesileas Versuchen, sich den Weg durch das Geklüft zu bahnen: „Drauf jetzt, gleich einer Rasenden, sieht man | Empor sie an des Felsens Wände klimmen, | Jetzt hier, in glühender Begier, jetzt dort, | Unsinniger Hoffnung, voll, auf diesem Wege | Die Beute, die im Garn liegt, zu erhaschen.“ (2, V. 306–310) Der Balanceakt, den Penthesilea wagt, markiert den psychischen Grenzgang, auf dem sie sich befindet.²³⁴ Die „blindwütende“ (2, V. 331) Hyäne Penthesilea, „die sinnberaubte“ (2, V. 342), lässt sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen, zu Achilles zu gelangen, wie der Hauptmann in einer spannungsgeladenen Rekapitulation ihrer waghalsigen Kletterkünste darlegt.²³⁵

²³² „Ein neuer Anfall, heiß, wie Wetterstrahl | Schmolz, dieser wuterfüllten Mavorstöchter, | Rings der Ätiolier wackre Reihen hin, | Auf uns, wie Wassersturz, hernieder sie, | Die unbesiegten Myrmidonier, gießend. | Vergebens drängen wir dem Fluchtgewog | Entgegen uns: in wilder Überschwemmung | Reißt uns vom Kampfplatz strudelnd mit sich fort“ (1, V. 246–253).

²³³ Schmidt meint sogar an dieser Stelle einen Verweis auf die Elektrizitätslehre zu finden, indem er Achilles' Verstrickung in Schlingen mit den Empfindungen gleichsetzt, die beim Erfahren eines elektrischen Schlages berichtet wurden (Schmidt: Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip, S. 82f.).

²³⁴ Andrasts Schilderung der glühenden Rasenden weckt Assoziationen mit dem fiebrigen Wahnsinn, den Kleist im *Käthchen von Heilbronn* als Schwelle zwischen Leben und Tod begreift, auf welcher der zwischen Vernunft und geistiger Umnachtung gefangene Graf vom Strahl verharret.

²³⁵ „Jetzt hat sie jeden sanftern Riß versucht, | Den sich im Feld der Regen ausgewaschen; | Der Absturz ist, sie sieht es, unersteiglich; | Doch, wie beraubt des Urteils, kehrt sie um, | Und fängt, als wärs von

„Der Kranke erscheint uns als tollkühn, weil er kein Bewusstseyn der Gefahren, also auch keine Furcht vor denselben hat“ (Rha, S. 364), so charakterisiert Reil in seinen *Rhapsodien* das Krankheitsbild der Raserei, das in Penthesileas Verhalten anklingt. Als Hauptmerkmal der Raserei nennt Reil „übereilte, rastlose, im höchsten Grade gespannte Thatkraft, die sich in scheinbar eigenmächtigen Handlungen, aber ohne alles Bewusstseyn eines sinnlichen oder verständigen Zwecks äussert, und Product einer abnormen Umwälzung der Organisation ist.“ (Rha, S. 364) Diese ‚rastlose, im höchsten Grade gespannte Thatkraft‘ macht der Text erfahrbar, indem er den Botenbericht zunehmend an die Dialogstruktur des Dramas anpasst und so den Vergangenheitsrapport durch die „Dramaturgie der Hypotypose“²³⁶ in die dramatische Gegenwart überführt.

Indem Adrast das Kriegsgeschehen, das sich über „fünf schweißerfüllte Sonnen schon“ (5, V. 708) erstreckt, zu einer Gegenwart komprimiert, die einen Tag dauert, kondensiert er die dramatische Zeit auf den Punkt, an dem die griechischen Befehlshaber den Entschluss fassen, den vermeintlich in amazonischer Gefangenschaft befindlichen Achilles zu befreien. Die Mauerschauen, die sich unmittelbar anschließen, etablieren die szenische Gegenwärtigkeit endgültig, der sich die ersten beiden Auftritte graduell angenähert hatten, ohne sie jedoch zu vollziehen. Die Verdichtungsarbeit, welche Teichoskopie und Botenberichte hier als Mittel narrativer Informationsarbeit leisten, wirkt in ihrer Raffung beschleunigend und treibt den Handlungsvorgang unbarmherzig voran. Als Achilles plötzlich auf dem Schlachtfeld erscheint, müssen die entsetzten Griechen mitansehen, wie Penthesilea und ihr Heer ihm hart auf den Fersen sind; die stichomythische, von antilabischen Satzabbrüchen geprägte Beobachtung des Jagdgeschehens zeichnet die sturzartige Bewegung der Verfolgung auf Versebene nach.²³⁷ Die Beschleunigung der erlebten Zeit wird trotz oder gerade wegen der besonderen Gestaltung der narrativen Form szenisch vor Augen gestellt. Indem die Zeit im Kriegsgesche-

vorn, zu klettern an. | Und schwingt, die Unverdrossene, sich wirklich | Auf Pfaden, die des Wanders Fußtritt scheut, | Schwingt sich des Gipfels höchstem Rande näher | Um einer Orme Höh; und da sie jetzt auf einem | Granitblock steht, von nicht mehr Flächenraum | Als eine Gemse sich zu halten braucht; | Von ragendem Geklüfte rings geschreckt, | Den Schritt nicht vorwärts mehr, nicht rückwärts wagt; | Der Weiber Angstgeschrei durchkreischt die Luft: | Stürzt sie urplötzlich, Roß und Reuterin, | Von los sich lösendem Gestein umprasselt, | Als ob sie in den Orkus führe, schmetternd | Bis an des Felsens tiefen Fuß zurück, | Und bricht den Hals sich nicht, und lernt auch nichts: | Sie rafft sich bloß zu neuem Klimmen auf.“ (2, V. 311–330)

²³⁶ Rüdiger Campe: „Zweierlei Gesetz in Kleists *Penthesilea*. Naturrecht und Biopolitik.“ In: Ders. (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 313–341, hier: S. 334. S. a. Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 78.

²³⁷ Zum brüchigen Sprachgefüge, das sich auch an der Textoberfläche äußert, vgl. Roland Reuß: „Im Geklüfft“. Zur Sprache von Kleists *Penthesilea*.“ In: Ders.; Peter Staengle; Ingeborg Harms (Hg.): *Brandenburger Kleist-Blätter 5*. Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1992, S. 3–27.

hen vorangetrieben wird, bleibt den Figuren kein Raum mehr für ein abwägendes Innehalten, zumal das hohe Tempo mit dem drängenden Begehren der Protagonisten korreliert.²³⁸ Die Mauerschau des dritten Auftritts ruft nochmals alle geschwindigkeitssteigernden Metaphern, die Tier- und Gewitter-Vergleiche, auf und attestiert den beiden Kontrahenten einen Zustand der Raserei, insbesondere aber der „rasende[n] Megär“ (3, V. 393) Penthesilea, die immer näher an Achilles heranrückt:

Der Hauptmann.
 So naht sie ihm?
 Ein Doloper. Naht ihm!
 Der Myrmidonier. Naht ihm doch nicht!
 Der Doloper. Naht ihm, ihr Danaer! Mit jedem Hufschlag,
 Schlingt sie, wie hungerheiß, ein Stück des Weges,
 Der sie von dem Peliden trennt, hinunter! (3, V. 404–407)

Durch eine Finte bringt Achilles die ihn bedrängende Amazonenkönigin zu Fall, nachgezeichnet im Vers durch Stichomythie:

Der Doloper. [...] Wie sie, die Unaufhaltsame, vorbei
 Schießt an dem Fuhrwerk –
 Der Myrmidonier. Prellt, im Sattel fliegt,
 Und stolpert –
 Der Doloper. Stürzt!
 Der Hauptmann. Was?
 Der Myrmidonier. Stürzt, die Königin!
 Und eine Jungfrau blindhin über sie –
 Der Doloper. Und eine noch –
 Der Myrmidonier. Und wieder –
 Der Doloper. Und noch eine –
 Der Hauptmann. Ha! Stürzen, Freunde?
 Der Doloper. Stürzen –
 Der Myrmidonier. Stürzen, Hauptmann,
 Wie in der Feueresse eingeschmelzt,
 Zum Haufen, Roß und Reuterinnen, zusammen! (3, V. 425–432)

Die enorme Beschleunigung des Textes korrespondiert mit der drängenden, unaufhalt-samen Wut Penthesileas, die sie zu rasenden Handlungen antreibt, und kulminiert in ihrem Sturz, dem Kollaps der Raserei. Da „die Organisation dergleichen gewaltsame Anstrengungen nicht lange und ununterbrochen aushält“ (Rha, S. 375), folgt laut Reil auf die „Stürme“ (ebd.) der Raserei eine Periode, in denen diese abflauen: Die Krankheit „gleichet einem Erdbeben, das in Stößen [sic!] wirkt.“ (ebd.)

Bemerkenswerterweise wird analog dazu in Kleists Drama die Raserei der Protagonisten von einem Intervall der Ruhe abgelöst. Der Bericht über die Jagd schließt mit der siegreichen Rückkehr Achilles, der dieses Gefecht gegen die Amazonenkriegerinnen für

²³⁸ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 21f.

die Griechen entscheiden konnte. Er trifft nun auf die Beobachter – das dramatische Geschehen ist mit dem vierten Auftritt in die szenische Gegenwart überführt. Der Wechsel der Schreibweise korrespondiert mit dem Eintritt eines neuen psychischen Stadiums, das sich von dem Zustand der Raserei markant unterscheidet, wie der vierte und der fünfte Auftritt vorführen. Sie stellen Parallelszenen der Rüstung und damit Momente des Innehaltens und der reduzierten Geschwindigkeit dar, sowohl für Penthesilea als auch für Achilles, weshalb ihre jeweilige Zusammenkunft mit den übrigen Kriegerinnen respektive Kriegern auch separat nachgezeichnet wird. Die beiden parallel aufgebauten Szenen simulieren eine Zeitgleichheit, indem sie augenscheinlich die Szene mit dem gleichzeitigen Aufbruch in die Schlacht beschließen, doch sie folgen nicht direkt aufeinander: Vielmehr liegt ein Zeitsprung vor, denn obwohl ein Grieche im vierten Auftritt Achilles vor der nahenden Penthesilea warnt (4, V. 616), beginnt der fünfte Auftritt mit dem Empfang der Königin durch ihre Kriegerinnen; Penthesilea ist also noch nicht gegen Achilles in die Schlacht gezogen. Die konsekutive Darstellung simultanen Geschehens hebt nicht nur das jeweilige Verhältnis der Hauptfiguren zum Volk „und die besondere Art ihrer leidenschaftlichen Betroffenheit durch die Technik der Gegenbilder“²³⁹ hervor, sondern erlaubt es, den Verlauf des psychischen Zustandes beider Figuren in seinen Entwicklungsstadien nachzuvollziehen.

Als Achilles auf Odysseus und die anderen griechischen Fürsten trifft, stellt er eine eigenartige Abwesenheit zur Schau. Zwei Griechen ergreifen „*ihm unbewußt, einen seiner Arme, der verwundet ist, und verbinden ihn*“ (4, Nebentext nach V. 592), wobei Achilles weder seiner Verletzung noch Odysseus Aufmerksamkeit schenkt. Auf dessen strategische Ausführungen reagiert Achilles lediglich mit dem zusammenhanglosen Verweis auf die schwitzenden Pferde (4, V. 537). Seine Absenz wird während des sich anschließenden Wortwechsels, in welchem der weitere Kriegsplan dargelegt wird, noch augenfälliger, denn er endet mit Odysseus' Verwunderung über die Reaktion von Achilles. „Hast du gehört, Pelide, | Was wir dir vorgestellt? | A c h i l l e s . Mir vorgestellt? | Nein, nichts. Was wars? Was wollt ihr? | O d y s s e u s . Was wir wollen? | Seltsam.“ (4, V. 565–568) Wie sich hier die Äußerungen der Feldherren mit jenen der Griechen, die Achilles verarzten, überlagern (4, V. 558–568), wie sich dadurch die einzelnen Verse ineinanderschieben und Verwirrung stiften, wird Kleist im fünften Auftritt des ersten

²³⁹ Schmidt: Kleist Studien, S. 132. Die scheinbare Gleichzeitigkeit der Szenenschlüsse unterminiert durch den Zeitsprung das Sukzessionsprinzip und damit das traditionelle Illusionspotenzial des Dramas (Franz M. Eybl: *Kleist-Lektüren*. Wien: WUV 2007, S. 156); der Zeitsprung entgeht Müller-Michaels: Die Zeitstruktur, S. 76.

Aktes im *Prinz Friedrich von Homburg*, der berühmten Parole-Szene, nochmal aufnehmen. Der abwesende Prinz wird von Hohenzollern als „zerstreut“²⁴⁰ charakterisiert; ein Zustand, den Reil zusammen mit dem oft komplementär auftretenden Zustand der Vertiefung als pathologisch bestimmt, wie in Kapitel 7.1 dargelegt: Wer zugleich zerstreut und vertieft ist, „ist eingeschränkt auf einen gewissen Bezirk von Gegenständen, fasst aber innerhalb dessen nirgends festen Fuss [sic!].“ (Rha, S. 110) Die Planungsszene der Griechen zeigt Achilles in ebendiesem Status, seine Gedanken bleiben mal an den Pferden, dann wieder an Penthesilea hängen, ohne sich der Debatte der anderen Kriegsfürsten zuzuwenden. Achilles beteiligt sich nicht daran und schließt sich auch nicht ihrem Vorschlag an, sondern deutet Penthesileas Verhalten stattdessen als Brautwerbung, die ihm gilt. Dabei korreliert er Liebe und Tod,²⁴¹ denn er will nicht eher ruhen, als „bis ich sie zu meiner Braut gemacht, | Und sie, die Stirn bekränzt mit Todeswunden, | Kann durch die Straßen häuptlings mit mir schleifen.“ (4, V. 613–625) Antilochus kann den „Rasende[n]“ (4, V. 622) nicht aufhalten, der mit seinem Heer wieder gegen die heranahende Penthesilea in die Schlacht zieht.

Auch die Amazonenkönigin, die aus dem Kampfgetümmel ins Lager der Amazonen zurückkehrt, präsentiert sich im Laufe des fünften Auftritts zunehmend gespalten, wobei sie im Gegensatz zu Achilles jedoch ihre Wandlung reflektiert.²⁴² Die Verwirrung, die sie sich aufgrund des Aufeinandertreffens mit dem Peliden zuschreibt (5, V. 641), führt ihre Vertraute Prothoe auf physische Einwirkungen zurück, ähnlich zu Kätchens Mutter bei Spieß:²⁴³ „Der Sturz, der dir die Brust gewaltsam traf, | Hat dir das Blut entflammt, den Sinn empört: | An allen jungen Gliedern zitterst du! | Beschließe nichts, wir alle flehen dich, | Bis heitrer dir der Geist zurückgekehrt.“ (5, V. 658–662) Das Zittern ist

²⁴⁰ SW I, S. 650 (Akt II/2, V. 419), worauf der Prinz antwortet: „Zerstreut – geteilt; ich weiß nicht, was mir fehlte“ (ebd., V. 420). Zur Zerstreuung und Vertiefung beim Prinzen von Homburg s. a. Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 348f.

²⁴¹ „Todgeflüster“, 4, V. 598; s. a. „Küssen heiß von Erz“ (4, V. 606; in BKA „Küssen“, S. 39), meint allerdings nicht den Plural von Kuss, sondern entspricht hier der alten Form für Kissen (SW I, S. 936). Zu den ‚Entgrenzungsfantasien‘ in der *Penthesilea*, die auf einer Verbindung von intensivem Begehren und Gewalt beruhen, vgl. Dorothea von Mücke: „Metamorphose und Idylle. Entgrenzungsfantasien bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 184–198.

²⁴² Tatars grundsätzlich richtige Beobachtung, dass Penthesilea und Achilles ähnliche psychologische Zustände durchlaufen, muss daher verfeinert werden, vgl. Tatar: „Both are struck by forces resembling lightning bolts and are momentarily dazed by the blow. Deprived of their normal mental faculties, they linger in a realm entirely removed from the sphere of conscious experience. But in each case the stroke of lightning only temporarily arrests the flow of consciousness; moments later Penthesilea and Achilles appear galvanized into action by the electrifying force of the thunderbolt that struck them. Charged with psychic energy rivaling the power of electrical energy, the queen of the Amazons and the Greek hero fall upon each other with the force of ‚two thunderbolts‘.“ (Tatar: *Spellbound*, S. 95f.)

²⁴³ Vgl. Kap. 6.1.2.

bei Reil das elementare physiologische Phänomen der Raserei, das sich an den Nervenfasern äußert: „Im Seelenorgan und im ganzen Nervensystem tobt ein wilder Orgasmus, der zum Handeln zwingt, um sich seiner überspannten Kraft, die in jeder Faser zittert, zu entladen. Daher die beständige, angestrenzte Thätigkeit des Kranken, die Heftigkeit und hastige Eile aller seiner Handlungen.“ (Rha, S. 368)

Ebendiese versucht Prothoe zu stoppen, indem sie die Amazonenkönigin zur Ruhe zwingen will (5, V. 663), worauf Penthesilea verwirrt aus ihrem Zustand, den sie selbst als Raserei (5, V. 707) bezeichnet, auftaucht: „Warum? Weshalb? Was ist geschehen? Was sagt ich? | Hab ich? – Was hab ich denn –?“ (5, V. 664f.) Sie verflucht „das Herz, das sich nicht mäßigen kann.“ (5, V. 720). „Dein Aug, o Herrscherin, erglüht ganz fremd, | Ganz unbegreiflich“ (5, V. 721f.), ängstigt sich Prothoe und stellt jene Verbindung zwischen dem Blick und Penthesileas Seelenzustand her, die Reil zieht, wenn er die „Phänomene rasender Personen“ (Rha, S. 379) nennt, nämlich „ihre wilde und ausdrucksvolle Physiognomie, das funkelnde Auge, welches dem Verderben droht, auf welchem es ruht“ (ebd.). Der Moment, in dem Penthesilea auf dem Schlachtfeld Achilles zu Gesicht bekommt,²⁴⁴ ist der, von dem an sie die „sonderbare[] Wut“ (1, V. 159) zur Schau stellt, mit „welcher sie, im Kampfgewühl, den Sohn | Der Thetis sucht“ (1, V. 160f.). Sie lässt Achilles nicht aus den Augen und ebenso wenig von ihm ab: „Rasch einen Blick den Pfad schickt sie hinan; | Und dem gestreckten Parder gleich, folgt sie | Dem Blick auch auf dem Fuß“ (2, V. 345–347), bis ihr Sturz dem Griechen den Vorsprung verschafft, den er braucht, um ihr zu entkommen: „Kaum mehr mit Blicken kann sie ihn erreichen, | Und der Gedanke selbst, der strebende, | Macht ihr im atemlosen Busen halt!“ (3, V. 458–460) Als Penthesilea mit Prothoe spricht, reflektiert die Königin den Moment, in dem sie Achilles erblickte, als Moment der Lähmung. Wieder reagiert sie darauf damit, dass sie sich ins Schlachtgetümmel stürzen will (5, V. 648–655). Prothoe dagegen, aus Angst, Penthesilea könnte den Griechen reizen, beschwört sie, dem Blick Achilles’ zu entweichen (5, V. 730). Wie Achilles in der parallel aufgebauten Szene unterbricht Penthesilea die Appelle von Asteria und Prothoe, allerdings ist sie sich ihrer eigenen Abwesenheit bewusst: „Was bin ich denn seit einer Hand voll Stunden?“ (5, V. 747) Eingerahmt wird dieses Eingeständnis durch die berühmten Kleistschen Gedankenstriche, die hier sogar doppelt eingesetzt werden, um die Pause zu akzentuieren, in der sich die Amazonenkönigin laut Nebentext sammelt

²⁴⁴ „Gedankenvoll, auf einen Augenblick, | Sieht sie in unsre Schar, von Ausdruck leer, | [...] Bis jetzt ihr Aug auf den Peliden trifft: | Und Glut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab, | Das Antlitz färbt“ (1, V. 63f./68–70).

(5, V. 747f.).²⁴⁵ Auch nimmt sie mehr als Achilles zuvor am Streitgespräch der Amazonen teil, wobei sich Asteria gegen Prothoe positioniert und für einen weiteren Feldzug gegen Achilles votiert. Prothoe warnt ihre Königin vor deren eigenen Unzurechnungsfähigkeit in ihrer „Raserei“ (5, V. 806): „Du bist, in Flammen wie du loderst, nicht | Geschickt, den Krieg der Jungfrau fortzuführen“ (5, V. 797f.), doch Penthesilea ist taub für ihre Einwände. Als ihr der nahende Achilles vermeldet wird, macht sie sich bereit und wie der Grieche denkt sie ‚Eisen‘ und ‚Umarmung‘ zusammen.²⁴⁶ Sie zitiert damit das amazonische Gesetz, nach welchem die Kriegerinnen sich ihre Männer im Kampf erobern müssen, um im Rosenfest die rituelle Vereinigung zu feiern, und verweist auf den soziologischen Grundkonflikt, der dem Stück zugrunde liegt. Als Königin ist Penthesilea zwischen den gesellschaftlichen Ansprüchen ihres Amazonenstaats, der Prophezeiung ihrer Mutter und den eigenen Gefühlen hin- und hergerissen.

Sowohl Penthesilea als auch Achilles müssen sich aufgrund ihres Verhaltens in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext für Normverletzungen verantworten. Diese stehen symptomatisch für eine Unstimmigkeit, die nicht nur zwischen dem Staatswesen und dem Individuum, sondern auch innerhalb des Individuums herrscht. Als oberste Repräsentanten²⁴⁷ zeichnen Odysseus und die Oberpriesterin dafür verantwortlich, dass die jeweils konstitutiven Normen eingehalten werden. Beide personifizieren für ihr Volk die Instanz der Vernunft, Handlungen werden von ihnen auf ihren Sinngehalt überprüft, wobei sie das Differenzierungsschema von Vernunft versus Wahnsinn anlegen²⁴⁸ und normwidriges Verhalten mit dem Etikett des ‚wahnsinnigen Handelns‘ versehen. Indem sie, von ihrem eigenen Vernunftverständnis ausgehend, die Grenze zwischen Wirklichkeit und Irrealität ziehen und auf die Protagonisten projizieren, implizieren sie damit das Verständnis von Wahn als nachhaltige Störung der Urteilskraft. Dieses Kantsche Diktum entspricht der um 1800 erfolgenden begrifflichen Verschiebung: Der Wahn ist immer seltener eine Meinung oder Einbildung, die aus unerfindlichen Gründen

²⁴⁵ Als Teil des „etablierten Beschreibungsinventar moralischer Erzählungen der Spätaufklärung“ (Petthes: Literarische Fallgeschichten, S. 49) dient der Gedankenstrich in diesen als Symbol des Geschlechtsakts – eine Technik, die Kleist in seiner *Marquise von O...* aufnimmt und sie dadurch berühmt macht.

²⁴⁶ „Hier dieses Eisen soll, Gefährtinnen, | Soll mit der sanftesten Umarmung ihn | (Weil ich mit Eisen ihn umarmen muß!) | An meinen Busen schmerzlos niederziehen.“ (5, V. 857–860)

²⁴⁷ Odysseus ist für Neumann „der Ethnologe seiner eigenen Kultur“ (Gerhard Neumann: *Kulturwissenschaftliche Hermeneutik. Interpretieren nach dem Poststrukturalismus* (Litterae, 200). Freiburg im Breisgau: Rombach 2014, S. 573).

²⁴⁸ Jahraus: Kategorie der Drittheit, S. 136. S. a.: Greiner: Eine Art Wahnsinn, S. 177: Wenn Krieg herrscht, ist die Welt binär geordnet, in Freund und Feind, Sieg und Niederlage; Odysseus erhebe diese Kriegslogik zum Naturgesetz, weshalb ihm die Verworrenheit der Ereignisse auf dem Schlachtfeld wie Wahnsinn erscheine.

entstanden ist, sondern zunehmend ein pathologisches Konzept.²⁴⁹ Als fremdes und befremdliches Element wird er über den Vergleich Penthesileas, und zu geringem Anteil auch Achilles, mit animalischen und mythologischen Mischgestalten, wie Sphinx oder Kentaurin, in eine „Rhetorik der Hybridisierung, ja der Bastardisierung“²⁵⁰ gekleidet.

Das charakteristische Sowohl-Als-Auch beziehungsweise des Weder-Noch der beständig zwischen Wahn und Vernunft, zwischen aktivem Handeln und abwesendem Verharren schwankenden Kriegerin verweist auf Penthesileas liminalen Zustand eines ‚betwixt and between‘²⁵¹. Auf dessen soziologische Komponente geht der sechste Auftritt näher ein, in dem die Oberpriesterin, als Repräsentantin des Amazonenvolkes und seiner Gesetze, das Rosenfest näher einführt. Um die gefangen genommenen Griechen für die Rosenzeremonie vorzubereiten, müssen die Mädchen des Volkes Rosen pflücken und zu Kränzen winden.²⁵² Das Motiv des gebundenen Kranzes dominiert diese Passage, in der Penthesileas gesellschaftlicher Kontext ausgeleuchtet wird. Das Befremden der Griechen angesichts der andersartigen Kultur, die nicht wie befürchtet den Tod der Gefangenen vorsieht, sondern vielmehr deren Vermählung mit den Amazonenkriegerinnen, ist greifbar: „War je ein Traum so bunt, als was hier wahr ist?“ (6, V. 986) Penthesilea aber verstößt mit ihrer Fixierung auf Achilles gegen die etablierten Regularien ihres Volkes,²⁵³ zumal sie das Rosenfest bereits angeordnet hat, bevor noch der Kampf ausgefochten ist, wie die Oberpriesterin durch eine Hauptmännin erfahren muss (7, V. 999f.). Die gesellschaftlichen Verstrickungen, in denen sich Penthesilea dadurch wiederfindet, fängt das Bild der zu Kränzen geschlungenen Rosen ein. Als Variante der Textilmetaphorik impliziert es, ähnlich wie in den Texten von Herz und Spieß, das Kausalgefüge psychischer Prozesse und deren Regelmäßigkeit sowie die Dramenkategorien der Intrige und der *desis*. Zusammen bilden sie das Fundament, aus dem sich die Figuren- und Handlungsdynamik des Trauerspiels speist.

²⁴⁹ Eckart: Wahn [Art.], S. 59.

²⁵⁰ Brandstetter: Inszenierte Katharsis, S. 230. Penthesilea ist die ‚rätselhafte Sphinx‘, deren nicht auflösbare Verhalten die Fehldeutung durch Achilles bedingt und im „Greuelrätsel“ (22, V. 2600) der Katastrophe mündet (vgl. Stephens: Die Änigmen der Einsicht, S. 95).

²⁵¹ Vgl. Turner: Betwixt and Between. Nach Victor Turner markiert dieser Zustand jene Schwellenphase im Übergangsritus einer Gesellschaft, in der das Individuum äußerst anfällig für Einflüsse von außen ist. Kleists Prinz von Homburg befindet sich fast durchgängig in einem solchen Zustand, die Struktur des Dramas folgt mit einer Ablösungs-, einer Zwischen- und einer Integrationsphase sogar der Verlaufsstruktur von *rites de passage* nach Arnold van Gennep (vgl. Erika Fischer-Lichte: „Mißlingende Inkorporation? – Zur rituellen Struktur des Prinz Friedrich von Homburg.“ In: Paul M. Lützeler; David Pan (Hg.): *Kleists Erzählungen und Dramen*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 151–164, hier: S. 155).

²⁵² Zum Rosen-Motiv s. a. Schmidt: Kleist Studien, S. 85–87.

²⁵³ „Was geht dem [sic!] Volk der Pelide an? | – Ziemts einer Tochter Ares’, Königin, | Im Kampf auf einen Namen sich zu stellen?“ (7, V. 1044–1046)

Als die beiden Kontrahenten abermals aufeinandertreffen, erfährt die Oberpriesterin durch die Teichoskopie eines Amazonenmädchens von Penthesileas Verhalten. Der rasende „Wahnsinn“ (7, V. 1054) der Königin wird folglich abermals durch den Wechsel des Darstellungsmodus markiert. Sogleich setzt auch wieder die Jagd-Metaphorik ein, wobei sie erstmals mit dem Bild der Sonne verschränkt wird:

[...] Ists nicht,
 Als ob sie, heiß von Eifersucht gespornt,
 Die Sonn im Fluge übereilen wollte,
 Die seine jungen Scheitel küßt! O seht!
 Wenn sie zum Himmel auf sich schwingen wollte,
 Der hohen Nebenbuhlerin gleich zu sein,
 Der Perser könnte, ihren Wünschen frönend,
 Geflügelter sich in die Luft nicht heben! (7, V. 1059–1066)

Die Kollision der beiden, wie „zween Donnerkeile, | Die aus Gewölken in einander fahren“ (8, V. 1123f.), berichtet die Oberste unter dem Druck der heranpreschenden Griechen als Botenbericht, der erstmals von Beginn an im historischen Präsens gehalten ist und so die Aktualität und Dringlichkeit des Geschehens noch stärker herausstreicht. Achilles, so die Oberste, warf Penthesilea aus dem Sattel, bereit, sie ‚zum Orkus zu stürzen‘ (8, V. 1130), doch als ihn ein Blick der Sterbenden trifft, lockt „er ins Leben jammernd sie zurück!“ (8, V. 1142) Die Rollen der ersten Begegnung sind vertauscht: Nun schwebt Penthesilea zwischen Leben und Tod und Achilles ist es, der die bewusste Entscheidung trifft, sie nicht zu töten. Penthesileas Befehl an ihr Heer, den Griechen ihr zu überlassen, verschont ihn vor dem Angriff der Kriegerinnen, die ihre Königin aus seinen Armen befreien. Das Verhalten der beiden Kontrahenten mutet der Obersten und der Oberpriesterin so unbegreiflich an, dass sie es mit dem Etikett der Raserei und des Wahnsinns belegen (8, V. 1163/V. 1165).

Als Penthesilea, deutlich gezeichnet vom letzten Kampf, ins Amazonenlager zurückgeführt wird, hebt der erste Auftritt an, der in seiner gesamten Länge szenisch präsentiert ist. Zu erwarten wäre, dass sich daher reine dramatische Gegenwart etabliert. Doch auch hier setzt ein gegenteiliger Effekt ein, denn nun sind es die auftretenden Figuren, welche eine aktive Partizipation an der Gegenwart vermeiden und eine „Zeit gegen die Zeit“²⁵⁴ einführen: Penthesileas psychischer Zustand spitzt sich im Verlauf des Auftritts zu, sie bildet den Helios-Wahn aus. Auf das Drängen ihrer Vertrauten, sie möge vor dem herannahenden Achilles fliehen, geht die Amazonenkönigin nicht ein:

²⁵⁴ So nennt Stephens den Charakter des subjektiven Zeitempfindens, das etabliert wird, indem das fremde Element im Inneren Penthesileas mit dem über die Gegenwart herrschenden amazonischen Gesetz konfrontiert wird (Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 28).

M e r o e . So willst du nicht entweichen?
 P r o t h o e . Willst nicht fliehen?
 M e r o e . Willst dich nicht retten?
 P r o t h o e . Was kein Name nennt,
 Auf diesem Platz hier soll es sich vollbringen? (9, V. 1184–1186)

Die antilabischen Verse wiederholen identische Aussagen und produzieren so Redundanz- und Retardationseffekte – gewissermaßen vollziehen sie den rhetorischen Kunstgriff des Zeitgewinns im Sinne des Kleist-Aufsatzes *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*, durch den die dramatische Sukzession kurzzeitig stillsteht und der Penthesileas Handlungsverweigerung im Text abbildet.²⁵⁵ Um sich zu rechtfertigen, nimmt die Amazonenkönigin das Bewegungsschema des Trauerspiels, den Fall, in dem bereits etablierten Bild des Sturzes in den Orkus auf, das den konfliktreichen Konnex von Sexualität/Liebe und Tod benennt: „Will ich ihn denn zum Orkus niederschleudern? | Ich will ihn ja, ihr ewgen Götter, nur | An diese Brust will ich ihn niederziehn!“ (9, V. 1190–1192) Für die Amazonen ist dieses Eingeständnis das Zeichen dafür, dass Penthesilea dem Wahnsinn verfallen ist: Sie rase, sei von Sinnen, denn der Sturz habe sie endgültig um das Bewusstsein gebracht, so dass sie nun völlig auf Achilles fixiert sei.²⁵⁶ Die Amazonen nehmen den Fall wörtlich und deuten ihn damit auch im medizinisch-pathologischen Sinne als solchen.

Penthesileas verbale Ausbrüche, die das „blutumschäumte[] Mordgetümmel“ (9, V. 1216) heraufbeschwören, wechseln sich mit einer bemühten Beherrschtheit ab.²⁵⁷ So entschließt sich Penthesilea unvermittelt mit erzwungener Fassung, wie der Nebentext anzeigt (9, nach V. 1195), dem Gesetz ihres Volkes zu folgen und das Heer zurück in die Heimat zu führen. Doch eben als Prothoe ihr versichert, dass alles zur Flucht bereit sei, erblickt sie die Rosenkränze. Das Symbol für genau jenen Konflikt, in dem sich die Königin verstrickt sieht, entfacht ihren Zorn erneut und „mit plötzlich aufflammendem Gesicht“ (9, nach V. 1209) verlangt sie zu wissen, wer das Rosenfest angeordnet habe. Sie erinnert sich nicht mehr, den Befehl während ihrer Raserei auf dem Schlachtfeld gegeben zu haben. Aufschluss über diese eigenartige Amnesie geben Reils Ausführungen zu den physiologischen Vorgängen in Zuständen der Raserei, die er „Ideenjagden“ (Rha, S. 207) nennt, was die bei der Schilderung der Kriegsgeschehnisse verwendete Jagd-Metaphorik in neuem Licht erscheinen lässt. Während der

²⁵⁵ Link: Texträume bei Kleist, S. 27. „Ähnliche Worte, Sätze, Gedanken stauen sich, türmen sich sozusagen auf, weil sie die Handlung nicht weiterführen.“ (ebd.)

²⁵⁶ „P r o t h o e . Sie rast – | D i e O b e r p r i e s t e r i n . Unglückliche! | P r o t h o e . Sie ist von Sinnen! | D i e O b e r p r i e s t e r i n . Sie denkt nichts, als den einen nur. | P r o t h o e . Der Sturz | Hat völlig ums Bewußtsein sie gebracht.“ (9, V. 1193–1195)

²⁵⁷ Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 29.

schnellen Flucht der Ideen [...] braust ein loderndes Feuer in der Phantasie, isolirte und lossgebundene Vorstellungen drängen sich zu und fliehn pfeilschnell vorüber, dass die Aufmerksamkeit sie nicht festhalten, der Wille sie nicht zügeln, das Associationsvermögen sie in keine Verbindung bringen und das Gedächtniss sie nicht reproduciren kann [alles sic!]. (Rha, S. 371f; Hervorheb. im Orig.)

Angeichts des an der Verbindung der Ideen scheiternden Assoziationsvermögens ist das Bild der Kränze an dieser Stelle besonders bedeutsam. Schließlich richtet sich Penthesileas Wut über den Befehl, an den sie sich nicht erinnern kann, auf die Rosenkränze, die sie zerschlägt: „Daß ich den ganzen Kranz der Welten so, | Wie dies Geflecht der Blumen, lösen könnte!“ (9, V. 1229f.) Der Wunsch nach *lysis* im Sinne von Ab- und Auflösung impliziert eine psychische und soziologische Dimension: Auch im Inneren eines psychisch Kranken finden Dissoziationsprozesse statt, die sich in sozial unverträglichem Handeln äußern, welches wiederum zur Durchbrechung sozialer Ordnungsstrukturen führt: „Aufbrausend und von einem blinden Trieb zu irrationalen Handlungen geleitet, entfremdet sich der Kranke von sich selbst und der Gesellschaft [...]“²⁵⁸.

Dieser Attacke auf amazonische Gesetze – für die Kriegerinnen der Beleg dafür, dass Penthesilea ihre Seele den Erinnyen zum Raub hingegeben hat (9, V. 1231f.) – folgt eine abermalige Weigerung zur Flucht durch die Königin. Wieder perforiert die stichomythische und antilabische Sequenz die Versrede²⁵⁹ und generiert aufgrund der „Gleichzeitigkeit von stürzenden Verszeilen und stehendem Versmaß“²⁶⁰ eine Dynamik, wie sie Kleists Torbogen-Bild eignet. Der rasche Wechsel der kurzen Repliken kreiert einen Moment der Gleichzeitigkeit und des Zeitstillstands,²⁶¹ der Penthesileas verweigerter Partizipation am gegenwärtigen Geschehen entspricht. Da es ihrer Königin – gefesselt durch die in ihr waltenden psychischen Kräfte²⁶² – physisch unmöglich ist, die

²⁵⁸ Kleeberg: Poetik der nervösen Revolution, S. 131.

²⁵⁹ Nachdem sich Penthesilea gesetzt hat, verkündet sie: „Flieht, wenn ihr wollt. | P r o t h o e . Entsetzliche! Was tust du? | P e n t h e s i l e a . Flieht, wenn ihr wollt. | P r o t h o e . Du willst –? | M e r o e . Du säumst –? | P r o t h o e . Du willst –? | P e n t h e s i l e a . Ich will hier bleiben.“ (9, V. 1238f.)

²⁶⁰ Saskia Herrath: „Schwarz auf Weiß – Simultaneität der Gegensätze bis an den Rand der Sprache.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 52–65, hier: S. 61. Zu solchen Kleistschen ‚Texttreppen‘ und ihrer Modellierung des Denk- und Sprachflusses s. a. Christiane Schäfer: „Texttreppen – Textbögen.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 88–96; zum Moment des Innehaltens und des immanenten Sturzes in antilabischen Treppenkonstruktionen ebd., S. 89.

²⁶¹ Müller-Michaels: Die Zeitstruktur, S. 153.

²⁶² Prothoe argumentiert gegenüber der Oberpriesterin, dass Penthesileas Inneres eine derart große Kraft aufbietet, dass die Königin dieser nichts entgegenzusetzen vermag, doch benennen kann sie diese Kraft nicht: „Was in ihr walten mag, das weiß nur sie, | Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel“ (9, V. 1285f.). Stephens macht darauf aufmerksam, dass „Einsichten, die sich in Metaphern kleiden, vorwiegend eher eine deiktische als eine klärende Funktion haben, dass in diesem Sinne auf innere Konflikte zwar hingewiesen werden kann, aber dass deren Inhalt sprachlich nur schwer und bestenfalls ungenau zu erfassen ist.“ (Stephens: Die Änigmen der Einsicht, S. 93)

Flucht zu ergreifen (9, V. 1270), entwirft Prothoe eine Zukunftsvision, in welcher sie die Handlungsschritte nach einer Rückkehr nach Pharsos ausmalt (9, V. 1296ff.).

Doch Penthesilea kann ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Ausführungen ihrer Vertrauten richten: In ihrer Unentschlossenheit bezüglich einer zu ergreifenden Kampfstrategie, fixiert sie die Sonne, die bezeichnenderweise an dieser kardinalen Stelle des Dramas im Zenit steht (9, V. 1320).²⁶³ Als Moment liminaler Temporalität²⁶⁴ zeigt der Stand der Sonne die Schwellensituation der Königin an. Während Prothoe fortfährt, in einer konjunktivistischen Zukunftsvision die Flucht der Amazonen als Ausweichoption anzubieten, blickt Penthesilea unverwandt in die Sonne und scheint damit einen wahnhaften Schub auszulösen. Die Amazonenkönigin imaginiert den Sonnengott Helios, was der Text in zweifacher Hinsicht äußerst interessant gestaltet: Zum einen behandelt er den Wahn als rein psychischen Ausnahmezustand der Protagonistin. Damit lässt er den moralischen Aspekt, wie er etwa bei Spieß noch durchschien, endgültig hinter sich und schließt sich der Neukonzeption von literarischen Darstellungen pathologischer Störungen an, die auf die romantische Psychologisierung zuläuft.²⁶⁵ Zum anderen etabliert das Drama an dieser Stelle eine eigene Raum-Zeit des Wahns, der den krisenhaften Moment auf Ebene der Temporalstruktur abbildet.

Von Beginn des Damentextes an wird Achilles mit der Sonne assoziiert, während das Amazonenvolk allein aufgrund seiner Schutzpatronin Diana stets mit dem Mond verbunden ist.²⁶⁶ Achilles' Eingreifen in die Ereignisse des Schlachtfelds wird als Aufsteigen der Sonne ausgemalt (3, V. 356f./368f.), später wird „wie durch der Wetterwolken Riß, | Mit einer Masse Licht, die Sonne eben | Auf des Peliden Scheitel“ (3, V. 1033ff.) niederfallen und ihn dadurch selbst zum Strahlen bringen. Penthesilea gesteht Achilles im fünfzehnten Auftritt, dass er ihr als „Tagsstern [sic!] unter bleichen Nachtgestirnen“ (15, V. 2207) erschienen sei und sie geblendet habe. Als die Amazo-

²⁶³ Marianne Schuller: „Ein Trauerspiel? Zu Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Dies.; Nikolaus Müller-Schöll; Susanne Gottlob (Hg.): *Kleist lesen*. Bielefeld: transcript 2003, S. 60–73, hier: S. 64. Neumann untersucht zwölf Schlüsselszenen, in denen die Sonnenmetaphorik auftaucht, und liest sie mit Derrida und dem Heliotrop, dem Inbegriff der Metaphorik, in Bezug auf ihr Potenzial der Sinnstiftung: Neumann: Bildersturz, hier v. a. S. 108–117.

²⁶⁴ Kleist hat eine Vorliebe für solche Momente: Im *Bettelweib von Locarno* ereignet sich der Spuk um Mitternacht, also an einer Trennlinie zweier Tage im Augenblick von 0 Uhr geradezu ein Ereignis außerhalb der linearen Zeitstrukturen (Monika Ehlers: *Grenzwahrnehmungen. Poetiken des Übergangs in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Kleist – Stifter – Poe*. Bielefeld: transcript 2007, S. 66f.). Im *Käthchen von Heilbronn* führt Kleist vergangene, gegenwärtige und zukünftige Dimensionen eng und speist mythisch-transzendente Elemente ein.

²⁶⁵ Sabine Kyora: „Halluzination [Art.]“. In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 320–324, hier: S. 322. Die Novität einer expliziten Darstellung pathologischen Verhaltens durch Kleist hat bereits der George-Kreis bemerkt (Port: „In unbegriffner Leidenschaft empört“, S. 94).

²⁶⁶ Eybl: Kleist-Lektüren, S. 154.

nenkönigin den Blick nicht von der Sonne lösen kann, imaginiert sie Helios, den sie mehr und mehr mit Achilles in Deckung bringt.²⁶⁷

Penthesilea die während dessen unverwandt in die Sonne gesehen.

Daß ich mit Flügeln weit gespreizt und rauschend,

Die Luft zerteilte –! [...]

Zu hoch, ich weiß, zu hoch –

Er spielt in ewig fernen Flammenkreisen

Mir um den sehnsuchtsvollen Busen hin. (9, V. 1338f./1341–1343)

Der Helios-Wahn ist die *idée fixe* von Penthesilea, durch die sich die Königin dem Druck der Gegenwart entzieht und in die Zeitlosigkeit des Wahns flüchtet. Als Moment der Zeitenthobenheit stellt sich diese Passage der schwelenden Dringlichkeit zum Handeln entgegen, welches die unmittelbar bevorstehende Ankunft des griechischen Heeres gebietet. Dass die Sonnen-Metapher genau an dieser Stelle im Text so prominent in den Vordergrund rückt, liegt auch an ihrem Spezifikum, als die ‚Metapher der Metapher‘ zu gelten: Schließlich hat eine Metapher die Aufgabe, eine Abstraktion zu erklären, wofür eine erleuchtende Instanz nötig ist. Jede Metapher braucht also eine Sonne, die durch ihre Anwesenheit erst die Dichotomie von hell und dunkel, von sichtbar und unsichtbar, von Präsenz und Abwesenheit, hervorbringt und die Funktion der rhetorischen Figur erkennbar macht.²⁶⁸ Die Sonnen-Metapher illustriert, wie Penthesilea wieder und wieder an der fixen Idee haften bleibt. Ihre Transgression zum Wahn unterstützt der Nebentext bildlich, indem er die Figur auf einer Brücke verortet (9, V. 1364), über die sie, gedrängt von den Amazonen, zum Rückzug ansetzen soll. Doch Penthesilea hat nur noch den Sonnengott im Sinn; sie will sogar Berge aufeinandertürmen und erklimmen, um ihn erreichen zu können: „Bei seinen goldnen Flammenhaaren zög ich | Zu mir hernieder ihn – | Prothoe. Wen? | Penthesilea. Helios, | Wenn er am Scheitel mir vorüberfleucht!“ (9, V. 1384–1386) Die vom „Irrgeschwätz“ (13, V. 1486) ihrer Königin entsetzten Fürstinnen können diese gerade noch davon abhalten, in den Fluss zu sinken – „Ich, Rasende! | Da liegt er mir zu Füßen ja! Nimm mich –“ (9, V. 1387f.) –, bevor sie in Ohnmacht fällt. Kleists „Krisenindikator“²⁶⁹ folgt unmittelbar auf die wahnhaftige Episode und verlängert damit „ein todesähnliches Versinken in den Abgrund

²⁶⁷ Weder sieht in der Strahlkraft der beiden Protagonisten ein Versatzstück magnetischer Fallstudien, das Strahlungsempfinden von Magnetisierten (Weder: Kleists magnetischen Poesie, S. 145), und vergleicht das unausweichliche Aufeinander-Bezogen-Sein von Achilles und Penthesilea mit der Beziehung im magnetischen Rapport (ebd., S. 135). Gerade im Vergleich zum *Käthchen von Heilbronn* sind die Anleihen am animalischen Magnetismus zwar denkbar, jedoch meines Erachtens weit weniger ausgeprägt.

²⁶⁸ Michael Chaouli: „Die Verschlingung der Metapher. Geschmack und Ekel in der *Penthesilea*.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 127–149, hier: S. 135; s. a. Schuller: Ein Trauerspiel, S. 64f.

²⁶⁹ Janz: Affektive Exzesse, S. 231.

des Nichts innerhalb des Handlungsverlaufs“²⁷⁰, in dem Penthesileas Seele Zuflucht vor einer Wirklichkeit sucht, gegen die sich ein Aufbäumen als zwecklos erweist.²⁷¹ Über vier ganze Auftritte erstreckt sich Penthesileas Ohnmacht, so dass sie an dem szenisch präsentierten Geschehen dieser Passagen keinerlei Anteil hat. Dabei sind es Szenen, die insofern höchste Dramatik innerhalb des Trauerspiels haben müssten, da sie erstmals die Amazonen und Achilles als den Anführer ihrer Widersacher auf der Bühne aufeinander treffen und im szenischen Dialog miteinander agieren lassen. Durch Penthesileas erzwungene Zeitenthobenheit, welche die Ohnmacht verantwortet,²⁷² tritt der szenischen Vergegenwärtigung im dramatischen Dialog jedoch eine eigentümliche Distanzierung gegenüber.

Dass Kleist die Sonnen-Metaphorik und den Helios-Wahn im neunten Auftritt mit dem Brücken-Motiv²⁷³ verbindet, ist bemerkenswert angesichts der Funktionsweise des nervenphysiologischen Apparats, der mentale Prozesse wie den Wahn bestimmt. Wie im vorherigen Kapitel ausgeführt, erklärt Reil Zustände gesteigerter Leidenschaftlichkeit oder psychischer Störungen mit dem Halbleiter, der in Momenten nervöser Erregung zu einer Brücke zwischen Cerebral- und Gangliensystem wird und Impulse des Gangliensystems in die cerebrale Sphäre ermöglicht. Als materielle Basis der Gefühle, der Intuition, der Leidenschaften, also des Unterbewusstseins, hat das Gangliensystem sein physiologisches Zentrum in einem Geflecht an Nervenfasern, das – daran sei an dieser Stelle nochmals erinnert – interessanterweise Sonnengeflecht genannt wird. Auf die generelle Reizleiterfunktion der Nerven verweisen – über das Prinzip der Elektrizität – die dominanten elektrischen Metaphern, welche die sich überstürzenden Kriegsszenarien zu Dramenbeginn untermalen und Penthesilea in einem Zustand höchster Erregung darstellen. Sie sind das Bild für die Angespanntheit der Situation und die Erregung der Protagonistin, welche die Anfälligkeit für die in Eigendynamik agierenden neuronalen Prozesse des Gangliensystems potenzieren können. Dass das mit Achilles assoziierte Sonnen-Motiv seinen bedeutendsten Auftritt also gerade in dem Moment erhält, in dem sich der Wahn der auf einer Brücke stehenden Penthesilea vollends entfaltet, ist ange-

²⁷⁰ Margarete Berger: „Zu den Ohnmachtszenarien Kleistscher Protagonisten.“ In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 249–278, hier: S. 272.

²⁷¹ Reske: *Traum und Wirklichkeit*, S. 83.

²⁷² Auch wenn die psychoanalytische Stoßrichtung Bergers, den Akt der Ohnmacht als suizidale Geste zu deuten, welche aus einer unmittelbar vorausgegangenen Bewusstwerdung eigener unbewusster, jedoch nicht integrierbarer Fantasien resultiere, strittig ist, gilt ihre Beobachtung, dass der Ohnmacht Penthesileas eine temporär auslöschende Funktion zukommt (Berger: *Ohnmachtszenarien*, S. 257).

²⁷³ Proteo stellt Penthesilea vor die Wahl zwischen Felsen oder Tal (9, V. 1357–1360), wobei Schuller bemängelt, dass eine Brücke zwischen Tal und Felsen ein Unding sei (Schuller: *Ein Trauerspiel*, S. 63, Anm 15).

sichts der neuartigen Ausführungen Reils zur Abhängigkeit des Unbewussten von körperinternen Prozessen höchst aufschlussreich.

Während Penthesilea ohnmächtig ist, erreicht der unbewaffnete Achilles die Amazonen, die ihre Königin vor dem Angriff der Griechen zu schützen versuchen²⁷⁴ und dabei reihenweise selbst ihr Leben lassen; der elfte Auftritt ist eine einzige Abwärtsbewegung der zusammensinkenden Amazonen, die sich alsbald umzingelt sehen. Simultan stattfindende Handlungsabläufe versucht der Text gleichzeitig darzustellen, und das sogar über das Schriftbild, indem er, statt Regieanweisungen anzugeben, zeitgleich zu sprechende Sätze zusammenklammert:²⁷⁵

Die Erste. Der Rasende!	}	zugleich
Meroe mit der Königin beschäftigt.		
Die Unglückselige!	}	zugleich
Die Zweite Amazone. Entwaffnet nennt er sich.		
Prothoe ebenso. Entseelt ist sie.	}	zugleich
Die Dritte Amazonen.		
Indessen uns die Seinen niederwerfen!	}	zugleich
Meroe.		
Indessen rings umher die Jungfrau sinken!		

(11, V. 1420–1423)

Als Sieger beansprucht Achilles Penthesilea für sich und hebt die immer noch leblose Kriegerin auf. Um „in Wahnsinn völlig | Die Leichtgereizte nicht [zu] verstricken“ (13, V. 1493f.), beschwört Prothoe den Peliden, sich zu entfernen, damit sich Penthesilea bei ihrem Erwachen nicht sogleich als Gefangene ihrem Bezwinger gegenüber sieht (13, V. 1496f.) und sein Anblick ihre Raserei wieder entflammt. Die Amazone bereitet damit die List vor, in welche Penthesilea im 14. Auftritt verstrickt wird: Ihr wird vorge spiegelt, sie habe den Griechen besiegt und Achilles zu ihrem Gefangenen gemacht. Die Täuschung knüpft unmittelbar an das Erwachen Penthesileas aus der Ohnmacht an und verlängert den Zustand der Abwesenheit, indem sie ihn ins Illusionäre überführt und damit den Modus des Als-Ob²⁷⁶ in die szenische Gegenwart holt. Den „fernen Glanzgefilten“ (14, V. 1539f.), in denen Penthesileas Geist mit „unruhvollem Flattern“ (ebd.) umherschweifte, wendet sich die Amazonenkönigin zunächst abermals zu, indem sie Prothoe einen Traumbericht liefert, der Momente des wirklichen Kampfgeschehens aufweist. Penthesilea erinnert sich an ihren Sturz, in ihrer Rekapitulation durch den

²⁷⁴ Die Brücken-Szene hat auch die dramaturgische Funktion, die ohnmächtige, zur Stummheit verurteilte Penthesilea als „unheimliche Präsenz“ (Wolf Kittler: „O Aphrodite! Das unsichtbare Theater in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 120–132, hier: S. 128) auf der Bühne sein zu lassen.

²⁷⁵ Link: Texträume bei Kleist, S. 25. Allerdings nimmt Link noch den nächsten Vers mit in die Klammerung auf, entgegen der Schreibweise in BKA, S. 88, und SW I, S. 370.

²⁷⁶ Vgl. Greiner: Eine Art Wahnsinn, S. 183.

Wechsel ins historische Präsens hervorgehoben, und an den Augenblick, in dem Achilles die von der Lanze getroffene Amazone aufhebt. Die Berührung durch den Peliden, eigentlich eine Rückblende auf tatsächliche Ereignisse, webt sie in das Traumnarrativ ein. Als Prothoe versucht, ihre Königin auf die Wirklichkeit vorzubereiten, und andeutet, dass sie selbst in ihrer Niederlage auf einen ihr huldigenden Achilles treffen könnte (14, V. 1575–1578), ist Penthesilea entsetzt, denn ein solches Szenario würde dem amazonischen Gesetz widersprechen: „Fluch mir, empfing ich jemals einen Mann, | Den mir das Schwert nicht würdig zugeführt.“ (14, V. 1580f.) Prothoe ist bemüht, ihre Königin vor einer Aufhebung des Ruhezustandes zu bewahren. Ihr Verhalten entspricht damit nicht nur dem des Arztes Herz seinem Patienten Moritz gegenüber, sondern auch Reils Maßnahmen bei der ‚psychischen Kur von Geisteszerrüttungen‘.²⁷⁷ Als Penthesilea Achilles hinter sich entdeckt, greift Prothoe zur Lüge, dass der Pelide ihr Gefangener sei. Viel Überzeugungsarbeit ist nicht nötig, denn die Amazonenkönigin wendet sich rasch zugunsten einer illusorischen Idylle von der Wirklichkeit ab, wie auch der Nebentext andeutet:²⁷⁸

Penthesilea drückt ihre Hände vors Gesicht.

Prothoe. Nun denn, da hörtest du aus seinem Mund.

– Er sank, wie du, als ihr euch tragt, in Staub;

Und während du entseelt am Boden lagst,

Ward er entwaffnet – nicht?

Achilles.

Ich ward entwaffnet [...] (14, V. 1614–1618)

Mit dieser Täuschung ist schließlich die Forderung des fest in der Vergangenheit verankerten Amazonengesetzes mit Penthesileas eigenem Anspruch auf das Objekt ihrer Liebe, welcher ihre persönliche Gegenwart prägt, zu einer Wirklichkeit vereint. Damit ist das Spannungsverhältnis, in dem sich Penthesilea gefangen sah, aufgehoben;²⁷⁹ es weicht „einer Art somnambulem, tranceartigen Zustand.“²⁸⁰

In einer ausgedehnten narrativen Passage wendet sich Penthesilea sogleich dem amazonischen Brauch des Rosenfestes zu, den sie ausschweifend schildert. Sie malt dabei jedoch eine Zukunft aus, die für sie selbst nie Wirklichkeit werden kann. Penthesilea verankert ihre Gefühle in einer Sphäre, welche durch die Öffnung von „des Paradieses Tore[n]“ (14, V. 1644), den Pforten des Dianatempels, symbolisiert und damit als Zeit-

²⁷⁷ Vgl. die Ausführungen in den Kapiteln 5.2.2.2 und 6.1.2.

²⁷⁸ Ritter: Die Dichtung Kleists, S. 105.

²⁷⁹ Müller-Michaels: Die Zeitstruktur, S. 97.

²⁸⁰ Alexander Košenina: „Kleists Requisiten: Anker in einer Welt des Scheins.“ In: Yixu Lü; Anthony Stephens; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 249–260, hier: S. 253.

losigkeit imaginiert wird.²⁸¹ Aufgrund dieser paradoxen Antizipation²⁸² erfolgt eine ähnliche Negation der Zeitlichkeit, wie sie zuvor der Wahn Penthesileas bedingte. Dass sich Penthesilea bereits in der Heimat wähnt, sieht Prothoe als weitere wahnhaft Episode, wobei sie die Affekte Penthesileas in direkten Bezug zu pathologischem Verhalten stellt: „Freud ist und Schmerz dir, seh ich, gleich verderblich, | Und gleich zum Wahnsinn reißt dich beides hin.“ (14, V. 1665f.) Kein Ausdruck fängt Penthesileas Transgression besser ein als Prothoes’ Ausspruch über Penthesilea: „wenn du so die Grenzen überschwärmst“ (14, V. 1668). Die Illusion, in die sich Penthesilea so bereitwillig ergeben hat, bricht allerdings immer wieder auf, etwa wenn die Königin unvermittelt innehält – „*Sie fährt sich mit der Hand über die Stirne. Ach mein böser Traum!*“ (14, V. 1719) –, wenn sie Prothoe bittet, „zwei Augenblick in diesem Strom der Lust“ (14, V. 1675) untertauchen zu dürfen, oder wenn sie eine innere Unruhe verspürt. Um letztere zu bekämpfen, verlangt sie nach Musik: „Musik, ihr Fraun, Musik! Ich bin nicht ruhig, | Laßt den Gesang erschallen! Macht mich still.“ (14, V. 1731f.) Die Wirkkraft von Musik bei rasenden Zuständen kennt die zeitgenössische Medizin, wie eine aufschlussreiche Passage aus Reils *Rhapsodien* erhellt:

Die Musik beruhiget den Sturm der Seele, verjagt die Nebel des Trübsinns und dämpft zuweilen den regellosen Tumult in der Tobsucht mit dem besten Erfolg. Daher ist sie in der Raserey oft, und fast immer in solchen Geisteszerrüttungen heilsam, die mit Schwermuth verbunden sind. Bey Starrsuchten des Vorstellungsvermögens und Ideenjagden, kann sie aus diesem gefährlichen Spiele retten, die Seele beweglich machen, oder auf der Flucht ihr einen Ankerplatz anweisen, wo sie sich anhalten kann. (Rha, S. 207)

Als sie die verstreuten Rosen erblickt, erinnert sich Penthesilea nicht an den eigenen Pflückbefehl, den sie den Mädchen ausrichten ließ – wieder wird das Bild des Kranzes mit der gescheiterten Ideenverbindung kurzgeschlossen. Prothoe reagiert rasch und nennt das Vorhandensein der Rosen einen „Zufall“ (14, V. 1725) – ein Begriff, der angesichts der Täuschung, in die Penthesilea verwickelt ist, an die dramatische Intrige gemahnt. An die Ränke erinnert auch das Winden der Kränze, dem sich Penthesilea und Prothoe widmen. Als „Siegerkranz“ (14, V. 1730) bezeichnet, der den Männern bestimmt ist, die sie im Kampf besiegt haben, weckt das Flechtwerk aus Rosen zudem Assoziationen mit dem Lorbeer: Zum einen ist er das Zeichen für Sieg, zum anderen aber symbolisiert der Lorbeer die unerfüllte Liebe des Apollon zu Daphne (griech.

²⁸¹ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 27. Auch im *Erdbeben* taucht eine Reminiszenz an den biblischen Paradiesgarten auf. Wenn Jeronimo und Josephe mit ihrem Kind in einem Tal unter dem Granatapfelbaum die Nacht zubringen, lässt das Trio ein Bild größter Ruhe assoziieren, nämlich das Bild der Heiligen Familie (Krieger: *Das Prinzip der Marionette*, S. 83). Augenblicke wie diese präsentieren sich gewissermaßen als Zeit außerhalb der Zeit und fungieren als Bruch in der temporalen Linearität.

²⁸² Vgl. Stephens: Antizipation.

δάφνη/*dáphnē* ‚Lorbeer‘), einer jungfräulichen Jägerin.²⁸³ Eine solche ist schließlich Penthesilea, die sich mit dem Winden der Kränze nicht nur in die Sitten des Amazonenvolkes einreihet, sondern sich auch der Siegesillusion hingibt. Dass sie sich in die Täuschung verstricken lässt,²⁸⁴ stellt die Voraussetzung für die große Liebesidylle dar, die der 15. Auftritt des Dramas ausbreitet. Sie ist zugleich die Szene einer ‚verinnerlichten‘ Anagnorisis,²⁸⁵ in der sich die beiden Protagonisten erkennen und sich des anderen durch die mehrfache Nennung des Namens versichern. Penthesileas Feststellung, „nachdem sie ihn scharf angesehen. Er sagt, er seis.“ (15, V. 1800) weist allerdings auf das Verhängnis des Nicht-Erkennens und Falsch-Deutens voraus.²⁸⁶

7.2.2 Die illusorische Idylle der ‚wüthenden Megäre‘

Während hinter der Szene das Kriegsgeschehen weitergeht, entfaltet sich zwischen Penthesilea und Achilles ein dialogisches Zwischenspiel, das „gleichsam eine Insel in der Zeit“²⁸⁷ darstellt. Wie die Paradiesgarten-Szene in der Novelle *Das Erdbeben von Chili* oder die Holunderbusch-Szene im Drama *Käthchen von Heilbronn* eröffnet sie einen Raum für die Verklärung der Gegenwart und zugleich die Flucht vor dieser. So gibt sich Penthesilea der Illusion einer möglichen Verbindung zu Achilles hin, mit der Absicht, ihn für immer an sich zu binden: „Denn eine andre Kette denk ich doch, als Erz, | Die dich mir fest verknüpft, ums Herz zu schlagen. [...] Der Zeit nicht, und dem Zufall, mehr zerstörbar“ (15, V. 1832–1834/1837). Entsprechend dominant ist auch hier das Bild der Kränze, der Schlingen, Fesseln und Windungen, mit denen nun Penthesilea den Peliden umstrickt. Indem sie ihre Glücksfantasien in eine zeitlose Sphäre projiziert, negiert sie die tatsächlichen gegenwärtigen Verhältnisse und befreit sich so gewissermaßen aus der Zeit.²⁸⁸ Achilles weiß nicht, wie ihm geschieht: „O du, die eine Glanzerscheinung, mir | Als hätte sich das Ätherreich eröffnet, | Herabsteigt, Unbegreifliche,

²⁸³ Christian Hünemörder: „Lorbeer [Art.]“ In: Hubert Cancik; Helmuth Schneider; Manfred Landfester (Hg.): *Der Neue Pauly*. Online-Ausgabe. Leiden u. a.: Brill 2006. Unter: http://dx.doi.org/pauly.amedia1.bsb-muenchen.de/10.1163/1574-9347_dnp_e709860 [27.11.2016]. S. a. o. V.: „Krönen [Art.]“ In: Johann C. Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Zweyter Theil, von F – L. Wien: Bauer 1811, S. 1796. Zur komischen Herabsetzung des Prinzen von Homburg durch dessen Kranz-Winden vgl. Uhlig: Traum und Poesis, S. 274.

²⁸⁴ Der Nebentext stellt dafür die entsprechenden Bilder bereit: „Wenn die Kränze gewunden sind, wechselt Penthesilea den ihrigen gegen den Kranz der Prothoe, sie umarmen sich und betrachten die Windungen.“ (14, nach V. 1746)

²⁸⁵ Schmidt: Kleist Studien, S. 72.

²⁸⁶ Schmidt: Kleist Studien, S. 74.

²⁸⁷ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 23.

²⁸⁸ Stephens: ‚Die Grenzen überschwärmen‘, S. 25.

wer bist du?“ (15, V. 1809–1811) Als ob Penthesilea der Sphäre der Götter entstiegen sei, so komme ihm die Amazonenkönigin vor, behauptet Achilles und verweist mit seiner Liebesrhetorik auf die beiden Zustände, welche die Szene beherrschen: die Illusion und die Idylle. Beiden wohnt als bestimmendes Strukturgesetz das Als-Ob inne,²⁸⁹ für das Achilles und Prothoe verantwortlich zeichnen, denn sie bereiten ein ‚Spiel im Spiel‘ vor, das sich zwischen dem Griechen und Penthesilea vor dem amazonischen Publikum entfalten wird.²⁹⁰ Während Achilles die Rolle des Besiegten annimmt, sorgt Prothoe für das *setting*, indem sie Penthesilea versichert, die Amazonen seien in den finalen Zügen eines siegreichen Kampfes begriffen. Die Theatralität der Täuschung trifft im 15. Auftritt also auf das inszenatorische Verfahren des ‚Spiels im Spiel‘.²⁹¹

Zu den *desis*-Aspekten, die das Kranz-Motiv in sich vereint, zählt auch hier die soziologische Komponente, denn das idyllische Zwischenspiel gibt Penthesilea den Raum, in einem narrativen, rekapitulierenden Gestus die gesellschaftlichen Verwicklungen vor Achilles auszubreiten. Dieser fordert sie dazu auf, als er merkt, dass die Amazone abermals von einer Unruhe ergriffen wird, welche die trügerische Idylle zu brechen droht: „Du fliehst? Du weichst? Du lässtest mich zurück? | Noch eh du meiner sehnsuchtsvollen Brust | So vieler Wunder Aufschluß gabst, Geliebte?“ (15, V. 1861ff.) Penthesilea entspricht seinem Wunsch, indem sie Traditionen, Sitten und den Gründungsmythos der Amazonen ausführlich schildert und darauf eine Darstellung ihrer eigenen Geschichte folgen lässt. Damit stellt der 15. Auftritt den Moment dar, in dem das verschlungene Geflecht, in dem sich Penthesilea und Achilles befinden, offengelegt wird.

Penthesilea steht vor der Herausforderung, den Griechen in eine ihm fremde Kultur einzuführen, dessen ‚unnatürliche Gesetze‘ (15, V. 1902–1904), wie etwa den Gewinn des Geliebten auf dem Schlachtfeld,²⁹² dieser nicht nachvollziehen kann.²⁹³ Für ihn ist

²⁸⁹ Müller-Seidel: Versehen und Erkennen, S. 137.

²⁹⁰ Bzgl. Theatralität und Performanz bei Kleist s. a. Erika Fischer-Lichte: „Theatralität. Zur Frage nach Kleists Theaterkonzeption.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 25–37; Erika Fischer-Lichte: „Kleists Ästhetik des Performativen.“ In: Peter Ensberg; Hans-Jochen Marquardt (Hg.): *Kleists Beitrag zur Ästhetik der Moderne. III. Frankfurter Kleist-Kolloquium, 16.–17.10.1998, Kleist-Gedenk- und Forschungsstätte (Kleist-Museum) Frankfurt (Oder)*. Stuttgart: Heinz 2002, S. 161–170.

²⁹¹ Vgl. Michael Ott: „Einige große Naturszenen.“ Über Kleists Schrifttheater.“ In: Ethel de Matala Mazza; Clemens Pornschnegler (Hg.): *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*. Freiburg im Breisgau: Rombach 2003, S. 27–52, hier: S. 29. Zum ‚Spiel im Spiel‘ im Kontext von Naturrecht und Biopolitik vgl. Campe: Zweierlei Gesetz, S. 333f.

²⁹² Greiner argumentiert, dass der Amazonen-Mythos der Marshochzeit, in der die äthiopischen Eroberer statt der Hochzeitsnacht ihr Tod erwartete, ausgeführt von den Amazonen als Stellvertreterinnen des Gottes Mars, die Entwicklungsgeschichte der griechischen Tragödie selbst aufruft. Schließlich sei diese daraus entstanden, „dass die kultische Vergegenwärtigung des Gottes distanziert wurde im darstellenden Spiel.“ (Bernhard Greiner: „Nehmt eine Keile doppelten Gewichts, / Und schlägt ihn tot!“ Kleists Herauswinden des Todes aus der Denkfigur des Tragischen.“ In: Dietrich v. Engelhardt; Lo-

der Amazonenstaat von Gewalt geprägt, wie ihn die Herkunftssage des Stammes lehrt. Für die Amazonen selbst ist diese hingegen von sakralen Opferhandlungen durchzogen,²⁹⁴ wie die Rache an den Äthiopiern,²⁹⁵ die Tötung des männlichen Nachwuchses,²⁹⁶ die Schlachtung des Stiers zu Beginn des Rosenfestes (14, V. 1645f.) oder auch die Selbstverstümmelung, die Penthesilea dem entsetzten Griechen gegenüber damit rechtfertigt, dass der Brauch in der mythischen Vergangenheit verankert sei: „Fern aus der Urne alles Heiligen [...] | Der ersten Mütter Wort entschied es also, | Und dem verstummen wir, Neridensohn, | Wie deiner ersten Väter Worten du.“ (15, V. 1905ff.)

Der Gründungsmythos legitimiert das Amazonentum in der Gegenwart, womit er allerdings den Antagonismus zwischen den Gesetzen der Amazonen-Gesellschaft und dem privaten Empfinden der Königin verstärkt.²⁹⁷ In der mythologischen Vergangenheit des Amazonenstaats liegt also die Saat verborgen, aus der die tragische Katastrophe letztlich erwächst.²⁹⁸ Durch ihre Verpflichtung auf die Stammesvergangenheit und dem unerfüllbaren Verlangen nach Achilles steht Penthesilea zudem zwischen einer vor der Zeit liegenden Wirklichkeit und einem Glück jenseits der Gegenwart.²⁹⁹ Die tatsächliche Zeit der Gegenwart suspendiert Penthesilea durch Zustände von Abwesenheit wie dem Wahn oder wie im 15. Auftritt durch die narrative Hinwendung an die Vergangenheit, die ‚raumzeitliche Entrücktheit des mythologischen Raums‘³⁰⁰ nutzend. Durch die

thar Jordan (Hg.): *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext*. Interfakultatives Kolloquium, Kleist-Museum Frankfurt (25./26.06.2004) (Beiträge zur Kleist-Forschung, 18). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 125–138, hier: S. 133) Jeder Kriegszug, auf dem sich die Amazonen den ihnen von Mars bestimmten Krieger erobern, um sich ihm anschließend zur „keusche[n] Marsbefruchtung“ (15, V. 2039) hinzugeben, wiederhole dieses Spiel (ebd.).

²⁹³ Neumann liest den 15. Auftritt als im ethnologischen Sinne fetischisierte Anagnorisis-Szene, in der eine dreifache Fremdheit thematisiert wird: die Fremdheit zwischen den Geschlechtern, jene zwischen den Kulturen und die Fremdheit des eigenen Ich, „das sich beiderlei Fremdheit ausgesetzt findet.“ (Neumann: Kulturwissenschaftliche Hermeneutik, S. 588)

²⁹⁴ Port: Penthesilea, S. 57; vgl. ausführlich dazu Anthony Stephens: *Kleist – Sprache und Gewalt*. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 1999 sowie Anthony Stephens: „Der Opfergedanke bei Heinrich von Kleist.“ In: Gerhard Neumann (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994, S. 193–248.

²⁹⁵ „Und das gesamte Mordgeschlecht, mit Dolchen, | In einer Nacht, ward es zu Tod gekitzelt.“ (15, V. 1950f.)

²⁹⁶ „Und wo ein Knabe noch geboren wird, | [...] da folg’ er gleich | Zum Orkus noch den wilden Vätern nach.“ (15, V. 1965ff.)

²⁹⁷ Stephens: „Die Grenzen überschwärmen“, S. 16.

²⁹⁸ Stephens: „Die Grenzen überschwärmen“, S. 12.

²⁹⁹ So die treffende Feststellung von Caroline Neubaur: „Penthesilea und die Kategorie des Gräßlichen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 199–217, hier: S. 212; ihren psychoanalytischen Ansätzen aber kann sich die vorliegende Analyse nicht anschließen.

³⁰⁰ Vgl. Daniela A. Frickel: „„Also kein Ausweg, keine Möglichkeit, keine Hoffnung?“ Heinrich von Kleists *Penthesilea* und deren Fortschreibungen im Werk Christa Wolfs.“ In: Anne Fleig; Christian Moser; Helmut J. Schneider (Hg.): *Schreiben nach Kleist. Literarische, mediale und theoretische Transkriptionen* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 204). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2014, S. 161–180, hier: S. 166, die den mythologischen Raum als Experimentierfeld sieht, in der

dominante erzählerische Analepse erhält die Dialogszene einen dezidiert narrativen Zug, wobei der Wechsel des Darstellungsmodus wie in der Fallgeschichte über Herz' eigene Krankheit eben den Moment markiert, in dem die Stränge der *desis* entwirrt werden.

Einmal mehr erweisen sich Penthesilea und Achilles im zentralen 15. Auftritt als Komplementärfiguren des Stücks, denn die Amazonenkönigin muss in ihrer Narration zwei Mal innehalten, weil Achilles abwesend scheint:³⁰¹ „Ich war zerstreut. Vergib. Ich dachte eben, | Ob du mir aus dem Monde niederstiegst? –“ (15, V. 2030f.) Nicht nur Achilles selbst bezeichnet sich als ‚zerstreut‘, sondern auch der Nebentext charakterisiert ihn so: „Penthesilea. [...] Was träumst du? | Achilles. Ich? | Penthesilea. Du. | Achilles zerstreut. Geliebte, mehr, | Als ich in Worte eben fassen kann. | – [...]“ (15, V. 2088f.) Wie erwähnt, ist bei Reil die Zerstreuung das Gegenteil von der Vertiefung und beide Zustände sind Formen mangelnder Besonnenheit:³⁰² „Der Zerstreute irrt unter einer Menge von Gegenständen herum, ohne einen festzuhalten; der Vertiefte kann sich von dem Objekte nicht losreißen, das ihn gegenwärtig fesselt.“ (Rha, S. 109f.; Hervorheb. im Orig.) So offenbart Penthesilea dem Peliden: „Mein ewiger Gedanke, wenn ich wachte, | Mein ewiger Traum warst du!“ (15, V. 2187f.) Sie nennt die Welt in diesem Zusammenhang ein „Musternetz“ (15, V. 2189), in welchem Traum und Wirklichkeit ineinander gewebt sind, sich gegenseitig bedingen und nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind.³⁰³ Während sich Penthesilea in die scheinbar mit dem Amazonengesetz zu vereinende Idylle vertieft, fehlt Achilles angesichts „von überhäuften Eindrücken“ (Rha, S. 108), mit denen er konfrontiert wird, jeglicher Fokus: „Der Zerstreute will alles beachten, fasst daher das Nothwendige nicht auf und kann keinen Gegenstand hinlänglich festhalten.“ (Rha, S. 107f.) Als Anführer der Griechen und als Königin der Amazonen fehlt beiden Hauptfiguren die Besonnenheit, die ihre Position in der gegenwärtigen Kriegslage eigentlich von ihnen verlangt: „Beide fassen daher die Eindrücke nicht auf, die sie nach ihrer gegenwärtigen Lage auffassen sollten“ (Rha, S. 110),³⁰⁴ wie Reil für zerstreute und vertiefte Personen festhält.

kulturell erzeugte binäre Oppositionen destruiert werden, wobei das Aus-der-Rolle-fallen der beiden Protagonisten die versuchte Geschlechterutopie zu einer Dystopie werden lasse (ebd., S. 166f.).

³⁰¹ „Ein Traum, geträumt in Morgenstunden, | Scheint mir wahrhafter, als der Augenblick.“ (15, V. 2018f.)

³⁰² Vgl. Kap. 7.1.2, Fußnote 168.

³⁰³ Blum: Traum-Raum, S. 81, die auch auf die Doppelbedeutung des lateinischen Begriffs *textus* als ‚Text‘ und ‚Geflecht‘ verweist (ebd.).

³⁰⁴ Die Geistesabwesenheit der Figuren deutet Reske als äußerlich sichtbaren Ausdruck eines antigraven Verhaltens, in der dieses am weitesten von jeder Schwere entfernt sei, und bezieht sich damit auf die antigraven Marionetten aus Kleists Aufsatz *Über das Marionettentheater*: „Die antigrave Puppe ist

Penthesilea, noch ganz in der Erinnerung an den Anblick Achilles' verstrickt, der sie auf dem Schlachtfeld blendete (15, V. 2211f.), wird durch einen Schock wieder in die Gegenwart gerissen, als das Kriegsgeschehen die Protagonisten einholt. Während des Gesprächs mit Achilles hat sich das Gefecht zwischen den Griechen und den Amazonen im Hintergrund immer weiter zugespitzt, doch erst als am Ende des 15. Auftritts Waffengeräusch in der Ferne zu hören ist, wird auch das dramatische Tempo der Vordergrundhandlung wieder gesteigert: Die Gegenwart stürzt auf Penthesilea ein, als mit dem Bruch der Illusion die wirklichen Verhältnisse plötzlich vor ihr stehen.³⁰⁵ Da der Einbruch von Erkenntnis eine weitere Peripetie des Stückes darstellt, nimmt der Text wieder die Sturzmetaphorik auf, welche die Dramendynamik jäh nach vorne und vom 16. Auftritt an in immer rasanteren Kaskaden Richtung Katastrophe treibt. An dieser Stelle sei auch an den Dornauszieher im Aufsatz *Über das Marionettentheater* erinnert, an dem Kleist illustriert, wie die Erkenntnis der eigenen Person zur Dezentrierung des inneren Schwerpunkts und so letztlich zum Sturz führen kann. Das daraus resultierende anthropologische Konzept hält Neumann pointiert fest: „[...] wer sieht, was er ist, gerät aus dem Gleichgewicht.“³⁰⁶

Als Achilles die Rosenkränze, hier das Symbol der gemeinsamen Idylle und Illusion, zerreißt, um sich für die finale Schlacht gegen die Amazonen vorzubereiten (16, V. 2264f.), verharrt die Amazonenkönigin gewissermaßen in Schockstarre (17, V. 2279). Doch der Nebentext (*mit zitternder Lippe*, 16, nach V. 2266, und *außer sich*, 16, in V. 2272) kündigt bereits einen dramatischen Wandel ihres Verhaltens an, welcher mit den sich überschlagenden Kriegshandlungen korreliert, die in Form des Befreiungsversuches durch die Amazonen auf die Bühne gebracht werden. Angesichts der Vorwürfe, welche die Oberpriesterin als Stimme des Amazonenvolks gegen sie erhebt und sie daraufhin von ihren Verpflichtungen freispricht (19, V. 2329), schwankt Penthesilea (19, V. 2341f.), noch unentschieden, wie sie auf die gegenwärtige Situation reagieren soll. Zwar will sie sich zunächst „in ewge Finsternis“ (19, V. 2351) bergen, doch als ein Herold Nachricht von Achilles bringt, der sie zum Kampf auf Leben und Tod auffor-

[...] den objektiven Gesetzen der Welt des Wirklichen entrückt; ihre Bewegung erhält sie nur aus ihrer Seele, der sie als ‚vix motrix‘ verbunden ist. Der Tanz der Marionette geht über das kausal Gebundene hinweg, indem er das Gesetz der Schwerkraft aufhebt.“ (Reske: *Traum und Wirklichkeit*, S. 51)

³⁰⁵ Für Bronfen erwacht Penthesilea aus einem Traumgebilde dreifacher Schichtung, „dem von der Mutter inspirierten Traum des erbarmungslosen Kämpfers, dem ihre real erlebte Niederlage verarbeiten den Alptraum und dem von Prothoe inszenierten Traum ihres Sieges“ (Elisabeth Bronfen: „Liebeszerstückelung. *Penthesilea* mit Shakespeare gelesen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1999*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1999, S. 174–193, hier: S. 187), wodurch sie sich einer ihr unerträglichen Verflechtung von Entmächtigung und Liebe ausgesetzt sehe (ebd.).

³⁰⁶ Neumann: *Das Stocken der Sprache*, S. 21.

dert, verfällt Penthesilea wieder in Raserei. Der veränderte psychische Zustand wird im Text abermals durch den Wechsel der verwendeten Schreibweise markiert, die sich zunehmend wieder der narrativen Informationsvermittlung durch Botenbericht und Teichoskopie zuwendet. Zunächst leitet stichomythische Versrede Penthesileas Sturz in den Wahnsinn ein, als sie bei Donnergrollen „mit zuckender Wildheit“ (20, V. 2407f.) nach Hunden und Elefanten verlangt, um sie auf Achilles zu hetzen (20, V. 2421–2426). Ihre Rede ist ein entfesseltes Sprechen mit „eigenwilligen Wortfügungen Kleists, die alle Zusammenhänge grammatikalisch-logischen Aufbaus zu sprengen scheinen, gesteigert noch durch ebenso eigenwillige Anhäufung von Satzzeichen.“³⁰⁷ Bei sich steigendem Donnergrollen müssen die Amazonen entsetzt feststellen, dass ihre Königin rast:

Prothoe. O! Sie ist außer sich –!
 Erste Oberste. Sie ist wahnsinnig!
 Penthesilea kniet nieder, mit allen Zeichen des Wahnsinns, währen die Hunde ein gräßliches Geheul anstimmen. [...]
 Die Zweite. Auf! Wehrt der Rasenden! (20, V. 2428/2439)

Mit den Worten „Ei, lustig! | So muß ich sehn, ob mir der Pfeil noch trifft.“ (20, V. 2440f.) schießt Penthesilea auf ihre Vertraute Prothoe, die vom Pfeil aus dem großen Schlachtbogen der Königin getroffen niedersinkt. Als sich das Gewitter seinem gewaltvollen Höhepunkt nähert, zieht Penthesilea mit ihrem Tross gegen Achilles ins Gefecht. Wo in anderen Werken Kleists der Blitzeinschlag und das Donnerkrachen für die Figuren den Moment der Erkenntnis oder der göttlichen Intervention markieren, bleibt Penthesilea ihrer Symbolwirkung immun gegenüber. Entsprechend blind ist sie damit bezüglich der eigentlichen Absicht Achilles’,³⁰⁸ denn der, so offenbart er im 21. Auftritt den ungläubigen Griechen Diomedes und Odysseus, hat „dies wunderbare Weib, | Halb Furie, halb Grazie“ (21, V. 2456f.), im Vertrauen auf die gegenseitige Liebe ins Gefecht gerufen. Achilles glaubt, dass Penthesilea ihm nichts tut und will sich ihr im Kampf ergeben; er ist sich der zu erwartenden Reaktion seiner Mitstreiter bewusst, allen voran vor „dem Sittenrichter [...], dem grämlichen | Odyß“ (21, V. 2450), muss er sich rechtfertigen: „Auf einen Mond bloß will ich ihr, | In dem, was sie begehrt, zu Willen sein: | Auf einen oder zwei, mehr nicht: das wird | Euch ja den alten, meerzerfressnen Isthmus | Nicht gleich zusammenstürzen!“ (21, V. 2474–2478) Doch Odysseus, als Repräsentant der Griechen und ihres Vernunftbegriffs, zweifelt an Achilles’ Verstand: Dass sich der

³⁰⁷ Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 34.

³⁰⁸ Tatar: Spellbound, S. 98. Zum ‚Donnerkeil‘ als topische Metapher für die plötzliche Erkenntnis in der Verfertigung s. a. Groddeck: Die Inversion der Rhetorik, S. 112f.

„Sinnentblöße“ (21, V. 2508) seinem Zugriff entzieht, offenbart der antilabische Dialog, der das gegenseitige Nicht-Verstehen ans Komische grenzen lässt:

O d y s s e u s *indem er die Arme verschränkt*. – Ich kanns nicht glauben.

A c h i l l e s . Er spricht von der Dardanerburg.

O d y s s e u s . Was?

A c h i l l e s . Was?

O d y s s e u s . Mich dünkt, du sagtest was.

A c h i l l e s . Ich?

O d y s s e u s . Du!

A c h i l l e s . Ich sagte:

Er spricht von der Dardanerburg.

O d y s s e u s . Nun ja!

Wie ein Beseßner fragt ich, ob der ganze
Helenenstreit, vor der Dardanerburg,

Gleich einem Morgentraum, vergessen sei? (21, V. 2511–22517)

Doch die Griechen haben ebenso wenig Erfolg, Achilles aufzuhalten, wie zuvor die Amazonen bei Penthesilea, denn trotz des ungewöhnlichen Aufgebots an Hunden und Elefanten in der Amazonen Tross, das ihn stützen lässt, glaubt der Grieche noch daran, dass sich Penthesilea stellen will: „Die fressen aus der Hand, wahrscheinlich! – Folgt mir! | – O! Die sind zahm, wie sie.“ (21, V. 2547f.) Die Oberpriesterin aber legitimiert jeden Zweifel an Penthesileas Zurechnungsfähigkeit, als sie deren Wüten auf dem Schlachtfeld beschreibt. Die Amazonenkönigin weist alle Charakteristika einer Rasenden auf, die Reil in seinen *Rhapsodien* festhält, darunter insbesondere „die enorme Kraft der Muskeln, die Ketten bricht und Löwen würgt.“ (Rha, S. 379) Der blinde Zerstörungsdrang des Rasenden richte sich gegen „todte und lebendige Wesen. [...] Dass er organische Wesen und unter diesen die Menschen am häufigsten zerstört, mag wahrscheinlich von der dunklen Vorstellung herrühren, dass sie nur Ursachen von Quaalen, und Hindernisse von Zwecken seyn können, gegen welche der Zorn sich mit Grund empören könne.“ (Rha, S. 369) Setzt die „Leitung des Vorstellungsvermögens“ (Rha, S. 370) aus, wirke der Kranke „ohne Unterschied auf alles, was der Zufall oder der Unverstand der Menschen ihm ent gegenführt. [...] Er mordet sich und andere, Bekannte und Unbekannte, unschuldige Kinder und Menschen, die seine Feinde waren. [Er kann während des Anfalls; MK] Freund und Feind nicht unterscheiden“ (Rha, S. 370f.). Über Penthesilea berichtet die Oberpriesterin Ähnliches. Angesichts ihres Verhaltens will sie daher Penthesilea gefesselt sehen – eine Maßnahme, welche die Betroffenen laut Reil vor einem Anfall sogar selbst fordern. „Ein Mensch, der vor Zorn schäumt, repräsentirt im [sic!] Miniatur das Bild des Rasenden“ (Rha, S. 365), bringt Reil auf den Punkt, woran Penthesileas ‚schaumbedeckte Lippe‘ erinnert:

Drei Jungfrau trat sie wütend in den Staub,
 Die wir geschickt, sie aufzuhalten; Meroe,
 Weil sie auf Knien sich in den Weg ihr warf,
 Bei jedem süßen Namen sie beschwörend,
 Mit Hunden hat sie sie hinweggehetzt.
 Als ich von fern der Rasenden nur nahte,
 Gleich einem Stein, gebückt, mit beiden Händen,
 Den grimmerfüllten Blick auf mich gerichtet,
 Riß sie vom Boden auf – [...]
 Jetzt unter ihren Hunden wütet sie,
 Mit schaumbedeckter Lipp, und nennt sie Schwestern,
 Die heulenden, und der Mänade gleich,
 Mit ihrem Bogen durch die Felder tanzend,
 Hetzt sie die Meute, die mordatmende,
 Die sie umringt, das schönste Wild zu fangen,
 Das je die Erde, wie sie sagt, durchschweift. (22, V. 2556–2564/2567–2574)

Doch da verkündet das Amazonenheer aus dem Off den Sturz Achilles', worauf eine mehrfach geschachtelte Narration der folgenden Ereignisse einsetzt.³⁰⁹ Zunächst muss eine Amazonenkriegerin vom Hügel aus mitansehen, wie Penthesilea zusammen mit ihren Hunden einem Raubtier gleich Achilles ‚reißt‘: „Sie, die ein Menschenschoß gebar, und reißt – | Die Glieder des Achills reißt sie in Stücken [sic!]!“ (22, V. 2596f.) Der nun einsetzende Botenbericht von Meroe, die vergegenwärtigende Technik der Hypotypose vom Dramenbeginn wieder aufnehmend,³¹⁰ bietet Gelegenheit, die Tat und das Verhalten Penthesileas näher in Augenschein zu nehmen. Der wiederholten Berichterstattung wohnt daher ein diagnostischer Moment inne.

Meroe nennt als „Verwirrung ihrer jungen Sinne, | Den Wunsch, den glühenden, ihn zu besitzen“ (23, V. 2608f.), der Penthesilea zu einer Figur macht, gegen die selbst die „blutumtriefte Graungestalt“ (23, V. 2614) des Krieges verblasse. Als Achilles, nur zum Schein mit einem Speiß ausgestattet, angesichts der ‚herangrollenden‘ Penthesilea (23, V. 2627) den Ernst seiner Lage erkennt, wagt er einen letzten Versuch, sich der Königin zu ergeben. Mit der Aussage, dass das Geweih den Hirsch verrate (23, V. 2645), ruft die Jägerin Penthesilea nochmals die Assoziation zu Diana auf, die Aktaion in einen Hirsch verwandelte und von Hunden hetzen und zerfleischen ließ.³¹¹ Auch Penthesilea ‚erlegt‘ ihre ‚Beute‘, wie der Text durch den Wechsel von hypotaktischen zu parataktischen

³⁰⁹ Wübben merkt an, dass die Schilderung der Tat aus drei unterschiedlichen Perspektiven das Beißen durch Penthesilea zur Disposition stellt: Hat Penthesilea Achilles wirklich gerissen oder ist damit lediglich die Tiermetaphorik des Stückes weiter ausgeführt? (Wübben: Forensik und Philologie, S. 180) Zur Animalisierung der Ästhetik s. a. Roland Borgards: „Geheul und Gebrüll. Ästhetische Tiere in Kleists ‚Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft‘ und ‚Die heilige Cäcilie oder Die Gewalt der Musik‘.“ In: Nicolas Pethes (Hg.): *Ausnahmestand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 307–324.

³¹⁰ Campe: Zweierlei Gesetz, S. 335.

³¹¹ Zum Aspekt der Schuldlosigkeit als Parallele zur Ovid-Version des Mythos siehe Mücke: Entgrenzungsphantasien, S. 188.

Strukturen markiert, der zugleich einen unaufhaltsamen Erzählstrom³¹² suggeriert. Obgleich mit einem Pfeil im Hals tödlich verwundet, will Achilles fliehen, doch Penthesilea hetzt ihre Hundeschar auf ihn: „Und stürzt – stürzt mit der ganzen Meut, o Diana! | Sich über ihn, und reißt – reißt ihn beim Helmbusch, | Gleich einer Hündin, Hunden beigesellt, | Der greift die Brust ihm, dieser greift den Nacken, | Daß von dem Fall der Boden bebt, ihn nieder!“ (23, V. 2657–2661) In ihrer Raserei ist Penthesilea taub für seinen Appell an sie,³¹³ wie ein Rasender „ohne Besonnenheit, Aufmerksamkeit und Urtheilskraft, weil dazu eine Weile erfordert wird, die ihm fehlt“ (Rha, S. 372):

Doch sie – die Löwin hätte ihn gehört,
Die hungrige, die wild nach Raub umher,
Auf öden Schneegefilden heulend treibt;
Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend,
Den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust,
Sie und die Hunde, die wetteifernden,
Oxus und Sphinx den Zahn in seine rechte,
In seine linke sie; als ich erschien,
Troff Blut von Mund und Händen ihr herab. (23, V. 2666–2675)

Die Reaktionen der Priesterinnen auf Meroes Schilderung betonen die unbegreifliche Wandlung der sanften, jungfräulichen Königin, „so voll Verstand und Würd und Grazie“ (23, V. 2680) zur Wahnsinnigen,³¹⁴ oder wie es bei Reil heißt: „die sanfte Schöne wird eine wüthende Megäre“ (Rha, S. 373)³¹⁵ – eine Bezeichnung, die Penthesilea bereits in ihrer ersten Raserei seitens der Griechen verliehen wurde (3, V. 333). Nach Reil wirkt der Kranke so lange „fort, bis er vor Ermattung hinsinkt und die drängenden Kräfte durch die Anstrengung zerstreut sind, oder bis er sich selbst durch die Gefahren, mit welchen er kämpft zerstört hat.“ (Rha, S. 368) Penthesilea hält inne, als das Objekt ihrer Wut vernichtet ist, verharret still und „blicket starr, als wärs ein leeres Blatt, | [...] | In das Unendliche hinaus, und schweigt.“ (23, V. 2697/2699) Meroes dreifache Wiederholung „Sie schweigt.“ (23, V. 2701f.) macht deutlich, dass Penthesilea auf ihre Tat hin in

³¹² Chaouli: Die Verschlingung der Metapher, S. 138.

³¹³ Der Regress ins Animalische, den Penthesilea durch das Reißen Achills’ vollzieht, steht in starkem Kontrast zu der „in Bild- und Verstechnik, aber auch in ihren intertextuellen Operationen höchst avancierten künstlerischen Gestaltung“ (Jordan: Todesarten, S. 124).

³¹⁴ Söffner grenzt Penthesileas Raserei vom Berserkertum ab, wie es bei Homer als kulturell angeeignete Haltung im Krieg beschrieben ist, aus welcher eine Rückkehr ins zivile Leben möglich ist. „Kleists Konzeption des Zorns sieht eine solche Rückkehr nicht vor – sie lässt alle Versuche der Integration der Rage in die Ordnung des Ritualen und des Zivilen scheitern.“ (Söffner: Penthesileas Zorn, S. 174)

³¹⁵ Stephens verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Bezeichnung Penthesileas als ‚rätselhafter Sphinx‘: Die Sphinx ist in Kleists Quelle, Hederichs Lexikon, als Wesen beschrieben, das sein Gegenüber zerreißt und frisst, wenn es das ihm gestellte Rätsel nicht zu lösen vermag. Kleist gibt auch einem von Penthesileas Hunden den Namen Sphinx; auf den Listen bei Ovid und Hyginus, die er für die übrigen Hundennamen herangezogen hat, ist dieser Name nicht verzeichnet, Kleist hat ihn also eigens hinzugefügt und so den metonymischen Bezug zu Penthesilea selbst hergestellt (Stephens: Die Änigmen der Einsicht, S. 94).

eine Art Stupor³¹⁶ gefallen ist. Die Katastrophe stellt den Fluchtpunkt dar, auf den die Abwärtsbewegung, welche das Drama bislang beherrschte, von Beginn an zulief. Mit dem Tod Achilles' ist das Ziel dieses Bewegungsschemas erreicht, der unaufhaltsame Abwärtssog wird kurzzeitig angehalten: „Die ‚reißende Zeit‘ als äußeres Chaos und innere Verblendung hat damit als dramatische Technik seinen [sic!] Zweck erfüllt“³¹⁷ und wird nun von einer sich langsamer entfaltenden Gegenwart abgelöst, in der Penthesilea schweigsame Orientierungslosigkeit und ihr Gedächtnisverlust thematisiert werden.

Das etablierte Schema der abwechselnd eingesetzten Schreibweisen fortführend, begleitet die psychischen Abwesenheitszustände der Figur abermals eine rein szenische Gestaltung, in welcher der dramatische Dialog im Vordergrund steht. Die mit Dornen und Nesseln gekrönte Penthesilea kehrt mit der geschändeten Leiche Achilles' zur Oberpriesterin und den anderen Amazonen zurück, wobei sie diesen selbst wie eine „lebendige Leich“ (24, V. 2717) vorkommt. Sie steht regungslos bis auf ein repetitives Winken; als die Amazonen die Geste richtig deuten und den Leib des Griechen vor die Oberpriesterin legen, wird Penthesilea ruhig und blickt diese unverwandt an (24, V. 2736–2738).³¹⁸ Die Schwierigkeit, die Mimik und Gestik ihrer Königin zweifelsfrei als bestimmte innere Zustände identifizieren zu können, stellt das pantomimische Spiel in Kontrast zum Theatermodell der Aufklärung. Nach diesem hat der körperliche Ausdruck die Vorgänge der Seele so abzubilden, dass die Zuschauer sie problemlos zuordnen können.³¹⁹

Die pantomimische Passage, in der Penthesilea stumm agiert, „läßt das traditionelle Drama mit seinem lückenlos aufarbeitenden Dialog und seinen Monologen hinter sich

³¹⁶ „Zustand deutlich reduzierter oder aufgehobener psychomotorischer Aktivität, ohne dass Schlaf oder eine quantitative Bewusstseinsstörung vorliegen. Ein Stupor zeigt sich durch weitgehende Ausdrucksarmut bis hin zur Reglosigkeit, starre Mimik, Mutismus, ausbleibende Reaktion auf äußere Stimulation. Vigilanz und Wahrnehmung der Umgebung sind in der Regel nicht beeinträchtigt, unter Umständen liegt eine extreme innere Anspannung vor.“ (o. V.: „Stupor [Art.].“ In: *Psyhyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1psyhyrembel-1de-1psyhyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/stupor/K0LST/doc/> [29.11.2016])

³¹⁷ Stephens: „Die Grenzen überschwärmen“, S. 31.

³¹⁸ Vgl. Rha, S. 361.

³¹⁹ Fischer-Lichte: Kleists Ästhetik des Performativen, S. 162. Genau daran scheitert im *Prinz von Homburg* das Publikum im Schloss zu Fehrbellin: Der Körper des Prinzen gewährt keinen ungetrübten Einblick in dessen Seele, denn statt eines semiotischen Körpers ist er ein performativer: Er ist nichts anderes als das, was er vollzieht (Fischer-Lichte: *Theatralität*, S. 29). Stattdessen entsprechen die Handlungen des Prinzen einem neuen Körperkonzept, bei dem der Leib des Schauspielers nichts anderes ist als der Ort eines nicht in Worte fassbaren, da der Vernunft entzogenen Wissens, das dennoch die körperlichen Handlungen steuert (Fischer-Lichte: *Kleists Ästhetik des Performativen*, S. 165).

und nimmt moderne Möglichkeiten vorweg.³²⁰ Ihr Zustand erinnert an die Skizze des sogenannten ‚dumpfen Wahnsinns‘, der laut Reil oft auf den rasenden Wahnsinn folgt:

In dem dumpfen Wahnsinn ist der Kranke unbeweglich wie eine Bildsäule. Er steht, sitzt oder liegt auf einer Stelle, rührt weder Hand noch Fuss, hat die Augen geschlossen, oder starrt kurz und ängstlich herum, ohne die Eindrücke in ihrer Verbindung wahrzunehmen. [...] Er ist ganz stumm oder antwortet kurz und unbestimmt. [...] Sie entsteht von [...] allen plötzlichen und starken Erschütterungen der Seele, die sie in einen kataleptischen Zustand versetzen. (Rha, S. 360)

Zwar trifft die Ursachenvermutung auch auf Penthesilea zu, doch die Amazonenkönigin scheint sich im Vergleich zu Reils Kranken noch mehr zu bewegen, mehr aufzunehmen und gezielter zu agieren. Dennoch wird ihr Verhalten durch die Beschreibungen der entsetzten Amazonen, die vor der „Ruine ihrer Seele“ (24, V. 2789) stehen, als eindeutig pathologisch ausgewiesen, wobei sie unsicher sind, wie mit ihrer Königin in diesem Zustand umzugehen ist. Die Amazonen beobachten jede Bewegung Penthesileas, wie sie sich dem blutbefleckten Pfeil widmet, um ihn zu säubern, ihr ausdrucksloses Gesicht, „so öde | Wie die Sandwüste, die kein Gras gebiert“ (24, V. 2762f.), mit dem sie in die Ferne starrt, und den Schüttelanfall, aufgrund dessen Penthesilea der Bogen aus der Hand fällt.³²¹ Die Amazonen ziehen die Parallele zum Sturz des Bogens der Tanaïs, dem „großen, goldenen, des Skythenreichs, | Den sonst Könige geführt“ (15, V. 1973f.), welcher der Oberpriesterin aus den Händen glitt angesichts der Selbstverstümmelung, mit der Tanaïs den Amazonenstaat begründete.³²² Der Prosopopöie des Bogens bei Tanaïs entsprechend,³²³ wird der Bogen bei Penthesilea personifiziert: Er taumelt, klirrt und wankt, bevor er zu Boden fällt und „noch einmal am Boden zuckt – | Und stirbt, wie er der Tanaïs geboren ward.“ (24, V. 2772f.)

Als die Oberpriesterin darauf ihre Haltung Penthesilea gegenüber ändert und ihr zu verstehen gibt, dass die Göttin Diana ihr verziehen habe, bringt sie Prothoe dazu, sich der Königin anzunehmen. Im Vertrauen darauf, dass das Besprengen mit Wasser Penthesilea wieder zu sich bringt, lässt sie ein mit Wasser gefülltes Marmorbecken heran-

³²⁰ Schmidt: Kleist Studien, S. 65. Vgl. Reske: „Bisher waren wir gewohnt, große seelische Übergänge im Monolog ausgedrückt zu sehen [...] Die Mittel hingegen, mit denen Kleist die großen seelischen Übergänge darstellt, sind verschieden und feinfühlig abgestuft; der Monolog jedoch wird dabei nur äußerst sparsam verwendet.“ (Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 33)

³²¹ Zum Requisit als Mittel psychologischer Charakterzeichnung, das insbesondere in den Bildern von Pfeil und Bogen das Drama als argumentativer *missing link* durchzieht vgl. Košenina: Kleists Requisiten, S. 252f., der den Pfeil an genannter Stelle auch als Katalysator beim Übergang von Traumzuständen in das Bewusstsein der eigenen Tat und als juristisches Indiz wertet (ebd., S. 254).

³²² So berichtet Penthesilea Achilles: „Still auch auf diese Tat wards, Peleide, | Nichts als der Bogen ließ sich schwirrend hören, | Der aus den Händen, leichenbleich und starr, | Der Oberpriesterin daniederfiel. | Er stürzt’, der große, goldene, des Reichs, | Und klirrte von der Marmorstufe dreimal, | Mit dem Gedröhn von Glocken, auf, und legte, | Stumm wie der Tod, zu ihren Füßen sich. –“ (15, V. 1994–2001)

³²³ Schmidt: Kleist Studien, S. 84.

schaffen. Obwohl Prothoe und die Erste Priesterin die Bewusstwerdung ihrer Königin fürchten (24, V. 2811/2813), unterzieht Prothoe Penthesilea einer Art kathartischer Reinigung, woraufhin diese tatsächlich ihre Sprache wiederfindet. Die Katharsis bezieht sich in Kleists Trauerspiel nicht auf dessen Zuschauer und die Erregung von Affekten,³²⁴ sondern betrifft den Bewusstseinszustand der Hauptfigur: „Sie erlangt ihr Bewusstsein wieder. Es folgt die *anagnorisis*, das Wiedererkennen als Innewerden der Zusammenhänge.“³²⁵ Allerdings tritt diese lediglich gebrochen ein: Zwar scheint Penthesilea ins Leben zurückzukehren, wie Meroe anmerkt (24, V. 2829), doch ist die Abwesenheit der Figur nur eingeschränkt aufgehoben: Die wahnhaftige Absenz, in der sich Penthesilea im Elysium wähnt (24, V. 2844), wird von einer partiellen Amnesie der Amazonenkönigin abgelöst, die abermals verhindert, dass diese aktiv am gegenwärtigen Geschehen partizipiert.

„Was war es denn, das dir den Wahn erregt, | Du seist ins Reich der Schatten schon gestiegen?“ (24, V. 2862f.), will Prothoe wissen und entdeckt, dass Penthesilea sich nun in einer „*Art von Verzückung*“ (ebd.) befindet, wie der Nebentext anmerkt: Sie hat die Illusion der Rosenfest-Szene, sie habe den Peliden überwunden, wieder aufgerufen. Ihren Zustand der wahnhaften Verzückung definiert Reil in den *Rhapsodien*: „Der höchste Grad der Vertiefung in Beziehung eines Gegenstandes, der uns durch das Interesse der Luft anzieht, ist *Entzückung*, in welcher die Seele gleichsam cataleptisch auf einen Gegenstand hinstarrt, und für alles andere kalt und gefühllos bleibt.“ (Rha, S. 107f.; Hervorheb. im Orig.) Als sich die Amazonen zusammendrängen, um Achilles' Leiche vor Penthesilea zu verbergen, deutet die Königin in ihrer Verzückung dies als Zeichen der Anwesenheit des Griechen. Sobald sie seinen toten Körper entdeckt, akzeptiert sie zwar rasch, dass er von ihrer Hand gestorben ist, doch will Penthesilea – beim Anblick der Wunden zu Boden gestürzt – wissen, „wer mir den Toten tötete“ (24, V. 2919). Ihre Amnesie erstreckt sich über die von ihr selbst vollzogene Leichenschändung, über die sie schließlich die Oberpriesterin, unter Verweis auf die „Verwirrung deiner wilden Sinne“ (24, V. 2950), aufklärt. Als Penthesilea nach und nach die Wahr-

³²⁴ Gegenüber Kleists hyperbolischer Beschreibung der emotionalen Reaktionen auf sein Stück (SW II, S. 796f.) ist Zurückhaltung geboten, was ihre Aussagekraft bezüglich einer Wirkungsintention betrifft, denn neben Kleists Version, dass Pfuels auf die Nachricht, dass Kleist die Todesszene Penthesileas soeben beendet habe, Tränen vergossen habe (SW II, S. 796), existiert auch eine Überlieferung, in der Kleist und Pfuels die Rollen tauschen und Kleist weint (Sembdner: *Lebensspuren*, S. 171; Nr. 198).

³²⁵ Bernhard Greiner: „Penthesilea – die Peripetie der erhabenen Tragödie.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 189–207, hier: S. 196; Hervorheb. im Orig.

heit erkennt,³²⁶ rechtfertigt sie sich mit dem berühmten Ausspruch des Versehens: „So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, | Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, | Kann schon das eine für das andre greifen.“ (24, V. 2981–2983) Da sie die Redewendung ‚jemanden vor Liebe essen‘ wörtlich verstanden und in die Tat umgesetzt hat, war sie, so argumentiert Penthesilea, „nicht so verrückt, als es wohl schien.“ (24, V. 2999)³²⁷ Die Katastrophe resultiert demnach aus einem doppelten Missverständnis: Auf die fehlerhafte Deutung der Intention Achilles’, als er Penthesilea zum Zweikampf fordert, folgt ihre eigene, als sprachlicher ‚Mißgriff‘ verstandene Tat.³²⁸ Dass Achilles’ Entschluss zum Scheinkampf zu spät kommt, macht die Tragik des Trauerspiels aus.³²⁹

Die Erkenntnis über das eigene Tun zieht die Entscheidung nach sich, sich vom Gesetz und Volk der Amazonen loszusagen, im Text durch eine selbst für Kleistsche Verhältnisse auffällige Häufung an Gedankenstrichen markiert und durch die Übergabe der Pfeile und des Köchers symbolisiert. Penthesilea braucht für ihr Vorhaben, sich das Leben zu nehmen, keine Waffen, denn in einem performativen Akt des tödlichen Sprechens³³⁰ schmiedet sie sich die Tatwaffe selbst:

³²⁶ Noch bevor sie um ihre Tat weiß, weint Penthesilea: Das Weinen „findet also statt in einem Zwischen-Raum und in einer Zwischen-Zeit.“ (Marianne Schuller: „Der Wahn und seine Beziehung zur Metaphorizität. Zu Kleists kryptischem Trauerspiel *Penthesilea*.“ In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 121–131, hier: S. 125), und sei damit nicht Ausdruck einer Erfahrung oder eines Affekts, sondern das Zeichen einer Widerfahrnis, in Penthesileas Fall jene der Verwechslung (ebd., S. 126). Runte deutet Penthesileas Amnesie als ‚Zeitsprung‘ psychotischer Traumatisierung: „Das Trauma, das nicht erinnert zu werden vermag, bewirkt eine unhintergehbare historische Zäsur und eine symbolische Lücke im Signifikantenprozess.“ (Runte: Liebestraum und Geschlechtertrauma, S. 52, Anm. 45); zur Korrelation von Traum und Trauma in der *Penthesilea* vgl. Bronfen: Liebeszerstückelung.

³²⁷ Schuller sieht in dieser Äußerung Penthesileas eine Wendung gegen Goethe: „Wenn es nämlich in Goethes *Faust* heißt, dass Gretchen die Tötung ihres Kindes im Wahn vollzogen hat, dann ist der Wahn als etwas gekennzeichnet, das dem Subjekt fremd, weil äußerlich ist. Die Äußerung Penthesileas hingegen zielt darauf ab, das Wahnhafte als ein *im* Subjekt insistierendes Fremdes zu bestimmen, das dem Subjekt ‚selbst‘ unverständlich, nicht-assimilierbar ist.“ (Schuller: Der Wahn, S. 123; Hervorheb. im Orig.) Deshalb sei für Penthesilea auch eine Flucht in den Wahnsinn nicht möglich (Schuller: Ein Trauerspiel, S. 68).

³²⁸ Hansjörg Bay: „Mißgriffe. Körper, Sprache und Subjekt in Kleists *Über das Marionettentheater* und *Penthesilea*.“ In: Sandra Heinen; Harald Nehr (Hg.): *Krisen des Verstehens um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 169–190, hier: S. 182f.

³²⁹ Schmidt: Kleist Studien, S. 134: Aufgrund der Zeit, „die der seelische Prozeß bis zum Stadium der vollendeten Liebe notwendig braucht [...] ist Kleists ‚Penthesilea‘ nicht nur eine Tragödie des Zusammenstoßes von Ich und falscher Ordnung, sondern auch ein Seelendrama der Liebe mit einer großen internen Entwicklung.“ (ebd.) Zum Aspekt des Zu-Spät-Erkennens s. a. Müller-Seidel: Versehen und Erkennen, S. 175–178. „Kleists geschickte Manipulation der Zeitverhältnisse in diesem Drama zusammen mit einem undurchdringlichen metaphorischen Diskurs [vereitelt; MK] alle potentiell rettenden Einsichten im Sinne eines aufklärerischen Gedankenguts zielbewusst“ (Stephens: Die Änigmen der Einsicht, S. 104).

³³⁰ Der Tod ist „die einzig denkbare Totalität, in der sich alle Teilungen aufheben. Nach Totalität aber, nach Einswerdung strebt alles Begehren und alles Sprechen, [...] um sie doch nur im tödlichen Sprechakt zu erlangen.“ (Birgit Hansen: „Gewaltige Performanz. Tödliche Sprechakte in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 109–126, hier: S. 126; dort auch Weiteres zum Performanz-Aspekt des Sprechakts)

Denn jetzt steig ich in meinen Busen nieder,
 Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
 Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
 Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
 Hart mir zu Stahl; tränk es mit Gift sodann,
 Heißätzendem, der Reue, durch und durch;
 Trag es der Hoffnung ewgem Amboß zu,
 Und schärf und spitz es mir zu einem Dolch;
 Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust:
 So! So! So! So! Und wieder! – Nun ists gut.
Sie füllt und stirbt. (24, V. 3025–3034)

Das Niedersteigen ins eigene Innere³³¹ beschreibt eine letzte Abwärtsbewegung des Dramas und führt so dessen Bewegungsschema konsequent zu Ende, denn der Tod ist zugleich die finale Transgression, die nicht zu überbieten ist. Prothoes Vergleich der Königin mit der stürzenden Eiche bildet einen kohärenten bildlichen Schlusspunkt: „Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte! | Die abgestorbne Eiche steht im Sturm, | Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, | Weil er in ihre Krone greifen kann.“ (24, V. 3040–3044) Das Bild der vom Sturm zu Fall gebrachten gesunden Eiche erinnert an das bereits angeführte Diktum Reils zu Beginn der *Rhapsodien*, nämlich dass der Wahnsinn jederzeit einen jeden treffen kann, ungeachtet von Rang, Reichtum oder Vernunft.³³²

Die pathografische Genauigkeit, die am letzten Auftritt des Trauerspiels *Penthesilea* erkannt wurde,³³³ lässt sich dem Drama in seiner gesamten Länge attestieren, denn „des Verstandes Sonnenfinsternis“ (24, V. 2902) wird im Damentext exakt ausdifferenziert. Er rekurriert auf zeitgenössische wissenschaftliche Erkenntnisse, durch welche sich verschiedene pathologische Zustände der Seele, wie Raserei, Zerstreuung und Vertiefung, der Wahn einer fixen Idee oder partielle Amnesie, nosologisch voneinander abgrenzen lassen. Da Kleist beklagt, dass die Sprache allein nicht dazu ausreicht, die Seele in all ihren Facetten zu malen (SW II, S. 626), ist er gezwungen, neue Wege zu beschreiten, um das Kaleidoskop psychischer Verfassungen dramatisch auszustellen. Die Textur seines Amazonen-Trauerspiels legt nahe, dass Kleist auf diese Darstellungsproblematik mit einer spezifischen Schreibweisen-Strategie antwortet: Seine ‚Dramaturgie des Zwischen‘ resultiert in und zugleich aus einer Vermengung von dramatischen und narrati-

³³¹ Zur Metapher des ‚tiefen Schachts der Innerlichkeit‘, die um 1800 in Poesie und Philosophie als Metapher des figurierenden Einschlusses des Äußeren ins Innerliche etabliert ist, vgl. Menke: Die Intertextualität, S. 246f.

³³² Rha, S. 11.

³³³ Schmidt sieht im 24. Auftritt die folgenden vier inneren Zustände skizziert: Stupor, Lysis, wahnhaftes Verzückerung und schließlich Erkenntnis (Schmidt: Kleist Studien, S. 239).

ven Schreibweisen, die auf eine differenzierte Darstellung des Wahnsinns abhebt. Bei Kleist ist ‚Wahnsinn‘ kein pauschaler Begriff mehr, zudem wird er gewissermaßen zu einem dramatischen Verfahren: Geht ein psychopathologischer Zustand in einen anderen über, wechselt der Darstellungsmodus. Über ihre jeweiligen spezifischen Schreibweisen werden die diversen psychischen Verfassungen voneinander unterschieden und als distinktes Krankheitsbild respektive als Phase einer seelischen Erkrankung ausgewiesen. Das textuelle Bewusstsein für psychische Anomalien äußert sich also dadurch, dass Darstellungsmittel aus Dramatik und Epik sich gegenseitig unterlegt, miteinander verknüpft sowie gegeneinander ausgespielt werden.

Das Trauerspiel *Penthesilea* ist entlang paralleler und sich kreuzender Linien organisiert. Von rasantem Kriegsgeschehen dominierte Handlungseinheiten alternieren mit ruhigen Szenen im ‚Lager‘, wobei amazonische und griechische Perspektiven konsekutiv montiert werden. Die strukturelle Komposition eines Neben- und zugleich Gegeneinanders korrespondiert mit den inhaltlichen Akzenten: Während die Kriegspassagen zur Illustration von Raserei und den ihr verbundenen psychopathologischen Konzepten, wie der Ideenjagd, dienen, stellen die Lagerszenen Zustände des Wahns aus, die sich in ihrem Wesen fundamental von der Raserei unterscheiden, wie die seelischen Störungen Zerstreutheit, Vertiefung respektive Verzückung oder *idée fixe*. Herausgearbeitet werden ihre Unterschiede über die spezifische motivische und syntaktische Gestaltung des Textes: Bilder der Jagd und des Animalischen gekoppelt mit stichomythischer Versrede zeichnen eine Skizze der Raserei, während die angesichts des neurophysiologischen Fundaments äußerst passenden Kranz- und Sonnenmotive die ruhigeren Zustände des Wahns illustrieren. Gemeinsam prägen sie die zeitliche Organisation des Trauerspiels, die zwischen unbarmherzigem Vorandrängen der Zeit und ihrer eigentümlichen Aufhebung oszilliert. Einen entscheidenden Beitrag dazu leistet auch der Wechsel zwischen szenischen und narrativen Schreibweisen, denn durch ihn entwirft das Drama *Penthesilea* den seelischen Prozess seiner Protagonisten, insbesondere der Amazonenkönigin, als nosologisch differenzierbare Dynamik, die textuell erfahrbar wird. Doch bei Kleist bleibt es nicht bei einer bloßen Opposition der beiden Darstellungsmodi. So kann der traditionell Distanz evozierende narrative Modus, der ausgerechnet zur Darstellung der Raserei und ihres unmittelbaren, temporeichenden Charakters zum Einsatz kommt, als rekapitulierende Analepse oder als vergegenwärtigende Hypotypose ein starkes Bild der Raserei zeichnen. Analog dazu liegt die Wahl des szenischen Dialogs, der für gewöhn-

lich dafür sorgt, dramatische Gegenwärtigkeit zu erzeugen, für wahnhafte Abwesenheitszustände nicht zwingend auf der Hand.

Die parallele Szenengestaltung, die dominante Analepse des zentralen 15. Auftritts sowie die geschachtelte Berichterstattung über Penthesileas Tat am Ende des Trauerspiels greifen gezielt in die dramatische und temporale Ordnung ein. Die Dynamik, die Kleists ungewöhnlicher und kraftvoller Komposition des Dramentextes entspringt, hebt – ganz im Sinne einer ausgereiften Fallgeschichten-Narration – die verschiedenen Spielarten der psychischen Erkrankung in einer Fall-*synthesis* textuell hervor und stellt dabei ihren jeweiligen Charakter als kausales Funktionsgefüge aus, das temporal markiert ist. Die heterogene dramatische Gestalt scheidet die Phasen der Raserei distinkt von jenen wahnhafter fixer Ideen und partieller Amnesie; sie erfasst deren kausale und temporale Zusammenhänge und bringt sie in ihrer spezifischen psychopathologischen Form hervor. Bemerkenswert ist also, dass die Textstrategie des Dramas jener gleicht, die an den Fallgeschichten von Herz und Spieß aufgedeckt wurde: Der Wechsel des Darstellungsmodus markiert jene Momente, in denen die Stränge der *desis* entwirrt werden und die in ihr angelegte *lysis* des pathologischen Geschehens freigegeben wird. Das Trauerspiel *Penthesilea* zeichnet sich demnach durch ähnliche Darstellungsformen aus, die in den Fallgeschichten von Herz und Spieß als nosografisch ausgerichtet identifiziert wurden. Doch Kleists Stück übertrifft sie sogar noch, indem es seine eigenen heterogenen Schreibweisen perpetuierend unterläuft und in den Zuständen äußerster Raserei und des Wahns ein „entfesseltes Sprechen“³³⁴ Penthesileas einführt. Da in diesem grammatikalische, semantische und syntaktische Fügungen aufgebrochen werden, tritt bei Kleist eine weitere Dimension von *lysis* hinzu, die im Trauerspiel *Penthesilea* somit die Seelenwirkungen, den im Text konstruierten psychopathologischen Fall, die dramatische Struktur und die Figurenrede zugleich betrifft.

³³⁴ Reske: Traum und Wirklichkeit, S. 34. Reske führt die Verse 2428–2434 aus Auftritt 21 sowie die Verse 1631–1648 aus Auftritt 14 an, um daran ein entfesseltes, gegenstandsloses Sprechen festzumachen, das Kleist nach der *Verfertigung* von einer zweiten Art des Sprechens unterscheidet, bei welcher der Gedanke bereits vor dem Reden fertig ist (ebd.).

8 Schluss

Der Bericht, den der forschende Mediziner seinen Kollegen zur Diskussion vorlegt, die sensationelle Biografie, welche die breite Leserschaft in Atem hält, oder das Trauerspiel, das für Irritationen in der Bühnenwelt sorgt – als Falltexte sind sie vereint durch ihre Strategien, die sie aufboten, um den jeweiligen Fall darzustellen, allen voran die Vermengung von narrativen und dramatischen Schreibweisen. Dass sich diese für Marcus Herz, interessiert an einer neuen medizinischen Psychologie, als ebenso anschlussfähig erweisen wie für den populärwissenschaftlich orientierten Christian Heinrich Spieß und den Dramatiker Heinrich von Kleist, liegt an ihrer epistemischen Kraft: Die Darstellungsmittel tragen ein Zeit-Wissen in die medizinisch-psychologischen Fall-Texte ein, das über die textuelle Inszenierung zugleich wieder erfahrbar wird. Diese stellt die temporalen Charakteristika und den Verlauf der beschriebenen pathologischen Störungen aus, die dem psychiatrischen Diskurs später dazu dienen werden, ein nosologisches Differenzierungsraster auszubilden. Werden narrative und dramatische Schreibweisen in den Fallgeschichten von Herz, Spieß und Kleist vermischt, dienen sie also dazu, psychopathologische Sachverhalte zu konturieren und nosografische Momente im Text zu markieren, wie die Analysen zutage förderten.

Das epistemische Zeit-Wissen, von dem die Fallgeschichten sprechen, entspringt den kardinalen wissenschaftlichen Umwälzungen, die sich an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ereignen. Wie gezeigt werden konnte, erhält die Zeit in der Medizin eine andere Wertung, als sich klassifizierende, klinische und anatomisch-pathologische Ansätze überlagern und einander schließlich ablösen. In psychiatrischer Hinsicht besonders bedeutsam ist hierbei der gesteigerte Fokus auf den Verlauf, der sich bei der Bestimmung psychopathologischer Störung als Unterscheidungskriterium durchsetzen wird. Wie eng Fall und Zeit auch in den poetologischen und ästhetischen Diskussionen sowie der medialen Praxis des Falls um 1800 verzahnt sind, wurde herausgearbeitet: Während die Zeit als poetologisches Abgrenzungskriterium in den Debatten um Gattungsmischungen im Kontext einer psychologischen Ästhetik bedeutsam wird, entdeckt die Publikationspraxis die Verzeitlichung als Bewältigungsstrategie: Sammelnde und serielle Formen, Fälle zu veröffentlichen, antworten auf die Herausforderungen, welche die rasant wachsenden Wissensbestände gerade im medizinisch-psychologischen Bereich bieten.

Über die Verschiebungen in diesen drei interagierenden Feldern konnten medizinisch-psychologisches Zeit-Wissen und die Mischung von dramatischen und narrativen Darstellungsmodi in Bezug gesetzt und zur Frage nach epistemischen Schreibweisen miteinander kurzgeschlossen werden. Schließlich arbeiten sich die Fall-Texte um 1800 an den Forderungen ab, die neue Konzepte in Medizin, Psychologie und Psychiatrie an ihre Notationsformen stellen. Wie eine medizinische Fallgeschichte zu strukturieren sei, um dem pathologischen Geschehen Rechnung zu tragen und diagnostischen Mehrwert zu bieten, beantwortet A. E. Büchners *Medicus*-Abhandlung. Sie hält den beobachtenden und aufzeichnenden Mediziner dazu an, das Krankheitsgeschehen über Komposition und Selektion zur Geschichte eines Falls zu verdichten. Die Forderung Büchners, das Ganze der Krankheit in seiner Kausallogik als zusammenhängende Erzählung abzubilden, ruft aristotelische Kategorien auf den Plan. Bei dem Flechtwerk, welches die medizinische Fallgeschichte nach Büchner in ihrer *synthesis* entwirren muss, handelt es sich um die verschiedenen ätiologischen Stränge, die sich kreuzen, wenn der Mediziner die pathologischen Erscheinungen zu bestimmen sucht. In seiner Fallgeschichte muss er sie zu einer *ploke* knüpfen, der ihre *lysis* bereits innewohnt; der Fall-Text hat also jene verborgene Ordnung offenzulegen, der die beschriebene Krankheit folgt. Nur so wird sie diagnostisch nachvollziehbar. Bei krankhaften Veränderungen aus dem Bereich der Psychologie und Psychiatrie handelt es sich bei einer solchen Ordnung oftmals um die zugrunde liegenden psychophysischen Wechselwirkungen. Fallgeschichten, die sie ausloten, greifen auf eine Bildsprache des Bindens und Lösens zurück, um die Gesetze der Seele darzustellen.

Augenfällig wurde diese bei Marcus Herz: Die Regelmäßigkeit, die der philosophische Arzt in seinen theoretischen Hauptwerken der Tätigkeit der Seele und den Vorstellungen attestiert, führt er im Bericht über seine eigene Erkrankung vor. In dem Moment, an dem das verschlungene Geflecht gelöst und die Wirkungsweise der psychischen Prozesse nachgezeichnet wird, ändert sich in der Fallgeschichte der Darstellungsmodus. Das medizinische Protokoll, das Herz wählt, um die erste Phase seiner Erkrankung zu rekonstruieren, reicht schließlich nicht aus, um die Wahnvorstellungen der zweiten Phase zu fassen. Diese erklärt der Arzt unter Aufgebot einer reichen Licht- und Blickmetaphorik anhand der Prinzipien psychischer Prozesse, welche er in den *Versuchen* formuliert. Auf diese Weise wird der Wahn als solcher und als Teil der Fiebererkrankung über die Narration erst konstruiert. Während es Herz in diesem Fallbericht vor allem darum geht, die Ätiologie wahnhafter Vorstellungen darzustellen, beschäftigt er sich in der

Fallgeschichte über Moritz mit der praktischen Applikation von theoretischem Wissen über psychophysische Zusammenhänge. Wie physische Symptome durch gezielte psychische Beeinflussung beseitigt werden können, skizziert Herz an der Therapie von Moritz unter Rückgriff auf seine in den *Versuchen* entworfenen Konzepte der Haltung und des Haltungsgefühls. Unter Haltung versteht Herz die Beziehung der einzelnen Teile zum Ganzen sowie zwischen Ursache und Wirkung, die er mit textilen Metaphern veranschaulicht. Will Herz diese Beziehungen im Fallbericht erfassen, muss er die Mannigfaltigkeit des Krankheitsgeschehens und seiner einzelnen Elemente im Text bannen. Über die *synthesis* arbeitet er Moritz' Leiden als psychophysische Störung zwischen Hypochondrie und Wahn heraus. Um deren Dynamik festzuhalten, kombiniert Herz die diarische Notation mit einer Verlaufsdarstellung. Der Moduswechsel, der am Wendepunkt des Krankheitsgeschehens in die Narration eingeschaltet ist, dient dazu, die gelungene therapeutische Arbeit zu illustrieren und damit zugleich die angenommenen psychophysischen Wechselwirkungen zu bestätigen. Dem seelischen Wirbel des Patienten, durch die Sturzmetaphorik bildlich gefasst, setzt der Arzt die Illusion des bevorstehenden Todes entgegen. Die Täuschung des Mediziners, die von einem Metapherngeflecht zur dramatischen Intrige begleitet wird, führt in der dialogischen Szene durch die paradoxe Antizipation des Todes eine Zeitenthobenheit herbei, die auf Textebene mit der Tendenz zur Vergegenwärtigung aufgrund der szenischen Gestaltung kontrastiert, und bei Moritz die Ruhe herbeiführt, die schließlich seine Genesung bedingt.

Auch Spieß' Fallgeschichte über Jakob W. bedient sich szenischer Versatzstücke. Dort stellen sie die fixe Idee, eine Brust aus Glas zu haben, und deren Therapie vor Augen, und markieren somit den Ausbruch der psychischen Störung und ihren Wendepunkt. Wie sich die *mania metamorphosis*, als die Jakobs Leiden zeitgenössisch bestimmt wird, aus der anfänglichen Melancholie zur fixen Idee zuspitzt, wie ihre Symptome kurzzeitig in Remission begriffen sind und wie sie letztlich doch im Tod Jakobs mündet, zeichnet der Bericht über seine heterogene narrative Struktur nach. Zwei ineinander geschachtelte Analepsen heben die einzelnen Bestandteile des Krankheitsgeschehens in ihrer zeitlichen Differenz heraus und stiften den kausalen Konnex zwischen Jakobs fixer Idee und den seelischen Gesetzmäßigkeiten, denen sie entspringen. Erzählerische Mittel wie Frequenz und Dauer scheiden dafür die Symptomatik von den Vorboten der Krankheit. Die Struktur der Fallerzählung fördert die *mania metamorphosis* als spezifischen Krankheitsverlauf zutage, dessen Phasen in wechselseitiger Relation zueinander stehen.

Pathografische Genauigkeit kennzeichnet auch Kleists Trauerspiel *Penthesilea*, denn unter Bezugnahme auf zeitgenössische medizinische Diskurse wie Reils neurophysiologische Lehre weist es verschiedene Zustände des ‚Wahnsinns‘ aus: Differenziert werden Raserei, Zerstreuung, Vertiefung, der Wahn der fixen Idee und partielle Amnesie, indem ihnen spezifische Schreibweisen zugeordnet werden. Geht ein psychopathologischer Zustand in einen anderen über, wechselt der Modus der Darstellung. Die Struktur des Dramas, an Parallelen und Oppositionen ausgerichtet, entspricht dem psychologischen Entwurf seiner Figuren. Um Raserei und das für sie verantwortlich zeichnende psychopathologische Konzept der Ideenjagd zu illustrieren, werden die Vorgänge auf dem Schlachtfeld angeführt, mit Bildern der Jagd und des Animalischen gekoppelt und über stichomythische Versrede ausgestellt. Seelische Störungen wie Zerstreuung, Vertiefung respektive Verzückung oder wahnhafte Ideen, die sich in ihrem Wesen von der Raserei fundamental unterscheiden, kommen im Rahmen von ruhigen Szenen im Lager der Amazonen und Griechen zur Geltung. In diesen dominieren Kranz- und Sonnenmotive, die auf das neurophysiologische Fundament der beschriebenen Wahnzustände verweisen. Da der Text narrative und dramatische Darstellungsmittel miteinander verknüpft und zugleich gegeneinander ausspielt, ist seine zeitliche Organisation vom Schwanken zwischen einem unerbittlichen Vorandrängen der Zeit und deren Aufhebung geprägt. Rekapitulierende Analepsen und vergegenwärtigende Hypotyposen kommen zur narrativen Darstellung der sich durch Unmittelbarkeit auszeichnenden Raserei zum Einsatz, während der szenische Dialog wahnhafte Abwesenheitszustände dramatisch abbildet. Zusammen greifen sie in die temporale und die dramatische Ordnung des Trauerspiels ein. Wird der Modus der Darstellung gewechselt, markiert das auch bei Kleist jene Momente, an denen sich ein textuelles Bewusstsein für psychopathologische Phänomene und ihre Differenzen äußert. Hier werden die Stränge der *desis*, ganz im Sinne einer Fall-*synthesis*, entwirrt und mit ihnen die Spielarten der psychischen Störungen samt ihren pathologischen Charakteristika der Lösung anheimgegeben.

Die Fall-Texte von Herz, Spieß und Kleist weisen seelische Erkrankungen als kausale Funktionsgefüge aus, die temporal markiert sind. Indem sie sich sowohl narrativer als auch dramatischer Schreibweisen bedienen, schlüsseln die Fallgeschichten die Seelenwirkungen auf, stellen die psychopathologische Störung über ihre Erzählung her und lösen die prävalente Textform durch eingespeiste gegensätzliche Darstellungsmodi auf. Zu diesen drei Dimensionen der *lysis*, welche die Texte von Herz, Spieß und Kleist einengen, tritt beim Dramatiker noch eine vierte hinzu: das Aufbrechen grammatikalischer,

semantischer und syntaktischer Fügungen, die ein wahnsinniges Sprechen erfahrbar machen. Kleists Trauerspiel weist damit auf einen Umbruch in der Art und Weise, wie psychopathologische Fälle präsentiert werden, voraus: Die aufgezeichnete, schriftlich fixierte Rede wird als sichtbares Zeichen des Wahnsinns gewertet und durch eine besondere typografische Gestaltung der Rede ausgewiesen.¹ Schließlich gilt der psychiatrischen Sprachdiagnostik des 19. Jahrhunderts die verworrene Rede, charakterisiert durch Abbrüche, Ellipsen, Wiederholungen und Übertreibungen, als wichtiges Krankheitszeichen für psychische Störungen wie die Katatonie und die Schizophrenie.² Georg Büchner, selbst studierter Mediziner, liefert in seinem Fall-Text *Lenz* eindrucksvolle Beispiele eines solchen bruchhaften Sprechens, das Semantik, Grammatik, Syntaktik und Interpunktion sprengt:

Nachdem sie Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, der Engel. Woher wissen Sie das? – Hieroglyphen, Hieroglyphen – und dann zum Himmel geschaut und wieder: ja gestorben – Hieroglyphen. Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen.³

Büchners *Lenz* illustriert eine Textstrategie, die versucht, medizinisch-psychologische Fälle mit einer Innensicht zu komplimentieren. Dafür mobilisiert er das seit Reils *Rhapsodien* „zur Verfügung stehende[] Wissen über psychische Anomalien, um den pathologischen Fall eines Melancholikers verstärkt aus dessen Innenperspektive zu gestalten“⁴, und so Beobachtungsregime und interne Fokalisierung zu einer modernen Erzähltechnik zusammenzuschließen.⁵ Die Fallgeschichten von Herz, Spieß und Kleist wagen erste Schritte, durch die Vermengung von Schreibweisen die zeitliche Signatur des ‚unsichtbaren Theaters‘⁶ der Seele sichtbar zu machen.

¹ Wübben: Büchners *Lenz*, S. 66.

² Wübben: Büchners *Lenz*, S. 76f.

³ Büchner: *Lenz*, S. 154.

⁴ Harald Neumeyer: „Vom melancholischen Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘. Georg Büchners *Lenz* und das medizinisch-psychiatrische Wissen um Seelenstörungen.“ In: Gustav Frank; Madleen Podewski (Hg.): *Wissenskulturen im Vormärz* (Jahrbuch/FVF, Forum Vormärz Forschung, 17). Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 315–340, hier: S. 318. Zu den unterschiedlichen psychiatrischen Konzepten, die an der Figur *Lenz* erkannt worden sind, wie Melancholie, Katatonie oder Schizophrenie, vgl.: Wübben: Büchners *Lenz*.

⁵ Campe: Von Fall zu Fall, S. 48–55, hier: S. 54f.

⁶ Zu einem solchen ‚unsichtbaren Theater‘ nämlich zähle Kleists Dramatik, wie Goethe in einem Brief an Adam Müller vom 18. August 1807 anmerkt und sich auf dessen „komplexes Spiel zwischen Innen und Außen, technischer ausgedrückt: zwischen dem, was den Augen potentieller Zuschauer auf der Bühne erscheint, und dem, was – sei es aus zeitlichen oder aus räumlichen Gründen – nicht sichtbar gemacht, nicht in Szene gesetzt werden kann“ (Kittler: *Das unsichtbare Theater*, S. 120), bezieht.

9 Siglenverzeichnis

- AA Kant, Immanuel: *Akademieausgabe von Immanuel Kants Gesammelten Werken*. Hg. v. Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik und Korpora.org: Elektronische Edition der Gesammelten Werke Immanuel Kants. Bonn/Duisburg-Essen 2002/2008. Unter: <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/> [20.01.2017]
- AA III —: „Kritik der reinen Vernunft (2. Aufl. 1787).“
Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe (Bd. 3)
- AA IV —: „Kritik der reinen Vernunft (Prolegomena).“
Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe (Bd. 4)
- AA V —: „Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilstkraft.“
Aus den Bänden 1–23 der Akademie-Ausgabe (Bd. 5)
- AA X —: „Briefwechsel.“ Aus den Bänden 10–13 und 23 der Akademieausgabe (Bd. 10)
- AP Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 2005
- BdS I Spieß, Christian H.: *Biographien der Selbstmörder. Erstes Bändchen*. Leipzig: in der von Schönfeldschen Handlung 1785
- BdS II —: *Biographien der Selbstmörder. Zweytes Bändchen*. Leipzig: in der von Schönfeldschen Handlung 1786
- BdS III —: *Biographien der Selbstmörder. Drittes Bändchen*. Frankfurt, Leipzig: F. H. Wildmoser 1801
- BdS IV —: *Biographien der Selbstmörder. Viertes Bändchen*. Frankfurt, Leipzig: o. A. 1802
- BdW I —: *Biographien der Wahnsinnigen. Erstes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796
- BdW II —: *Biographien der Wahnsinnigen. Zweytes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796
- BdW III —: *Biographien der Wahnsinnigen. Drittes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796
- BdW IV —: *Biographien der Wahnsinnigen. Viertes Bändchen*. Leipzig: Voß 1796
- BJA Kleist, Heinrich v.: *Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe*. Hg. v. Peter Staengle und Roland Reuss. Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1988–2010

- BKA I/5 —: „Penthesilea.“ In: Ders.: *Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe*, Bd. I/5 (1992). Hg. v. Peter Staengle und Roland Reuss. Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1988–2010
- BspW Herz, Marcus: *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit*. Hg. v. Elfriede Conrad, Heinrich P. Delfosse und Birgit Nehren. Hamburg: Felix Meiner Verlag 1990
- Bw I Seidel, Siegfried (Hg.): *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Erster Band. Briefe der Jahre 1794–1797*. München: C. H. Beck 1984
- EF Herz, Marcus: „An Herrn Doktor J. in Königsberg. [Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg].“ In: Karl P. Moritz; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 1 (1783), 2. Stück, S. 44–73.
- GK Foucault, Michel: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Ungekürzte Ausgabe*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2011
- JW Spieß, Christian H.: „Der gläserne Ökonom. das ist: Die Geschichte von Jakob W***r.“ In: Ders.: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966, S. 44–61.
- Med I Büchner, Andreas E.: *Der in schweren und verwirrten Krankheiten vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus: oder gründlicher Unterricht, wie in solchen wichtigen Fällen besonders von jungen Ärzten consilia medica am sichersten können theils eingeholet, theils auch fürnemlich nach Hofmannischen und Boerhavischen Grundsätzen klüglich ertheilet werden*. Bd. 1. Erfurt: Weber 1762
- MF Herz, Marcus: „Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz Krankengeschichte.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 60–84.
- NA Schiller, Friedrich: *Schillers Werke. Nationalausgabe*. Hg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1943–<2013>
- NA 3 —: „Die Räuber. Vorrede zur ersten Auflage.“ In: Bd. 3 der Nationalausgabe, S. 5–8.
 sowie:
 —: „Die Räuber. Unterdrückte Vorrede.“ In: Bd. 3 der Nationalausgabe, S. 243–246.
- NA 16 —: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte.“ In: Bd. 16 der Nationalausgabe, S. 7–29.

- NA 20 ———: „Über Anmuth und Würde.“ In: Bd. 20 der Nationalausgabe, S. 251–308.
- NA 21 Schiller, Friedrich; Goethe, Johann W. v.: „Über epische und dramatische Dichtung.“ In: Bd. 21 der Nationalausgabe, S. 57–59.
- NA 26 Schiller, Friedrich: „Brief an Gottfried Körner (10. Juni 1792).“ In: Bd. 26 der Nationalausgabe, S. 143–145.
- Rha Reil, Johann C.: *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curtsche Buchhandlung 1803. Unter: http://www.deutschestextarchiv.de/reil_curmethode_1803 [09.10.2016]
- SB Spieß, Christian H.: *Biographien der Selbstmörder*. Hg. v. Alexander Košenina. Göttingen: Wallstein 2005
- SW I/II Kleist, Heinrich v.: *Sämtliche Werke und Briefe. Zweibändige Ausgabe in einem Band*. Hg. v. Helmut Sembdner. München: dtv 2001
- VüG Herz, Marcus: *Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit*. 2., verm. und verb. Aufl. Berlin: Voß 1790
- VüS Herz, Marcus: *Versuch über den Schwindel*. 2., umgeänd. und verm. Aufl. Berlin: Voß 1791
- WB Spieß, Christian H.: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966
- WG Foucault, Michel: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. 2. Aufl. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 39). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977

10 Literatur- und Vortragsverzeichnis

Primärliteratur

Blanckenburg, Friedrich v.: *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. Hg. v. Eberhard Lämmert. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 1965

Bolten, Johann C.: *Gedanken von psychologischen Curen*. Halle: Hemmerde 1751

Büchner, Georg: „Lenz.“ In: Ders.: *Werke und Briefe*. Münchner Ausgabe. 13. Aufl. Hg. v. Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München: dtv 2009, S. 135–158.

Burton, Robert: *The Anatomy of Melancholy. What it is, with all the kinds, causes, symptoms, prognostics, and several cures of it. In three Partitions, with their several Sections, numbers, and subsections. Philosophically, medicinally, Historically, opened and cut up. By Democritus Junior. With a Satyrical Preface conducing to the following Discourse*. Online-Version der 1832 von Longman, Rees & Co. herausgegebenen Ausgabe: Longman, Rees & Co. 1621 (1832). Unter: <https://ebooks.adelaide.edu.au/b/burton/robert/melancholy/complete.html> [11.10.2016]

Engel, Johann J.: „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung. Geschrieben im J. 1774.“ In: Ders.: *Johann Jakob Engel's Schriften. Band 2*. Digitalisat der Österreichischen Nationalbibliothek. Berlin: in der Myliussischen Buchh. 1802, S. 101–266. Unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ155815408> [20.01.2017]

——: *Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus deutschen Mustern entwickelt*. 2. Aufl. Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek. Berlin u. a.: bei Friedrich Nicolai 1804. Unter: <http://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV012169103/ft/bsb11009583?page=7> [20.01.2017]

Goethe, Johann W. v.: *Die Leiden des jungen Werther*. Entspricht in Text und Anhang der von Erich Trunz herausgegebenen und kommentierten ‚Hamburger Ausgabe‘. 20. Aufl. München: dtv 1978 (2004)

——: „Maximen und Reflexionen.“ Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Hans Joachim Schrimpf. In: Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*, Bd. 12. Band- und textidentische Taschenbuchausgabe der im Verlag C.H. Beck erschienenen Hamburger Ausgabe. Hg. v. Erich Trunz. München: dtv 1982, S. 365–768.

——: *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (Hamburger Lesehefte, 195). Husum: Hamburger Lesehefte Verlag 2008

Herz, Marcus: „Ueber die Widersprüche in der menschlichen Natur.“ In: *Der Teutsche Merkur* 1773, Heft 1, S. 144–163.

——: *Briefe an Aerzte. Erste Sammlung*. 2. Aufl. Berlin: Voß 1784

——: *Grundlagen zu meinen Vorlesungen über die Experimentalphysik*. Berlin: Voß 1787

- : *D. Markus Herz an den D. Dohmeyer. Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen. Aus Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde. Zweiter, verbesserter Abdruck. Berlin: Johann Gottfried Braun 1801. Unter: http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht/?PPN=PPN721978606&LOGID=LOG_0005 [18.12.2015]*
- : *Grundriß aller medicinischen Wissenschaften. Berlin: Voß 1982. Unter: http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10084893_00005.html [23.12.2015]*
- : „Die Wallfahrt zum Monddoktor in Berlin.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 24–32.
- : „Fragmente aus einer Abendunterhaltung in der Feßlerschen Mittwochsgesellschaft.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 85.
- : „[Rezension zu:] D. Ernst Platners, der Arzeneykunst Professors in Leipzig, Anthopologie für Aerzte und Weltweise.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 7–23.
- : „Ueber den Gebrauch des Wasserfenchelsaamens in der Lungenschwindsucht.“ In: Ders.: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davies. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 33–59.
- Home, Henry: *Elements of criticism. Edited and with an Introduction by Peter Jones*. 6. Aufl. 2 Bände (Major works of Henry Home, Lord Kames, 1). Indianapolis: Liberty Fund 2005. Unter: <http://oll.libertyfund.org/titles/1430> [28.06.2015]
- Hufeland, Christoph W.: „Voraberinnerung von Hufeland.“ In: *Journal der practischen Heilkunde* 1826, Hefte 62 bzw. 55, S. 3–9.
- Klopstock, Friedrich G.: „Von der Darstellung. Drittes Fragment.“ In: Ders. (Hg.): *Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente*. Hamburg: Heroldsche Buchhandlung 1779, S. 243–258.
- Maimon, Salomon: „Versuche zum Selbstmord.“ In: Johann S. Fest (Hg.): *Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit*. 5 Bände, 1788–1797. Leipzig: Weidmann 1795. Bd. 4/3. Stück, S. 810–817.
- Meißner, August G.: „Vorrede.“ In: Ders.: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Hg. v. Alexander Košenina. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2003, S. 7–11.
- Mendelsohn, Moses: „166. Brief [Über Rousseau's Neue Heloise].“ In: Ders.: *Moses Mendelsohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften*, Bd. 4. Hg. v. G. B. Mendelssohn. Leipzig: F. A. Brockhaus 1844, S. 260–262.
- Moritz, Karl P. (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Viertes Band, Erstes bis Drittes Stück, 1786*. 1. Aufl. (Karl Philipp Moritz. Die Schriften in dreißig Bänden. Herausgegeben von Petra und Uwe Nettelbeck). Nördlingen: Greno 1986

- : „[ohne Titel].“ In: Ders.; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 1/ 1. Stück (1783), S. 1–3. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [09.10.2015]
- : „Ueber Selbsttäuschung.“ In: Ders.; Karl F. Pockels; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 8 (1791), 3. Stück, S. 32–37. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [16.04.2016]
- : „Vorschlag zu einem Magazin der Erfahrungsseelenkunde.“ In: Ders.: *Werke in zwei Bänden. Band 1: Dichtungen und Schriften zur Erfahrungsseelenkunde*. Hg. v. Heider Hollmer und Albert Meier. o. A.: Deutscher Klassiker Verlag 1999, S. 793–809.
- ; Pockels, Karl F.; Maimon, Salomon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Unter: <http://telota.bbaw.de/mze/> [09.10.2015]
- Paracelsus: *Opera, Bücher vnd Schrifften (etc.) durch Joannem Huserum in Truck gegeben*. Digitalisat der Österreichischen Nationalbibliothek. Straßburg: Zetzner 1603. Unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ165012506> [20.01.2017]
- Sacks, Oliver: *The man who mistook his wife for a hat*. London: Picador 2011
- Schiller, Friedrich: „Vorrede.“ In: François G. Pitaval; Friedrich I. Niethammer; Ders. (Hg.): *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschen* 1792, S. 2–6.
- : *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert. Hg. v. Peter-André Alt, Albert Meier und Wolfgang Riedel. München: C. Hanser 2004
- : „Über epische und dramatische Dichtung.“ In: Klaus L. Berghahn (Hg.): *Vom Pathetischen und Erhabenen. Schriften zur Dramentheorie*. Stuttgart: Reclam 2005, S. 101–103.
- Schubert, Gotthilf H.: *Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben: Eine Selbstbiographie. Band 2, Erste Abtheilung*. 3 Bände. Erlangen: Palm und Enke 1855
- Schlichtegroll, Friedrich (Hg.): *Supplementband zu Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1790 bis mit 1793 oder zu den ersten acht Bänden. Zweyte Abtheilung, enthaltend Nachträge und Berichtigungen zu den ersten vier Jahren des Nekrologs 1790, 91, 92 und 1793*. Zweyte und letzte Lieferung. Gotha: Perthes 1798
- Sembdner, Helmut (Hg.): *Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen*. 7. erw. Neuaufl. München u. a.: Hanser 1996

Shakespeare, William: *King Henry VI. Part 3*. The Arden Shakespeare: The Third Series. Hg. v. John D. Cox und Eric Rasmussen. London: Bloomsbury Arden Shakespeare 2001. Unter: <http://shakespeare.mit.edu/3henryvi/index.html> [15.12.2016]

Spieß, Christian H.: *Meine Reisen durch die Hölen des Unglücks und Gemächer des Jammers. Band 1*. Frankfurt am Main 1797

Sulzer, Johann G.: *Allgemeine Theorie der Schönen Künste: in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt* (1: Von A bis J). Leipzig: Weidmann/Reich 1771. Unter: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10903915.html> [28.06.2015]

Unzer, Johann A.: „[Hundert und Sechzigstes Stück] An manche meiner Leser.“ In: *Der Arzt eine medicinische Wochenschrift* 1778, Heft 4, S. 55–57.

Sekundärliteratur

Agamben, Giorgio: *Homo sacer* (Erbschaft unserer Zeit, 16). Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002

Allemann, Beda: *Heinrich von Kleist. Ein dramaturgisches Modell*. Aus dem Nachlaß hg. v. Eckart Oehlenschläger. Bielefeld: Aisthesis 2005

Alt, Peter-André: *Der Schlaf der Vernunft. Literatur und Traum in der Kulturgeschichte der Neuzeit*. München: Beck 2002

——: „Kartographie des Denkens. Literatur und Gehirn um 1800.“ In: Norbert Elsner; Werner Frick (Hg.): *‘Scientia poetica’. Literatur und Naturwissenschaft*. Göttingen: Wallstein 2004, S. 163–189.

——: „Das ‚pathologische Interesse‘. Kleists dramatisches Konzept.“ In: Marie Haller-Neumann; Dieter Rehwinkel (Hg.): *Kleist – ein moderner Aufklärer?* Göttingen: Wallstein 2005, S. 77–100.

——: „Romantische Traumtexte und das Wissen der Literatur.“ In: Ders.; Christine Leiteritz (Hg.): *Traum-Diskurse der Romantik*. Berlin u. a.: De Gruyter 2005, S. 3–29.

——: „Poetische Logik verwickelter Verhältnisse. Kleist und die Register des Bösen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 63–81.

Althaus, Hans-Joachim: „Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters.“ In: Wolfgang Albrecht; Hans-Joachim Kertscher (Hg.): *Wanderzwang – Wanderlust: Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 11). Tübingen: Max Niemeyer 1999, S. 25–43.

- Amann, Wilhelm: „Penthesilea, Phantasieilea.“ In: Heinz Sieburg (Hg.): *Geschlecht in Literatur und Geschichte*. Bielefeld: transcript 2014, S. 73–89.
- Anderegg, Erwin: „Kommentar. Heinrich von Kleists *Das Bettelweib von Locarno*.“ In: Gerhard Köpf; Volker Faust (Hg.): *Psychiatrie in der Literatur*. 1. Aufl. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verlag 2003, S. 200–204.
- Andriopoulos, Stefan: „Die Unzurechnungsfähigkeit somnambuler Medien. Der ‚Roman‘ und das ‚Schauspiel‘ des ‚hypnotischen Verbechens‘ 1885–1900.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 133–154.
- Angelis, Simone de: „Demonstratio ocularis und evidentia. Darstellungsformen von neuem Wissen in anatomischen Texten der Frühen Neuzeit.“ In: Helmar Schramm; Ludger Schwarte; Jan Lazardzig (Hg.): *Spuren der Avantgarde: Theatrum anatomicum: Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*. Berlin, New York: De Gruyter 2011, S. 168–193.
- Aschauer, Lucia; Gruner, Horst; Gutmann, Tobias (Hg.): *Fallgeschichten. Text- und Wissensformen exemplarischer Narrative in der Kultur der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015
- Aumüller, Gerhard; Noll, Natascha; Sahmland, Irmtraut: „Trotz der geringen medicinalischen Pflege geschieht es doch, dass einige genesen‘ – Eine Reise in die Lebenswelt von Wahnsinnigen während der Spätaufklärung.“ In: Nicolas Pethes; Sandra Richter (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008, S. 189–226.
- Bachtin, Michail M.: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1989
- Barkhoff, Jürgen: „Darstellungsformen von Leib und Seele in Fallgeschichten des Animalischen Magnetismus.“ In: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposion 1992*. Stuttgart: J.B. Metzler 1994, S. 214–241.
- : *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1995
- : „Mesmerismus [Art.].“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 530–535.
- Bartl, Andrea: *Im Anfang war der Zweifel. Zur Sprachskepsis in der deutschen Literatur um 1800*. Tübingen: Francke 2005
- Bauer, Axel: „Georg Ernst Stahl (1659–1734).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 190–201.

- Bauer, Markus: Nicht nur ein Fremder unter den Engländern. Karl Philipp Moritz sorgte im Jahr 1782 für Aufsehen mit seiner Inselreise. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=20786 [08.04.2016]
- Bay, Hansjörg: „Mißgriffe. Körper, Sprache und Subjekt in Kleists *Über das Marionettentheater* und *Penthesilea*.“ In: Sandra Heinen; Harald Nehr (Hg.): *Krisen des Verstehens um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 169–190.
- Beaujean, Marion: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans*. Bonn: H. Bouvier u. Co. 1964
- Begemann, Christian: „Brentano und Kleist vor Friedrichs *Mönch am Meer*. Aspekte eines Umbruchs in der Geschichte der Wahrnehmung.“ In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1990, Bd. 64, S. 89–145. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/begemann_wahrnehmung.pdf [30.10.2016]
- : „Physiognomik [Art.].“ In: Roland Borgards (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 188–195.
- Behrens, Rudolf: „L’eloquence de la nature“. Rhetorische Darstellung in der *observation clinique* des frühen 19. Jahrhunderts.“ In: Ders.; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 81–106.
- ; Guthmüller, Marie: „Krankes/gesundes Leben schreiben. Emile Zolas *Le docteur Pascal* im Umgang mit dem Hereditäts- und Lebenswissen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 432–457.
- ; Zelle, Carsten (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012
- : „Vorwort.“ In: Dies. (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. VII–XII.
- Bell, Matthew: „The Revenge of the ‚untere Seelenvermögen‘ in Schiller’s Plays.“ In: *German Life & Letters* 1999, Bd. 52/Heft 2, S. 197–210.
- : *The German tradition of psychology in literature and thought, 1700–1840* (Cambridge studies in German). New York: Cambridge University Press 2005
- : „Kleist and Melancholy.“ In: *Publications of the English Goethe Society* 2009, Bd. 78/Heft 1–2, S. 11–21.
- Benjamin, Walter: „Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben.“ In: Ders.: *Drei Hörmodelle*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971, S. 7–49.
- Bennholdt-Thomsen, Anke; Guzzoni, Alfredo: *Der ‚Asoziale‘ in der Literatur um 1800*. Königstein/Ts.: Athenäum 1979

- : „Auffassung und Verwendung des Traums in der deutschen Psychologie und Literatur vor 1800.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 189–199.
- : „Bausteine einer Theorie des Traumes um 1800. Quellensammlung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 201–262.
- : „Der Irrenhausbesuch. Ein Topos in der Literatur um 1800.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 13–50.
- : „Der psychologische Ansatz des K. Ph. Moritz. Zwischen Selbsterkenntnis und Selbsttäuschung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 95–111.
- : „Kleists Besichtigung des Würzburger Irrenhauses. Zur Tradierung einer unbewiesenen Forschungsmeinung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 51–60.
- : „Kleists Standort zwischen Aufklärung und Romantik. Ein Beitrag zur Quellenforschung.“ In: Dies. (Hg.): *Aspekte empirischer Psychologie im 18. Jahrhundert und ihre literarische Resonanz*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 161–186.
- Benthien, Claudia: „Augenzeugenschaft und sprachliche Visualisierung im Drama (A. Gryphius: *Catharina von Georgien*, H. von Kleist: *Penthesilea*).“ In: Dies.; Brigitte Weingart (Hg.): *Handbuch Literatur & Visuelle Kultur* (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, 1). Berlin, Boston: De Gruyter 2014, S. 357–374.
- Berbig, Roland: „Hitzig, Julius Eduard.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.2702> [28.06.2015]
- Berg, Gunhild: „Der Prozeß der ‚anthropologischen Zwänge‘ (Michel Foucault). Juristische, moralische und psychologische Verhandlungen am Beispiel der spätaufklärerischen Kriminalerzählung August Gottlieb Meißners.“ In: Maximilian Bergengruen; Johannes F. Lehmann; Hubert Thüning (Hg.): *Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*. München: Fink 2005, S. 195–216.
- Bergengruen, Maximilian; Borgards, Roland; Lehmann, Johannes F.: „Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800. Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 7–14.
- Berger, Margarete: „Zu den Ohnmachtszenarien Kleistscher Protagonisten.“ In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 249–278.

- Berghahn, Klaus L.: „Peter Szondi, Theorie des modernen Dramas. (1956).“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 2009, Bd. 101/Heft 3, S. 307–313.
- Berndt, Frauke; Fulda, Daniel (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale*. Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012
- Berns, Ute: „The Concept of Performativity in Narratology.“ In: *European Journal of English Studies* 2009, Bd. 13/Heft 1, S. 93–108.
- Bies, Michael; Gamper; Kleeberg, Ingrid: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 7–18.
- (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013
- ; Hühn, Helmut (Hg.): *Was sind Ästhetische Eigenzeiten?* Hannover: Wehrhahn 2014
- Bisky, Jens: *Kleist. Eine Biographie*. 1. Aufl. Berlin: Rowohlt 2007
- Blamberger, Günther: „Science oder fiction? Des Projektmakers Kleist Passagen von der Wissenschaft zur Literatur.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 17–33.
- et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005
- Blum, Mareike: „Traum-Raum.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 77–87.
- Böhm, Kurt: „Teil II: Von Einzelaufzeichnungen zur Krankengeschichte.“ In: Ders.; Claus O. Köhler; Rainer Thome (Hg.): *Historie der Krankengeschichte. Professor Dr. med. Gustav Wagner zum 60. Geburtstag*. 1. Aufl. Stuttgart, New York: Schattauer 1978, S. 47–82.
- Bohrer, Karl Heinz: „Wie plötzlich ist Kleist?“ In: Hans U. Gumbrecht; Friederike Knüpling (Hg.): *Kleist revisited*. München: Fink 2014, S. 47–61.
- Bölts, Stephanie: *Krankheiten und Textgattungen. Gattungsspezifisches Wissen in Literatur und Medizin um 1800* (Deutsche Literatur: Studien und Quellen, 21). Berlin, Boston: De Gruyter 2016
- Borchers, Stefan: „Totus homo oder ganzer Mensch? Zum Auftakt der Anthropologie an der Universität Halle.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 552–559.

- Borgards, Roland: „Das Leben ein Schmerz. Die Geschichte einer Denkfigur in Literatur und Medizin.“ In: Maximilian Bergengruen; Ders.; Johannes F. Lehmann (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 135–158.
- : „„Allerneuester Erziehungsplan“. Ein Beitrag Heinrich von Kleists zur Experimentalkultur um 1800 (Literatur, Physik).“ In: Marcus Krause; Nicolas Pethes (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert* (Studien zur Kulturpoetik, 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 75–101.
- : „Woyzeck als Experiment.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): *„Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!“*. *Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 140–156.
- : „Geheul und Gebrüll. Ästhetische Tiere in Kleists ‚Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft‘ und ‚Die heilige Cäcilie oder Die Gewalt der Musik‘.“ In: Nicolas Pethes (Hg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 307–324.
- : „Liminale Anthropologien. Skizze eines Forschungsfeldes.“ In: Jochen Achilles; Ders.; Brigitte Burrichter (Hg.): *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2012, S. 9–12.
- Bormann, Karl: „Metaphysik [Art].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophiewoerterbuch.de> [09.03.2016]
- Boulby, Mark: „Marcus Herz the Psychologist.“ In: *Jahrbuch für internationale Germanistik* 1980, Reihe A/Bd. VIII/Heft 4, S. 327–331.
- Brandstetter, Gabriele: „Inszenierte Katharsis in Kleists *Penthesilea*.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 225–248.
- Breger, Herbert: „Zeitvorstellungen in der frühzeitlichen Naturwissenschaft und Mathematik.“ In: Gottfried Heinemann (Hg.): *Zeitbegriffe. Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums ‚Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein‘ (Kassel 1983): Beiträge*. Freiburg: K. Alber 1986, S. 187–209.
- Breuer, Ingo: „„Schauplätze jämmerlicher Mordgeschichte“. Tradition der Novelle und Theatralität der Historia bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 196–225.
- : „Barocke Fallgeschichten? Zum Status der Trauer- und Mordgeschichten Georg Philipp Harsdörffers.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 288–300.
- Bronfen, Elisabeth: „Liebeszerstückelung. *Penthesilea* mit Shakespeare gelesen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1999*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1999, S. 174–193.

- Brunner, Jürgen: „Biographien der Selbstmörder.“ In: *Deutsches Ärzteblatt* 2005, Jg. PP 4/Heft 6. Unter: <http://www.aerzteblatt.de/archiv/47258/Biographien-der-Selbstmoerder?s=christian+heinrich+spie%DF> [11.08.2005]
- Buchenau, Stefanie: „Markus Herz. Kritik und Religion.“ In: Michael Hofmann; Carsten Zelle (Hg.): *Aufklärung und Religion. Neue Perspektiven* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2010, S. 223–241.
- Bude, Heinz: „Freud als Novellist.“ In: Ulrich Stühr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 3–16.
- Campe, Rüdiger: „Johann Franz Woyzeck. Der Fall im Drama.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 209–236.
- : „Intensiv und Extensiv. Kleists *Penthesilea* und falsche Alternativen der Literaturtheorie.“ In: Ders. (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 7–15.
- : „Zweierlei Gesetz in Kleists *Penthesilea*. Naturrecht und Biopolitik.“ In: Dies. (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 313–341.
- : „Von Fall zu Fall. Goethes *Werther*, Büchners *Lenz*.“ In: Inka Müller-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 33–55.
- Carlà-Uhink, Filippo; Freitag, Florian; Mittermeier, Sabrina et al. (Hg.): *Time and Temporality in Theme Parks* (Ästhetische Eigenzeiten, 4). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2017
- Celestini, Federico: „Zeit und Bewusstsein in der Musik zwischen Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts.“ In: Dietmar Goltschnigg (Hg.): *Phänomen Zeit. Dimensionen und Strukturen in Kultur und Wissenschaft*. Tübingen: Stauffenburg 2011, S. 339–342.
- Čermák, Josef: „Christian Heinrich Spieß in europäischen Zusammenhängen.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 33–42.
- Chaouli, Michael: „Die Verschlingung der Metapher. Geschmack und Ekel in der *Penthesilea*.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 127–149.
- Collins Donahue, William: „The Aesthetic ‚Theology‘ of Büchner’s *Lenz*.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 113–134.

- Conrad, Elfriede; Delfosse, Heinrich P.; Nehren, Birgit: „Einleitung.“ In: Herz, Marcus: *Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit*. Hg. v. Elfriede Conrad, Heinrich P. Delfosse und Birgit Nehren. Hamburg: Felix Meiner Verlag 1990, S. VII–XL.
- Corbin, Nancy Margaret: Heinrich von Kleist and Enlightenment Medicine. Dissertation. University of California, Davis 2011. Unter: <http://gradworks.umi.com/35/11/3511710.html> [26.10.2016]
- Cu.: „Skizzen von A. G. Meißner [Rez.]“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1797, Bd. 31/ 1.Stück, S. 187–189. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015]
- Daiber, Jürgen: „Nichts Drittes ... in der Natur?“. Kleists Dichtung im Spiegel romantischer Selbstexperimentation.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 45–66.
- Damman, Günter: „Die verschwörungstheoretisch motivierte Schlüsselszene des Schauerromans in Christian Heinrich Spieß’ *Die Löwenritter* (1794/95). Mit einem Exkurs über einen Nachdruck.“ In: Barry Murnane; Andrew Cusack (Hg.): *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800* (Laboratorium Aufklärung, 6). München: Fink 2011, S. 135–155.
- Danneberg, Lutz; Niederhauser, Jürg (Hg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie im Kontrast*. Tübingen: Gunter Narr Verlag 1998
- D’Aprile, Iwan-Michelangelo: *Die schöne Republik. Ästhetische Moderne in Berlin im ausgehenden 18. Jahrhundert* (Studien zur deutschen Literatur, 181). Tübingen: Max Niemeyer 2006
- Davies, Martin L.: *Identity or history? Marcus Herz and the end of the enlightenment* (Kritik. German Literary Theory and Cultural Studies). Detroit: Wayne State University Press 1995
- : „Reason and Revulsion: Marcus Herz and the Enlightenment.“ In: *German Life & Letters* 1996, Bd. 49/Heft 2, S. 136–146.
- : „Nachwort.“ In: Herz, Marcus: *Philosophisch-medizinische Aufsätze*. Hg. v. Martin L. Davis. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1997, S. 102–112.
- : Marcus Herz Bibliographie. Zusammengestellt von Martin Davies, ausführlich ergänzt von Stefanie Wieczorek. Unter: <http://www.haskala.net/autoren/herz01/bibliographie.html> [25.01.2017]
- Degler, Frank; Kohlross, Christian (Hg.): *Epochen/Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie* (Wissen der Literatur, 1). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2006
- Dickson, Sheila: „Die internationale Rezeption der Fallgeschichten im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.“ In: Dies.; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 256–276.

- ; Goldmann, Stefan; Wingerts Zahn, Christof (Hg.): *„Fakta, und kein moralisches Geschwätz“. Zu den Fallgeschichten im „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011
- : „Vorwort.“ In: Dies.; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *„Fakta, und kein moralisches Geschwätz“. Zu den Fallgeschichten im „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011
- Dierick, Augustinus P.: „Im Drama der Held, im Roman die Welt“. Another Look at the Contrast Epic/Dramatic in Nineteenth-Century Novel Theories.“ In: Linda Dietrick; David G. John (Hg.): *Momentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy*. Waterloo, Ontario, Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 271–287.
- Dietrick, Linda: „Kleist’s *Novellen*: Narration as Drama?“ In: Dies.; David G. John (Hg.): *Momentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy*. Waterloo, Ontario/Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 289–303.
- Dixon, Edward: „Reason in Revolt – Christian Heinrich Spieß and the Tales of Insanity.“ In: Eitel F. Timm (Hg.): *Subversive sublimities. Undercurrents of the German Enlightenment* (Studies in German literature, linguistics, and culture, 8). Columbia, SC/USA: Camden House 1992, S. 76–85.
- Düwell, Susanne: „Erfahrungsseelenkunde als ‚innere Geschichte des Menschen‘. Marcus Herz’ ‚Beschreibungen seiner eigenen Krankheit‘ und die Anfänge psychologischer Falldarstellungen.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 74–95.
- : „Populäre Falldarstellungen in Zeitschriften der Spätaufklärung: Der spektakuläre Fall des ‚Menschenfressers‘ Goldschmidt.“ In: Dies.; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 293–314.
- ; Pethes, Nicolas (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014
- : „Fall, Wissen, Repräsentationen – Epistemologie und Darstellungsästhetik von Fallnarrativen in den Wissenschaften vom Menschen.“ In: Dies. (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 9–33.
- : „Das Archiv der Aufklärung. Fallsammlung und Bevölkerungsstatistik in der Berlinischen Monatsschrift (1783–96).“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 21–45.
- Ebstein, Erich: „Eine vergessene Pathographie von Marcus Herz über Karl Philipp Moritz aus dem Jahre 1798.“ In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 1928, Heft 117, S. 513–515.

- Eckardt, Georg; John, Matthias; van Zantwijk, Temilo et al. (Hg.): *Anthropologie und empirische Psychologie um 1800. Ansätze einer Entwicklung zur Wissenschaft*. Köln: Böhlau 2001
- Eckart, Wolfgang U.: *Geschichte der Medizin*. 4. Aufl. Berlin u. a.: Springer 2001
- : „Wahn [Art.]“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 842–852.
- Eg.: „Biographien der (besser einiger) Wahnsinnigen. Von Christian Heinrich Spieß. Erstes Bändchen. Ein Alphabet; Zweytes Bändchen.“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1796, Bd. 26/1. Stück, S. 204–206. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015]
- Eggers, Michael: „Wissenschaft, Satire und die ‚schwierigste Sprache der Welt‘. Balzacs ‚Physiologien‘ und ‚Monographien‘ in gattungs- und begriffsgeschichtlicher Perspektive.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 203–226.
- Ehlers, Monika: *Grenzwahrnehmungen. Poetiken des Übergangs in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Kleist – Stifter – Poe*. Bielefeld: transcript 2007
- Engel, Manfred: „Kulturwissenschaft/en – Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft – kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft.“ In: *KulturPoetik* 2001, Bd. 1/Heft 1, S. 8–36. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621621> [20.01.2017]
- ; Spörl, Uwe: „Auswahlbibliographie zur kulturgeschichtlichen Literaturwissenschaft. Teil 1: Theorie und Methodendiskussion.“ In: *KulturPoetik* 2001, Bd. 1/Heft 1, S. 141–158. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621627> [20.01.2017]
- Engelhardt, Dietrich von: *Medizin in der Literatur der Neuzeit, 1: Darstellung und Deutung* (Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur, 2). 1. Aufl. Hürtgenwald: Guido Pressler 1991
- : *Medizin in der Literatur der Neuzeit, 2: Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur: 1800–1995*. 1. Aufl. (Schriften zu Psychopathologie, Kunst und Literatur, 2). Hürtgenwald: Guido Pressler 1991
- : „Arzt-Patienten-Beziehung [Art.]“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 80–84.
- Engelstein, Stefani: „Out on a Limb: Military Medicine, Heinrich von Kleist, and the Disarticulated Body.“ In: *German Studies Review* 2000, Bd. 23/Heft 2, S. 225–244.
- Epstein, Julia: *Altered conditions. Disease, medicine, and storytelling*. New York: Routledge 1995
- Erdle, Birgit R.: *Literarische Epistemologie der Zeit. Lektüren zu Kant, Kleist, Heine und Kafka*. Paderborn: Fink 2015

- Erhart, Walter: „Editorial.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 144–157.
- Ewers, Michael: „Zeitordnungen des Lebendigen.“ In: Gottfried Heinemann (Hg.): *Zeitbegriffe. Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums ‚Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein‘ (Kassel 1983): Beiträge*. Freiburg: K. Alber 1986, S. 241–257.
- Eybl, Franz M.: *Kleist-Lektüren*. Wien: WUV 2007
- Farrell, Joseph: „Classical Genre in Theory and Practice.“ In: *New Literary History* 2003, Bd. 34/Heft 3, S. 383–408.
- Feldhausen, Dietrich: „Auf der Suche nach Esther L. Ein Beitrag zur Arbeitsweise eines Trivialautors im 18. Jahrhundert.“ In: Wolfgang Promies (Hg.): *Lichtenberg-Jahrbuch*. Hg. im Auftrag der Lichtenberg-Gesellschaft. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 1989, S. 128–139.
- Fischer-Lichte, Erika: „Mißlingende Inkorporation? – Zur rituellen Struktur des Prinz Friedrich von Homburg.“ In: Paul M. Lützeler; David Pan (Hg.): *Kleists Erzählungen und Dramen*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 151–164.
- : „Theatralität. Zur Frage nach Kleists Theaterkonzeption.“ In: Günther Blumberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 25–37.
- : „Kleists Ästhetik des Performativen.“ In: Peter Ensberg; Hans-Jochen Marquardt (Hg.): *Kleists Beitrag zur Ästhetik der Moderne. III. Frankfurter Kleist-Kolloquium, 16.–17.10.1998, Kleist-Gedenk- und Forschungsstätte (Kleist-Museum) Frankfurt (Oder)*. Stuttgart: Heinz 2002, S. 161–170.
- Fludernik, Monika: „Narrative and Drama.“ In: John Pier; José Á. García Landa (Hg.): *Theorizing narrativity*. Berlin: De Gruyter 2008, S. 355–384.
- Forrester, John: „If p, then what? Thinking in cases.“ In: *History of the Human Sciences* 1996, Bd. 9/Heft 3, S. 1–25.
- : „Wenn p, was dann? In Fällen denken.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 139–168.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971
- : *Archäologie des Wissens*. 1. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973
- : *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hg. v. Michel Sennelart (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1808–1809). Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004
- : „Vorlesung 3 (25.01.1978).“ In: Ders.: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hg. v. Michel Sennelart. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 87–133.

- : „Vorlesung 3.“ In: Foucault, Michel: *Die Regierung der Lebenden. Vorlesungen am Collège de France 1979–1980*. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2014, S. 74–106.
- Frank, Gustav; Podewski, Madleen; Scherer, Stefan: „Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als ‚kleine Archive‘.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2010, Bd. 34/Heft 2, S. 1–45.
- Freud, Sigmund: „Beobachtung V. Frl. Elisabeth v. R... (Freud).“ In: Ders.; Joseph Breuer (Hg.): *Studien über Hysterie*. Leipzig, Wien: Franz Deuticke 1895, S. 116–160.
- Frey, Christiane: „Zeichen – Krisis – Wahnsinn. Fallgeschichten medizinischer und poetischer Semiotik (Philippe Pinel, Jean Paul).“ In: Sandra Heinen; Harald Nehr (Hg.): *Krisen des Verstehens um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 111–132.
- : „Am Beispiel der Fallgeschichte. Zu Pinels ‚Traité médico-philosophique sur l’aliénation‘.“ In: Jens Ruchatz; Stefan Willer; Nicolas Pethes; Safia Azzouni (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007, S. 263–278.
- : „„Ist das nicht der Fall der Krankheit?“. Der literarische Fall am Beispiel von Goethes *Werther*.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 317–329.
- : „Von Menschen, Fällen und Paratexten. Friedrich Hoffmann bis Karl Philipp Moritz’ *Anton Reiser*.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 560–573.
- : „Fallgeschichte [Art.].“ In: Roland Borgards (Hg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2013, S. 282–287.
- Frick, Werner: „Kleists ‚Wissenschaft‘. Kleiner Versuch über die Gedankenakrobatik eines Un-Disziplinierten.“ In: Sabine Doering (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1997*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 1997, S. 207–240.
- : „„Und sehe, daß wir nichts wissen können...“. Poetische Wissenschaftsskepsis bei Goethe, Kleist und Büchner.“ In: Norbert Elsner; Ders. (Hg.): *‚Scientia poetica‘. Literatur und Naturwissenschaft*. Göttingen: Wallstein 2004, S. 243–271.
- : „„Es ist ein Wurf, wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes“. Kleists experimenteller Gestus.“ In: Hans R. Brittnacher; Irmela von der Lühe (Hg.): *Risiko, Experiment, Selbstentwurf. Kleists radikale Poetik*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 153–178.
- Fricke, Harald: *Das hört nicht auf. Trauma, Literatur und Empathie*. Göttingen: Wallstein 2004.
- Frickel, Daniela A.: „„Also kein Ausweg, keine Möglichkeit, keine Hoffnung?“ Heinrich von Kleists *Penthesilea* und deren Fortschreibungen im Werk Christa Wolfs.“ In: Anne Fleig; Christian Moser; Helmut J. Schneider (Hg.): *Schreiben nach Kleist. Literarische, mediale und theoretische Transkriptionen* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 204). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2014, S. 161–180.

- Friedrich, Peter: „Masse und Recht. Zur Geschichte strafrechtlicher Verantwortlichkeit bei Massendelikten.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 17–56.
- Fröhler, Tamara: Tragische Materie. Zur Poetologie Wedekinds. Master-Arbeit. Ludwig-Maximilians-Universität München, München 2016
- Frow, John: „Reproducibles, Rubrics, and Everything You Need‘: Genre Theory Today.“ In: *PMLA* 2007, Bd. 122/Heft 5, S. 1626–1634.
- Fuhrmann, Manfred: „Nachwort.“ In: Aristoteles: *Poetik*. Stuttgart: Reclam 2005, S. 144–178.
- Fulda, Daniel: Poetologie des Wissens. Probleme und Chancen am Beispiel des historischen Wissens und seiner Formen: 15. Göttinger Workshop zur Literaturtheorie. Seminar für deutsche Philologie Arbeitsstelle für Theorie der Literatur, Göttingen [20.06.2008]. Unter: http://www.simonewinko.de/fulda_text.htm [28.06.2015]
- Gailus, Andreas: „A Case of Individuality: Karl Philipp Moritz and the Magazine for Empirical Psychology.“ In: *New German Critique* 2000, Bd. 79, S. 67–105.
- Gamper, Michael: „Elektrische Blitze. Naturwissenschaft und unsicheres Wissen bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 254–272.
- : „Narrative Evolutionsexperimente. Das Wissen der Literatur aus dem Nicht-Wissen der Wissenschaften.“ In: Ders.; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): *Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!*. *Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 325–350.
- : „Das Neue schreiben. Boses Lehrgedicht, Lichtenbergs Aphorismen, Hardenbergs Märchen.“ In: Michael Bies; Ders.; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 121–137.
- : „Zukünfte schreiben. Experimentale Eigenzeitlichkeit frühneuzeitlicher Futurologie.“ In: Ders.; Helmut Hühn (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 317–347.
- ; Geulen, Eva; Grave, Johannes et al. (Hg.): *Zeit der Form – Formen der Zeit* (Ästhetische Eigenzeiten, 2). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2016
- ; Hühn, Helmut: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 7–23.
- (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014
- ; Schnyder, Peter: Dramatische Eigenzeiten des Politischen. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 „Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der

- polychronen Moderne'. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/politisch/beschreibung/> [11.08.2015]
- Gesse, Sven: *„Genera mixta“. Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997
- Geyer-Kordesch, Johanna: „Medizinische Fallbeschreibungen und ihre Bedeutung in der Wissensreform des 17. und 18. Jahrhunderts.“ In: David E. Wellbery (Hg.): *Medizin, Gesellschaft und Geschichte. Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch-Stiftung*. Bd. 9. Stuttgart 1990, S. 8–19.
- Goldmann, Stefan: „Kasus – Krankengeschichte – Novelle.“ In: Sheila Dickson; Ders.; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *„Fakta, und kein moralisches Geschwätz“. Zu den Fallgeschichten im „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 33–64.
- : „Kasus und Konflikt. Zur Wechselbeziehung zwischen Krankengeschichte und Novelle mit einem Blick auf Johann Ludwig Caspers *Klinische Novellen* (1863). Ein Werkstattbericht.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 407–431.
- Goltschnigg, Dietmar (Hg.): *Phänomen Zeit. Dimensionen und Strukturen in Kultur und Wissenschaft*. Tübingen: Stauffenburg 2011
- Gould, Stephen J.: *Time's Arrow, Time's Cycle. Myth and Metaphor in the Discovery of Geological Time* (The Jerusalem-Harvard lectures). Cambridge/Massachusetts u. a.: Harvard University Press 1987
- Grätz, Manfred: „Hartje, Ulrich: Trivialliteratur in der Zeit der Spätaufklärung. Untersuchungen zum Romanwerk des deutschen Schriftstellers Christian Heinrich Spieß (1755–1799). Frankfurt/Main u. a.: Lang, 1995 (Europäische Hochschulschriften 1, 1535). 202 p. [Rez.]“. In: *Fabula* 1998, Bd. 39, S. 140–141.
- Greiner, Bernhard: *Eine Art Wahnsinn. Dichtung im Horizont Kants: Studien zu Goethe und Kleist* (Philologische Studien und Quellen, 131). Berlin: E. Schmidt 1994
- : *Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum ‚Fall‘ der Kunst*. Tübingen: A. Francke 2000
- : „Bildbeschreibung und ‚Selbstsorge‘ – zwei Grenzfälle: Kleists Essay *Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft* und das Kunstgespräch in Büchners *Lenz*.“ In: Heinz J. Drügh; Maria Moog-Grünwald (Hg.): *Behext von Bildern? Ursachen, Funktionen und Perspektiven der textuellen Faszination durch Bilder*. Heidelberg: C. Winter 2001, S. 87–100.
- : „Sturz als Halt. Kleists dramaturgische Physik.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 67–78.
- : „Nehmt eine Keile doppelten Gewichts, / Und schlägt ihn tot!“ Kleists Herauswinden des Todes aus der Denkfigur des Tragischen.“ In: Dietrich v. Engelhardt; Lothar Jordan (Hg.): *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem histori-*

- schen Kontext*. Interfakultatives Kolloquium, Kleist-Museum Frankfurt (25./26.06.2004) (Beiträge zur Kleist-Forschung, 18). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 125–138.
- : „Penthesilea – die Peripetie der erhabenen Tragödie.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 189–207.
- : „Lenz’ Doppelgesicht: Büchners Spaltung der Figur als Bedingung der Kohärenz der Erzählung.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 91–111.
- : „Proben des Tragischen. Kleists Tragödienschafter jenseits der aristotelischen Tradition.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 147–159.
- Greve, Ylva: „Die Unzurechnungsfähigkeit in der ‚Criminalpsychologie‘ des 19. Jahrhunderts.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 107–132.
- Groddeck, Wolfram: „Die Inversion der Rhetorik und das Wissen von Sprache. Zu Heinrich von Kleists Aufsatz ‚Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘.“ In: Marianne Schuller; Nikolaus Müller-Schöll; Susanne Gottlob (Hg.): *Kleist lesen*. Bielefeld: transcript 2003, S. 101–116.
- Gurr, Jens Martin: „Geschichte(n) erzählen: Zeitstrukturen und narrative Sinnstiftung in Lawrence Sternes *Tristram Shandy* zwischen Aufklärungs- und Metahistorie.“ In: Stefanie Stockhorst (Hg.): *Zeitkonzepte. Zur Pluralisierung des Zeitdiskurses im langen 18. Jahrhundert*. Wallstein 2006, S. 193–206.
- Hamacher, Bernd: „Geschichte und Psychologie in der Moderne um 1800 (Schiller, Kleist, Goethe). ‚Gegensätzliche‘ Überlegungen zum ‚Verbrecher aus Infamie‘ und zu ‚Michael Kohlhaas‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 60–74.
- Hansen, Birgit: „Gewaltige Performanz. Tödliche Sprechakte in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 109–126.
- Hansen, Leeann: „From Enlightenment to Naturphilosophie: Marcus Herz, Johann Christian Reil, and the Problem of Border Crossings.“ In: *Journal of the History of Biology* 1993, Bd. 26/Heft 1, S. 39–64. Unter: <http://www.jstor.org/stable/4331243> [03.11.2015]
- Hansen, Uffe: „Der Schlüssel zum Rätsel der Würzburger Reise Heinrich von Kleists.“ In: Wilfried Barner; Walter Müller-Seidel; Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Kröner 1997. Bd. 41, S. 170–209.
- Hartje, Ulrich: *Trivialliteratur in der Zeit der Spätaufklärung. Untersuchungen zum Romanwerk des deutschen Schriftstellers Christian Heinrich Spieß (1755–1799)* (Eu-

- ropäische Hochschulschriften. Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur, 1535). Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1995
- : „Der Romanautor Christian Heinrich Spieß im Kontext populärer Unterhaltungsliteratur.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 15–32.
- Hartkopf, Werner: „Essay über den Zeitbegriff und das Zeitproblem. Der universalphilosophische Aspekt der Zeitproblematik.“ In: Gottfried Heinemann (Hg.): *Zeitbegriffe. Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums ‚Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein‘ (Kassel 1983): Beiträge*. Freiburg: K. Alber 1986, S. 9–25.
- Hartmann, Fritz: „Philippe Pinel (1745–1826).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Ders. (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 7–23.
- : „Thomas Sydenham (1624–1689).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Ders. (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 154–172.
- : „Medizin der Aufklärung.“ In: Rainer Enskat (Hg.): *Wissenschaft und Aufklärung (Montagsvorträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg)*. Opladen: Leske + Budrich 1997, S. 31–73.
- Hawking, Stephen; Mlodinow, Leonard: *A brief history of time*. London: Bantam Press 2008
- Heinemann, Gottfried (Hg.): *Zeitbegriffe. Ergebnisse des Interdisziplinären Symposiums ‚Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein‘ (Kassel 1983): Beiträge*. Freiburg: K. Alber 1986
- Heinen, Sandra; Sommer, Roy: *Narratology in the age of cross-disciplinary narrative research*. New York, Berlin: De Gruyter 2009
- Heinz, Jutta: *Wissen vom Menschen und Erzählen vom Einzelfall: Untersuchungen zum anthropologischen Roman der Spätaufklärung*. Berlin: De Gruyter 1996
- Helm, Jürgen: „Beobachten, Sammeln, Verallgemeinern. Konzepte und Praktiken zur Herstellung medizinischen Wissens.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 23–36.
- Hempfer, Klaus W.: „Gattung.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 651–655.
- Henkelmann, Thomas: *Zur Geschichte des pathophysiologischen Denkens: John Brown (1735–1788) und sein System der Medizin*. Berlin u. a.: Springer 2013
- Herrath, Saskia: „Schwarz auf Weiß – Simultaneität der Gegensätze bis an den Rand der Sprache.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 52–65.

- Hess, Volker: *Von der semiotischen zur diagnostischen Medizin. Die Entstehung der klinischen Methode zwischen 1750 und 1850* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 66). Husum: Matthiesen 1993
- : „Observatio und Casus: Status und Funktion der medizinischen Fallgeschichte.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 34–59.
- Hill, David: „The Classical Era.“ In: *The Year's Work in Modern Language Studies* 1996, Heft 58, S. 789–836.
- Hinderer, Walter: „Immanuel Kants Begriff der negativen Größen, Adam Müllers Lehre vom Gegensatz und Heinrich von Kleists Ästhetik der Negation.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 35–62.
- : „Ansichten von der Rückseite der Naturwissenschaft. Antinomien in Heinrich von Kleists Welt- und Selbstverständnis.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2005. Internationale Jahrestagung 2004: ‚Kleist und die Naturwissenschaften‘*. Stuttgart: J.B. Metzler 2005, S. 21–44. Unter: http://www.kleist-museum.de/fileadmin/kleist/dokumente/kleist-gesellschaft/KJb_2005.pdf [04.11.2016]
- Höcker, Arne; Moser, Jeannie; Weber, Philippe (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006
- Hoorn, Tanja van (Hg.): *Zeit, Stillstellung und Geschichte im deutschsprachigen Gegenwartssroman*. 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2016
- Horn, Eva: Die Zeit des Klimas. Zur Verzeitlichung der Natur in der literarischen Moderne. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 ‚Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne‘. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/klima/beschreibung/> [11.08.2015]
- Huber, Helmuth P.: „Einzelfallanalyse.“ In: Theo Herrmann; Peter R. Hofstätter; Ders.; Franz E. Weinert (Hg.): *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*. München: Kösel 1977, S. 115–122.
- Huber, Martin: *Der Text als Bühne. Theatrales Erzählen um 1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003
- Hühn, Peter; Sommer, Roy: „Narration in Poetry and Drama.“ In: Ders.; John Pier; Wolf Schmid; Jochen Schönert (Hg.): *Handbook of narratology*. New York, Berlin: De Gruyter 2009, S. 228–241.
- Hünemörder, Christian: „Lorbeer [Art.].“ In: Hubert Cancik; Helmuth Schneider; Manfred Landfester (Hg.): *Der Neue Pauly*. Online-Ausgabe. Leiden u. a.: Brill 2006. Unter: http://dx.doi.org/pauly.emedia1.bsb-muenchen.de/10.1163/1574-9347_dnp_e709860 [27.11.2016]

- Hunter, Kathryn M.: „Making a case.“ In: *Literature and medicine* 1988, Bd. 7, S. 66–79.
- Hunter, Kathryn Montgomery: *Doctors' stories. The narrative structure of medical knowledge*. Princeton/NJ: Princeton University Press 1991
- Iser, Wolfgang: *Das Fiktive und das Imaginäre: Perspektiven literarischer Anthropologie*. Berlin: Suhrkamp 1993
- Jäger, Georg: „Das Gattungsproblem in der Ästhetik und Poetik von 1780 bis 1850.“ In: Jost Hermand; Manfred Windfuhr (Hg.): *Zur Literatur der Restaurationsepoche. Forschungsreferate und Aufsätze*. Stuttgart: J.B. Metzler 1970, S. 371–404. Neupublikation im Goethezeitportal. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/jaeger_gattungsproblem.pdf [21.11.2016]
- Jagow, Bettina von; Steger, Florian: *Was treibt die Literatur zur Medizin? Ein kulturwissenschaftlicher Dialog*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009
- Jahraus, Oliver: „Männer, Frauen und nichts Drittes. Die Kategorie der Drittheit als poetologische Struktur in Heinrich von Kleists Drama *Penthesilea*.“ In: *Athenäum* 2003, Bd. 13, S. 131–146.
- Jakubcová, Alena: „Das Theater in Prag zur Zeit von Christian Heinrich Spieß.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 61–74.
- Jannidis, Fotis: *Das Individuum und sein Jahrhundert: Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs ‚Bildung‘ am Beispiel von Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 56). Tübingen: Max Niemeyer 1996
- Janz, Dieter: „Einführung.“ In: Ders. (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 7–10.
- (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999
- Janz, Rolf-Peter: „Affektive Exzesse bei Kleist.“ In: Dieter Sevin; Christoph Zeller (Hg.): *Heinrich von Kleist: Style and concept. Explorations of literary dissonance*. Berlin: De Gruyter 2013, S. 247–255.
- : „Zwischen Liebestaumel und Chauvinismus. Kleists Experimente mit Ausnahmezuständen.“ In: Hans R. Brittnacher; Irmela von der Lühe (Hg.): *Risiko, Experiment, Selbstentwurf. Kleists radikale Poetik*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 21–38.
- Joachimsthaler, Jürgen: „Rechtsfiktionen, Gerichtsaufführungen und das ‚als ob‘ der Gesetze: Die juristische Textur als literarische Kunstform.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 31–49.
- Jolles, André: *Einfache Formen: Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2006

- Jordan, Lothar: „Todesarten im Werk Heinrich von Kleists.“ In: Dietrich v. Engelhardt; Ders. (Hg.): *Sterben und Tod bei Heinrich von Kleist und in seinem historischen Kontext*. Interfakultatives Kolloquium, Kleist-Museum Frankfurt (25./26.06.2004) (Beiträge zur Kleist-Forschung, 18). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 101–124.
- Jütte, Robert: „Es müssen dem Juden seine eingerosteten Ideen benommen werden‘ – Anmerkungen zur Rolle jüdischer Ärzte in der Haskala.“ In: *Aschkenas* 2007, Bd. 15/Heft 2, S. 573–581.
- Kächele, Horst: „Der lange Weg von der Novelle zur Einzelfallanalyse.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 32–42.
- Kaiser, Céline: „Schauplatz Psychiatrie. Aspekte der Theatralität in der Psychotherapie um 1800.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 61–78.
- Kaufmann, Doris: *Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die ‚Erfindung‘ der Psychiatrie in Deutschland 1770–1850* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 122). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1995
- Kayser, Wolfgang: *Das Sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*. Bern: A. Francke 1948
- Keck, Annette: „Literale Anatomien. Buchstabenmenschen – Menschenbuchstaben.“ In: Dies.; Nicolas Pethes (Hg.): *Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen*. Bielefeld: transcript 2001, S. 61–79.
- : *Buchstäbliche Anatomien. Vom Lesen und Schreiben des Menschen – Literaturgeschichten der Moderne*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007
- : „Groteskes Begehren und exzentrische Deklamationen. Zur Eskamotage des Pathos in der Literatur des bürgerlichen Realismus.“ In: Cornelia Zumbusch (Hg.): *Pathos. Zur Geschichte einer problematischen Kategorie*. Berlin: Akademie Verlag 2010, S. 117–138.
- Kemmann, Ansgar: „Evidentia, Evidenz [Art.].“ In: Gerd Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Darmstadt: Max Niemeyer 1996. Bd. 3, Sp. 33–47.
- Kempen, Anke van: *Die Rede vor Gericht. Prozess, Tribunal, Ermittlung: Forensische Rede und Sprachreflexion bei Heinrich von Kleist, Georg Büchner und Peter Weiss*. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2005
- Kent, Tayler M.: Theater of infection: Illness and contagion in German drama around 1800. Dissertation. University of North Carolina, Chapel Hill 2015. Unter: <https://cdr.lib.unc.edu/indexablecontent/uuid:885a8bcc-2665-4049-a7d8-7e39a80da2d3> [26.10.2016]
- Kerz-Rühling, Ingrid: „Die Methode der Überprüfung in der Fallgeschichte.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 106–119.

- Kiceluc, Stephanie: „Der Patient als Zeichen und Erzählung: Krankheitsbilder, Lebensgeschichten und die erste psychoanalytische Fallgeschichte.“ In: *Psyche* 1993, Bd. 47/Heft 9, S. 815–854.
- Kiefer, Jürgen D.: „Büchner, Andreas Elias von. [Art.].“ In: Ders. (Hg.): *Bio-Bibliographisches Handbuch der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. 1754–2004; aus Anlaß der 250. Jahrfeier [Festgabe im Jubiläumsjahr]*. Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2004, S. 119.
- : „Der Mediziner Andreas Elias von Büchner als Erfurter Universitätslehrer und Akademiemitglied.“ In: Ders.; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 79–92.
- Kiefner, Hans: „Species facti. Geschichtserzählung bei Kleist und in Relationen bei preußischen Kollegialbehörden um 1800.“ In: Hans J. Kreutzer (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1988/89. Internationales Kleist-Kolloquium Berlin 1986*. Berlin: Schmidt 1988, S. 13–39.
- Kim, Hee-Ju: „Dramaturgie und dramatischer Stil.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 295–300.
- Kittler, Wolf: „O Aphrodite! Das unsichtbare Theater in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 120–132.
- Kleeberg, Ingrid: *Poetik der nervösen Revolution. Psychophysiologie und das politische Imaginäre, 1750–1860* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 210). 1. Aufl. Freiburg: Rombach 2014
- Kliem, Martina; Reichert, Eva M.: „Poetik der Gattungsmischung (Tagung; 27.03.–29.03.2014).“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2014, Bd. 24/Heft 3, S. 633–635.
- Klinkert, Thomas; Neuhofer, Monika (Hg.): *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie, Epistemologie, komparatistische Fallstudien* (Spectrum Literaturwissenschaft, 15). Berlin, New York: De Gruyter 2008
- Klotz, Volker: „Aug um Zunge – Zunge um Aug. Kleists extremes Theater.“ In: Hans J. Kreutzer (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1985*. Berlin: Erich Schmidt 1985, S. 128–142.
- : *Radikaldramatik, szenische Vor-Avantgarde: von Holberg zu Nestroy, von Kleist zu Grabbe*. Bielefeld: Aisthesis 1996
- Köbler, Gerhard (Hg.): *Altgriechisches Abkunfts- und Wirkungswörterbuch*. 2. Aufl. o. A.: Sprachinstitut 2010. Unter: <http://www.koeblergerhard.de/Altgriechisch2-HP/GriechischInternetdatei-2-Auflage.doc> [10.11.2016]
- Kohlroß, Christian: „Krankheit und Wissen oder: Woran erkrankt, wer im Geiste erkrankt? Der Versuch einer philologischen Antwort mit Blick auf Heinrich von Kleists *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik*.“ In: Frank Degler; Ders. (Hg.): *Epochen/Krankheiten. Konstellationen von Literatur und Pathologie* (Wissen der Literatur, 1). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2006, S. 77–95.

- Kommerell, Max: *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin*. Frankfurt am Main: Klostermann 1942
- Korthals, Holger: *Zwischen Drama und Erzählung. Ein Beitrag zur Theorie geschensdarstellender Literatur*. Berlin: Erich Schmidt 2003
- Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München: Fink 1999
- : „Poiesis des Leibes. Johann Christian Reils romantische Medizin.“ In: Gabriele Brandstetter; Gerhard Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 26). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 259–272. Neupublikation im Goethezeitportal. Unter: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/reil/koschorke.pdf> [21.11.2016]
- Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979
- : „Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ‚Krise‘.“ In: Ders. (Hg.): *Begriffsgeschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 203–217.
- Košenina, Alexander: „Wie die ‚Kunst von der Natur überrumpelt‘ werden kann: Anthropologie und Verstellungskunst.“ In: Jürgen Barkhoff; Eda Sagarra (Hg.): *Anthropologie und Literatur um 1800* (Publications of the Institute of Germanic Studies, University of London, 54). München: Iudicium Verlag 1992, S. 53–71.
- : „Gläserne Brust, Lesbares Herz: Ein Psychopathographischer Topos im Zeichen Physiognomischer Tyrannei bei C. H. Spiess und Anderen.“ In: *German Life & Letters (German Life and Letters)* 1999, Bd. 52/Heft 2, S. 151–165.
- : „Nachwort.“ In: Meißner, August G.: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*. Hg. v. Alexander Košenina. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2003, S. 91–112.
- : „Nachwort.“ In: Spieß, Christian H.: *Biographien der Selbstmörder*. Hg. v. Alexander Košenina. Göttingen: Wallstein 2005, S. 245–271.
- : „Tiefere Blicke in das Menschenherz: Schiller und Pitaval.“ In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 2005, Bd. 55, S. 383–395.
- : *Karl Philipp Moritz. Literarische Experimente auf dem Weg zum psychologischen Roman*. Göttingen: Wallstein 2006
- : „Ratlose Schwestern der Marquise von O...: Rätselhafte Schwangerschaften in populären Fallgeschichten – von Pitaval bis Spieß.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 45–59.
- : „Schiller’s Poetics of Crime.“ In: Nicholas Martin (Hg.): *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Schiller: National Poet – Poet of Nations* (61). Amsterdam: Rodopi 2006, S. 201–217.
- : „Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner und Spieß.“ In: Alice Stašková (Hg.): *Friedrich Schiller und Euro-*

- pa. *Ästhetik, Politik, Geschichte* (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 238). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007, S. 119–139.
- : „Von Bedlam nach Steinhof. Irrenhausbesuche in der Frühen Neuzeit und Moderne.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2007, Bd. 17/Heft 2, S. 322–339.
- : „Fallgeschichten. Von der Dokumentation zur Fiktion. Vorwort.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 282–287.
- : „Juristische Fallgeschichte: Theodor Lessings ‚Haarmann. Die Geschichte eines Werwolfs‘ (1925).“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 83–94.
- : „Gefährliche Sachbücher: Jean Pauls *Feldprediger Schmelzle* scheitert durch naturwissenschaftliches Halbwissen an Phobien.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2010, Bd. 20/Heft 3, S. 494–507.
- : „Anthropologische Kriminalfallgeschichte. Karl Müchlers ‚Diebstahl aus kindlicher Liebe‘ und Goethes Ferdinand-Erzählung.“ In: Ders.; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 255–270.
- : „Kleists Requisiten: Anker in einer Welt des Scheins.“ In: Yixu Lü; Anthony Stephens; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 249–260.
- : „Kriminalanekdote. Literarisiertes Rechtswissen bei Kleist, Meißner und Müchler.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 96–108.
- ; Zelle, Carsten (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011
- Krämer, Fabian: „Faktoid und Fallgeschichte. Medizinische Fallgeschichten im Lichte frühneuzeitlicher Lese- und Aufzeichnungstechniken.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 525–536.
- Krämer, Sandra: „Heinrich von Kleist (1777–1811): ‚O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses!‘.“ In: *Deutsches Ärzteblatt* 2011, Bd. 108/Heft 47, A2539–A2542. Unter: <http://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=114226> [21.11.2016]
- Krause, Detlef (Hg.): *Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann*. Mit über 600 Lexikoneinträgen einschließlich detaillierter Quellenangaben. 4. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius 2005
- Krause, Marcus: „Zu einer Poetologie literarischer Fallgeschichten.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 242–273.

- Krauthausen, Karin; Kammer, Stephan: „Gegenwart, gegenwart. Für einen strukturalen Realismus.“ In: Hans J. Balmes; Jörg Bong; Alexander Roesler; Oliver Vogel (Hg.): *Neue Rundschau. Gegenwart vs. Futur zwei*. Unter Mitarbeit von Kathrin Röggla. 1. Aufl. Frankfurt am Main: S. Fischer 2016, Jg. 127/Heft 1, S. 141–154.
- Kreidt, Dietrich: „Außersichsein. Der Schriftsteller, Mediziner, Psychoanalytiker und Philosoph Jean Starobinski.“ In: *Zeit Online* 1986. Unter: <http://www.zeit.de/1986/46/aussersichsein> [02.06.2016]
- Krellner, Ulrich: Von der historischen Anthropologie zur Immunitätspoetik. Hans-Jürgen Schings und Cornelia Zumbusch haben Studien zur ‚Weimarer Klassik‘ vorgelegt [Rez.]. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18136&ausgabe=201308 [20.01.2017]
- Kreutzer, Hans J.: „Paradoxe Zeitgenossenschaft: Kleist in seiner Epoche.“ In: *Publications of the English Goethe Society* 2009, Bd. 78/Heft 1–2, S. 3–10.
- : *Traum und Cherub – über Kleists ‚Käthchen von Heilbronn‘ – Vortrag am 10. Oktober 1995 in der Stadtbücherei Heilbronn*. Heilbronn: Stadt Heilbronn/Stadtbücherei 1995
- Krieger, Klaus: *Das Prinzip der Marionette im Erzählwerk Heinrich von Kleists*. Aachen: Shaker 2007
- Kühn, Ralf: TempusRätsel zum TempusWechsel – Moderne Zeitdiskurse und Gegenwartsliteratur zwischen Berechnung und Verrätselung der Zeit. Dissertation. Eberhard Karls Universität Tübingen, Tübingen 2005. Unter: http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/frontdoor.php?source_opus=1569&la=de [05.01.2013]
- Kull, Carolin: „Marcus Herz: ‚An Herrn Doktor J. in Königsberg‘. Psychologische Beschreibung seiner eigenen Krankheit. Eingeleitet und kommentiert von Carolin Kull.“ In: Carsten Zelle (Hg.): *Casus. Von Hoffmanns Erzählungen zu Freuds Novellen. Eine Anthologie der FachprosaGattung ‚Fallerzählung‘* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 7). Hannover: Wehrhahn 2015, S. 113–123.
- Kümmel, Werner: „Der vernünftig rathende und glücklich curirende Medicus‘: Andreas Elias von Büchner (1701–1769).“ In: Jürgen D. Kiefer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 93–112.
- Kunz, Gerhard: „Einzelfallstudie.“ In: Wilhelm Berndorf (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1972/1973, S. 178–179.
- Küpper, Achim: „Einleitung. Zum theatralischen Erzählen um 1900.“ In: Belgischer Germanisten- und Deutschlehrerverband (BGDV) (Hg.): *Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur* (Theatralisches Erzählen um 1900. Narrative Inszenierungsweisen der Jahrhundertwende, 37/1). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011, S. 5–19.
- Kyora, Sabine: „Halluzination [Art.].“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 320–324.

- Lachmund, Jens; Stollberg, Gunnar: „Die Hospitalisierung des Patienten.“ In: *Zeitschrift für Medizinische Psychologie* 1993, Bd. 2/Heft 1, S. 36–42.
- Lammel, Hans-Uwe: „Alexander Košenina (Hg.): Christian Heinrich Spieß: Biographien der Selbstmörder, Göttingen: Wallstein 2005, ISBN 978-3-89244-864-8 [Rez.]“ In: *sehepunkte* 2007, Heft 7/Nr. 3. Unter: <http://www.sehepunkte.de/2007/03/11705.html> [25.06.2016]
- ; Münch, Ragnhild: „Versuch und Experiment bei Marcus Herz.“ In: Gerhard Baader; Michael Hubenstorf; et al. (Hg.): *Medizingeschichte und Gesellschaftskritik. Festschrift für Gerhard Baader* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 81). Husum: Matthiesen 1997, S. 101–122.
- Lämmert, Eberhard (Hg.): *Romantheorie. Dokumentation ihrer Geschichte in Deutschland 1620–1880* (Neue wissenschaftliche Bibliothek, 41). Köln: Kiepenheuer & Witsch 1971
- Lang, Birgit: „Kleists Fall – Literarische und wissenschaftliche Konstellationen des (Nicht-)Wissens.“ In: Yixu Lü; Anthony Stephens; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 261–274.
- Leder, Christoph Maria: *Die Grenzgänge des Marcus Herz. Beruf, Haltung und Identität eines jüdischen Arztes gegen Ende des 18. Jahrhunderts* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 35). Münster, New York: Waxmann 2007
- Lehmann, Hans-Thies: „Kleist/Versionen.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2001*. Stuttgart u. a.: J.B. Metzler 2001, S. 89–103.
- Lehmann, Johannes F.: „Erfinden, was der Fall ist: Fallgeschichte und Rahmen bei Schiller, Büchner und Musil.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 361–380.
- : „Lebensgeschichte und Verbrechen. E.T.A. Hoffmanns *Die Marquise de la Pivardiere* und die Gattungsgeschichte der Kriminalerzählung.“ In: Wilfried Barner; Christine Lubkoll; Ernst Osterkamp; Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Göttingen: Wallstein 2005. Bd. 49, S. 228–253.
- : „Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung.“ In: Ders.; Maximilian Bergengruen; Roland Borgards (Hg.): *Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 189). 1. Aufl. Freiburg, Berlin, Wien: Rombach 2012, S. 23–47.
- : „Was der Fall war: Zum Verhältnis von Fallgeschichte und Vorgeschichte am Beispiel von Lenz' Erzählung *Zerbin*.“ In: Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 73–87.
- : Aktualität – zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800. Teilprojekt des DFG-Schwerpunktprogramms 1688 „Ästhetische Eigenzeiten. Zeit und Darstellung in der polychronen Moderne“. Unter: <http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/aktualitaet/beschreibung/> [11.08.2015]

- Lehnert, Gertrud: „Verlorene Räume. Zum Wandel eines Wahrnehmungsparadigmas in der Romantik.“ In: Christian Kiening; Albrecht Koschorke; David E. Wellbery (Hg.): *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Bd. 69 (69/= 64). Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1995, S. 722–734.
- Leiteritz, Christine: „Die bewusstseins- und wirklichkeitsmodellierende Funktion des Traums in Kleists Dramen ‚Das Käthchen von Heilbronn‘ und ‚Prinz Friedrich von Homburg‘.“ In: Peter Csobádi (Hg.): *Traum und Wirklichkeit in Theater und Musiktheater. Vorträge und Gespräche des Salzburger Symposions 2004*. Anif u. a.: Muel-ler-Speiser 2006, S. 189–200.
- Lenz, Angelika: Karl Philipp Moritz: Leben und Werk. Unter: <http://www.bbaw.de/forschung/moritz/forum/chronik.html> [27.05.2016]
- Lepénies, Wolf: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts* (Hanser Anthropologie). München: C. Hanser 1976
- Leuzinger-Bohleber, Marianne: „Fallgeschichte [Art.].“ In: Wolfgang Mertens (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. 4. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 2014, S. 246–253.
- Leventhal, Robert: „Kasuistik, Empirie und pastorale Seelenführung. Zur Entstehung der modernen psychologischen Fallgeschichte, 1750–1800.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 13–40.
- : „Vorstudien zur Hysterie. Marcus Herz’ *Etwas Psychologisch-Medizinisches. Moriz Krankengeschichte* (1798).“ In: Ulrich J. Schneider (Hg.): *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter 2008, S. 431–440.
- : „Ästhetische Dimensionen der psychologischen Fallgeschichte. Zu einer Ästhetik der Abweichung und Grenzüberschreitung am Beispiel von Marcus Herz’ *Beschreibung seiner eigenen Krankheit* (1783).“ In: Alexander Košenina; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 191–227.
- : „Die Fallgeschichte zwischen Ästhetik und Therapeutik.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 65–83.
- Liebrand, Claudia: „GRAVIDA. Kleists Marquise von O... als Trauma-Text.“ In: Ort-rud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 159–177.
- Lindemann, Mary: „The Enlightenment Encountered: The German Physicus and His World, 1750–1820.“ In: Roy Porter (Hg.): *Medicine in the Enlightenment*. Amsterdam, Atlanta/GA: Rodopi 1995, S. 181–197.

- Linhardt, Marion: „Kleists theatralisches Denken. Theatralität als Argument der Bühne.“ In: Claudia Meyer; Jürgen Hein (Hg.): *Bis zum Lorbeer versteig ich mich nicht. Festschrift für Jürgen Hein*. Münster: Ardey-Verlag 2007, S. 181–193.
- Link, Franz: *Dramaturgie der Zeit*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1977
- Link, Kay: „Texträume bei Kleist. Von Schwarzen Löchern, Sprachversagen, Grenzgängern und Musik.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 24–38.
- Lönker, Fred: „Kleist und die Nachtseiten des Bewusstseins.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 277–296.
- Lü, Yixu; Stephens, Anthony: „Gewaltig die Natur im Menschen.‘ Affekte und Reflexivität der Sprache in Kleists vollendeten Trauerspielen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 214–231.
- Lubkoll, Christine; Oesterle, Günter (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001
- ; Waldow, Stephanie: „Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik. Einleitung.“ In: Dies.; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 7–19.
- Lüdemann, Susanne: „Literarische Fallgeschichten. Schillers ‚Verbrecher aus verlorener Ehre‘ und Kleists ‚Michael Kohlhaas‘.“ In: Jens Ruchatz; Stefan Willer; Nicolas Pethes; Safia Azzouni (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007, S. 208–223.
- : „As the case may be. Über Fallgeschichten in Literatur und Psychoanalyse.“ In: Inka Mülder-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 115–127.
- Ludwig, Ralf: *Kant für Anfänger: Die Kritik der reinen Vernunft. Eine Lese-Einführung*. München: dtv 1995
- Luly, Sara R.: *Magnetized Men: Constructing Masculinity through Somnambulism in the Works of German Romanticism*. Dissertation. Ohio State University, Columbus 2011. Unter: https://etd.ohiolink.edu/!etd.send_file?accession=osu1306343102&disposition=inline [26.10.2016]
- Maidl, Václav: „Die Rezeption von Christian Heinrich Spieß in den böhmischen Ländern.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Heft 16, S. 43–54.
- Manger, Klaus: „Andreas Elias von Büchner vor dem Hintergrund der Kultur des 18. Jahrhunderts.“ In: Jürgen D. Kiefer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Aka-

- demie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 129–140.
- Manns, Stefan: *Grenzen des Erzählens. Konzeption und Struktur des Erzählens in Georg Philipp Harsdörffers ‚Schauplätzen‘* (Deutsche Literatur: Studien und Quellen, 14). Berlin: Akademie Verlag 2013
- Martínez, Matias: „Episch.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 465–468.
- ; Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C. H. Beck 2005
- Matala Mazza, Ethel de; Pornschlegel, Clemens (Hg.): *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*. Freiburg im Breisgau: Rombach 2003
- : „Offene Magazine für Erfahrungswissen. Sprichwörter, Fabeln und Exempel.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 265–284.
- Mattern, Pierre: „Zur Genealogie des Fanatikens. Der Fall Sand.“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 189–208.
- Meder-Matthis, Heike: „Immanuel David Mauchart.“ In: Juliane Baur; Volker H. Drecolli; Wolfgang Schöllkopf (Hg.): *Stiftsköpfe*: Mohr Siebeck 2012, S. 114–121.
- Meier, Marietta: „Die Konstruktion von Wissen durch Fallgeschichten. Psychochirurgische Studien in den 1940er und 1950er Jahren.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 103–114.
- : „Geschichten aus der Klinik.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 60–81.
- Menke, Bettine: „Die Intertextualität, die Aussetzung der Darstellung und die Formeln der Passion.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 211–252.
- Mettenleiter, Andreas: „Der Besuch Heinrich von Kleist auf der Irrenabteilung des Würzburger Juliusspitals im September 1800.“ In: *Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde* 2003, Heft 9, S. 151–164.
- Meyer, Adolf-Ernst: „Nieder mit der Novelle als Psychoanalyse-Darstellung – Hoch lebe die Interaktionsgeschichte.“ In: Ulrich Stühr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 61–84.
- Meyer, Bernhard: „Ein Leben im Geist der Aufklärung. Der Arzt und Philosoph Markus Herz (1747–1803).“ In: Ernst Goder (Hg.): *Berlinische Monatsschrift. Publikation*

- zur *Stadtgeschichte*, Bd. 1. Berlin: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V. 1997, S. 30–35.
- : „Denken in ‚Gränzörtern‘. Marcus Herz.“ In: Ernst Goder (Hg.): *Berlinische Monatsschrift. Publikation zur Stadtgeschichte*, Bd. 12. Berlin: Luisenstädtischer Bildungsverein e. V. 1998, S. 51–56.
- Michler, Werner: „Klassifikation und Naturform. Zur Konstitution einer Biopoetik der Gattungen im 18. Jahrhundert.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 35–50.
- Mirbach, Dagmar: Alexander Gottlieb Baumgarten: *Aesthetica/Ästhetik* (2 Bde.). Unter: <http://www.baumgarten-alexander-gottlieb.de/aesthetica/index.html> [09.03.2016]
- Mitrallexi, Katherina: „Narrative Strategien in Kleists *Penthesilea*.“ In: Olga Laskaridu; Joachim Theisen (Hg.): *Nur zerrissene Bruchstücke. Kleist zum 200. Todestag*. Athener Kleist-Tagung 2011 (Hellenogermanica, 3). Frankfurt am Main: Peter Lang 2013, S. 59–73.
- Model, Anselm: „Kant und die Medizin der Aufklärung.“ In: *Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte* 1990, Bd. 74/Heft 1, S. 112–116. Unter: <http://www.jstor.org/stable/20777276> [18.12.2015]
- Moser, Jeannie: „Poetologien/Rhetoriken des Wissens. Einleitung.“ In: Arne Höcker; Dies.; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 11–16.
- Mücke, Dorothea v.: „Metamorphose und Idylle. Entgrenzungsphantasien bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 184–198.
- Mülder-Bach, Inka: „Die ‚Feuerprobe der Wahrheit‘. Fall-Studien zur weiblichen Ohnmacht.“ In: Inge Baxmann; Michael Franz; Wolfgang Schäffner (Hg.): *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert* (LiteraturForschung, 2). Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 525–543. Neupublikation im Goethezeitportal. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epo-che/muelder-bach_ohnmacht.pdf [22.07.2016]
- : „Am Anfang war ... der Fall. Ursprungsszenen der Moderne.“ In: Dies.; Eckhard Schumacher (Hg.): *Am Anfang war ... Ursprungsfiguren und Anfangskonstruktionen der Moderne* (Anfänge). 1. Aufl. Paderborn: Fink 2008, S. 107–129.
- ; Ott, Michael: Der Fall des Anfangs. Teilprojekt der DFG-Forschergruppe ‚Anfänge (in) der Moderne‘ – Theoretische Konzepte, literarische Figurationen, historische Konstruktionen. Unter: <http://www.forschergruppe-anfaenge.uni-muenchen.de/teilprojekte/teilprojekte/muelder-bach/index.html> [15.01.2017]
- : Symposium ‚Was der Fall ist‘ (15.–17.12.2011). Internationales Symposium. Unter: <http://www.forschergruppe-anfaenge.uni-muenchen.de/veranstaltungen/archiv/20091/fall/index.html> [15.01.2017]
- : „Einleitung.“ In: Dies.; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 9–31.

- (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014
- Müller, Burkhard: „Zeit des Erwachens.“ In: *Süddeutsche Zeitung* [06./07.06.2015]
- Müller, Christian: „Zur Geschichte der Krankengeschichte.“ In: Dieter Janz (Hg.): *Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, S. 93–104.
- Müller, Gernot: „Prolegomena zur Konzeptionalisierung unzuverlässigen Erzählens im Werk Heinrich von Kleists.“ In: *Studia Neophilologica* 2005, S. 41–70.
- Müller, Ingo W.: „Friedrich Hoffmann (1660–1742).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 202–214.
- Müller, Jan-Dirk: „Evidentia und Medialität. Zur Ausdifferenzierung von Evidenz in der Frühen Neuzeit.“ In: Gabriele Wimböck; Karin Leonhard; Markus Friedrich (Hg.): *Evidentia*. Berlin: Lit Verlag 2007, S. 59–84.
- Müller-Michaels, Harro: *Die Zeitstruktur im Drama Heinrich von Kleists*. Münster: o. A. 1949
- Müller-Seidel, Walter: *Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist*. Köln: Böhlau 1971
- Müller-Sievers, Helmut: „Experiment im Einsatz. Bewegungszwang und Erzähltechnik im 19. Jahrhundert.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): *„Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!“. Experiment und Literatur II: 1790–1890*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 287–299.
- Müller-Tamm, Jutta: „Prosa, Lyrik, Lebensbild. Literarische Wissenschaft um 1800.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 190–202.
- Muny, Eike: *Erzählperspektive im Drama. Ein Beitrag zur transgenerischen Narratologie*. München: Iudicium Verlag 2008
- Nehren, Birgit: „Herz, Markus.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.2596> [28.06.2014]
- Neubaur, Caroline: „Penthesilea und die Kategorie des Gräßlichen.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 199–217.
- Neumann, Gerhard: „Das Stocken der Sprache und das Straucheln des Körpers. Umriss von Kleists kultureller Anthropologie.“ In: Ders. (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994, S. 13–29.
- (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994

- : „Bildersturz. Metaphern als generative Kerne in Kleists *Penthesilea*.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 93–124.
- : *Kulturwissenschaftliche Hermeneutik. Interpretieren nach dem Poststrukturalismus* (Litterae, 200). Freiburg im Breisgau: Rombach 2014
- Neumeyer, Harald: „Wir nennen aber jetzt Melancholie‘ (Adolph Henke). Chateaubriand, Goethe, Tieck und die Medizin um 1800.“ In: Thomas Lange; Ders. (Hg.): *Kunst und Wissenschaft um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 13). Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 63–88.
- : „Ich bin einer von denjenigen Unglückseligen [...]‘. Rückkopplung und Autoreferenzen. Zur Onaniedebatte im 18. Jahrhundert.“ In: Maximilian Bergengruen; Roland Borgards; Johannes F. Lehmann (Hg.): *Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 16). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 65–96.
- : „Magnetische Fälle um 1800. Experimenten-Schriften-Kultur zur Produktion eines Unbewußten.“ In: Marcus Krause; Nicolas Pethes (Hg.): *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert* (Studien zur Kulturpoetik, 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 251–285.
- : „Schwarze Seelen‘. Rechts-Fall-Geschichten bei Pitaval, Schiller, Niethammer und Feuerbach.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2006, Bd. 31/Heft 1, S. 101–132.
- : „Vom melancholischen Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘. Georg Büchners Lenz und das medizinisch-psychiatrische Wissen um Seelenstörungen.“ In: Gustav Frank; Madleen Podewski (Hg.): *Wissenskulturen im Vormärz* (Jahrbuch/FVF, Forum Vormärz Forschung, 17). Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 315–340.
- Niehaus, Michael: „Andere Zustände. Kindermörderinnen im ausgehenden 18. Jahrhundert und ihre Zurechnungsfähigkeit.“ In: Ders.; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 85–106.
- : „Die Figur der Giftmischerin als Fall der Literatur.“ In: *KulturPoetik* 2005, Bd. 5/Heft 2, S. 133–149. Unter: <http://www.jstor.org/stable/40621736> [20.01.2017]
- : „Schicksal sein. Giftmischerinnen in Falldarstellungen vom Pitaval bis zum Neuen Pitaval.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2006, Bd. 31/Heft 1, S. 133–149.
- : „Krankheit umschreiben. Protokoll eines Inquisitionsverfahrens.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 303–324.
- ; Schmidt-Hannisa, Hans-Walter: „Einleitung.“ In: Dies. (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 7–13.

- (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998
- Nübel, Birgit: „Autobiographik als Menschenwissenschaft.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 51–73.
- Nünning, Ansgar; Sommer, Roy: „Drama und Narratologie: Die Entwicklung erzähltheoretischer Modelle und Kategorien für die Dramenanalyse.“ In: Vera Nünning; Ansgar Nünning. (Hg.): *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Trier: WVT, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002, S. 105–128.
- : „Diegetic and Mimetic Narrativity: Some further Steps towards a Transgeneric Narratology of Drama.“ In: John Pier; José Á. García Landa (Hg.): *Theorizing narrativity*. Berlin: De Gruyter 2008, S. 331–354.
- : „The Performative Power of Narrative in Drama: On the Forms and Functions of Dramatic Storytelling in Shakespeare’s Plays.“ In: Greta Olson (Hg.): *Current trends in narratology*. Berlin, New York: De Gruyter 2011, S. 200–231.
- Nünning, Vera; Nünning, Ansgar: „Produktive Grenzüberschreitungen: Transgenerische, intermediale und interdisziplinäre Ansätze in der Erzähltheorie.“ In: Dies. (Hg.): *Erzähltheorie transgenerisch, intermedial, interdisziplinär*. Trier: WVT, Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002, S. 1–22.
- Nusser, Peter: *Trivialliteratur* (Sammlung Metzler, 262). Stuttgart: J.B. Metzler 1991
- Nutz, Maximilian: „‚Erschrecken Sie nicht, es läßt sich lesen‘. Verstörung und Faszination in Diskurskontexten – zur Rezeptionsgeschichte von Kleists *Penthesilea*.“ In: Christine Lubkoll; Günter Oesterle (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 199–223.
- o. V.: „Aisthesis [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 1: A–Am, S. 888. Unter: <http://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=6334&bandnummer=01&seitenzahl=0483&supplement=0&dateiformat=1%27%29> [30.06.2016]
- o. V.: „Büchner, Andreas Elias, des Heil. Röm. Reichs Edler von [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Supplement 4, S. 461–464/Sp. 911–918. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=557218&bandnummer=s4&seitenzahl=0461&supplement=1&dateiformat=1%27>) [30.06.2016]
- o. V.: „Casus [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 5: C–Ch, S. 711/Sp. 1391. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=52684&bandnummer=05&seitenzahl=0711&supplement=0&dateiformat=1%27>) [30.06.2016]

- o. V.: „Natur-Geschichte (Historie der) [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 23: N–Net, S. 549–560/Sp. 1063–1086. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=549&bandnummer=23&view=100&l=de> [30.06.2016]
- o. V.: „Symptoma [Art.].“ In: Johann H. Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden (1732–1754)*, Bd. 41: Suin–Tarn, S. 395–397/Sp. 763–767. Unter: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=395&bandnummer=41&view=100&l=de> [30.06.2016]
- o. V.: „Herz, Versuch über den Schwindel [Rez.].“ In: Friedrich Nicolai (Hg.): *Allgemeine deutsche Bibliothek*, Bd. 73. Berlin, Stettin: Nicolai 1787, S. 119–124. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/adb/adb.htm> [22.12.2015]
- o. V.: „aufdauern [Art.].“ In: Johann C. Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Erster Theil, von A – E. 2. Aufl. Leipzig: Breitkopf 1793, S. 481.
- o. V.: „Karl Phil. Moritz (Nekrol. 1793. II, 169.). An den Herausgeber des Nekrologs.“ In: Friedrich Schlichtegroll (Hg.): *Supplementband zu Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1790 bis mit 1793 oder zu den ersten acht Bänden. Zweyte Abtheilung, enthaltend Nachträge und Berichtigungen zu den ersten vier Jahren des Nekrologs 1790, 91, 92 und 1793. Zweyte und letzte Lieferung*. Gotha: Perthes 1798, S. 182–200.
- o. V.: „Krönen [Art.].“ In: Johann C. Adelung (Hg.): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Zweyter Theil, von F – L. Wien: Bauer 1811, S. 1796.
- o. V.: „Fall [Art.].“ In: Jakob Grimm; Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bände (in 32 Teilbänden), 1854–1961, Bd. 3, Sp. 1271–1276. Unter: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=fall> [25.01.2017]
- o. V.: „Gegenwart [Art.].“ In: Jakob Grimm; Wilhelm Grimm (Hg.): *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bände (in 32 Teilbänden), 1854–1961, Bd. 5, Sp. 2281–2292. Unter: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=gegenwart> [14.09.2016]
- o. V.: „Friedrich Hoffmann [Art.].“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 4. Aufl. 1885–1892. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 8, S. 612.
- o. V.: „Herman Boerhaave [Art.].“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 1885–1892. 4. Aufl. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 3, S. 122.
- o. V.: „Species facti [Art.].“ In: Herrmann J. Meyer (Hg.): *Meyers Konversations-Lexikon*. 4. Aufl. 1885–1892. Leipzig/Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts 1888, Bd. 15, S. 112.

- o. V.: „Affect [Art.].“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Quellenmässig bearb. von Dr. Rudolf Eisler*. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1899, S. 17–19.
- o. V.: „Leidenschaft [Art.].“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Quellenmässig bearb. von Dr. Rudolf Eisler*. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1899, S. 429f.
- o. V.: „Seelenvermögen [Art.].“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearb. von Rudolf Eisler*. 4. Aufl. Berlin: Mittler 1927. Band 3: Sci–Z, S. 24–30.
- o. V.: „Erkenntnisvermögen [Art.].“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlass*. Berlin: Mittler 1930, S. 140f.
- o. V.: „Seelenvermögen [Art.].“ In: Rudolf Eisler (Hg.): *Kant-Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichem Nachlass*. Berlin: Mittler 1930, S. 489.
- o. V.: „Der Rasenden Reporter.“ In: *Der Spiegel* 1967, Ausg. 13. Unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46437714.html> [02.06.2016]
- o. V.: „gagan [Art.].“ In: Gerhard Köbler (Hg.): *Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*. 4. Aufl. Paderborn/München u. a.: Schöningh 1993, S. 350. Unter: <http://daten.digitalle-sammlungen.de/~db/0004/bsb00049200/images/index.html?id=00049200&groesser=&fip=yztsewqeayaewqweayaqrsxseayaenxdsyd&no=19&seite=420> [14.09.2016]
- o. V.: „geginwart [Art.].“ In: Gerhard Köbler (Hg.): *Wörterbuch des althochdeutschen Sprachschatzes*. 4. Aufl. Paderborn/München u. a.: Schöningh 1993, S. 361. Unter: <http://daten.digitalle-sammlungen.de/~db/0004/bsb00049200/images/index.html?id=00049200&groesser=&fip=yztsewqeayaewqweayaqrsxseayaenxdsyd&no=17&seite=431> [14.09.2016]
- o. V.: „Eisener Brief [Art.].“ In: Johann G. Krünitz (Hg.): *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft in alphabetischer Ordnung*. 1773–1858. Elektronische Version. Universität Trier 2001. Unter: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/xxx/e/ke00818.htm> [20.01.2017]
- o. V.: „Anatomie [Art.].“ In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 43.
- o. V.: „Ökonomie [Art.].“ In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 668.
- o. V.: „Teufel [Art.].“ In: Friedrich Kluge (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 25. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 2011, S. 915.
- o. V.: „Erfahrungsseelenkunde [Art.].“ In: Markus Wirtz (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von Janina Strohmmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014, S. 482. Unter: <https://portal-1hogrefe-1com-1dorsch.emedia1.bsb-muenchen.de/dorsch/erfahrungsseelenkunde/> [28.06.2015]

- o. V.: „Anamnese [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/anamnese/K02AX/doc/> [14.10.2016]
 - o. V.: „Exazerbation [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/Exazerbation/K07C7/doc/> [14.10.2016]
 - o. V.: „Krise [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/krise/P02S0/doc/> [14.10.2016]
 - o. V.: „Prodrom [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/prodrom/K0HQP/doc/> [14.10.2016]
 - o. V.: „Remission [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/remission/K0JNL/doc/> [14.10.2016]
 - o. V.: „Stupor [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/stupor/K0LST/doc/> [29.11.2016]
 - o. V.: „Symptom [Art.]“. In: *Pschyrembel Online*. Berlin: De Gruyter 2016. Unter: <https://www-1pschyrembel-1de-1pschyrembel.emedia1.bsb-muenchen.de/Symptom/K0M1E/doc/> [14.10.2016]
- Oels, David; Porombka, Stephan; Schütz, Erhard (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009
- Oesterle, Günter: „Vision und Verhör. Kleists *Käthchen von Heilbronn* als Drama der Unterbrechung und Scham.“ In: Christine Lubkoll; Ders. (Hg.): *Gewagte Experimente und kühne Konstellationen. Kleists Werk zwischen Klassizismus und Romantik* (Stiftung für Romantikforschung, 12). Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 303–328.
- Oesterle, Ingrid: „Es ist an der Zeit!“ Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/oesterle_zeit.pdf [25.01.2017]
- Onken, Aiko: „Wilhelm Schapp – Dr. phil. et jur. Eine (kleine) Spurensuche nach den juristischen Wurzeln der Geschichtenphilosophie.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 50–58.
- Oschmann, Dirk: *Bewegliche Dichtung. Sprachtheorie und Poetik bei Lessing, Schiller und Kleist*. München u. a.: Fink 2007
- : „Bewegung als ästhetische Kategorie im späten 18. Jahrhundert.“ In: Matthias Buschmeier; Till Dembeck (Hg.): *Textbewegungen 1800/1900*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 144–164.

- O'Shea, James R.: *Kant's Critique of Pure Reason. An Introduction and Interpretation*. Durham: Acumen 2012
- Osinski, Jutta: *Über Vernunft und Wahnsinn. Studien zur literarischen Aufklärung in der Gegenwart und im 18. Jhd.* (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur, 41). Bonn: Bouvier 1983
- Ostheimer, Michael: Zeit in Worte gefasst. Johannes Pause untersucht Temporalitätskonzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17933 [11.08.2015]
- ; Zubarik, Sabine (Hg.): *Inseln und Insularitäten. Ästhetisierungen von Heterochronie und Chronotopie seit 1960* (Ästhetische Eigenzeiten, 3). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2017
- Ott, Michael: „Einige große Naturszenen.“ Über Kleists Schrifttheater.“ In: Ethel de Matala Mazza; Clemens Pornschlegel (Hg.): *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*. Freiburg im Breisgau: Rombach 2003, S. 27–52.
- : „Erzählen und Erzählung.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 309–312.
- : „Der Fall, der eintritt. Zur ‚poetischen Kasuistik‘ in Kleists *Die Marquise von O...*.“ In: Inka Mülder-Bach; Ders. (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 89–113.
- Ottmers, Martin: „Dramatisch.“ In: Klaus Weimar (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Berlin u. a.: De Gruyter 2007, S. 397–399.
- Overbeck, Gerd: „Die Fallnovelle als literarische Verständigungs- und Untersuchungsmethode. Ein Beitrag zur Subjektivierung.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 43–60.
- Pauleikhoff, Bernhard: „Emil Kraepelin (1856–1926).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 299–322.
- Paulsen, Wolfgang: „Zum Problem der Novelle bei Kleist.“ In: *Modern Language Notes* 1944, Bd. 59/Heft 3, S. 149–157.
- Pause, Johannes: *Texturen der Zeit. Zum Wandel ästhetischer Zeitkonzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Köln: Böhlau 2012
- Petersen, Jürgen H.: „Phantasien und Träume literarischer Figuren als Selbstinterpretationen literarischer Texte.“ In: Bernhard Dieterle (Hg.): *Träumungen. Traumerzählung in Film und Literatur*. St. Augustin: Gardez! Verlag 1998, S. 167–181.
- Pethes, Nicolas: „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2003, Bd. 28/Heft 1, S. 181–231.

- : „Poetik/Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers.“ In: Gabriele Brandstetter; Gerhard Neumann (Hg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 26). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 341–372.
- : „Vom Einzelfall zur Menschheit. Die Fallgeschichte als Medium der Wissenspopularisierung zwischen Recht, Medizin und Literatur.“ In: Gereon Blaseio; Hedwig Pompe; Jens Ruchatz (Hg.): *Popularisierung und Popularität* (Mediologie, 13). 1. Aufl. Köln: DuMont 2005, S. 63–92.
- : „„sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen“. Epistemologie, Moral und Topik des ‚Falls‘ in Jakob Michael Reinhold Lenz’ ‚Zerbin‘.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 330–345.
- : „Ästhetik des Falls. Zur Konvergenz anthropologischer und literarischer Theorien der Gattung.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *‚Fakta, und kein moralisches Geschwätz‘. Zu den Fallgeschichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793)*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 13–32.
- : „„Er ist ein interessanter casus, Subjekt Woyzeck“. Büchners Fallgeschichten.“ In: Patrick Fortmann; Martha B. Helfer (Hg.): *Commitment and compassion. Essays on Georg Büchner: Festschrift for Gerhard P. Knapp*. Amsterdam, New York/NY: Rodopi 2012, S. 211–230.
- : „Der Mensch als epistemisches Ding? Forschungsprogramm und Forschungspraxis im Fallgeschichten-Anhang zu Johann Gottlob Krügers *Versuch einer Experimental-Seelenlehre*.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 544–551.
- : „Epistemische Schreibweisen. Zur Konvergenz und Differenz naturwissenschaftlicher und literarischer Erzählformen in Fallgeschichten.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 1–22.
- : „Fall, Fälle, Zerfall. Zur medizinischen Schreibweise in Thomas Bernhards Romanen *Frost* und *Verstörung* (mit einem Exkurs zu Adalbert Stifters *Die Mappe meines Urgroßvaters*).“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 458–476.
- : „Totengespräche. Zur Konstitution von Fällen zwischen Individuum und Gattung, Ereignis und Medium, Spektakel und Norm.“ In: Inka Müller-Bach; Michael Ott (Hg.): *Was der Fall ist. Casus und Lapsus* (Anfänge, 3). Paderborn: Fink 2014, S. 57–71.
- : *Literarische Fallgeschichten: Zur Poetik einer epistemischen Schreibweise*. Konstanz: Konstanz University Press 2016
- ; Richter, Sandra: „Einleitung.“ In: Ders.; Sandra Richter (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008, S. 1–11.

- (Hg.): *Medizinische Schreibweisen: Ausdifferenzierung und Transfer zwischen Medizin und Literatur (1600–1900)*. Tübingen: De Gruyter/Max Niemeyer Verlag 2008
- Pfister, Manfred: *Das Drama. Theorie und Analyse*. München: Fink 2000
- Pickerodt, Gerhart: „Mein Cherubim und Seraph“. Engelsbilder bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2006*. Stuttgart: J.B. Metzler 2006, S. 171–187.
- Pockels, Karl F.: „Fortsetzung der Revision der drei ersten Bände dieses Magazins.“ In: Karl P. Moritz; Ders.; Salomon Maimon (Hg.): *ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte*. 10 Bände, 1783–1793. Digitale Edition herausgegeben von Sheila Dickson und Christoph Wingerts Zahn unter Mitarbeit von Stefan Goldmann. Bd. 5 (1787), 3. Stück, S. 1–14.
- Pomata, Gianna: „Sharing Cases: The *Observationes* in Early Modern Medicine.“ In: *Early Science and Medicine* 2010, Bd. 15/Heft 3, S. 193–236.
- : „Fälle mitteilen. Die *Observationes* in der Medizin der Frühen Neuzeit.“ In: Yvonne Wübben; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 20–63.
- Port, Ulrich: „In unbegriffener Leidenschaft empört? Zur Diskursivierung der (tragischen) Affekte in Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2002*. Stuttgart: J.B. Metzler 2002, S. 94–108.
- : „Penthesilea.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 50–61.
- Porto, Petra: Viel beweinte Schatten. Christian Heinrich Spieß’ gesammelte *Biographien der Selbstmörder*. Unter: http://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9798&ausgabe=200609 [02.06.2016]
- Pott, Sandra: „Literatur und Medizin im 18. Jahrhundert: von der erneuerten Fortschrittskritik bis zum ‚Medical Writing‘.“ In: *Gesnerus* 2006, Jg. 63, S. 127–143.
- Premuda, Loris: „Giovanni Battista Morgagni (1682–1771).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 231–244.
- Promies, Wolfgang: „Nachwort.“ In: Christian H. Spieß: *Biographien der Wahnsinnigen*. Hg. v. Wolfgang Promies. Berlin: Luchterhand 1966, S. 317–332.
- : „Christian Heinrich Spieß, oder: Wahnsinn in guter Gesellschaft.“ In: Ders.: *Reisen in Zellen und durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung*. Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997, S. 47–83.
- : *Reisen in Zellen und durch den Kopf. Ansichten von der Aufklärung* (Promenade, 7). Tübingen: Klöpfer & Meyer 1997
- Pusse, Tina-Karen: „Sturz und Fall.“ In: Ingo Breuer (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzler 2009, S. 367–369.

- Raffnsøe, Sverre; Gudmand-Høyer, Marius; Thaning, Morten S. (Hg.): *Foucault. Studienhandbuch* (UTB, 8452). Paderborn: Fink u. a. 2011
- Ralser, Michaela: „Der Fall und seine Geschichte. Die klinisch-psychiatrische Fallgeschichte als Narration an der Schwelle.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 115–126.
- : *Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900*. Paderborn/München: Fink 2010
- Reeves, Nigel: „Kleist’s Indebtedness to the Science, Psychiatry and Medicine of his Time.“ In: *Oxford German Studies* 1985, Bd. 16/Heft 1, S. 47–65.
- : „Kleist’s Bedlam: abnormal psychology and psychiatry in the works of Heinrich von Kleist.“ In: Andrew Cunningham; Nicholas Jardine (Hg.): *Romanticism and the sciences*. Cambridge/UK, New York: Cambridge University Press 1990, S. 280–294.
- Rehfus, Wulff D.: „Kategorien [Art.].“ In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: [http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main\[entry\]=469&tx_gbwbpphilosophie_main\[action\]=show&tx_gbwbpphilosophie_main\[controller\]=Lexicon&cHash=4d02575225f9e3b16fc8c7324d2c7b22](http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main[entry]=469&tx_gbwbpphilosophie_main[action]=show&tx_gbwbpphilosophie_main[controller]=Lexicon&cHash=4d02575225f9e3b16fc8c7324d2c7b22) [22.01.2016]
- : „Vernunft [Art.].“ In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: [http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main\[entry\]=933&tx_gbwbpphilosophie_main\[action\]=show&tx_gbwbpphilosophie_main\[controller\]=Lexicon&cHash=bb1d4ddd01146dee36bb6de2a257ec52](http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main[entry]=933&tx_gbwbpphilosophie_main[action]=show&tx_gbwbpphilosophie_main[controller]=Lexicon&cHash=bb1d4ddd01146dee36bb6de2a257ec52) [27.05.2016]
- : „Verstand [Art.].“ In: Ders. (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: [http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main\[entry\]=934&tx_gbwbpphilosophie_main\[action\]=show&tx_gbwbpphilosophie_main\[controller\]=Lexicon&cHash=c9a3253465ddd6f6420f45e16bb8ccf9](http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch/?tx_gbwbpphilosophie_main[entry]=934&tx_gbwbpphilosophie_main[action]=show&tx_gbwbpphilosophie_main[controller]=Lexicon&cHash=c9a3253465ddd6f6420f45e16bb8ccf9) [03.05.2016]
- Reiber, Matthias: „Johann August Unzers Wochenschrift Der Arzt (1759–1764). Oder: Wie man das Wissen vom Menschen mit Erfolg verbreitet.“ In: Carsten Zelle (Hg.): *„Vernünftige Ärzte“. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 186–199.
- Reiche, Dagmar (Hg.): *Roche-Lexikon Medizin*. 5., neu bearb. und erw. Aufl. München, Jena: Elsevier; Urban & Fischer 2003. Unter: <https://www.tk.de/rochelexikon/> [28.06.2015]
- Renner, Kaspar: „Der unsichtbare Dritte. Recht, Literatur und ihre Mittler. Neue Perspektiven der Forschung.“ In: David Oels; Stephan Porombka; Erhard Schütz (Hg.): *Recht, sachlich* (Non Fiktion, 3). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 59–82.
- Reske, Hermann: *Traum und Wirklichkeit im Werk Heinrich von Kleists*. Stuttgart: Kohlhammer 1969

- Retzlaff, Stefanie: „Fallbasierte Wissensproduktion im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793) [Rez.]“. In: *IASOnline* 2012. Unter: http://www.iasonline.de/index.php?vorgang_id=3596 [03.10.2015]
- Reuchlein, Georg: *Bürgerliche Gesellschaft, Psychiatrie und Literatur. Zur Entwicklung der deutschen Literatur des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts* (Münchner Universitäts-Schriften. Philosophische Fakultät. Münchner germanistische Beiträge, 35). München: Fink 1986
- Reuß, Roland: „Im Geklüfft“. Zur Sprache von Kleists Penthesilea.“ In: Ders.; Peter Staengle; Ingeborg Harms (Hg.): *Brandenburger Kleist-Blätter* 5. Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1992, S. 3–27.
- Reuter, Helmut: *Geschichte der Psychologie*. Göttingen: Hogrefe 2013
- Revenstorf, Dirk; Caspar, Franz: „Fallstudie [Art.]“. In: Markus Wirtz (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von Janina Strohmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014, S. 527. Unter: <https://portal-1hogrefe-1com-1dorsch.emedia1.bsb-muenchen.de/dorsch/fallstudie/> [28.06.2015]
- Richter, Karl: „Literatur als Korrektiv.“ In: Ders.; Jörg Schönert; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 131–138.
- ; Schönert, Jörg; Titzmann, Michael: „Literatur – Wissen – Wissenschaft. Überlegungen zu einer komplexen Relation.“ In: Dies. (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 9–36.
- Ricœur, Paul: „Narrative Funktion und menschliche Zeiterfahrung.“ In: Volker Bohn (Hg.): *Romantik – Literatur und Philosophie. Internationale Beiträge zur Poetik* (Edition Suhrkamp, 1395 = N.F., 395). 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 45–79.
- Riedl, Peter Philipp: „Transformationen der Rede. Kreativität und Rhetorik bei Heinrich von Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2003*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2003, S. 79–106.
- Ritter, Harald: *Die Dichtung Kleists. Studien zu ihrem episch-dramatischen Spannungsfeld*. Aachen: Shaker 2000
- Ritzer, Monika: „Poetiken räumlicher Anschauung.“ In: Martin Huber; Christine Lubkoll; Steffen Martus; Yvonne Wübben (Hg.): *Literarische Räume. Architekturen – Ordnungen – Medien*. Berlin: Akademie Verlag 2012, S. 19–37.
- Rosa, Hartmut: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008
- Rose, Dirk: „Die Verortung der Literatur. Präliminarien zu einer Poetologie der Lokalisation.“ In: Martin Huber; Christine Lubkoll; Steffen Martus; Yvonne Wübben (Hg.): *Literarische Räume. Architekturen – Ordnungen – Medien*. Berlin: Akademie Verlag 2012, S. 39–57.

- Rothschuh, Karl E.: „Von der Idee bis zum Nachweis der tierischen Elektrizität.“ In: *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften* 1960, Bd. 44/Heft 1, S. 25–44. Unter: <http://www.jstor.org/stable/20774622> [23.10.2016]
- : *Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart*. 1. Aufl. Stuttgart: Hippokrates-Verlag 1978
- Rowbottom, Margaret; Susskind, Charles: *Electricity and Medicine. History of Their Interaction*. San Francisco: San Francisco Press 1984
- Ruchatz, Jens; Willer, Stefan; Pethes, Nicolas et al. (Hg.): *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Berlin: Kadmos 2007
- Rückert, Joachim: „Zur Rolle der Fallgeschichte in Juristenausbildung und juristischer Praxis zwischen 1790 und 1880.“ In: Jörg Schönert; Konstantin Imm; Joachim Linder (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991, S. 285–311.
- Rudolf, Gerd: „Aufbau und Funktion von Fallgeschichten im Wandel der Zeit.“ In: Ulrich Stuhr; Friedrich-Wilhelm Deneke (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993, S. 17–31.
- Runte, Annette: „Liebestraum und Geschlechtertrauma. Kleists Amazonentragödie und die Grenzen der Repräsentation.“ In: Dies.: *Lesarten der Geschlechterdifferenz. Studien zur Literatur der Moderne*. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 39–54.
- : „Traum – Bild – Schrift. Zur Rhetorik der Geschlechter in Kleists *Käthchen von Heilbronn*.“ In: Dies.: *Lesarten der Geschlechterdifferenz. Studien zur Literatur der Moderne*. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 55–81.
- Ruoff, Michael: *Foucault-Lexikon. Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge* (UTB, 2896). Paderborn: Fink 2007
- Sawday, Jonathan: *The body emblazoned. Dissection and the human body in Renaissance culture*. London: Routledge 1995
- Schäfer, Armin: „Mord im politischen Affekt. Zu Friedrich Schillers *Die Räuber*. Ein Schauspiel (Fünfter Akt. Zweyte Scene).“ In: Michael Niehaus; Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 157–188.
- Schäfer, Christiane: „Texttreppen – Textbögen.“ In: Klaus Jeziorkowski (Hg.): *Kleist in Sprüngen*. München: Iudicium Verlag 1999, S. 88–96.
- Schäffner, Wolfgang: „Die Zeichen des Unsichtbaren. Der ärztliche Blick und die Semiotik im 18. und frühen 19. Jahrhundert.“ In: Inge Baxmann; Michael Franz; Ders. (Hg.): *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert* (Literaturforschung, 2). Berlin: Akademie Verlag 2000, S. 480–510.

- Scherer, Gabriela: *Bis daß der Tod euch scheidet ... Leib-seelische Fügungen in Liebesgeschichten um 1800*. Bielefeld: Aisthesis 2002
- Scherpe, Klaus R.: *Gattungspoetik im 18. Jahrhundert. Historische Entwicklung von Gottsched bis Herder*. Stuttgart: J.B. Metzler 1968
- Schings, Hans-Jürgen (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposium 1992*. Stuttgart: J.B. Metzler 1994
- : „Der Höllenpunkt. Zum Erzählen Kleists.“ In: Marie Haller-Neumann; Dieter Rehwinkel (Hg.): *Kleist – ein moderner Aufklärer?* Göttingen: Wallstein 2005, S. 41–59.
- Schmaus, Marion: Georg Büchners dramatische Lehre vom ganzen Menschen. ‚Woyzeck‘ als ästhetischer Kommentar zu Entwicklungen in Psychiatrie, Medizin, Wissenschaft, Militär und Justiz. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18502 [20.01.2017]
- Schmidt, Herminio: *Heinrich von Kleist. Naturwissenschaft als Dichtungsprinzip*. Bern: P. Haupt 1978
- Schmidt, Jochen: *Heinrich von Kleist. Studien zu seiner poetischen Verfahrensweise*. Tübingen: Max Niemeyer 1974
- Schmidt-Hannisa, Hans-Walter: „Das eiserne Szepter des Schlafes. Über die Unzurechnungsfähigkeit von Schlaftrunkenen, Nachtwandlern und Träumen im 18. Jahrhundert.“ In: Michael Niehaus; Ders. (Hg.): *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York: Peter Lang 1998, S. 57–83.
- Schmiedebach, Heinz-Peter: „Dazwischen – Medizingeschichte im weiten Feld von Medizin und Literaturwissenschaft.“ In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 2015, Bd. 40/Heft 1, S. 196–206.
- Schmitt, Franz A. (Hg.): *Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Eine Bibliographie*. 3. Aufl. Berlin u. a.: De Gruyter 1976
- Schmitt, Wolfram: „Psychisch Kranke und ihre Helfer am Ende des 18. Jahrhunderts. Pfarrer Oberlin und der Dichter Lenz.“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Jahrbuch Literatur und Medizin, Band 2*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008, S. 41–59.
- Schmitz, Walter: „... eine neue Ordnung der Dinge‘. Heinrich von Kleists Dresdner Aufenthalt.“ In: Lothar Jordan (Hg.): *Beiträge zur Kleist-Forschung 2007/2008. Themen: Kleist als Dramatiker. Aufführungsgeschichte und Aufführungspraxis/Kleist und Dresden. Werk, Kontext und Umgebung* (Beiträge zur Kleist-Forschung, 21). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 81–104.
- Schmitz-Emans, Monika: „Literatur und Wissen: Neuere Beiträge zu einem Forschungsfeld.“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 2015, Bd. 107/Heft 1, S. 108–135.

- Schneider, Manfred: „Die Gewalt von Raum und Zeit. Kleists optische Medien und das Kriegstheater.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 1998*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 209–226.
- Schneider, Sabine: „Entschleunigung. Episches Erzählen im Moderneprozess.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 247–264.
- Schnitzler, Günther: „Zusammenbrüche, Aufbrüche – Kleists ‚Kant-Krise‘ und *Die Familie Schroffenstein*.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 37–62.
- Schnyder, Peter: „Die Dynamisierung des Statischen. Geologisches Wissen bei Goethe und Stifter.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 3, S. 540–555.
- : „Das Wechselspiel der Gattungen. Zur literarischen Reflexion der Darstellung geologischen Wissens bei Gustave Flaubert und Jules Verne.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 227–246.
- : „Die Zeit bringt Rath.‘ Schillers Wilhelm Tell als Drama der Temporalität.“ In: Michael Gamper; Helmut Hühn (Hg.): *Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft* (Ästhetische Eigenzeiten, 1). 1. Aufl. Hannover: Wehrhahn 2014, S. 245–269.
- : ProDoc ‚Das unsichere Wissen der Literatur. Natur, Recht, Ästhetik‘. Forschungsmodul I: ‚Natur. Die Geschichte der Erde und des Lebens zwischen Literatur und Wissenschaft‘. Unter: <http://www.unsichereswissen.ch/fileadmin/pdfs/unsichereswissen-Natur.pdf> [11.08.2015]
- Schönert, Jörg: „Zur Einführung in den Gegenstandsbereich und zum interdisziplinären Vorgehen.“ In: Ders.; Konstantin Imm; Joachim Linder (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991, S. 11–55.
- : „1770–1830. Neue Ordnungen im Verhältnis von ‚schöner Literatur‘ und Wissenschaft.“ In: Karl Richter; Ders.; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 39–47.
- ; Imm, Konstantin; Linder, Joachim (Hg.): *Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920: Vorträge zu einem interdisziplinären Kolloquium, Hamburg, 10.–12. April 1985* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 27). Tübingen: Max Niemeyer 1991
- Schott, Heinz: „Der versteckte Poet in uns: Zur Sprachtheorie in der naturphilosophischen Seelenlehre von Gotthilf Heinrich von Schubert (1780–1860).“ In: *Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte* 1981, Bd. 65/Heft 3, S. 226–250.

- : „Sigmund Freud (1856–1939).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 323–335.
- : *Der sympathetische Arzt. Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert* (Bibliothek des 18. Jahrhunderts). München: Beck 1998
- Schramm, Helmar; Schwarte, Ludger; Lazardzig, Jan (Hg.): *Spuren der Avantgarde: Theatrum anatomicum: Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich*. Berlin, New York: De Gruyter 2011
- Schrenker, Katrin: *Dichtung und Wahn: Zur Psychopathologie in Georg Büchners Lenz*. Frankfurt a. M.: Centaurus Verlag & Media 2015
- Schuller, Marianne: „Ein Trauerspiel? Zu Kleists ‚Penthesilea‘.“ In: Dies.; Nikolaus Müller-Schöll; Susanne Gottlob (Hg.): *Kleist lesen*. Bielefeld: transcript 2003, S. 60–73.
- : „Der Wahn und seine Beziehung zur Metaphorizität. Zu Kleists kryptischem Trauerspiel *Penthesilea*.“ In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Heinrich von Kleist* (Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, 27). Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 121–131.
- : „Liebe ohne Gleichen. Bildersprache in Kleists Trauerspiel *Penthesilea*.“ In: Rüdiger Campe (Hg.): *Penthesileas Versprechen. Exemplarische Studien über die literarische Referenz* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 162). 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 2008, S. 47–59.
- Schulz, Gerhard: *Kleist. Eine Biographie*. München: Beck 2007
- Schulz, Oliver: „Empirische Psychologie [Art.].“ In: Gerd Wenninger (Hg.): *Lexikon der Psychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2000. Unter: <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/empirische-psychologie/4081> [09.03.2016]
- Schumacher, Eckhard: „... eine noch zu entwickelnde Form des Essays“. Gattungsexperimente um 1968.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 361–373.
- Schuster, Britt-Marie: *Auf dem Weg zur Fachsprache. Sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939)* (Reihe germanistische Linguistik, 286). Berlin: De Gruyter 2010
- Schütte, Uwe: *Die Poetik Des Extremen: Ausschreitungen Einer Sprache Des Radikalen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006
- Seibt, Ferdinand: „Karl Heinrich Seibt (1735–1806).“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Bd. 16, S. 83–96.
- Siebenborn, Eva: „Darstellungsprobleme im medizinischen Fallbericht am Beispiel einer *Hystérie pulmonaire* (1888).“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen*. Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 107–133.

- Siebenpfeiffer, Hania: „Körper.“ In: Clemens Kammler; Rolf Parr; Ulrich J. Schneider; Elke Reinhardt-Becker (Hg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2008, S. 266–272.
- Siefert, Helmut: „Jean-Martin Charcot (1825–1893).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Zweiter Band: Von Philippe Pinel bis Viktor von Weizsäcker*. München: C. H. Beck 1991, S. 216–233.
- Simonis, Annette: Moderne Zeiterfahrung und Globalisierung. Zeitbilder und -konzepte in der Literatur und Kultur der europäischen Avantgarden. Unter: <http://www.komparatistik-online.de/20112012-1-5> [11.08.2015]
- Söffner, Jan: „Penthesileas Zorn.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2008/2009*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2009, S. 166–182.
- Specht, Benjamin: *Physik als Kunst. Die Poetisierung der Elektrizität um 1800* (Studien zur deutschen Literatur, 193). Berlin: De Gruyter 2010
- Spree, Axel: „Anschauung [Art.].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch> [22.01.2016]
- : „Anschauungsformen [Art.].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [22.01.2016]
- : „Ästhetik [Art.].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [09.03.2016]
- : „Autonomie [Art.].“ In: Wulff D. Rehfus (Hg.): *Handwörterbuch Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003. Unter: <http://www.philosophie-woerterbuch.de> [11.03.2016]
- Staiger, Emil: „Heinrich von Kleist: Das Bettelweib von Locarno.“ In: Ders. (Hg.): *Meisterwerke deutscher Sprache aus dem 19. Jahrhundert*. München: dtv 1973, S. 87–102.
- Steigerwald, Jörn: „Schwindelgefühle. Das literarische Paradigma der ‚Darstellung‘ als Anthropologicum (Klopstock, Sulzer, Herz, Hoffmann).“ In: Thomas Lange; Harald Neumeyer (Hg.): *Kunst und Wissenschaft um 1800* (Stiftung für Romantikforschung, 13). Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 109–131.
- : „Ideen-zirkulation und Zirkulation von Ideen. Zur empirischen Psychologie der Berliner Spätaufklärung (am Beispiel von Marcus Herz).“ In: Harald Schmidt; Marcus Sandl (Hg.): *Gedächtnis und Zirkulation. Der Diskurs des Kreislaufs im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (Formen der Erinnerung, 14). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, S. 39–62.
- Steinberg, Holger: „Die Identität der Medizinischen Psychologie: Eine historische Spurensuche.“ In: *Psychother Psych Med* 2014, Bd. 64/Heft 11, S. 411–420.

- Stephens, Anthony: „Was hilft, daß ich jetzt schuldlos mich erzähle?“. Zur Bedeutung der Erzählvorgänge in Kleists Dramen.“ In: Fritz Martini; Walter Müller-Seidel; Bernhard Zeller (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Alfred Kröner 1985. Bd. 29, S. 301–323.
- : „Der Opfergedanke bei Heinrich von Kleist.“ In: Gerhard Neumann (Hg.): *Heinrich von Kleist. Kriegsfall – Rechtsfall – Sündenfall*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1994, S. 193–248.
- : *Heinrich von Kleist. The Dramas and Stories*. Oxford: Berg 1994
- : „Antizipation als Strukturprinzip im Werk Kleists.“ In: Wilfried Barner, Walter Müller-Seidel, Ulrich Ott (Hg.): *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. Stuttgart: Kröner 1998. Bd. 42, S. 195–213.
- : *Kleist – Sprache und Gewalt*. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Rombach 1999
- : „Die Grenzen überschwärmen“. Zur Problematik der Zeit in Kleists *Penthesilea*. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften 2005
- : „Zur Funktion der ‚Schauspiele‘ in Kleists Erzählungen.“ In: Günther Blamberger (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2007*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 102–119.
- : „Ich nur, ich weiß den Göttersohn zu fällen“. Die Änigmen der Einsicht in Kleists *Penthesilea*.“ In: Yixu Lü; Ders.; Alison Lewis; Wilhelm Vosskamp (Hg.): *Wissensfiguren im Werk Heinrich von Kleists* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 187). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2012, S. 91–110.
- Stockhorst, Stefanie: „Zur Einführung: Von der Verzeitlichungsthese zur temporalen Diversität.“ In: Dies. (Hg.): *Zeitkonzepte. Zur Pluralisierung des Zeitdiskurses im langen 18. Jahrhundert*. Wallstein 2006, S. 157–164.
- Stolberg, Michael: „Formen und Funktionen medizinischer Fallberichte in der Frühen Neuzeit (1500–1800).“ In: Johannes Süßmann; Susanne Scholz; Gisela Engel (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007, S. 81–95.
- Strauch, Christina: Weiblich, trefflich, nervenkrank. Geschlechterbeziehungen und Machtdispositive. Heinrich von Kleists Werk im medizinisch-anthropologischen Diskurs der Zeit um 1800. Dissertation. Friedrich-Alexander-Universität. Philosophische Fakultät II, Erlangen-Nürnberg 2004. Unter: <https://opus4.kobv.de/opus4-fau/frontdoor/index/index/year/2005/docId/106> [12.08.2015]
- Stuhr, Ulrich; Deneke, Friedrich-Wilhelm (Hg.): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg: Roland Asanger 1993
- Su.: „Biographien der Wahnsinnigen, von C. H. Spieß. Viertes Bändchen.“ In: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 1797, Bd. 30/1. Stück, S. 483–485. Unter: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/nadb/nadb.htm> [17.03.2015]
- Süßmann, Johannes: „Einleitung: Perspektiven der Fallstudienforschung.“ In: Ders.; Susanne Scholz; Gisela Engel (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007, S. 7–28.

- ; Scholz, Susanne; Engel, Gisela (Hg.): *Fallstudien. Theorie, Geschichte, Methode*. Berlin: Trafo 2007
- Szondi, Peter: *Theorie des modernen Dramas*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1963
- : *Poetik und Geschichtsphilosophie II. Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik; Schellings Gattungspoetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974
- Tarot, Rolf: „Drama – Roman – Dramatischer Roman. Bemerkungen zur Darstellung von Unmittelbarkeit und Innerlichkeit in Theorie und Dichtung des 18. Jahrhunderts.“ In: Linda Dietrick; David G. John (Hg.): *Momentum dramaticum. Festschrift for Eckehard Catholy*. Waterloo/Ontario, Canada: University of Waterloo Press 1990, S. 241–269.
- Tatar, Maria M.: „Psychology and Poetics: J. C. Reil and Kleist’s *Prinz Friedrich von Homburg*.“ In: *Germanic Review* 1973, Bd. 48/Heft 1, S. 21–34.
- : *Spellbound. Studies on Mesmerism and literature*. Princeton: Princeton University Press 1978
- Theisen, Bianca: „Simultaneity. A Narrative Figure in Kleist.“ In: *MLN* 2006, S. 514–521.
- Thome, Rainer: „Teil I: Dokumentation und Statistik als Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse umweltbedingter Abläufe.“ In: Kurt Böhm; Claus O. Köhler; Ders. (Hg.): *Historie der Krankengeschichte. Professor Dr. med. Gustav Wagner zum 60. Geburtstag*. 1. Aufl. Stuttgart, New York: Schattauer 1978, S. 3–43.
- Thomson, Heidi: „Coleridge’s Notes from Christian Heinrich Spiess’s *Biographien der Selbstmörder*.“ In: *Notes and Queries* 2012, Bd. 59/Heft 3, S. 375–378.
- Thums, Barbara: „„mit der Seele den Eindruck der Sinne auffassen u denken“. Heinrich von Kleists Ästhetik der Aufmerksamkeit.“ In: Martin Baisch; Andreas Degen; Jana Lüdtke (Hg.): *Wie gebannt. Ästhetische Verfahren der affektiven Bindung von Aufmerksamkeit* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 191). 1. Aufl. Freiburg: Rombach 2013, S. 335–357.
- Titzmann, Michael: „Die Erzähltexte von Christian Heinrich Spieß und ihr Beitrag zur Anthropologie der Goethezeit.“ In: *Germanistica pragensia* 2002, Bd. 16, S. 9–14.
- Toellner, Richard: „Hermann Boerhaave (1668–1738).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 215–230.
- : „Büchner und Haller. Über das Unverhältnis zweier großer Gelehrter des 18. Jahrhunderts.“ In: Jürgen D. Kiefer; Horst R. Abe (Hg.): *Parerga – Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. In memoriam Horst Rudolf Abe* (Sonderschriften der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 37). Erfurt: Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 2007, S. 113–127.
- Török, Ervin: „Zeit und Referenz. Über Heinrich von Kleists ‚Das Erbeben von Chili‘.“ In: Árpád Bernáth; Endre Hárs; Peter Plener (Hg.): *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*. Tübingen: Francke 2006, S. 89–106.

- Toulmin, Stephen; Goodfield, Jane: *Entdeckung der Zeit. Mit 12 Abbildungen auf Tafeln und im Text*. München: Wilhelm Goldmann 1970
- Trappen, Stefan: *Gattungspoetik. Studien zur Poetik des 16. bis 19. Jahrhunderts und zur Geschichte der triadischen Gattungslehre*. Heidelberg: C. Winter 2001
- Trautmann Banks, Joanne; Hunsaker Hawkings, Anne (Hg.): „The Art of Clinical Case History.“ Sonderheft *Literature and medicine* 1992, Bd. 11/Heft 2.
- Tripp, G. Matthias: „Marie-François-Xavier Bichat (1771–1802).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medizin. Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 328–338.
- Tschacher, Walter: „Rezension: ‚Genera Mixta‘. Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik by Sven Gesse.“ In: *Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur* 1999, Bd. 91/Heft 4, S. 551–553.
- Turner, Victor: „Betwixt and Between: The liminal period in *rites de passages*.“ In: William A. Lessa; Evon Z. Vogt (Hg.): *Reader in comparative religion. An anthropological approach*. 4. Aufl. New York u. a.: Harper & Row 1979, S. 234–243.
- : *From ritual to theatre: The human seriousness of play*. New York: Performing Arts Journal Publications 1982
- Uhlig, Ingo: *Traum und Poiesis. Produktive Schlafzustände 1641–1810* (Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa, 20). Göttingen: Wallstein 2015
- Vanja, Christina: „Nur ‚finstere und unsaubere Clostergänge‘? Die hessischen Hohen Hospitäler in der Kritik reisender Aufklärer.“ In: Heiner Fangerau; Karin Nolte (Hg.): *‚Moderne‘ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert: Legitimation und Kritik*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2006, S. 23–42.
- Vaskinevitch, Anzhelika: „‚Bekanntschaften, daheim und auf Reisen‘. G. H. Schuberts Beziehungen zu Kleist und Goethe im Jahre 1807 und ihre späteren Auswirkungen.“ In: Lothar Jordan (Hg.): *Beiträge zur Kleist-Forschung 2007/2008. Themen: Kleist als Dramatiker. Aufführungsgeschichte und Aufführungspraxis/Kleist und Dresden. Werk, Kontext und Umgebung* (Beiträge zur Kleist-Forschung, 21). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 123–142.
- Vogel, Juliane: „Verstrickungskünste. Lösungskünste. Zur Geschichte des dramatischen Knotens.“ In: *POETICA* 2008, Jg. 40/Heft 3–4, S. 269–288.
- Vogl, Joseph: „Mimesis und Verdacht. Skizze zu einer Poetologie des Wissens nach Foucault.“ In: François Ewald; Bernhard Waldenfels (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken* (Edition Suhrkamp, 640). 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 193–204.
- : „Für eine Poetologie des Wissens.“ In: Karl Richter; Jörg Schönert; Michael Titzmann (Hg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1997, S. 107–125.
- : „Einleitung.“ In: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999, S. 7–16.

—— (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München: Fink 1999

Volkening, Heide: „Schreien, verbissen. Zu Ethos und Pathos bei Lessing und Schiller.“ In: Cornelia Zumbusch (Hg.): *Pathos. Zur Geschichte einer problematischen Kategorie*. Berlin: Akademie Verlag 2010, S. 83–97.

Völker, Jan: „Die Geburt der Klinik.“ In: Clemens Kammler; Rolf Parr; Ulrich J. Schneider; Elke Reinhardt-Becker (Hg.): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 2008, S. 32–38.

Vos, Morris: „Dramatic Narration: The Speech Criterion in Seventeenth-Century German Narration Theory.“ In: *Neophilologus* 1991, Bd. 75/Heft 1, S. 112–118.

Voss, Ernst T.: „Nachwort.“ In: Engel, Johann J.: *Über Handlung, Erzählung und Gespräch*. Faksimiledruck der ersten Fassung von 1774 aus der ‚Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaft und der freyen Künste‘. Hg. v. Ernst T. Voss. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH 1964, S. 2–171.

Vukanović, Marija B.; Grmuša, Lovorka G.: *Space and time in language and literature*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars 2009

Wagner-Egelhaaf, Martina: „Traum – Text – Kultur. Zur literarischen Anthropologie des Traumes.“ In: Gerhard Neumann (Hg.): *Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft*. Stuttgart: J.B. Metzler 1997, S. 123–144.

Wahrig, Bettina: „Anekdote – Fallbericht – Satire: Schreibstrategien medizinischer und pharmazeutischer Literaten in Fachzeitschriften des 18. Jahrhunderts.“ In: Alexander Košenina; Carsten Zelle (Hg.): *Kleine anthropologische Prosaformen der Goethezeit (1750–1830)* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 4). Hannover: Wehrhahn 2011, S. 140–149.

Weber, Philippe: „Schwellen der Wissenschaftlichkeit. Einleitung.“ In: Arne Höcker; Jeannie Moser; Philippe Weber (Hg.): *Wissen, Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript 2006, S. 85–90.

Weder, Katharine: *Kleists magnetischen Poesie. Experimente des Mesmerismus*. Göttingen: Wallstein 2008

Wegener, Mai: „Fälle, Ausfälle, Sündenfälle – Zu den Krankengeschichten Freuds.“ In: Susanne Düwell; Nicolas Pethes (Hg.): *Fall – Fallgeschichte – Fallstudie. Theorie und Geschichte einer Wissensform*. Unter Mitarbeit von Natalie Binczek, Marcus Düwell et al. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus 2014, S. 169–194.

Wegmann, Thomas; King, Martina (Hg.): *Fallgeschichte(n) als Narrativ zwischen Literatur und Wissen* (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe, 84). 1. Aufl. Innsbruck: Innsbruck University Press 2016

Weinrich, Harald: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. München: C. H. Beck 2001

Weisser, Ursula: „Hippokrates (ca. 460–ca. 375 v. Chr.), Galen (129–ca. 200 oder nach 210 n. Chr.).“ In: Dietrich v. Engelhardt; Fritz Hartmann (Hg.): *Klassiker der Medi-*

- zin. *Erster Band: Von Hippokrates bis Christoph Wilhelm Hufeland*. München: C. H. Beck 1991, S. 11–29.
- Wetzel, Michael: „Geben und Vergeben. Vorüberlegungen zu einer Neudeutung der Ambivalenzen bei Kleist.“ In: Günther Blamberger et al. (Hg.): *Kleist-Jahrbuch 2000*. Stuttgart: J.B. Metzler 2000, S. 89–103.
- White, Hayden: „Anomalies of Genre: The Utility of Theory and History for the Study of Literary Genres.“ In: *New Literary History* 2003, Bd. 34/Heft 3, S. 597–615.
- Wieczorek, Stefanie: Marcus Herz – Biographie. Unter: <http://www.haskala.net/autoren/herz01/biographie.html> [22.04.2016]
- Willems, Marianne: Der Verbrecher als Mensch. Zur Herkunft ‚anthropologischer‘ Deutungsmuster der Kriminalgeschichte des 18. Jahrhunderts. Unter: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/willems_verbrecher.pdf [31.08.2013]
- Willer, Stefan: „Fallgeschichte [Art.]“ In: Bettina v. Jagow; Florian Steger (Hg.): *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 231–235.
- Wimböck, Gabriele; Leonhard, Karin; Friedrich, Markus (Hg.): *Evidentia*. Berlin: Lit Verlag 2007
- Winklehner, Brigitte (Hg.): *Literatur und Wissenschaft. Begegnung und Integration: Festschrift für Rudolf Baehr* (Romanica et comparatistica, 6). Tübingen: Stauffenburg 1987
- Winkler, Willi: „Der menschenfreundlichste Arzt seit Sigmund Freud.“ In: *Süddeutsche Zeitung* [31.08.2015]
- Wirtz, Markus (Hg.): *Dorsch. Lexikon der Psychologie*. Unter Mitarbeit von Janina Strohmer. 17., überarb. Aufl., neue Ausg. Bern: Verlag Hans Huber 2014
- Wodianka, Stephanie: „Zeit – Literatur – Gedächtnis.“ In: Astrid Erll; Ansgar Nünning et al. (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft: Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Berlin: De Gruyter 2005, S. 179–202.
- Wübben, Yvonne: „Literarische Versuche als Multiplikatoren des Wissens? Zur Entstehung des Neuen um 1750.“ In: Michael Gamper; Martina Wernli; Jörg Zimmer (Hg.): *„Es ist nun einmal zum Versuch gekommen“*. *Experiment und Literatur I: 1580–1790*. Göttingen: Wallstein 2009, S. 279–292.
- : „Ordnen und Erzählen. Emil Kraepelins Beispielgeschichten.“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 381–395.
- : „Forensik und Philologie. Heinrich von Kleists Penthesilea.“ In: Nicolas Pethes (Hg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 166–184.
- : „Vom Gutachten zum Fall. Die Ordnung des Wissens in Karl Philipp Moritz’ Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.“ In: Sheila Dickson; Stefan Goldmann; Christof Wingerts Zahn (Hg.): *„Fakta, und kein moralisches Geschwätz“*. *Zu den Fallge-*

- schichten im ‚Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‘ (1783–1793).* Göttingen: Wallstein 2011, S. 140–158.
- : „Die kranke Stimme: Erzählinstanz und Figurenrede im Psychiatrie-Lehrbuch des 19. Jahrhunderts.“ In: Rudolf Behrens; Carsten Zelle (Hg.): *Der ärztliche Fallbericht. Epistemische Grundlagen und textuelle Strukturen dargestellter Beobachtungen.* Wiesbaden: Harrassowitz 2012, S. 151–170.
- : „Fall und Fallgeschichte – Der Mensch als Sache anthropologischer Diskurse: Einleitung.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 521–524.
- : „Observatio, Kasus und Essai. Der Mensch als Sache epistemischer Gattungen.“ In: Frauke Berndt; Daniel Fulda (Hg.): *Die Sachen der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2010 in Halle a. d. Saale* (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 34). Hamburg: Meiner 2012, S. 537–543.
- : *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts.* Paderborn: Konstanz University Press 2012
- : Büchners Lenz – ein psychiatrischer Fall? Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18491 [20.01.2017]
- : „Einleitung.“ In: Dies.; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur.* Göttingen: Wallstein 2013, S. 13–19.
- : „Mikrotom der Klinik. Der Aufstieg des Lehrbuchs in der Psychiatrie (um 1890).“ In: Dies.; Carsten Zelle (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur.* Göttingen: Wallstein 2013, S. 149–175.
- : *Büchners Lenz. Geschichte eines Falls.* Paderborn: Konstanz University Press 2016
- ; Zelle, Carsten (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur.* Göttingen: Wallstein 2013
- Wukadinović, Spiridion: *Kleist-Studien.* Stuttgart, Berlin: Cotta 1904
- Zande, Johan van der: „Review: Identity or History? Markus Herz and the End of the Enlightenment. By Martin L. Davies.“ In: *Central European History* 1996, Bd. 29/Heft 4, S. 585–587.
- Zelle, Carsten (Hg.): *‚Vernünftige Ärzte‘. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001
- : „Experimentalseelenlehre und Erfahrungsseelenkunde. Zur Unterscheidung von Erfahrung, Beobachtung und Experiment bei Johann Gottlob Krüger und Karl Philipp Moritz.“ In: Ders. (Hg.): *‚Vernünftige Ärzte‘. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche

- Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 173–185.
- : „Vorbemerkung.“ In: Ders. (Hg.): *„Vernünftige Ärzte“. Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutschsprachigen Frühaufklärung* (Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung, 19). Tübingen: Max Niemeyer 2001, S. 1–3.
- : „Die Geschichte besteht in einer Erzählung“. Poetik der medizinischen Fallerzählung bei Andreas Elias Büchner (1701–1769).“ In: *Zeitschrift für Germanistik* 2009, Bd. 19/Heft 2, S. 301–316.
- : „Spieß, Christian Heinrich.“ In: *Neue deutsche Biographie*. Hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Duncker & Humblot 2010. Bd. 24, S. 694–695. Unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118961446.html#ndbcontent> [02.09.2016]
- : „Spieß, Christian Heinrich.“ In: Walther Killy (Hg.): *Verfasser-Datenbank. Autoren der deutschsprachigen Literatur und des deutschsprachigen Raums: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin, Boston: De Gruyter 2012. Unter: <http://www.degruyter.com.vdbo.emedia1.bsb-muenchen.de/view/VDBO/vdbo.killy.6331> [26.06.2016]
- : „Einleitung.“ In: Yvonne Wübben; Ders. (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 277–282.
- : „Fall und Fallerzählung in Friedrich Hoffmanns *Medicina Consultatoria* (1721–1739).“ In: Yvonne Wübben; Ders. (Hg.): *Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 348–373.
- : „Einleitung.“ In: Ders. (Hg.): *Casus. Von Hoffmanns Erzählungen zu Freuds Novellen. Eine Anthologie der FachprosaGattung ‚Fallerzählung‘* (Bochumer Quellen und Forschungen zum 18. Jahrhundert, 7). Hannover: Wehrhahn 2015, S. 7–28.
- Zimbardo, Philip G.; Gerrig, Richard J. (Hg.): *Psychologie*. Unter Mitarbeit von Ralf Graf. 18. Aufl. München, Boston u. a.: Pearson Studium 2008
- Zimmermann, Bernhard: „Antiketransformationen in Heinrich von Kleists Dramen.“ In: Werner Frick (Hg.): *Heinrich von Kleist. Neue Ansichten eines rebellischen Klassikers* (Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae, 186). 1. Aufl. Freiburg i. Br.: Rombach 2014, S. 321–343.
- Zumbusch, Cornelia: *Die Immunität der Klassik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 2014). 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp 2011
- Zymner, Rüdiger: „Texttypen und Schreibweisen.“ In: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*. Stuttgart: J.B. Metzler 2007, S. 25–80.
- : „Das ‚Wissen‘ der Lyrik.“ In: Michael Bies; Michael Gamper; Ingrid Kleeberg (Hg.): *Gattungs-Wissen. Wissenspoetologie und literarische Form*. Göttingen: Wallstein 2013, S. 109–120.

Vorträge

Berg, Gunhild: „Magaziniertes Wissen. Zeitschriften als ‚Archive‘“. Workshop des DFG-Forschungsprojekts ‚Fall-Archive‘. Universität zu Köln, Köln [28.11.2014]

Düwell, Susanne: „Zeitschriften der Erfahrungsseelenkunde als ‚Fall-Archive‘“. Workshop des DFG-Forschungsprojekts ‚Fall-Archive‘. Universität zu Köln, Köln [28.11.2014]

Gamper, Michael: „Ästhetische Eigenzeiten der Physik“. ELINAS Centre for Literature and Natural Sciences. Inaugural Conference of ELINAS: Physics and Literature: Theory – Popularization – Aestheticization at the Friedrich-Alexander-Universität Erlangen 29.05–01.06.2014, Erlangen [31.05.2014]. Unter: elinas.fau.de/videoSites/inauguralVideos.html [21.10.2016]

Gymnich, Monika: „Gattungshybridität im britischen Roman des 21. Jahrhunderts – Konsolidierung oder Dynamisierung des Gattungsspektrums?“. Tagung ‚Poetik der Gattungsmischung‘ (27.03.–29.03.2014). Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; Ludwig-Maximilians-Universität München, Freiburg im Breisgau [29.03.2014]

Jahraus, Oliver: „Momente des Präsentischen“. Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität, München [20.04.2010]

Rémi, Cornelia: „Grenze und Grenzüberschreitung. Gattungshybridität und literarischer Wandel“. Tagung ‚Poetik der Gattungsmischung‘ (27.03.–29.03.2014). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Ludwig-Maximilians-Universität München. Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Freiburg im Breisgau [27.03.2014]

Vogl, Joseph: „dauerhaft verschuldet. Diskussion mit Joseph Vogl über ‚Souveränitätseffekte‘“. Workshop ‚Hypothek als Denkfigur‘. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München [02.07.2015]

Zumbusch, Cornelia: „Die Kunst der Intrige“. Institut für Deutsche Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität, München [22.10.2009]

Zymner, Rüdiger: „Gattungsmischung als conceptual blending. Zu einer kognitionswissenschaftlichen Theorie der Gattungsmischung“. Tagung ‚Poetik der Gattungsmischung‘ (27.03.–29.03.2014). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Ludwig-Maximilians-Universität München. Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), Freiburg im Breisgau [27.03.2014]

Dank

Dass diese Dissertation überhaupt ihren Weg aufs Papier gefunden hat, ist in erster Linie Annette Keck zu verdanken, die mich spontan als Doktorandin ‚adoptierte‘. Für diese Offenheit bin ich ihr ebenso dankbar wie für die zahlreichen Blicke über den Tellerand, den ihr fantastisches Oberseminar bot. Den Freiraum, den sie gab, um seinen eigenen Weg durch den Literatur- und Gedankendschungel finden zu können, wusste ich sehr zu schätzen. Stephan Kammer und Michael Waltenberger danke ich für ihre Bereitschaft, sich mit den Herren Herz, Spieß und Kleist auseinanderzusetzen und die Disputation zu begleiten. Ein besonderer Dank gilt den Oberseminaristas: Gemeinsam Ideen zu entwickeln und in Frage zu stellen, war ungemein lehrreich und stets inspirierend. Jede einzelne dieser Wissenschaftlerinnen ist ein Gewinn für unsere Disziplin.

Die unzähligen, mit Freunden geteilten Kaffees waren ein Lichtblick während der mitunter einsamen Arbeit am Schreibtisch. Meinen Mädels danke ich für sämtliche aufmunternden Worte und Spaziergänge, der LA-Gang dafür, dass sie weiß, dass laute Musik manchmal das einzig Richtige für Herz, Geist und Seele ist, and my friends at King's for sparking a fire that burns just as bright as it did in London back then. Julia Pointner war bei allen großen Hürden, angefangen beim Kastanien-Sammeln vor dem ersten Schultag, eine unentbehrliche Stütze. Sämtliche Berge und Täler hat Eva Maria Reichert miterlebt; von ihrem Adlerauge hat diese Arbeit profitiert, von ihrem stets offenen Ohr ich selbst so viel mehr. Unverzichtbar war die Hilfe meiner Eltern, Gabi und Hans Kliem, und meiner Schwester. Auf Lisas wertvolles Feedback konnte ich ebenso jederzeit zählen wie auf ihre Bereitschaft, den Rucksack zu packen und mit mir einen neuen Fleck der Welt zu erkunden. Ohne die Carepakete sowie Reparatur- und Renovier-Notfalldienste meiner Eltern wäre das Ringen mit den Buchstaben auf diesen Seiten sicherlich mühevoller gewesen, ohne ihr Vertrauen und ihren Zuspruch aber unmöglich.